42 409 1

Deutsche Rundschau.

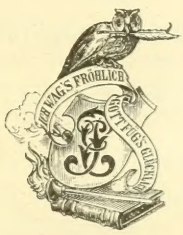
Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band LXXXII.

(Januar — Februar — März 1895.)



37563
10/4/96

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ernst Gimpel. — **Amsterdam**, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, Karl Wilberg. — **Basel**, Louis Jenke's Buchhandlung. — **Boston**, Carl Schoenhof. — **Brüssel**, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandlung. — **Buenos-Aires**, L. Jacobsen & Co. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — **Chicago**, Kölling & Klappenbach. — **Christiania**, Albert Cammermeyer. — **Cincinnati**, Wilde & Co. — **Dorpat**, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — **Kapstadt**, A. Braun. — **Konstantinopel**, Lorentz & Keil, Hofbuchhandlung. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchhandlung. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — **Liverpool**, Scholl & McGee. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — **Luzern**, Doleschal's Buchhandlung. — **Lyon**, H. Georg. — **Mailand**, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Mitau**, Fr. Lucas. — **Montevideo**, L. Jacobsen & Co. — **Moskau**, J. Deubner. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Heinrich Detken, Hofbuchhandlung. F. Furchheim. — **New-York**, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, G. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — **Petersburg**, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Pisa**, Ulrico Hoepli's Filiale. — **Porto-Alegre**, A. Mazeron. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferdinand Wassermann. — **Riga**, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchhandlung. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **San Francisco**, Fr. Wilh. & D. Barthaus. — **Santiago**, C. Brandt. — **Stockholm**, Samson & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Australien), F. Basedow. — **Tiflis**, G. Baerenstamm Wwe. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilhelm Braumüller & Sohn, Hof- & Universitäts-Buchhandlung. Wilhelm Frick, Hofbuchhandlung. Manz'sche k. k. Hofverlags- & Universitäts-Buchhandlung. — **Yokohama**, H. Ahrens & Co. Nachf. — **Zürich**, C. M. Ebell. Meyer & Zeller. Orell Füßli & Co. Sortiment (Albert Müller).

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd. 82

Inhalts-Verzeichniß

zum

Zweiundachtzigsten Bande (Januar — März 1895).

		Seite
I.	Effi Briest. Roman von **Theodor Fontane.** XVIII./XXII.	1
II.	Eduard Mörike. Briefe aus seiner Sturm- und Drangperiode. (1826—1834.) Herausgegeben von **Rudolf Krauß**	36
III.	Bodenwucher und Wohnungsreform. Von **Heinrich Albrecht** (Groß-Lichterfelde)	64
IV.	Die Brüder Grimm. Erinnerungen von **Herman Grimm.** Vorrede zur neuen Ausgabe der Kinder- und Hausmärchen . .	85
V.	Caterina Sforza. Von **Otto Hartwig.** I./IV.	101
VI.	Ada Negri	124
VII.	Am Haremsbrunnen. Von **J. T. von Eckardt** . . .	125
VIII.	Wirthschafts- und finanzpolitische Rundschau . .	133
IX.	Politische Rundschau	141
X.	Briefe von Gregorovius	147
XI.	Eine neue Goethe-Biographie	150
XII.	Peru	151
XIII.	Literarische Notizen	155
XIV.	Literarische Neuigkeiten	158
XV.	Effi Briest. Roman von **Theodor Fontane.** XXIII./XXVIII.	161
XVI.	Caterina Sforza. Von **Otto Hartwig.** V./VI. (Schluß.)	197
XVII.	Botanische Streifzüge an der Riviera. Von **Eduard Strasburger.** I./VIII.	218
XVIII.	Meine persönlichen Erinnerungen an Anton Rubinstein. Nebst Briefen. Von **Julius Rodenberg**	242
XIX.	Kleine Religionen unserer Tage	263
XX.	Heinrich von Sybel's Geschichte der Begründung des neuen Deutschen Reiches. Von **G. Kaufmann** . .	279
XXI.	Hendrik Witbooi. Von Premierlieutenant a. D. **Franz Josef von Bülow**	287
XXII.	Der chinesisch-japanische Conflict. Von **M. v. Brandt**	294

(Fortsetzung umstehend.)

		Seite
XXIII.	Politische Rundschau	298
XXIV.	Der Ursprung des siebenjährigen Krieges. Von **P. Bailleu**	304
XXV.	Güßfeldt's Montblanc. Von **Adolf Marcuse**	312
XXVI.	Literarische Notizen	315
XXVII.	Literarische Neuigkeiten	318
XXVIII.	Effi Briest. Roman von **Theodor Fontane.** XXIX./XXXVI. (Schluß.)	321
XXIX.	Der Tod des Patroklos. Sechzehnter und siebzehnter Gesang der Ilias. Von **Herman Grimm**	360
XXX.	Botanische Streifzüge an der Riviera. Von **Eduard Strasburger.** IX./XVII. (Schluß.)	385
XXXI.	Das Religions-Parlament in Chicago. Von **F. Max Müller**	409
XXXII.	Aus Karl Friedrich Reinhard's Leben. Von **Wilhelm Lang.** Am Hofe König Jerome's. (1808—1813.) I./V.	426
XXXIII.	Der Aufschwung Südafrika's. Von **Albrecht Wirth.** I./II.	448
XXXIV.	Politische Rundschau	466
XXXV.	Talleyrand	472
XXXVI.	Ein schwedischer Autor über das moderne England. Von **H. v. Horn**	474
XXXVII.	Literarische Notizen	477
XXXVIII.	Literarische Neuigkeiten	480

1469

Effi Briest.

Roman

von

Theodor Fontane.

Achtzehntes Capitel.

Effi war unzufrieden mit sich und freute sich, daß es nunmehr feststand, diese gemeinschaftlichen Ausflüge für die ganze Winterdauer auf sich beruhen zu lassen. Ueberlegte sie, was während all' dieser Wochen und Tage gesprochen, berührt und angedeutet war, so fand sie nichts, um dessentwillen sie sich directe Vorwürfe zu machen gehabt hätte. Crampas war ein kluger Mann, welterfahren, humoristisch, frei, frei auch im Guten, und es wäre kleinlich und kümmerlich gewesen, wenn sie sich ihm gegenüber aufgesteift und jeden Augenblick die Regeln strengen Anstandes befolgt hätte. Nein, sie konnte sich nicht tadeln, auf seinen Ton eingegangen zu sein, und doch hatte sie ganz leise das Gefühl einer überstandenen Gefahr und beglückwünschte sich, daß das alles nun muthmaßlich hinter ihr läge. Denn an ein häufigeres Sichsehen en famille war nicht wohl zu denken, das war durch die Crampas'schen Hauszustände so gut wie ausgeschlossen, und Begegnungen bei den benachbarten adligen Familien, die freilich für den Winter in Sicht standen, konnten immer nur sehr vereinzelt und sehr flüchtige sein. Effi rechnete sich dies alles mit wachsender Befriedigung heraus und fand schließlich, daß ihr der Verzicht auf das, was sie dem Verkehr mit dem Major verdankte, nicht allzu schwer ankommen würde. Dazu kam noch, daß Innstetten ihr mittheilte, seine Fahrten nach Varzin würden in diesem Jahre fortfallen: der Fürst gehe nach Friedrichsruh, das ihm immer lieber zu werden scheine; nach der einen Seite hin bedauere er das, nach der anderen sei es ihm lieb — er könne sich nun ganz seinem Hause widmen, und wenn es ihr recht wäre, so wollten sie die italienische Reise, an der Hand seiner Aufzeichnungen, noch einmal durchmachen. Eine solche Recapitulation sei eigentlich die Hauptsache, dadurch mache man sich Alles erst dauernd zu eigen, und selbst Dinge, die man nur flüchtig gesehen und von denen man kaum wisse, daß man sie in seiner Seele beherberge, kämen einem durch solche nachträglichen Studien erst voll zu Bewußtsein und Besitz.

Er führte das noch weiter aus und fügte hinzu, daß ihn Gieshübler, der den ganzen „italienischen Stiefel“ bis Palermo kenne, gebeten habe, mit dabei sein zu dürfen. Effi, der ein ganz gewöhnlicher Plauderabend ohne den „italienischen Stiefel“ (es sollten sogar Photographien herumgereicht werden) viel, viel lieber gewesen wäre, antwortete mit einer gewissen Gezwungenheit; Innstetten indessen, ganz erfüllt von seinem Plane, merkte nichts und fuhr fort: „Natürlich ist nicht bloß Gieshübler zugegen, auch Roswitha und Annie müssen dabei sein, und wenn ich mir dann denke, daß wir den Canal grande hinauf fahren und hören dabei ganz in der Ferne die Gondoliere singen, während drei Schritte von uns Roswitha sich über Annie beugt und „Buhküken von Halberstadt“ oder so 'was Aehnliches zum Besten gibt, so können das schöne Winterabende werden, und Du sitzest dabei und strickst mir eine große Winterkappe. Was meinst Du dazu, Effi?“

Solche Abende wurden nicht bloß geplant, sie nahmen auch ihren Anfang, und sie würden sich, aller Wahrscheinlichkeit nach, über viele Wochen hin ausgedehnt haben, wenn nicht der unschuldige harmlose Gieshübler, trotz größter Abgeneigtheit gegen zweideutiges Handeln, dennoch im Dienste zweier Herren gestanden hätte. Der Eine, dem er diente, war Innstetten, der Andere war Crampas, und wenn er der Innstetten'schen Aufforderung zu den italienischen Abenden, schon um Effi's willen, auch mit aufrichtigster Freude Folge leistete, so war die Freude, mit der er Crampas gehorchte, doch noch eine größere. Nach einem Crampas'schen Plane nämlich sollte noch vor Weihnachten „Ein Schritt vom Wege“ aufgeführt werden, und als man vor dem dritten italienischen Abend stand, nahm Gieshübler die Gelegenheit wahr, mit Effi, die die Rolle der Ella spielen sollte, darüber zu sprechen.

Effi war wie elektrisirt; was wollten Padua, Vicenza daneben bedeuten! Effi war nicht für Aufgewärmtheiten; Frisches war es, wonach sie sich sehnte, Wechsel der Dinge. Aber als ob eine Stimme ihr zugerufen hätte: „sieh' Dich vor!“ so fragte sie doch, inmitten ihrer freudigen Erregung: „Ist es der Major, der den Plan aufgebracht hat?“

„Ja. Sie wissen, gnädigste Frau, daß er einstimmig in das Vergnügungscomité gewählt wurde. Wir dürfen uns endlich einen hübschen Winter in der Ressource versprechen. Er ist ja wie geschaffen dazu.“

„Und wird er auch mitspielen?“

„Nein, das hat er abgelehnt. Ich muß sagen, leider. Denn er kann ja Alles und würde den Arthur von Schmettwitz ganz vorzüglich geben. Er hat nur die Regie übernommen.“

„Desto schlimmer.“

„Desto schlimmer?“ wiederholte Gieshübler.

„O, Sie dürfen das nicht so feierlich nehmen; das ist nur so eine Redensart, die eigentlich das Gegentheil bedeutet. Auf der anderen Seite freilich, der Major hat so 'was Gewaltsames, er nimmt einem die Dinge gern über den Kopf fort. Und man muß dann spielen, wie er will, und nicht, wie man selber will.“

Sie sprach noch so weiter und verwickelte sich immer mehr in Widersprüche.

* * *

Der „Schritt vom Wege“ kam wirklich zu Stande, und gerade weil man nur noch gute vierzehn Tage hatte (die letzte Woche vor Weihnachten war ausgeschlossen), so strengte sich Alles an, und es ging vorzüglich; die Mitspielenden, vor Allem Effi, ernteten reichen Beifall. Crampas hatte sich wirklich mit der Regie begnügt, und so streng er gegen alle Anderen war, so wenig hatte er auf den Proben in Effi's Spiel hineingeredet. Entweder waren ihm von Seiten Gieshübler's Mittheilungen über das mit Effi gehabte Gespräch gemacht worden, oder er hatte es auch aus sich selber bemerkt, daß Effi beflissen war, sich von ihm zurückzuziehen. Und er war klug und Frauenkenner genug, um den natürlichen Entwicklungsgang, den er nach seinen Erfahrungen nur zu gut kannte, nicht zu stören.

Am Theaterabend in der Ressource trennte man sich spät, und Mitternacht war vorüber, als Innstetten und Effi wieder zu Hause bei sich eintrafen. Johanna war noch auf, um behülflich zu sein, und Innstetten, der auf seine junge Frau nicht wenig eitel war, erzählte Johanna, wie reizend die gnädige Frau ausgesehen und wie gut sie gespielt habe. Schade, daß er nicht vorher daran gedacht, Kristel und sie selber und auch die alte Unke, die Kruse, hätten von der Musikgalerie her sehr gut zusehen können; es seien Viele da gewesen. Dann ging Johanna, und Effi, die müde war, legte sich nieder. Innstetten aber, der noch plaudern wollte, schob einen Stuhl heran und setzte sich an das Bett seiner Frau, diese freundlich ansehend und ihre Hand in der seinen haltend.

„Ja, Effi, das war ein hübscher Abend. Ich habe mich amüsirt über das hübsche Stück. Und denke Dir, der Dichter ist ein Kammergerichtsrath, eigentlich kaum zu glauben. Und noch dazu aus Königsberg. Aber worüber ich mich am meisten gefreut, das war doch meine entzückende kleine Frau, die Allen die Köpfe verdreht hat.“

„Ach, Geert, sprich nicht so. Ich bin schon gerade eitel genug.“

„Eitel genug, das wird wohl richtig sein. Aber doch lange nicht so eitel wie die Anderen. Und das ist zu Deinen sieben Schönheiten . . .“

„Sieben Schönheiten haben Alle.“

„. . . Ich habe mich auch bloß versprochen; Du kannst die Zahl gut mit sich selbst multipliciren.“

„Wie galant Du bist, Geert. Wenn ich Dich nicht kennte, könnt' ich mich fürchten. Oder lauert wirklich 'was dahinter?“

„Hast Du ein schlechtes Gewissen? Selber hinter der Thür gestanden?“

„Ach, Geert, ich ängstige mich wirklich.“ Und sie richtete sich im Bett in die Höh' und sah ihn starr an. „Soll ich noch nach Johanna klingeln, daß sie uns Thee bringt? Du hast es so gern vor dem Schlafengehen.“

Er küßte ihr die Hand. „Nein, Effi. Nach Mitternacht kann auch der Kaiser keine Tasse Thee mehr verlangen, und Du weißt, ich mag die Leute nicht mehr in Anspruch nehmen, als nöthig. Nein, ich will nichts als Dich ansehen und mich freuen, daß ich Dich habe. So manchmal empfindet man's doch stärker, welchen Schatz man hat. Du könntest ja auch so sein wie die arme Frau Crampas; das ist eine schreckliche Frau, gegen Keinen freundlich, und Dich hätte sie vom Erdboden vertilgen mögen.“

„Ach, ich bitte Dich, Geert, das bildest Du Dir wieder ein. Die arme Frau! Mir ist nichts aufgefallen."

„Weil Du für derlei keine Augen hast. Aber es war so wie ich Dir sage, und der arme Crampas war wie befangen dadurch und mied Dich immer und sah Dich kaum an. Was doch ganz unnatürlich ist; denn erstens ist er überhaupt ein Damenmann, und nun gar Damen wie Du, das ist seine besondere Passion. Und ich wette auch, daß es Keiner besser weiß, als meine kleine Frau selber. Wenn ich daran denke, wie, Pardon, das Geschnatter hin und her ging, wenn er Morgens in die Veranda kam oder wenn wir am Strande ritten oder auf der Mole spazieren gingen. Es ist, wie ich Dir sage, er traute sich heute nicht, er fürchtete sich vor seiner Frau. Und ich kann es ihm nicht verdenken. Die Majorin ist so etwas wie unsere Frau Kruse, und wenn ich zwischen beiden wählen müßte, ich wüßte nicht wen."

„Ich wüßt' es schon; es ist doch ein Unterschied zwischen den Beiden. Die arme Majorin ist unglücklich, die Kruse ist unheimlich."

„Und da bist Du doch mehr für das Unglückliche?"

„Ganz entschieden."

„Nun höre, das ist Geschmackssache. Man merkt, daß Du noch nicht unglücklich warst. Uebrigens hat Crampas ein Talent, die arme Frau zu escamotiren. Er erfindet immer Etwas, sie zu Hause zu lassen."

„Aber heute war sie doch da."

„Ja, heute. Da ging es nicht anders. Aber ich habe mit ihm eine Partie zu Oberförster Ring verabredet, er, Gieshübler und der Pastor, auf den dritten Feiertag, und da hättest Du sehen sollen, mit welcher Geschicklichkeit er bewies, daß sie, die Frau, zu Hause bleiben müsse."

„Sind es denn nur Herren?"

„O bewahre. Da würd' ich mich auch bedanken. Du bist mit dabei und noch zwei, drei andere Damen, die von den Gütern ungerechnet."

„Aber dann ist es doch auch häßlich von ihm, ich meine von Crampas, und so 'was bestraft sich immer."

„Ja, 'mal kommt es. Aber ich glaube, unser Freund hält zu Denen, die sich über das, was kommt, keine grauen Haare wachsen lassen."

„Hältst Du ihn für schlecht?"

„Nein, für schlecht nicht. Beinah' im Gegentheil, jedenfalls hat er gute Seiten. Aber er ist so'n halber Pole, kein rechter Verlaß, eigentlich in nichts, am wenigsten mit Frauen. Eine Spielernatur. Er spielt nicht am Spieltisch, aber er hazardirt im Leben in einem fort, und man muß ihm auf die Finger sehen."

„Es ist mir doch lieb, daß Du mir das sagst. Ich werde mich vorsehen mit ihm."

„Das thu'. Aber nicht zu sehr; dann hilft es nichts. Unbefangenheit ist immer das Beste, und natürlich das Allerbeste ist Charakter und Festigkeit und, wenn ich solch' steifleinenes Wort brauchen darf, eine reine Seele."

Sie sah ihn groß an. Dann sagte sie: „Ja, gewiß. Aber nun sprich nicht mehr, und noch dazu lauter Dinge, die mich nicht recht froh machen

können. Weißt Du, mir ist, als hörte ich oben das Tanzen. Sonderbar, daß es immer wieder kommt. Ich dachte, Du hättest mit dem allen nur so gespaßt."

„Das will ich doch nicht sagen, Effi. Aber so oder so, man muß nur in Ordnung sein und sich nicht zu fürchten brauchen."

Effi nickte und dachte mit einem Male wieder an die Worte, die ihr Crampas über ihren Mann als „Erzieher" gesagt hatte.

* * *

Der heilige Abend kam und verging ähnlich wie das Jahr vorher; aus Hohen-Cremmen kamen Geschenke und Briefe; Gieshübler war wieder mit einem Huldigungsvers zur Stelle, und Vetter Briest sandte eine Karte: Schneelandschaft mit Telegraphenstangen, auf deren Draht geduckt ein Vögelchen saß. Auch für Annie war aufgebaut: ein Baum mit Lichtern, und das Kind griff mit seinen Händchen danach. Innstetten, unbefangen und heiter, schien sich seines häuslichen Glücks zu freuen und beschäftigte sich viel mit dem Kinde. Roswitha war erstaunt, den gnädigen Herrn so zärtlich und zugleich so aufgeräumt zu sehen. Auch Effi sprach viel und lachte viel, es kam ihr aber nicht aus innerster Seele. Sie fühlte sich bedrückt und wußte nur nicht, wen sie dafür verantwortlich machen sollte, Innstetten oder sich selber. Von Crampas war kein Weihnachtsgruß eingetroffen; eigentlich war es ihr lieb, aber auch wieder nicht, seine Huldigungen erfüllten sie mit einem gewissen Bangen, und seine Gleichgültigkeiten verstimmten sie; sie sah ein, es war nicht Alles so, wie's sein sollte.

„Du bist so unruhig," sagte Innstetten nach einer Weile.

„Ja. Alle Welt hat es so gut mit mir gemeint, am meisten Du; das bedrückt mich, weil ich fühle, daß ich es nicht verdiene."

„Damit darf man sich nicht quälen, Effi. Zuletzt ist es doch so: was man empfängt, das hat man auch verdient."

Effi hörte scharf hin, und ihr schlechtes Gewissen ließ sie sich selber fragen, ob er das absichtlich in so zweideutiger Form gesagt habe.

Spät gegen Abend kam Pastor Lindequist, um zu gratuliren und noch wegen der Partie nach der Oberförsterei Uvagla hin anzufragen, die natürlich eine Schlittenpartie werden müsse. Crampas habe ihm einen Platz in seinem Schlitten angeboten, aber weder der Major noch sein Bursche, der, wie Alles, auch das Kutschiren übernehmen solle, kenne den Weg, und so würde es sich vielleicht empfehlen, die Fahrt gemeinschaftlich zu machen, wobei dann der landräthliche Schlitten die Tête zu nehmen und der Crampas'sche zu folgen hätte. Wahrscheinlich auch der Gieshübler'sche. Denn mit der Wegekenntniß Mirambo's, dem sich unerklärlicherweise Freund Alonzo, der doch sonst so vorsichtig, anvertrauen wolle, stehe es wahrscheinlich noch schlechter als mit der des sommersprossigen Treptower Ulanen. Innstetten, den diese kleinen Verlegenheiten erheiterten, war mit Lindequist's Vorschlage durchaus einverstanden und ordnete die Sache dahin, daß er pünktlich um zwei Uhr über den Marktplatz fahren und ohne alles Säumen die Führung des Zuges in die Hand nehmen werde.

Nach diesem Uebereinkommen wurde denn auch verfahren, und als Innstetten punkt zwei Uhr den Marktplatz passirte, grüßte Crampas zunächst von seinem Schlitten aus zu Effi hinüber und schloß sich dann dem Innstetten'schen an. Der Pastor saß neben ihm. Gieshübler's Schlitten, mit Gieshübler selbst und Doctor Hannemann, folgte, jener in einem eleganten Büffelrock mit Marderbesatz, dieser in einem Bärenpelz, dem man ansah, daß er wenigstens dreißig Dienstjahre zählte. Hannemann war nämlich in seiner Jugend Schiffschirurgus auf einem Grönlandfahrer gewesen. Mirambo saß vorn, etwas aufgeregt wegen Unkenntniß im Kutschiren, ganz wie Lindequist vermuthet hatte.

Schon nach zwei Minuten war man an Utpatel's Mühle vorbei.

Zwischen Kessin und Uvagla (wo, der Sage nach, ein Wendentempel gestanden) lag ein nur etwa tausend Schritt breiter, aber wohl anderthalb Meilen langer Waldstreifen, der an seiner rechten Längsseite das Meer, an seiner linken, bis weit an den Horizont hin, ein großes, überaus fruchtbares und gut angebautes Stück Land hatte. Hier, an der Binnenseite, flogen jetzt die drei Schlitten hin, in einiger Entfernung ein paar alte Kutschwagen vor sich, in denen, aller Wahrscheinlichkeit nach, andere nach der Oberförsterei hin eingeladene Gäste saßen. Einer dieser Wagen war an seinen altmodisch hohen Rädern deutlich zu erkennen, es war der Papenhagen'sche. Natürlich. Güldenklee galt als der beste Redner des Kreises (noch besser als Borcke, ja selbst besser als Grafenabb) und durfte bei Festlichkeiten nicht leicht fehlen.

Die Fahrt ging rasch — auch die herrschaftlichen Kutscher strengten sich an und wollten sich nicht überholen lassen — so daß man schon um Drei vor der Oberförsterei hielt. Ring, ein stattlicher, militärisch dreinschauender Herr von Mitte fünfzig, der den ersten Feldzug in Schleswig noch unter Wrangel und Bonin mitgemacht und sich bei Erstürmung des Danewerks ausgezeichnet hatte, stand in der Thür und empfing seine Gäste, die, nachdem sie abgelegt und die Frau des Hauses begrüßt hatten, zunächst vor einem langgedeckten Kaffeetische Platz nahmen, auf dem kunstvoll aufgeschichtete Kuchenpyramiden standen. Die Oberförsterin, eine von Natur sehr ängstliche, zum mindesten aber sehr befangene Frau, zeigte sich auch als Wirthin so, was den überaus eitlen Oberförster, der für Sicherheit und Schneidigkeit war, ganz augenscheinlich verdroß. Zum Glück kam sein Unmuth zu keinem Ausbruch, denn von dem, was seine Frau vermissen ließ, hatten seine Töchter desto mehr, bildhübsche Backfische von Vierzehn und Dreizehn, die ganz nach dem Vater schlugen. Besonders die ältere, Cora, kokettirte sofort mit Innstetten und Crampas, und beide gingen auch darauf ein. Effi ärgerte sich darüber und schämte sich dann wieder, daß sie sich geärgert habe. Sie saß neben Sidonie von Grafenabb und sagte: „Sonderbar, so bin ich auch gewesen als ich Vierzehn war."

Effi rechnete darauf, daß Sidonie dies bestreiten oder doch wenigstens Einschränkungen machen würde. Statt dessen sagte diese: „Das kann ich mir denken."

„Und wie der Vater sie verzieht," fuhr Effi halb verlegen, und nur, um doch 'was zu sagen, fort.

Sidonie nickte. „Da liegt es. Keine Zucht. Das ist die Signatur unserer Zeit."

Effi brach nun ab.

Der Kaffee war bald genommen, und man stand auf, um noch einen halbstündigen Spaziergang in den umliegenden Wald zu machen, zunächst auf ein Gehege zu, drin Wild eingezäunt war. Cora öffnete das Gatter, und kaum, daß sie eingetreten, so kamen auch schon die Rehe auf sie zu. Es war eigentlich reizend, ganz wie ein Märchen. Aber die Eitelkeit des jungen Dinges, das sich bewußt war, ein lebendes Bild zu stellen, ließ doch einen reinen Eindruck nicht aufkommen, am wenigsten bei Effi. „Nein," sagte sie zu sich selber, „so bin ich doch nicht gewesen. Vielleicht hat es mir auch an Zucht gefehlt, wie diese furchtbare Sidonie mir eben andeutete, vielleicht auch Anderes noch. Man war zu Haus zu gütig gegen mich, man liebte mich zu sehr. Aber das darf ich doch wohl sagen, ich habe mich nie geziert. Das war immer Hulda's Sache. Darum gefiel sie mir auch nicht, als ich diesen Sommer sie wieder sah."

Auf dem Rückwege vom Walde nach der Oberförsterei begann es zu schneien. Crampas gesellte sich zu Effi und sprach ihr sein Bedauern aus, daß er noch nicht Gelegenheit gehabt habe, sie zu begrüßen. Zugleich wies er auf die großen, schweren Schneeflocken, die fielen, und sagte: „Wenn das so weiter geht, so schneien wir hier ein."

„Das wäre nicht das Schlimmste. Mit dem Eingeschneitwerden verbinde ich von langer Zeit her eine freundliche Vorstellung, eine Vorstellung von Schutz und Beistand."

„Das ist mir neu, meine gnädigste Frau."

„Ja," fuhr Effi fort und versuchte zu lachen, „mit den Vorstellungen ist es ein eigen Ding, man macht sie sich nicht bloß nach dem, was man persönlich erfahren hat, auch nach dem, was man irgendwo gehört oder ganz zufällig weiß. Sie sind so belesen, Major, aber mit einem Gedichte — freilich keinem Heine'schen, keinem ‚Seegespenst' und keinem ‚Vitzliputzli' — bin ich Ihnen, wie mir scheint, doch voraus. Dies Gedicht heißt die ‚Gottesmauer', und ich hab' es bei unserm Hohen-Cremmer Pastor vor vielen, vielen Jahren, als ich noch ganz klein war, auswendig gelernt."

„Gottesmauer," wiederholte Crampas. „Ein hübscher Titel, und wie verhält es sich damit?"

„Eine kleine Geschichte, nur ganz kurz. Da war irgendwo Krieg, ein Winterfeldzug, und eine alte Wittwe, die sich vor dem Feinde mächtig fürchtete, betete zu Gott, er möge doch ‚eine Mauer um sie bauen', um sie vor dem Landesfeinde zu schützen. Und da ließ Gott das Haus einschneien, und der Feind zog daran vorüber."

Crampas war sichtlich betroffen und wechselte das Gespräch.

Als es dunkelte, waren Alle wieder in der Oberförsterei zurück.

Neunzehntes Capitel.

Gleich nach Sieben ging man zu Tisch, und Alles freute sich, daß der Weihnachtsbaum, eine mit zahllosen Silberkugeln bedeckte Tanne, noch einmal angesteckt wurde. Crampas, der das Ring'sche Haus noch nicht kannte, war

helle Bewunderung. Der Damast, die Weinkühler, das reiche Silbergeschirr, Alles wirkte herrschaftlich, weit über oberförsterliche Durchschnittsverhältnisse hinaus, was darin seinen Grund hatte, daß Ring's Frau, so scheu und verlegen sie war, aus einem reichen Danziger Kornhändlerhause stammte. Von da her rührten auch die meisten der rings umher hängenden Bilder: der Kornhändler und seine Frau, der Marienburger Remter und eine gute Copie nach dem berühmten Memling'schen Altarbilde in der Danziger Marienkirche. Kloster Oliva war zweimal da, einmal in Oel und einmal in Kork geschnitzt. Außerdem befand sich über dem Büffet ein sehr nachgedunkeltes Porträt des alten Nettelbeck, das noch aus dem bescheidenen Mobiliar des erst vor anderthalb Jahren verstorbenen Ring'schen Amtsvorgängers herrührte. Niemand hatte damals, bei der wie gewöhnlich stattfindenden Auktion, das Bild des Alten haben wollen, bis Innstetten, der sich über diese Mißachtung ärgerte, darauf geboten hatte. Da hatte sich denn auch Ring patriotisch besonnen, und der alte Colbergvertheidiger war der Oberförsterei verblieben.

Das Nettelbeck-Bild ließ ziemlich viel zu wünschen übrig; sonst aber verrieth Alles, wie schon angedeutet, eine beinahe an Glanz streifende Wohlhabenheit, und dem entsprach denn auch das Mahl, das aufgetragen wurde. Jeder hatte mehr oder weniger seine Freude daran, mit Ausnahme Sidoniens. Diese saß zwischen Innstetten und Lindequist und sagte, als sie Cora's ansichtig wurde: „Da ist ja wieder dies unausstehliche Balg, diese Cora. Sehen Sie nur, Innstetten, wie sie die kleinen Weingläser präsentirt, ein wahres Kunststück, sie könnte jeden Augenblick Kellnerin werden. Ganz unerträglich. Und dazu die Blicke von ihrem Freunde Crampas! Das ist so die rechte Saat! Ich frage Sie, was soll dabei herauskommen?"

Innstetten, der ihr eigentlich zustimmte, fand trotzdem den Ton, in dem das alles gesagt wurde, so verletzend herbe, daß er spöttisch bemerkte: „Ja, meine Gnädigste, was dabei herauskommen soll? Ich weiß es *auch* nicht" — worauf sich Sidonie von ihm ab- und ihrem Nachbar zur Linken zuwandte: „Sagen Sie, Pastor, ist diese vierzehnjährige Kokette schon im Unterricht bei Ihnen?"

„Ja, mein gnädigstes Fräulein."

„Dann müssen Sie mir die Bemerkung verzeihen, daß Sie sie nicht in die richtige Schule genommen haben. Ich weiß wohl, es hält das heutzutage sehr schwer, aber ich weiß auch, daß die, denen die Fürsorge für junge Seelen obliegt, es vielfach an dem rechten Ernste fehlen lassen. Es bleibt dabei, die Hauptschuld tragen die Eltern und Erzieher."

Lindequist, denselben Ton anschlagend wie Innstetten, antwortete, daß das alles sehr richtig, der Geist der Zeit aber *zu* mächtig sei.

„Geist der Zeit!" sagte Sidonie. „Kommen Sie mir nicht damit. Das kann ich nicht hören, das ist der Ausdruck höchster Schwäche, Bankrotterklärung. Ich kenne das; nie scharf zufassen wollen, immer dem Unbequemen aus dem Wege gehen. Denn Pflicht *ist* unbequem. Und so wird nur allzu leicht vergessen, daß das uns anvertraute Gut auch 'mal von uns zurückgefordert wird. Eingreifen, lieber Pastor, Zucht. Das Fleisch ist schwach, gewiß; aber . . ."

In diesem Augenblicke kam ein englisches Roastbeef, von dem Sidonie ziemlich ausgiebig nahm, ohne Lindequist's Lächeln dabei zu bemerken. Und weil sie's nicht bemerkte, so durfte es auch nicht Wunder nehmen, daß sie mit vieler Unbefangenheit fortfuhr: „Es kann übrigens Alles, was Sie hier sehen, nicht wohl anders sein; Alles ist schief und verfahren von Anfang an. Ring, Ring — wenn ich nicht irre, hat es drüben in Schweden oder da herum 'mal einen Sagenkönig dieses Namens gegeben. Nun sehen Sie, benimmt er sich nicht, als ob er von dem abstamme, und seine Mutter, die ich noch gekannt habe, war eine Plättfrau in Cöslin."

„Ich kann darin nichts Schlimmes finden."

„Schlimmes finden? Ich auch nicht. Und jedenfalls gibt es Schlimmeres. Aber so viel muß ich doch von Ihnen, als einem geweihten Diener der Kirche, gewärtigen dürfen, daß Sie die gesellschaftlichen Ordnungen Gottes gelten lassen. Ein Oberförster ist ein bißchen mehr als ein Förster, und ein Förster hat nicht solche Weinkühler und solch' Silberzeug; das alles ist ungehörig und zieht dann solche Kinder groß, wie dies Fräulein Cora."

Sidonie, jedesmal bereit, irgend 'was Schreckliches zu prophezeien, wenn sie, vom Geist überkommen, die Schalen ihres Zorns ausschüttete, würde sich auch heute bis zum Kassandrablick in die Zukunft gesteigert haben, wenn nicht in eben diesem Augenblicke die dampfende Punschbowle — womit die Weihnachts-réunions bei Ring immer abschlossen — auf der Tafel erschienen wäre, dazu Krausgebackenes, das, geschickt über einander gethürmt, noch weit über die vor einigen Stunden aufgetragene Kaffeekuchenpyramide hinauswuchs. Und nun trat auch Ring selbst, der sich bis dahin etwas zurückgehalten hatte, mit einer gewissen strahlenden Feierlichkeit in Action und begann die vor ihm stehenden Gläser, große geschliffene Römer, in virtuosem Bogensturz zu füllen, ein Einschenkekunststück, das die stets schlagfertige Frau von Padden, die heute leider fehlte, 'mal als „Ring'sche Füllung en cascade" bezeichnet hatte. Rothgolden wölbte sich dabei der Strahl, und kein Tropfen durfte verloren gehen. So war es auch heute wieder. Zuletzt aber, als Jeder, was ihm zukam, in Händen hielt — auch Cora, die sich mittlerweile mit ihrem rothblonden Wellenhaar auf „Onkel Crampas'" Schoß gesetzt hatte — erhob sich der alte Papenhagner, um, wie herkömmlich bei Festlichkeiten derart, einen Toast auf seinen lieben Oberförster auszubringen. Es gäbe viele Ringe, so etwa begann er, Jahresringe, Gardinenringe, Trauringe, und was nun gar — denn auch davon dürfe sich am Ende wohl sprechen lassen — die Verlobungsringe angehe, so sei glücklicherweise die Gewähr gegeben, daß einer davon in kürzester Frist in diesem Hause sichtbar werden und den Ringfinger (und zwar hier in einem doppelten Sinne den Ringfinger) eines kleinen hübschen Pätschelchens zieren werde . . ."

„Unerhört," raunte Sidonie dem Pastor zu.

„Ja, meine Freunde," fuhr Güldenklee mit gehobener Stimme fort, „viele Ringe gibt es, und es gibt sogar eine Geschichte, die wir alle kennen, die die Geschichte von den ‚drei Ringen' heißt, eine Judengeschichte, die, wie der ganze liberale Krimskrams, nichts wie Verwirrung und Unheil gestiftet hat und noch stiftet. Gott bessere es. Und nun lassen Sie mich schließen, um Ihre

Geduld und Nachsicht nicht über Gebühr in Anspruch zu nehmen. Ich bin nicht für diese drei Ringe, meine Lieben, ich bin vielmehr für einen Ring, für einen Ring, der so recht ein Ring ist wie er sein soll, ein Ring, der alles Gute, was wir in unsrem altpommerschen Kessiner Kreise haben, Alles, was noch mit Gott für König und Vaterland einsteht — und es sind ihrer noch einige (lauter Jubel) — an diesem seinem gastlichen Tische vereinigt sieht. Für diesen Ring bin ich. Er lebe hoch!"

Alles stimmte ein und umdrängte Ring, der, so lange das dauerte, das Amt des „Einschenkens en cascade" an den ihm gegenüber sitzenden Crampas abtreten mußte; der Hauslehrer aber stürzte von seinem Platz am unteren Ende der Tafel an das Clavier und schlug die ersten Takte des Preußenliedes an, worauf Alles stehend und feierlich einfiel: „Ich bin ein Preuße . . . will ein Preuße sein."

„Es ist doch etwas Schönes," sagte gleich nach der ersten Strophe der alte Borcke zu Innstetten, „so 'was hat man in anderen Ländern nicht."

„Nein," antwortete Innstetten, der von solchem Patriotismus nicht viel hielt, „in anderen Ländern hat man 'was Anderes."

Man sang alle Strophen durch, dann hieß es, die Wagen seien vorgefahren, und gleich danach erhob sich Alles, um die Pferde nicht warten zu lassen. Denn diese Rücksicht „auf die Pferde" ging auch im Kreise Kessin allem Anderen vor. Im Hausflur standen zwei hübsche Mägde, Ring hielt auf dergleichen, um den Herrschaften beim Anziehen ihrer Pelze behülflich zu sein. Alles war heiter angeregt, Einige mehr als das, und das Einsteigen in die verschiedenen Gefährte schien sich schnell und ohne Störung vollziehen zu sollen, als es mit einem Male hieß, der Gieshübler'sche Schlitten sei nicht da. Gieshübler selbst war viel zu artig, um gleich Unruhe zu zeigen oder gar Lärm zu machen; endlich aber, weil doch wer das Wort nehmen mußte, fragte Crampas, „was es denn eigentlich sei?"

„Mirambo kann nicht fahren," sagte der Hofeknecht; „das linke Pferd hat ihn beim Anspannen vor das Schienbein geschlagen. Er liegt im Stall und schreit."

Nun wurde natürlich nach Dr. Hannemann gerufen, der denn auch hinausging und nach fünf Minuten mit echter Chirurgenruhe versicherte: „Ja, Mirambo müsse zurückbleiben; es sei vorläufig in der Sache nichts zu machen, als still liegen und kühlen. Uebrigens von Bedenklichem keine Rede." Das war nun einigermaßen ein Trost, aber schaffte doch die Verlegenheit, wie der Gieshübler'sche Schlitten zurückzufahren sei, nicht aus der Welt, bis Innstetten erklärte, daß er für Mirambo einzutreten und das Zwiegestirn von Doctor und Apotheker persönlich glücklich heimzusteuern gedenke. Lachend und unter ziemlich angeheiterten Scherzen gegen den verbindlichsten aller Landräthe, der sich, um hülfreich zu sein, sogar von seiner jungen Frau trennen wolle, wurde dem Vorschlage zugestimmt, und Innstetten, mit Gieshübler und dem Doctor im Fond, nahm jetzt wieder die Tête. Crampas und Lindequist folgten unmittelbar. Und als gleich danach auch Kruse mit dem landräthlichen Schlitten vorfuhr, trat Sidonie lächelnd an Effi heran und bat diese, da ja nun ein

Platz frei sei, mit ihr fahren zu dürfen. „In unserer Kutsche ist es immer so stickig; mein Vater liebt das. Und außerdem, ich möchte so gerne mit Ihnen plaudern. Aber nur bis Quappendorf. Wo der Morgnitzer Weg abzweigt, steig' ich aus und muß dann wieder in unsern unbequemen Kasten. Und Papa raucht auch noch."

Effi war wenig erfreut über diese Begleitung und hätte die Fahrt lieber allein gemacht; aber ihr blieb keine Wahl, und so stieg denn das Fräulein ein, und kaum daß beide Damen ihre Plätze genommen hatten, so gab Kruse den Pferden auch schon einen Peitschenknips, und von der oberförsterlichen Rampe her, von der man einen prächtigen Ausblick auf das Meer hatte, ging es, die ziemlich steile Düne hinunter, auf den Strandweg zu, der, eine Meile lang, in beinahe gerader Linie bis an das Kessiner Strandhôtel, und von dort aus, rechts einbiegend, durch die Plantage hin, in die Stadt führte. Der Schneefall hatte schon seit ein paar Stunden aufgehört, die Luft war frisch, und auf das weite, dunkelnde Meer fiel der matte Schein der Mondsichel. Kruse fuhr hart am Wasser hin, mitunter den Schaum der Brandung durchschneidend, und Effi, die etwas fröstelte, wickelte sich fester in ihren Mantel und schwieg noch immer und mit Absicht. Sie wußte recht gut, daß das mit der „stickigen Kutsche" bloß Vorwand gewesen und daß sich Sidonie nur zu ihr gesetzt hatte, um ihr etwas Unangenehmes zu sagen. Und das kam immer noch früh genug. Zudem war sie wirklich müde, vielleicht von dem Spaziergang im Walde, vielleicht auch von dem oberförsterlichen Punsch, dem sie, auf Zureden der neben ihr sitzenden Frau v. Flemming, tapfer zugesprochen hatte. Sie that denn auch, als ob sie schliefe, schloß die Augen und neigte den Kopf immer mehr nach links.

„Sie sollten sich nicht so sehr nach links beugen, meine gnädigste Frau. Fährt der Schlitten auf einen Stein auf, so fliegen Sie hinaus. Ihr Schlitten hat ohnehin kein Schutzleder und, wie ich sehe, auch nicht einmal die Haken dazu."

„Ich kann die Schutzleder nicht leiden; sie haben so 'was Prosaisches. Und dann, wenn ich hinaus flöge, mir wär' es recht, am liebsten gleich in die Brandung. Freilich ein etwas kaltes Bad, aber was thut's . . . Uebrigens hören Sie nichts?"

„Nein."

„Hören Sie nicht etwas wie Musik?"

„Orgel?"

„Nein, nicht Orgel. Da würd' ich denken, es sei das Meer. Aber es ist etwas Anderes, ein unendlich feiner Ton, fast wie menschliche Stimme . . ."

„Das sind Sinnestäuschungen," sagte Sidonie, die jetzt den richtigen Einsetzemoment gekommen glaubte. „Sie sind nervenkrank. Sie hören Stimmen. Gebe Gott, daß Sie auch die richtige Stimme hören."

„Ich höre . . . nun, gewiß, es ist Thorheit, ich weiß, sonst würd' ich mir einbilden, ich hätte die Meerfrauen singen hören . . . Aber, ich bitte Sie, was ist das? Es blitzt ja bis hoch in den Himmel hinauf. Das muß ein Nordlicht sein."

„Ja," sagte Sidonie. „Gnädigste Frau thun ja, als ob es ein Weltwunder wäre. Das ist es nicht. Und wenn es dergleichen wäre, wir haben uns vor Naturcultus zu hüten. Uebrigens ein wahres Glück, daß wir außer Gefahr sind, unsren Freund Oberförster, diesen eitelsten aller Sterblichen, über dies Nordlicht sprechen zu hören. Ich wette, daß er sich einbilden würde, das thue ihm der Himmel zu Gefallen, um sein Fest noch festlicher zu machen. Er ist ein Narr. Güldenklee konnte Besseres thun, als ihn feiern. Und dabei spielt er sich auf den Kirchlichen aus und hat auch neulich eine Altardecke geschenkt. Vielleicht, daß Cora dran mitgestickt hat. Diese Unechten sind schuld an Allem, denn ihre Weltlichkeit liegt immer oben auf und wird Denen mit angerechnet, die's ernst mit dem Heil ihrer Seele meinen."

„Es ist so schwer, ins Herz zu sehen!"

„Ja. Das ist es. Aber bei Manchem ist es auch ganz leicht." Und dabei sah sie die junge Frau mit beinahe ungezogener Eindringlichkeit an.

Effi schwieg und wandte sich ungeduldig zur Seite.

„Bei Manchem, sag' ich, ist es ganz leicht," wiederholte Sidonie, die ihren Zweck erreicht hatte und um deshalb ruhig lächelnd fortfuhr: „und zu diesen leichten Räthseln gehört unser Oberförster. Wer seine Kinder so erzieht, den beklag' ich, aber das *eine* Gute hat es, es liegt Alles klar da. Und wie bei ihm selbst, so bei den Töchtern. Cora geht nach Amerika und wird Millionärin oder Methodistenpredigerin; in jedem Fall ist sie verloren. Ich habe noch keine Vierzehnjährige gesehen . . ."

In diesem Augenblicke hielt der Schlitten, und als sich beide Damen umsahen, um in Erfahrung zu bringen, was es denn eigentlich sei, bemerkten sie, daß rechts von ihnen, in etwa dreißig Schritt Abstand, auch die beiden anderen Schlitten hielten — am weitesten nach rechts der von Innstetten geführte, näher heran der Crampas'sche.

„Was ist?" fragte Effi.

Kruse wandte sich halb herum und sagte: „Der Schloon, gnäd'ge Frau."

„Der Schloon? Was ist das? Ich sehe nichts."

Kruse wiegte den Kopf hin und her, wie wenn er ausdrücken wollte, daß die Frage leichter gestellt als beantwortet sei. Worin er auch Recht hatte. Denn was der Schloon sei, das war nicht so mit drei Worten zu sagen. Kruse fand aber in seiner Verlegenheit alsbald Hülfe bei dem gnädigen Fräulein, das hier mit Allem Bescheid wußte und natürlich auch mit dem Schloon.

„Ja, meine gnädigste Frau," sagte Sidonie, „da steht es schlimm. Für mich hat es nicht viel auf sich, ich komme bequem durch; denn wenn erst die Wagen heran sind, die haben hohe Räder, und unsere Pferde sind außerdem daran gewöhnt. Aber mit solchem Schlitten ist es 'was Anderes; die versinken im Schloon, und Sie werden wohl oder übel einen Umweg machen müssen."

„Versinken! Ich bitte Sie, mein gnädigstes Fräulein, ich sehe noch immer nicht klar. Ist denn der Schloon ein Abgrund oder irgend 'was, drin man mit Mann und Maus zu Grunde gehen muß? Ich kann mir so 'was hier zu Lande gar nicht denken."

„Und doch ist es so 'was, nur freilich im Kleinen; dieser Schloon ist eigentlich bloß ein kümmerliches Rinnsaal, das hier rechts vom Gothener See her herunter kommt und sich durch die Dünen schleicht. Und im Sommer trocknet es mitunter ganz aus, und Sie fahren dann ruhig drüber hin und wissen es nicht einmal."

„Und im Winter?"

„Ja, im Winter, da ist es 'was Anderes; nicht immer, aber doch oft. Da wird es dann ein Soog."

„Mein Gott, was sind das nur alles für Namen und Wörter!"

„. . . Da wird es ein Soog, und am stärksten immer dann, wenn der Wind nach dem Lande hin steht. Dann drückt der Wind das Meerwasser in das kleine Rinnsal hinein, aber nicht so, daß man es sehen kann. Und das ist das Schlimmste von der Sache, darin steckt die eigentliche Gefahr. Alles geht nämlich unterirdisch vor sich, und der ganze Strandsand ist dann bis tief hinunter mit Wasser durchsetzt und gefüllt. Und wenn man dann über solche Sandstelle weg will, die keine mehr ist, dann sinkt man ein, als ob es ein Sumpf oder ein Moor wäre."

„Das kenn' ich," sagte Effi lebhaft. „Das ist wie in unsrem Luch," und inmitten all' ihrer Aengstlichkeit wurde ihr mit einem Male ganz wehmüthig freudig zu Sinn.

Während das Gespräch noch so ging und sich fortsetzte, war Crampas aus seinem Schlitten ausgestiegen und auf den am äußersten Flügel haltenden Gieshübler'schen zugeschritten, um hier mit Innstetten zu verabreden, was nun wohl eigentlich zu thun sei. Knut, so vermeldete er, wolle die Durchfahrt riskiren, aber Knut sei dumm und verstehe nichts von der Sache; nur solche, die hier zu Hause seien, müßten die Entscheidung treffen. Innstetten — sehr zu Crampas' Ueberraschung — war auch fürs „Riskiren", es müsse durchaus noch 'mal versucht werden . . . er wisse schon, die Geschichte wiederhole sich jedesmal: die Leute hier hätten einen Aberglauben und vorweg eine Furcht, während es doch eigentlich wenig zu bedeuten habe. Nicht Knut, der wisse nicht Bescheid, wohl aber Kruse solle noch einmal einen Anlauf nehmen und Crampas derweilen bei den Damen einsteigen (ein kleiner Rücksitz sei ja noch da), um bei der Hand zu sein, wenn der Schlitten umkippe. Das sei doch schließlich das Schlimmste, was geschehen könne.

Mit dieser Innstetten'schen Botschaft erschien jetzt Crampas bei den beiden Damen und nahm, als er lachend seinen Auftrag ausgeführt hatte, ganz nach empfangener Ordre den kleinen Sitzplatz ein, der eigentlich nichts als eine mit Tuch überzogene Leiste war, und rief Kruse zu: „Nun, vorwärts, Kruse."

Dieser hatte denn auch die Pferde bereits um hundert Schritte zurückgezoppt und hoffte, scharf anfahrend, den Schlitten glücklich durchbringen zu können; im selben Augenblick aber, wo die Pferde den Schloon auch nur berührten, sanken sie bis über die Knöchel in den Sand ein, so daß sie nur mit Mühe nach rückwärts wieder heraus konnten.

„Es geht nicht," sagte Crampas, und Kruse nickte.

Während sich dies abspielte, waren endlich auch die Kutschen heran gekommen, die Grafenabb'sche vorauf, und als Sidonie, nach kurzem Dank gegen Effi, sich verabschiedet und dem seine türkische Pfeife rauchenden Vater gegenüber ihren Rückplatz eingenommen hatte, ging es mit dem Wagen ohne Weiteres auf den Schloon zu; die Pferde sanken tief ein, aber die hohen Räder ließen alle Gefahr leicht überwinden, und ehe eine halbe Minute vorüber war, trabten auch schon die Grafenabbs drüben weiter. Die anderen Kutschen folgten. Effi sah ihnen nicht ohne Neid nach. Indessen nicht lange, denn auch für die Schlittenfahrer war in der zwischenliegenden Zeit Rath geschafft worden, und zwar einfach dadurch, daß sich Innstetten entschlossen hatte, statt aller weiteren Forcirung das friedlichere Mittel eines Umweges zu wählen. Also genau das, was Sidonie gleich Anfangs in Sicht gestellt hatte. Vom rechten Flügel her klang des Landraths bestimmte Weisung herüber, vorläufig diesseits zu bleiben und ihm durch die Dünen hin bis an eine weiter hinauf gelegene Bohlenbrücke zu folgen. Als beide Kutscher, Knut und Kruse, so verständigt waren, trat der Major, der, um Sidonie zu helfen, gleichzeitig mit dieser ausgestiegen war, wieder an Effi heran und sagte: „Ich kann Sie nicht allein lassen, gnäd'ge Frau."

Effi war einen Augenblick unschlüssig, rückte dann aber rasch von der einen Seite nach der anderen hinüber, und Crampas nahm links neben ihr Platz.

All' dies hätte vielleicht mißdeutet werden können, Crampas selbst aber war zu sehr Frauenkenner, um es sich bloß in Eitelkeit zurechtzulegen. Er sah deutlich, daß Effi nur that, was, nach Lage der Sache, das einzig Richtige war. Es war unmöglich für sie, sich seine Gegenwart zu verbitten. Und so ging es denn im Fluge den beiden anderen Schlitten nach, immer dicht an dem Wasserlaufe hin, an dessen anderem Ufer dunkle Waldmassen aufragten. Effi sah hinüber und nahm an, daß schließlich an dem landeinwärts gelegenen Außenrande des Waldes hin die Weiterfahrt gehen würde, genau also den Weg entlang, auf dem man in früher Nachmittagsstunde gekommen war. Innstetten aber hatte sich inzwischen einen anderen Plan gemacht, und im selben Augenblicke, wo sein Schlitten die Bohlenbrücke passirte, bog er, statt den Außenweg zu wählen, in einen schmaleren Weg ein, der mitten durch die dichte Waldmasse hindurch führte. Effi schrak zusammen. Bis dahin waren Luft und Licht um sie her gewesen, aber jetzt war es damit vorbei, und die dunklen Kronen wölbten sich über ihr. Ein Zittern überkam sie, und sie schob die Finger fest in einander, um sich einen Halt zu geben. Gedanken und Bilder jagten sich, und eines dieser Bilder war das Mütterchen in dem Gedichte, das die „Gottesmauer" hieß, und wie das Mütterchen, so betete auch sie jetzt, daß Gott eine Mauer um sie her bauen möge. Zwei, drei Male kam es auch über ihre Lippen, aber mit einem Male fühlte sie, daß es todte Worte waren. Sie fürchtete sich und war doch zugleich wie in einem Zauberbann und wollte auch nicht heraus.

„Effi," klang es jetzt leis an ihr Ohr, und sie hörte, daß seine Stimme zitterte. Dann nahm er ihre Hand und löste die Finger, die sie noch immer geschlossen hielt, und überdeckte sie mit heißen Küssen. Es war ihr, als wandle sie eine Ohnmacht an.

Als sie die Augen wieder öffnete, war man aus dem Walde heraus, und in geringer Entfernung vor sich hörte sie das Geläut der vorauf eilenden Schlitten. Immer vernehmlicher klang es, und als man, dicht vor Utpatel's Mühle, von den Dünen her in die Stadt einbog, lagen rechts die kleinen Häuser mit ihren Schneedächern neben ihnen.

Effi blickte sich um, und im nächsten Augenblicke hielt der Schlitten vor dem landräthlichen Hause.

Zwanzigstes Capitel.

Innstetten, der Effi, als er sie aus dem Schlitten hob, scharf beobachtet, aber doch ein Sprechen über die sonderbare Fahrt zu Zweien vermieden hatte, war am anderen Morgen früh auf und suchte seiner Verstimmung, die noch nachwirkte, so gut es ging Herr zu werden.

„Du hast gut geschlafen?" sagte er, als Effi zum Frühstück kam.

„Ja."

„Wohl Dir. Ich kann dasselbe von mir nicht sagen. Ich träumte, daß Du mit dem Schlitten im Schloon verunglückt seist, und Crampas mühte sich, Dich zu retten; ich muß es so nennen, aber er versank mit Dir."

„Du sprichst das alles so sonderbar, Geert. Es verbirgt sich ein Vorwurf dahinter, und ich ahne weshalb."

„Sehr merkwürdig."

„Du bist nicht einverstanden damit, daß Crampas kam und uns seine Hülfe anbot."

„Uns?"

„Ja, uns. Sidonien und mir. Du mußt durchaus vergessen haben, daß der Major in Deinem Auftrage kam. Und als er mir erst gegenüber saß, beiläufig jämmerlich genug auf der elenden schmalen Leiste, sollte ich ihn da ausweisen, als die Grafenabbs kamen und mit einem Male die Fahrt weiter ging? Ich hätte mich lächerlich gemacht, und dagegen bist Du doch so empfindlich. Erinnere Dich, daß wir unter Deiner Zustimmung viele Male gemeinschaftlich spazieren geritten sind, und nun sollte ich nicht gemeinschaftlich mit ihm fahren? Es ist falsch, so hieß es bei uns zu Haus, einem Edelmanne Mißtrauen zu zeigen."

„Einem Edelmanne," sagte Innstetten mit Betonung.

„Ist er keiner? Du hast ihn selbst einen Cavalier genannt, sogar einen perfecten Cavalier."

„Ja," fuhr Innstetten fort, und seine Stimme wurde freundlicher, trotzdem ein leiser Spott noch darin nachklang. „Cavalier, das ist er, und ein perfecter Cavalier, das ist er nun schon ganz gewiß. Aber Edelmann! Meine liebe Effi, ein Edelmann sieht anders aus. Hast Du schon etwas Edles an ihm bemerkt? Ich nicht."

Effi sah vor sich hin und schwieg.

„Es scheint, wir sind gleicher Meinung. Im Uebrigen, wie Du schon sagtest, ich bin selber schuld; von einem faux pas mag ich nicht sprechen, das

ist in diesem Zusammenhange kein gutes Wort. Also selber schuld, und es soll nicht wieder vorkommen, so weit ich's hindern kann. Aber auch Du, wenn ich Dir rathen darf, sei auf Deiner Hut. Er ist ein Mann der Rücksichtslosigkeiten und hat so seine Ansichten über junge Frauen. Ich kenne ihn von früher."

„Ich werde mir Deine Worte gesagt sein lassen. Nur so viel, ich glaube, Du verkennst ihn."

„Ich verkenne ihn nicht."

„Oder mich," sagte sie mit einer Kraftanstrengung und versuchte seinem Blicke zu begegnen.

„Auch Dich nicht, meine liebe Effi. Du bist eine reizende kleine Frau, aber Festigkeit ist nicht eben Deine Specialität."

Er erhob sich, um zu gehen. Als er bis an die Thür gegangen war, trat Friedrich ein, um ein Gieshübler'sches Billet abzugeben, das natürlich an die gnädige Frau gerichtet war.

Effi nahm es. „Eine Geheimcorrespondenz mit Gieshübler," sagte sie; „Stoff zu neuer Eifersucht für meinen gestrengen Herrn. Oder nicht?"

„Nein, nicht ganz, meine liebe Effi. Ich begehe die Thorheit, zwischen Crampas und Gieshübler einen Unterschied zu machen. Sie sind so zu sagen nicht von gleichem Karat; nach Karat berechnet man nämlich den reinen Goldeswerth, unter Umständen auch der Menschen. Mir persönlich, um auch das noch zu sagen, ist Gieshübler's weißes Jabot, trotzdem kein Mensch mehr Jabots trägt, erheblich lieber als Crampas' rothblonder Sappeurbart. Aber ich bezweifle, daß dies weiblicher Geschmack ist."

„Du hältst uns für schwächer, als wir sind."

„Eine Tröstung von praktisch außerordentlicher Geringfügigkeit. Aber lassen wir das. Lies lieber."

Und Effi las: „Darf ich mich nach der gnäd'gen Frau Befinden erkundigen? Ich weiß nur, daß Sie dem Schloon glücklich entronnen sind: aber es blieb auch durch den Wald hin immer noch Fährlichkeit genug. Eben kommt Dr. Hannemann von Uvagla zurück und beruhigt mich über Mirambo; gestern habe er die Sache für bedenklicher angesehen, als er uns habe sagen wollen, heute nicht mehr. Es war eine reizende Fahrt. — In drei Tagen feiern wir Sylvester. Auf eine Festlichkeit, wie die vorjährige, müssen wir verzichten; aber einen Ball haben wir natürlich, und Sie erscheinen zu sehen, würde die Tanzwelt beglücken und nicht am wenigsten Ihren respectvollst ergebenen Alonzo G."

Effi lachte. „Nun, was sagst Du?"

„Nach wie vor nur das Eine, daß ich Dich lieber mit Gieshübler als mit Crampas sehe."

„Weil Du den Crampas zu schwer und den Gieshübler zu leicht nimmst."

Innstetten drohte ihr scherzhaft mit dem Finger.

* * *

Drei Tage später war Sylvester. Effi erschien in einer reizenden Balltoilette, einem Geschenk, das ihr der Weihnachtstisch gebracht hatte; sie tanzte

aber nicht, sondern nahm ihren Platz bei den alten Damen, für die, ganz in Nähe der Musikempore, die Fauteuils gestellt waren. Von den adligen Familien, mit denen Innstetten's vorzugsweise verkehrten, war Niemand da, weil kurz vorher ein kleines Zerwürfniß mit dem städtischen Ressourcenvorstand, der, namentlich seitens des alten Güldenklee, 'mal wieder „destructiver Tendenzen" beschuldigt worden war, stattgefunden hatte; drei, vier andere adlige Familien aber, die nicht Mitglieder der Ressource, sondern immer nur geladene Gäste waren und deren Güter an der anderen Seite der Kessine lagen, waren aus zum Theil weiter Entfernung über das Flußeis gekommen und freuten sich, an dem Feste theilnehmen zu können. Effi saß zwischen der alten Ritterschaftsräthin von Padden und einer etwas jüngeren Frau von Titzewitz. Die Ritterschaftsräthin, eine vorzügliche alte Dame, war in allen Stücken ein Original und suchte das, was die Natur, besonders durch starke Backenknochenbildung, nach der wendisch-heidnischen Seite hin für sie gethan hatte, durch christlich-germanische Glaubensstrenge wieder in Ausgleich zu bringen. In dieser Strenge ging sie so weit, daß selbst Sidonie v. Grasenabb eine Art esprit fort neben ihr war, wogegen sie freilich — vielleicht weil sich die Radegaster und die Swantowiter Linie des Hauses in ihr vereinigten — über jenen alten Paddenhumor verfügte, der, von langer Zeit her, wie ein Segen auf der Familie ruhte, und Jeden, der mit derselben in Berührung kam, auch wenn es Gegner in Politik und Kirche waren, herzlich erfreute.

„Nun, Kind," sagte die Ritterschaftsräthin, „wie geht es Ihnen denn eigentlich?"

„Gut, gnädigste Frau; ich habe einen sehr ausgezeichneten Mann."

„Weiß ich. Aber das hilft nicht immer. Ich hatte auch einen ausgezeichneten Mann. Wie steht es hier? Keine Anfechtungen?"

Effi erschrak und war zugleich wie gerührt. Es lag etwas ungemein Erquickliches in dem freien und natürlichen Ton, in dem die alte Dame sprach, und daß es eine so fromme Frau war, das machte die Sache nur noch erquicklicher.

„Ach, gnädigste Frau . . ."

„Da kommt es schon. Ich kenne das. Immer dasselbe. Darin ändern die Zeiten nichts. Und vielleicht ist es auch recht gut so. Denn worauf es ankommt, meine liebe junge Frau, das ist das Kämpfen. Man muß immer ringen mit dem natürlichen Menschen. Und wenn man sich dann so unter hat und beinah' schreien möchte, weil's weh thut, dann jubeln die lieben Engel!"

„Ach, gnädigste Frau. Es ist oft recht schwer."

„Freilich ist es schwer. Aber je schwerer, desto besser. Darüber müssen Sie sich freuen. Das mit dem Fleisch, das bleibt, und ich habe Enkel und Enkelinnen, da seh' ich es jeden Tag. Aber im Glauben sich unterkriegen, meine liebe Frau, darauf kommt es an, das ist das Wahre. Das hat uns unser alter Martin Luther zur Erkenntniß gebracht, der Gottesmann. Kennen Sie seine Tischreden?"

„Nein, gnädigste Frau."

„Die werde ich Ihnen schicken."

In diesem Augenblicke trat Major Crampas an Effi heran und bat, sich nach ihrem Befinden erkundigen zu dürfen. Effi war wie mit Blut übergossen. Aber ehe sie noch antworten konnte, sagte Crampas: „Darf ich Sie bitten, gnädigste Frau, mich den Damen vorstellen zu wollen?"

Effi nannte nun Crampas' Namen, der seinerseits schon vorher vollkommen orientirt war und in leichtem Geplauder alle Paddens und Titzewitze, von denen er je gehört hatte, Revue passiren ließ. Zugleich entschuldigte er sich, den Herrschaften jenseits der Kessine noch immer nicht seinen Besuch gemacht und seine Frau vorgestellt zu haben; aber es sei sonderbar, welche trennende Macht das Wasser habe. Es sei dasselbe wie mit dem Canal La Manche . . ."

„Wie?" fragte die alte Titzewitz.

Crampas seinerseits hielt es für unangebracht, Aufklärungen zu geben, die doch zu nichts geführt haben würden, und fuhr fort: „Auf zwanzig Deutsche, die nach Frankreich gehen, kommt noch nicht Einer, der nach England geht. Das macht das Wasser; ich wiederhole, das Wasser hat eine scheidende Kraft."

Frau von Padden, die darin mit feinem Instinct etwas Anzügliches witterte, wollte für das Wasser eintreten, Crampas aber sprach mit immer wachsendem Redefluß weiter und lenkte die Aufmerksamkeit der Damen auf ein schönes Fräulein von Stojentin, „das ohne Zweifel die Ballkönigin" sei, wobei sein Blick übrigens Effi bewundernd streifte. Dann empfahl er sich rasch unter Verbeugungen gegen alle Drei.

„Schöner Mann," sagte die Padden. „Verkehrt er in Ihrem Hause?"

„Flüchtig."

„Wirklich," wiederholte die Padden, „ein schöner Mann. Ein bißchen zu sicher. Und Hochmuth kommt vor dem Fall . . . Aber sehen Sie nur, da tritt er wirklich mit der Grete Stojentin an. Eigentlich ist er doch zu alt; wenigstens Mitte vierzig."

„Er wird vierundvierzig."

„Ei, ei, Sie scheinen ihn ja gut zu kennen."

* * *

Es kam Effi sehr zu paß, daß das neue Jahr, gleich in seinem Anfang, allerlei Aufregungen brachte. Seit Sylvesternacht ging ein scharfer Nordost, der sich in den nächsten Tagen fast bis zum Sturm steigerte, und am dritten Januar Nachmittags hieß es, daß ein Schiff draußen mit der Einfahrt nicht zu Stande gekommen und hundert Schritt vor der Mole gescheitert sei; es sei ein englisches, von Sunderland her, und so weit sich erkennen lasse, sieben Mann an Bord; die Lootsen könnten beim Ausfahren, trotz aller Anstrengung, nicht um die Mole herum, und vom Strande aus ein Boot abzulassen, daran sei nun vollends nicht zu denken, die Brandung sei viel zu stark. Das klang traurig genug. Aber Johanna, die die Nachricht brachte, hatte doch auch Trost bei der Hand: Consul Eschrich, mit dem Rettungsapparat und der Raketenbatterie, sei schon unterwegs, und es würde gewiß glücken; die Entfernung sei nicht voll so weit wie Anno 75, wo's doch auch gegangen, und sie hätten damals sogar den Pudel mit gerettet, und es wäre ordentlich rührend gewesen, wie

sich das Thier gefreut und die Capitänsfrau und das liebe, kleine Kind, nicht viel größer als Anniechen, immer wieder mit seiner rothen Zunge geleckt habe.

„Geert, da muß ich mit hinaus, das muß ich sehen," hatte Effi sofort erklärt, und beide waren aufgebrochen, um nicht zu spät zu kommen, und hatten denn auch den rechten Moment abgepaßt; denn im Augenblick, als sie, von der Plantage her, den Strand erreichten, fiel der erste Schuß, und sie sahen ganz deutlich, wie die Rakete mit dem Fangseil unter dem Sturmgewölk hinflog und über das Schiff weg jenseits niederfiel. Alle Hände regten sich sofort an Bord, und nun holten sie, mit Hülfe der kleinen Leine, das dickere Tau sammt dem Korb heran, und nicht lange, so kam der Korb in einer Art Kreislauf wieder zurück, und einer der Matrosen, ein schlanker, bildhübscher Mensch mit einer wachsleinenen Kappe, war geborgen an Land und wurde neugierig ausgefragt, während der Korb aufs Neue seinen Weg machte, zunächst den Zweiten und dann den Dritten heranzuholen und so fort. Alle wurden gerettet, und Effi hätte sich, als sie nach einer halben Stunde mit ihrem Manne wieder heim ging, in die Dünen werfen und sich ausweinen mögen. Ein schönes Gefühl hatte wieder Platz in ihrem Herzen gefunden, und es beglückte sie unendlich, daß es so war.

Das war am dritten gewesen. Schon am fünften kam ihr eine neue Aufregung, freilich ganz anderer Art. Innstetten hatte Gieshübler, der natürlich auch Stadtrath und Magistratsmitglied war, beim Herauskommen aus dem Rathhause getroffen und im Gespräche mit ihm erfahren, daß seitens des Kriegsministeriums angefragt worden sei, wie sich die Stadtbehörden eventuell zur Garnisonsfrage zu stellen gedächten? Bei nöthigem Entgegenkommen, also bei Bereitwilligkeit zu Stall- und Kasernenbauten, könnten ihnen zwei Schwadronen Husaren zugesagt werden. „Nun, Effi, was sagst Du dazu?" — Effi war wie benommen. All' das unschuldige Glück ihrer Kinderjahre stand mit einem Male wieder vor ihrer Seele, und im Augenblick war es ihr, als ob rothe Husaren — denn es waren auch rothe wie daheim in Hohen-Cremmen — so recht eigentlich die Hüter von Paradies und Unschuld seien. Und dabei schwieg sie noch immer.

„Du sagst ja nichts, Effi."

„Ja, sonderbar, Geert. Aber es beglückt mich so, daß ich vor Freude nichts sagen kann. Wird es denn auch sein? Werden sie denn auch kommen?"

„Damit hat's freilich noch gute Wege, ja, Gieshübler meinte sogar, die Väter der Stadt, seine Collegen, verdienten es gar nicht. Statt einfach über die Ehre, und wenn nicht über die Ehre, so doch wenigstens über den Vortheil einig und glücklich zu sein, wären sie mit allerlei ‚Wenns' und ‚Abers' gekommen und hätten geknausert wegen der neuen Bauten; ja, Pfefferküchler Michelsen habe sogar gesagt, es verderbe die Sitten der Stadt, und wer eine Tochter habe, der möge sich vorsehen und Gitterfenster anschaffen."

„Es ist nicht zu glauben. Ich habe nie manierlichere Leute gesehen als unsere Husaren; wirklich, Geert. Nun, Du weißt es ja selbst. Und nun will dieser Michelsen Alles vergittern. Hat er denn Töchter?"

„Gewiß; sogar drei. Aber sie sind sämmtlich hors concours."

Effi lachte so herzlich, wie sie seit lange nicht mehr gelacht hatte. Doch es war von keiner Dauer, und als Innstetten ging und sie allein ließ, setzte sie sich an die Wiege des Kindes, und ihre Thränen fielen auf die Kissen. Es brach wieder über sie herein, und sie fühlte, daß sie wie eine Gefangene sei und nicht mehr heraus könne.

Sie litt schwer darunter und wollte sich befreien. Aber wiewohl sie starker Empfindungen fähig war, so war sie doch keine starke Natur; ihr fehlte die Nachhaltigkeit, und alle guten Anwandlungen gingen wieder vorüber. So trieb sie denn weiter, heute, weil sie's nicht ändern konnte, morgen, weil sie's nicht ändern wollte. Das Verbotene, das Geheimnißvolle, hatte seine Macht über sie.

So kam es, daß sie sich, von Natur frei und offen, in ein verstecktes Komödienspiel mehr und mehr hinein lebte. Mitunter erschrak sie, wie leicht es ihr wurde. Nur in Einem blieb sie sich gleich: sie sah Alles klar und beschönigte nichts. Einmal trat sie spät Abends vor den Spiegel in ihrer Schlafstube; die Lichter und Schatten flogen hin und her, und Rollo schlug draußen an, und im selben Augenblicke war es ihr, als sähe ihr wer über die Schulter. Aber sie besann sich rasch. „Ich weiß schon, was es ist; es war nicht der," und sie wies mit dem Finger nach dem Spukzimmer oben. „Es war 'was Anderes . . . mein Gewissen . . . Effi, Du bist verloren."

Es ging aber doch weiter so, die Kugel war im Rollen, und was an einem Tage geschah, machte das Thun des andern zur Nothwendigkeit.

Um die Mitte des Monats kamen Einladungen aufs Land. Ueber die dabei inne zu haltende Reihenfolge hatten sich die vier Familien, mit denen Innstettens vorzugsweise verkehrten, geeinigt: die Borckes sollten beginnen, die Flemmings und Grafenabbs folgten, die Güldenklees schlossen ab. Immer eine Woche dazwischen. Alle vier Einladungen kamen am selben Tage; sie sollten ersichtlich den Eindruck des Ordentlichen und Wohlerwogenen machen, auch wohl den einer besonderen freundschaftlichen Zusammengehörigkeit.

„Ich werde nicht mit dabei sein, Geert, und Du mußt mich der Kur halber, in der ich nun seit Wochen stehe, von vornherein entschuldigen."

Innstetten lachte. „Kur. Ich soll es auf die Kur schieben. Das ist das Vorgebliche; das Eigentliche heißt: Du willst nicht."

„Nein, es ist doch mehr Ehrlichkeit dabei als Du zugeben willst. Du hast selbst gewollt, daß ich den Doctor zu Rathe ziehe. Das hab' ich gethan, und nun muß ich doch seinem Rathe folgen. Der gute Doctor, er hält mich für bleichsüchtig, sonderbar genug, und Du weißt, daß ich jeden Tag von dem Eisenwasser trinke. Wenn Du Dir ein Borcke'sches Diner dazu vorstellst, vielleicht mit Preßkopf und Aal in Aspic, so mußt Du den Eindruck haben, es wäre mein Tod. Und so wirst Du Dich doch zu Deiner Effi nicht stellen wollen. Freilich mitunter ist es mir . . ."

„Ich bitte Dich, Effi . . ."

„. . . Uebrigens freu' ich mich, und das ist das einzig Gute dabei, Dich jedesmal, wenn Du fährst, eine Strecke Wegs begleiten zu können, bis an die Mühle gewiß oder bis an den Kirchhof oder auch bis an die Waldecke, da,

wo der Morgnitzer Querweg einmündet. Und dann steig' ich ab und schlendere wieder zurück. In den Dünen ist es immer am schönsten."

Innstetten war einverstanden, und als drei Tage später der Wagen vorfuhr, stieg Effi mit auf und gab ihrem Manne das Geleit bis an die Waldecke. „Hier laß halten, Geert. Du fährst nun links weiter, ich gehe rechts bis an den Strand und durch die Plantage zurück. Es ist etwas weit, aber doch nicht zu weit. Doctor Hannemann sagt mir jeden Tag, Bewegung sei Alles, Bewegung und frische Luft. Und ich glaube beinah', daß er recht hat. Empfiehl mich all' den Herrschaften; nur bei Sidonie kannst Du schweigen."

Die Fahrten, auf denen Effi ihren Gatten bis an die Waldecke begleitete, wiederholten sich allwöchentlich; aber auch in der zwischenliegenden Zeit hielt Effi darauf, daß sie der ärztlichen Verordnung streng nachkam. Es verging kein Tag, wo sie nicht ihren vorgeschriebenen Spaziergang gemacht hätte, meist Nachmittags, wenn sich Innstetten in seine Zeitungen zu vertiefen begann. Das Wetter war schön, eine milde, frische Luft, der Himmel bedeckt. Sie ging in der Regel allein und sagte zu Roswitha: „Roswitha, ich gehe nun also die Chaussee hinunter und dann rechts an den Platz mit dem Carousssel; da will ich auf Dich warten, da hole mich ab. Und dann gehen wir durch die Birkenallee oder durch die Reeperbahn wieder zurück. Aber komme nur, wenn Annie schläft. Und wenn sie nicht schläft, so schicke Johanna. Oder laß es lieber ganz; es ist nicht nöthig, ich finde mich schon zurecht."

Den ersten Tag, als es so verabredet war, trafen sie sich auch wirklich. Effi saß auf einer an einem langen Holzschuppen sich hinziehenden Bank und sah nach einem niedrigen Fachwerkhause hinüber, gelb mit schwarz gestrichenen Balken, einer Wirthschaft für kleine Bürger, die hier ihr Glas Bier tranken oder Solo spielten. Es dunkelte noch kaum, die Fenster aber waren schon hell, und ihr Lichtschimmer fiel auf die Schneemassen und etliche zur Seite stehende Bäume. „Sieh', Roswitha, wie schön das aussieht."

Ein paar Tage wiederholte sich das. Meist aber, wenn Roswitha bei dem Carousssel und dem Holzschuppen ankam, war Niemand da, und wenn sie dann zurückkam und in den Hausflur eintrat, kam ihr Effi schon entgegen und sagte: „Wo Du nur bleibst, Roswitha; ich bin schon lange wieder hier."

In dieser Art ging es durch Wochen hin. Das mit den Husaren hatte sich wegen der Schwierigkeiten, die die Bürgerschaft machte, so gut wie zerschlagen; aber da die Verhandlungen noch nicht geradezu abgeschlossen waren und neuerdings durch eine andere Behörde, das Generalcommando, gingen, so war Crampas nach Stettin berufen worden, wo man seine Meinung in dieser Angelegenheit hören wollte. Von dort schrieb er den zweiten Tag an Innstetten: „Pardon, Innstetten, daß ich mich auf französisch empfohlen. Es kam Alles so schnell. Ich werde übrigens die Sache hinauszuspinnen suchen, denn man ist froh, einmal draußen zu sein. Empfehlen Sie mich der gnädigen Frau, meiner liebenswürdigen Gönnerin."

Er las es Effi vor. Diese blieb ruhig. Endlich sagte sie: „Es ist recht gut so."

„Wie meinst Du das?"

„Daß er fort ist. Er sagt eigentlich immer dasselbe. Wenn er wieder da ist, wird er wenigstens vorübergehend 'was Neues zu sagen haben."

Innstetten's Blick flog scharf über sie hin. Aber er sah nichts, und sein Verdacht beruhigte sich wieder. „Ich will auch fort," sagte er nach einer Weile, „sogar nach Berlin; vielleicht kann ich dann, wie Crampas, auch mal 'was Neues mitbringen. Meine liebe Effi will immer gern 'was Neues hören; sie langweilt sich in unserm guten Kessin. Ich werde gegen acht Tage fort sein, vielleicht noch einen Tag länger. Und ängstige Dich nicht . . . es wird ja wohl nicht wiederkommen . . . Du weißt schon, da oben . . . Und wenn doch, Du hast ja Rollo und Roswitha."

Effi lächelte vor sich hin, und es mischte sich etwas von Wehmuth mit ein. Sie mußte des Tages gedenken, wo Crampas ihr zum ersten Male gesagt hatte, daß er mit dem Spuk und ihrer Furcht eine Komödie spiele. Der große Erzieher! Aber hatte er nicht recht? War die Komödie nicht am Platz? Und allerhand Widerstreitendes, Gutes und Böses, ging ihr durch den Kopf.

Den dritten Tag reiste Innstetten ab.

Ueber das, was er in Berlin vorhabe, hatte er nichts gesagt.

Einundzwanzigstes Capitel.

Innstetten war erst vier Tage fort, als Crampas von Stettin wieder eintraf und die Nachricht brachte, man hätte höheren Orts die Absicht, zwei Schwadronen nach Kessin zu legen, endgültig fallen lassen; es gäbe so viele kleine Städte, die sich um eine Cavallerie-Garnison, und nun gar um Blücher'sche Husaren, bewürben, daß man gewohnt sei, bei solchem Anerbieten einem herzlichen Entgegenkommen, aber nicht einem zögernden zu begegnen. Als Crampas dies mittheilte, machte der Magistrat ein ziemlich verlegenes Gesicht; nur Gieshübler, weil er der Philisterei seiner Kollegen eine Niederlage gönnte, triumphirte. Seitens der kleinen Leute griff, beim Bekanntwerden der Nachricht, eine gewisse Verstimmung Platz, ja selbst einige Consuls mit Töchtern waren momentan unzufrieden; im Ganzen aber kam man rasch über die Sache hin, vielleicht weil die nebenherlaufende Frage, „was Innstetten in Berlin vorhabe," die Kessiner Bevölkerung oder doch wenigstens die Honoratiorenschaft der Stadt mehr interessirte. Diese wollte den überaus wohlgelittenen Landrath nicht gern verlieren, und doch gingen darüber ganz ausschweifende Gerüchte, die von Gieshübler, wenn er nicht ihr Erfinder war, wenigstens genährt und weiter verbreitet wurden. Unter Anderem hieß es, Innstetten würde als Führer einer Gesandtschaft nach Marocco geh'n und zwar mit Geschenken, unter denen nicht bloß die herkömmliche Vase mit Sanssouci und dem neuen Palais, sondern vor Allem auch eine große Eismaschine sei. Das Letztere erschien, mit Rücksicht auf die maroccanischen Temperaturverhältnisse, so wahrscheinlich, daß das Ganze geglaubt wurde.

Effi hörte auch davon. Die Tage, wo sie sich darüber erheitert hätte, lagen noch nicht allzu weit zurück; aber in der Seelenstimmung, in der sie sich seit Schluß des Jahres befand, war sie nicht mehr fähig, unbefangen und

ausgelassen über derlei Dinge zu lachen. Ihre Gesichtszüge hatten einen ganz anderen Ausdruck angenommen und das halb rührend, halb schelmisch Kindliche, was sie noch als Frau gehabt hatte, war hin. Die Spaziergänge nach dem Strand und der Plantage, die sie, während Crampas in Stettin war, aufgegeben hatte, nahm sie nach seiner Rückkehr wieder auf und ließ sich auch durch ungünstige Witterung nicht davon abhalten. Es wurde wie früher bestimmt, daß ihr Roswitha bis an den Ausgang der Reeperbahn oder bis in die Nähe des Kirchhofs entgegenkommen solle, sie verfehlten sich aber noch häufiger als früher. „Ich könnte Dich schelten, Roswitha, daß Du mich nie findest. Aber es hat nichts auf sich; ich ängstige mich nicht mehr, auch nicht einmal am Kirchhof, und im Walde bin ich noch keiner Menschenseele begegnet."

Es war am Tage vor Innstettens Rückkehr von Berlin, daß Effi das sagte. Roswitha machte nicht viel davon und beschäftigte sich lieber damit, Guirlanden über den Thüren anzubringen; auch der Haifisch bekam einen Fichtenzweig und sah noch merkwürdiger aus als gewöhnlich. Effi sagte: „Das ist Recht, Roswitha; er wird sich freuen über all' das Grün, wenn er morgen wieder da ist. Ob ich heute wohl noch gehe? Doctor Hannemann besteht darauf und meint in einem fort, ich nähme es nicht ernst genug, sonst müßte ich besser aussehn; ich habe aber keine rechte Lust heut, es nieselt und der Himmel ist so grau."

„Ich werde der gnäd'gen Frau den Regenmantel bringen."

„Das thu'! Aber komme heute nicht nach, wir treffen uns ja doch nicht," und sie lachte. „Wirklich, Du bist gar nicht findig, Roswitha. Und ich mag nicht, daß Du Dich erkältest und Alles um nichts."

Roswitha blieb denn auch zu Haus, und weil Annie schlief, ging sie zu Kruse's, um mit der Frau zu plaudern. „Liebe Frau Kruse," sagte sie, „Sie wollten mir ja das mit dem Chinesen noch erzählen. Gestern kam die Johanna dazwischen, die thut immer so vornehm, für die ist so 'was nicht. Ich glaube aber doch, daß es 'was gewesen ist, ich meine mit dem Chinesen und mit Thomsen's Nichte, wenn es nicht seine Enkelin war."

Die Kruse nickte.

„Entweder," fuhr Roswitha fort, „war es eine unglückliche Liebe (die Kruse nickte wieder), oder es kann auch eine glückliche gewesen sein und der Chinese konnte es bloß nicht aushalten, daß es Alles mit einem Male so wieder vorbei sein sollte. Denn die Chinesen sind doch auch Menschen, und es wird wohl Alles ebenso mit ihnen sein, wie mit uns."

„Alles," versicherte die Kruse und wollte dies eben durch ihre Geschichte bestätigen, als ihr Mann eintrat und sagte: „Mutter, Du könntest mir die Flasche mit dem Lederlack geben; ich muß doch das Sielenzeug blank haben, wenn der Herr morgen wieder da ist; der sieht Alles und wenn er auch nichts sagt, so merkt man doch, daß er's gesehn hat."

„Ich bring' es Ihnen 'raus, Kruse," sagte Roswitha. „Ihre Frau will mir bloß noch 'was erzählen; aber es is gleich aus, und dann komm' ich und bring' es."

Roswitha, die Flasche mit dem Lack in der Hand, kam denn auch ein paar Minuten danach auf den Hof hinaus und stellte sich neben das Sielenzeug, das Kruse eben über den Gartenzaun gelegt hatte. „Gott," sagte er, während er ihr die Flasche aus der Hand nahm, „viel hilft es ja nicht, es nieselt in einem weg, und die Blänke vergeht doch wieder. Aber ich denke, Alles muß seine Ordnung haben."

„Das muß es. Und dann, Kruse, es ist ja doch auch ein richtiger Lack, das kann ich gleich seh'n, und was ein richtiger Lack ist, der klebt nicht lange, der muß gleich trocknen. Und wenn es dann morgen nebelt oder naß fällt, dann schadet es nich' mehr. Aber das muß ich doch sagen, das mit dem Chinesen is eine merkwürdige Geschichte."

Kruse lachte. „Unsinn is es, Roswitha. Und meine Frau, statt aufs Richtige zu sehen, erzählt immer so 'was, un' wenn ich ein reines Hemd anziehen will, fehlt ein Knopp. Un' so is es nu' schon, so lange wir hier sind. Sie hat immer bloß solche Geschichten in ihrem Kopp und dazu das schwarze Huhn. Un' das schwarze Huhn legt nich' 'mal Eier. Un' am Ende wovon soll es auch Eier legen? es kommt ja nich' 'raus und von's bloße Kikeriki kann doch so 'was nich' kommen. Das is von keinem Huhn nich' zu verlangen."

„Hören Sie, Kruse, das werde ich Ihrer Frau wieder erzählen. Ich habe Sie immer für einen anständigen Menschen gehalten, und nun sagen Sie so 'was wie das da von Kikeriki. Die Mannsleute sind doch immer noch schlimmer als man denkt. Un' eigentlich müßt' ich nu' gleich den Pinsel hier nehmen und Ihnen einen schwarzen Schnurrbart anmalen."

„Nu' von Ihnen, Roswitha, kann man sich das schon gefallen lassen," und Kruse, der meist den Würdigen spielte, schien in einen mehr und mehr schäkrigen Ton übergehen zu wollen, als er der gnädigen Frau ansichtig wurde, die heute von der anderen Seite der Plantage herkam und in eben diesem Augenblicke den Gartenzaun passirte.

„Guten Tag, Roswitha, Du bist ja so ausgelassen. Was macht denn Annie?"

„Sie schläft, gnäd'ge Frau."

Aber Roswitha, als sie das sagte, war doch roth geworden und ging, rasch abbrechend, auf das Haus zu, um der gnädigen Frau beim Umkleiden behülflich zu sein. Denn ob Johanna da war, das war die Frage. Die steckte jetzt viel auf dem „Amt" drüben, weil es zu Haus weniger zu thun gab und Friedrich und Kristel waren ihr zu langweilig und wußten nie 'was.

Annie schlief noch. Effi beugte sich über die Wiege, ließ sich dann Hut und Regenmantel abnehmen und setzte sich auf das kleine Sopha in ihrer Schlafstube. Das feuchte Haar strich sie langsam zurück, legte die Füße auf einen niedrigen Stuhl, den Roswitha heran geschoben, und sagte, während sie sichtlich das Ruhebehagen nach einem ziemlich langen Spaziergange genoß: „Ich muß Dich darauf aufmerksam machen, Roswitha, daß Kruse verheirathet ist."

„Ich weiß, gnäd'ge Frau."

„Ja, was weiß man nicht Alles und handelt doch, als ob man es nicht wüßte. Das kann nie 'was werden."

„Es soll ja auch nichts werden, gnäd'ge Frau . . ."

„Denn wenn Du denkst, sie sei krank, da machst Du die Rechnung ohne den Wirth. Die Kranken leben am längsten. Und dann hat sie das schwarze Huhn. Vor dem hüte Dich, das weiß Alles und plaudert Alles aus. Ich weiß nicht, ich habe einen Schauder davor. Und ich wette, daß das Alles da oben mit dem Huhn zusammenhängt."

„Ach, das glaub' ich nicht. Aber schrecklich ist es doch. Und Kruse, der immer gegen seine Frau ist, kann es mir nicht ausreden."

„Was sagte der?"

„Er sagte, es seien bloß Mäuse."

„Nun, Mäuse, das ist auch gerade schlimm genug. Ich kann keine Mäuse leiden. Aber ich sah ja deutlich, wie Du mit dem Kruse schwatztest und vertraulich thatest, und ich glaube sogar, Du wolltest ihm einen Schnurrbart anmalen. Das ist doch schon sehr viel. Und nachher sitzest Du da. Du bist ja noch eine schmucke Person und hast so 'was. Aber sieh' Dich vor, so viel kann ich Dir bloß sagen. Wie war es denn eigentlich das erste Mal mit Dir? Ist es so, daß Du mir's erzählen kannst?"

„Ach, ich kann schon. Aber schrecklich war es. Und weil es so schrecklich war, d'rum können gnäd'ge Frau auch ganz ruhig sein, von wegen dem Kruse. Wem es so gegangen ist wie mir, der hat genug davon und paßt auf. Mitunter träume ich noch davon, und dann bin ich den anderen Tag wie zerschlagen. Solche grausame Angst . . ."

Effi hatte sich aufgerichtet und stützte den Kopf auf ihren Arm. „Nun erzähle. Wie kann es denn gewesen sein? Es ist ja mit Euch, das weiß ich noch von Hause her, immer dieselbe Geschichte . . ."

„Ja, zuerst is es wohl immer dasselbe, und ich will mir auch nicht einbilden, daß es mit mir 'was Besonderes war, ganz und gar nicht. Aber wie sie's mir dann auf den Kopf zusagten und ich mit einem Male sagen mußte: „ja, es ist so," ja, das war schrecklich. Die Mutter, na, das ging noch, aber der Vater, der die Dorfschmiede hatte, der war streng und wüthend, und als er's hörte, da kam er mit einer Stange auf mich los, die er eben aus dem Feuer genommen hatte, und wollte mich umbringen. Und ich schrie laut auf und lief auf den Boden und versteckte mich, und da lag ich und zitterte und kam erst wieder nach unten, als sie mich riefen und sagten, ich solle nur kommen. Und dann hatte ich noch eine jüngere Schwester, die wies immer auf mich hin und sagte „Pfui". Und dann, wie das Kind kommen sollte, ging ich in eine Scheune nebenan, weil ich mir's bei uns nicht getraute. Da fanden mich fremde Leute halb todt und trugen mich ins Haus und in mein Bett. Und den dritten Tag nahmen sie mir das Kind fort, und als ich nachher fragte, wo es sei, da hieß es, es sei gut aufgehoben. Ach, gnädigste Frau, die heil'ge Mutter Gottes bewahre Sie vor solchem Elend."

Effi fuhr auf und sah Roswitha mit großen Augen an. Aber sie war doch noch mehr erschrocken als empört. „Was Du nur sprichst! Ich bin ja

doch eine verheirathete Frau. So 'was darfst Du nicht sagen, das ist ungehörig, das paßt sich nicht."

„Ach, gnädigste Frau . . ."

„Erzähle mir lieber, was aus Dir wurde. Das Kind hatten sie Dir genommen. So weit warst Du . . ."

„Und dann, nach ein paar Tagen, da kam wer aus Erfurt, der fuhr bei dem Schulzen vor und fragte, „ob da nicht eine Amme sei." Da sagte der Schulze „ja." Gott lohne es ihm, und der fremde Herr nahm mich gleich mit, und von da an hab' ich beff're Tage gehabt; selbst bei der Registratorin war es doch immer noch zum Aushalten, und zuletzt bin ich zu Ihnen gekommen, gnädige Frau. Und das war das Beste, das Allerbeste." Und als sie das sagte, trat sie an das Sopha heran und küßte Effi die Hand.

„Roswitha, Du mußt mir nicht immer die Hand küssen, ich mag das nicht. Und nimm Dich nur in Acht mit dem Kruse. Du bist doch sonst eine so gute und verständige Person . . . Mit einem Ehemanne . . . das thut nie gut."

„Ach, gnäd'ge Frau, Gott und seine Heiligen führen uns wunderbar, und das Unglück, das uns trifft, das hat doch auch sein Glück. Und wen es nicht bessert, dem is nich' zu helfen . . . Ich kann eigentlich die Mannsleute gut leiden . . ."

„Siehst Du, Roswitha, siehst Du."

„Aber wenn es 'mal wieder so über mich käme, mit dem Kruse, das is ja nichts, und ich könnte nicht mehr anders, da lief ich gleich ins Wasser. Es war zu schrecklich. Alles. Und was nur aus dem armen Wurme geworden is? Ich glaube nicht, daß es noch lebt; sie haben es umkommen lassen, aber ich bin doch Schuld." Und sie warf sich vor Annie's Wiege nieder und wiegte das Kind hin und her und sang in einem fort ihr „Buhküken von Halberstadt."

„Laß," sagte Effi. „Singe nicht mehr; ich habe Kopfweh. Aber bringe mir die Zeitungen. Oder hat Gieshübler vielleicht die Journale geschickt?"

„Das hat er. Und die Modezeitung lag oben auf. Da haben wir drin geblättert, ich und Johanna, eh' sie 'rüber ging. Johanna ärgert sich immer, daß sie so 'was nicht haben kann. Soll ich die Modezeitung bringen?"

„Ja, die bringe und bring' auch die Lampe."

Roswitha ging, und Effi, als sie allein war, sagte: „womit man sich nicht Alles hilft! Eine hübsche Dame mit einem Muff und eine mit einem Halbschleier; Modepuppen. Aber es ist das Beste, mich auf andre Gedanken zu bringen."

* * *

Im Laufe des andern Vormittags kam ein Telegramm von Innstetten, worin er mittheilte, daß er erst mit dem zweiten Zuge kommen, also nicht vor Abend in Kessin eintreffen werde. Der Tag verging in ewiger Unruhe; glücklicher Weise kam Gieshübler im Laufe des Nachmittags und half über eine Stunde weg. Endlich um sieben Uhr fuhr der Wagen vor, Effi trat

hinaus, und man begrüßte sich. Innstetten war in einer ihm sonst fremden Erregung, und so kam es, daß er die Verlegenheit nicht sah, die sich in Effi's Herzlichkeit mischte. Drinnen im Flur brannten die Lampen und Lichter, und das Theezeug, das Friedrich schon auf einen der zwischen den Schränken stehenden Tische gestellt hatte, reflectirte den Lichterglanz.

„Das sieht ja ganz so aus wie damals, als wir hier ankamen. Weißt Du noch, Effi?"

Sie nickte.

„Nur der Haifisch mit seinem Fichtenzweig verhält sich heute ruhiger, und auch Rollo spielt den Zurückhaltenden und legt mir nicht mehr die Pfoten auf die Schulter. Was ist das mit Dir, Rollo?"

Rollo strich an seinem Herrn vorbei und wedelte.

„Der ist nicht recht zufrieden, entweder mit mir nicht oder mit Andern. Nun, ich will annehmen, mit mir. Jedenfalls laß uns eintreten." Und er trat in sein Zimmer und bat Effi, während er sich aufs Sopha niederließ, neben ihm Platz zu nehmen. „Es war so hübsch in Berlin, über Erwarten; aber in all' meiner Freude habe ich mich immer zurückgesehnt. Und wie gut Du aussiehst! Ein bißchen blaß und auch ein bißchen verändert, aber es kleidet Dich."

Effi wurde roth.

„Und nun wirst Du auch noch roth. Aber es ist, wie ich Dir sage. Du hattest so 'was von einem verwöhnten Kind, und mit einem Male siehst Du aus wie eine Frau."

„Das hör' ich gern, Geert, aber ich glaube, Du sagst es nur so."

„Nein, nein, Du kannst es Dir gut schreiben, wenn es etwas Gutes ist . . ."

„Ich dächte doch."

„Und nun rathe, von wem ich Dir Grüße bringe."

„Das ist nicht schwer, Geert. Außerdem, wir Frauen, zu denen ich mich, seitdem Du wieder da bist, ja rechnen darf (und sie reichte ihm die Hand und lachte), wir Frauen, wir rathen leicht. Wir sind nicht so schwerfällig wie ihr."

„Nun, von wem?"

„Nun natürlich von Vetter Briest. Er ist ja der Einzige, den ich in Berlin kenne, die Tanten abgerechnet, die Du nicht aufgesucht haben wirst und die viel zu neidisch sind, um mich grüßen zu lassen. Hast Du nicht auch gefunden, alle alten Tanten sind neidisch."

„Ja, Effi, das ist wahr. Und daß Du das sagst, das ist ganz meine alte Effi wieder. Denn Du mußt wissen, die alte Effi, die noch aussah, wie ein Kind, nun, die war auch nach meinem Geschmack. Grad' so wie die jetzige gnäd'ge Frau."

„Meinst Du? Und wenn Du Dich zwischen beiden entscheiden solltest . . ."

„Das ist eine Doctorfrage, darauf lasse ich mich nicht ein. Aber da bringt Friedrich den Thee. Wie hat's mich nach dieser Stunde verlangt! Und hab' es auch ausgesprochen, sogar zu Deinem Vetter Briest, als wir bei Dressel saßen und in Champagner Dein Wohl tranken . . . Die Ohren müssen Dir geklungen haben . . . Und weißt Du, was Dein Vetter dabei sagte?"

„Gewiß etwas Albernes. Darin ist er groß."

„Das ist der schwärzeste Undank, den ich all' mein Lebtag erlebt habe. „Lassen wir Effi leben," sagte er, „meine schöne Cousine . . . Wissen Sie, Innstetten, daß ich Sie am liebsten fordern und todtschießen möchte? Denn Effi ist ein Engel, und Sie haben mich um diesen Engel gebracht." Und dabei sah er so ernst und so wehmüthig aus, daß man's beinah hätte glauben können."

„O, diese Stimmung kenn' ich an ihm. Bei der wievielten wart Ihr?"

„Ich hab' es nicht mehr gegenwärtig, und vielleicht hätte ich es auch damals nicht mehr sagen können. Aber das glaub' ich, daß es ihm ganz ernst war. Und vielleicht wäre es auch das Richtige gewesen. Glaubst Du nicht, daß Du mit ihm hättest leben können?"

„Leben können? Das ist wenig, Geert. Aber beinah möchte ich sagen, ich hätte auch nicht einmal mit ihm leben können."

„Warum nicht? Er ist wirklich ein liebenswürdiger und netter Mensch und auch ganz gescheidt."

„Ja, das ist er . . ."

„Aber . . ."

„Aber er ist dalbrig. Und das ist keine Eigenschaft, die wir Frauen lieben, auch nicht einmal dann, wenn wir noch halbe Kinder sind, wohin Du mich immer gerechnet hast und vielleicht, trotz meiner Fortschritte, auch jetzt noch rechnest. Das Dalbrige, das ist nicht unsre Sache. Männer müssen Männer sein."

„Gut, daß Du das sagst. Alle Teufel, da muß man sich ja zusammennehmen. Und ich kann von Glück sagen, daß ich von so 'was, das wie Zusammennehmen aussieht, oder wenigstens ein Zusammennehmen in Zukunft fordert, so gut wie direct herkomme . . . Sage, wie denkst Du Dir ein Ministerium?"

„Ein Ministerium? Nun, das kann zweierlei sein. Es können Menschen sein, kluge, vornehme Herren, die den Staat regieren, und es kann auch bloß ein Haus sein, ein Palazzo, ein Palazzo Strozzi oder Pitti oder, wenn die nicht passen, irgend ein andrer. Du siehst, ich habe meine italienische Reise nicht umsonst gemacht."

„Und könntest Du Dich entschließen, in solchem Palazzo zu wohnen? Ich meine in solchem Ministerium?"

„Um Gotteswillen, Geert, sie haben Dich doch nicht zum Minister gemacht? Gieshübler sagte so 'was. Und der Fürst kann Alles. Gott, der hat es am Ende durchgesetzt, und ich bin erst achtzehn."

Innstetten lachte. „Nein, Effi, nicht Minister, so weit sind wir noch nicht. Aber vielleicht kommen noch allerhand Gaben in mir heraus, und dann ist es nicht unmöglich."

„Also jetzt noch nicht, noch nicht Minister?"

„Nein. Und wir werden, die Wahrheit zu sagen, auch nicht einmal in einem Ministerium wohnen aber ich werde täglich ins Ministerium gehen, wie ich jetzt in unser Landrathsamt gehe, und werde dem Minister Vortrag halten

und mit ihm reisen, wenn er die Provinzialbehörden inspicirt. Und Du wirst eine Ministerialräthin sein und in Berlin leben, und in einem halben Jahre wirst Du kaum noch wissen, daß Du hier in Kessin gewesen bist und nichts gehabt hast, als Gieshübler und die Dünen und die Plantage."

Effi sagte kein Wort, und nur ihre Augen wurden immer größer; um ihre Mundwinkel war ein nervöses Zucken, und ihr ganzer zarter Körper zitterte. Mit einem Male aber glitt sie von ihrem Sitze vor Innstetten nieder, umklammerte seine Kniee und sagte in einem Tone, wie wenn sie betete: „Gott sei Dank!"

Innstetten verfärbte sich. Was war das? Etwas, was seit Wochen flüchtig, aber doch immer sich erneuernd über ihn kam, war wieder da und sprach so deutlich aus seinem Auge, daß Effi davor erschrak. Sie hatte sich durch ein schönes Gefühl, das nicht viel 'was Anderes als ein Bekenntniß ihrer Schuld war, hinreißen lassen und dabei mehr gesagt, als sie sagen durfte. Sie mußte das wieder ausgleichen, mußte 'was finden, irgend einen Ausweg, es koste, was es wolle.

„Steh' auf Effi. Was hast Du?"

Effi erhob sich rasch. Aber sie nahm ihren Platz auf dem Sopha nicht wieder ein, sondern schob einen Stuhl mit hoher Lehne heran, augenscheinlich, weil sie nicht Kraft genug fühlte, sich ohne Stütze zu halten.

„Was hast Du?" wiederholte Innstetten. „Ich dachte, Du hättest hier glückliche Tage verlebt. Und nun rufst Du „Gott sei Dank", als ob Dir hier Alles nur ein Schreckniß gewesen wäre. War ich Dir ein Schreckniß? Oder war es 'was Andres? Sprich."

„Daß Du noch fragen kannst, Geert," sagte sie, während sie mit einer äußersten Anstrengung das Zittern ihrer Stimme zu bezwingen suchte. „Glückliche Tage! Ja, gewiß, glückliche Tage, aber doch auch andre. Nie bin ich die Angst hier ganz los geworden, nie. Noch keine vierzehn Tage, daß es mir wieder über die Schulter sah, dasselbe Gesicht, derselbe fahle Teint. Und diese letzten Nächte, wo Du fort warst, war es auch wieder da, nicht das Gesicht, aber es schlurrte wieder, und Rollo schlug wieder an, und Roswitha, die's auch gehört, kam an mein Bett und setzte sich zu mir, und erst, als es schon dämmerte, schliefen wir wieder ein. Es ist ein Spukhaus, und ich hab' es auch glauben sollen, das mit dem Spuk, — denn Du bist ein Erzieher. Ja, Geert, das bist Du. Aber laß es sein, wie's will, so viel weiß ich, ich habe mich ein ganzes Jahr lang und länger in diesem Hause gefürchtet, und wenn ich von hier fortkomme, so wird es, denk' ich, von mir abfallen, und ich werde wieder frei sein."

Innstetten hatte kein Auge von ihr gelassen und war jedem Worte gefolgt. Was sollte das heißen: „Du bist ein Erzieher?" und dann das Andre, was vorausging: „und ich hab' es auch glauben sollen, das mit dem Spuk." Was war das Alles? Wo kam das her? Und er fühlte seinen leisen Argwohn sich wieder regen und fester einnisten. Aber er hatte lange genug gelebt, um zu wissen, daß alle Zeichen trügen und daß wir in unsrer Eifersucht, trotz ihrer hundert Augen, oft noch mehr in die Irre gehen, als in der Blindheit

unsres Vertrauens. Es konnte ja so sein, wie sie sagte. Und wenn es so war, warum sollte sie nicht ausrufen: „Gott sei Dank!“

Und so, rasch alle Möglichkeiten ins Auge fassend, wurde er seines Argwohns wieder Herr und reichte ihr die Hand über den Tisch hin: „Verzeih' mir, Effi, aber ich war so sehr überrascht von dem Allen. Freilich wohl meine Schuld. Ich bin immer zu sehr mit mir beschäftigt gewesen. Wir Männer sind alle Egoisten. Aber das soll nun anders werden. Ein Gutes hat Berlin gewiß: Spukhäuser gibt es da nicht. Wo sollen die auch herkommen? Und nun laß uns hinüber gehen, daß ich Annie sehe; Roswitha verklagt mich sonst als einen unzärtlichen Vater.“

Effi war unter diesen Worten allmälig ruhiger geworden und das Gefühl, aus einer selbstgeschaffenen Gefahr sich glücklich befreit zu haben, gab ihr ihre Spannkraft und gute Haltung wieder zurück.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Am anderen Morgen nahmen beide gemeinschaftlich ihr etwas verspätetes Frühstück. Innstetten hatte seine Mißstimmung und Schlimmeres überwunden, und Effi lebte so ganz dem Gefühl ihrer Befreiung, daß sie nicht bloß die Fähigkeit einer gewissen erkünstelten guten Laune, sondern fast auch ihre frühere Unbefangenheit wieder gewonnen hatte. Sie war noch in Kessin, und doch war ihr schon zu Muthe, als läge es weit hinter ihr.

„Ich habe mir's überlegt, Effi,“ sagte Innstetten, „Du hast nicht so ganz Unrecht mit Allem, was Du gegen unser Haus hier gesagt hast. Für Capitän Thomsen war es gerade gut genug, aber nicht für eine junge verwöhnte Frau; alles altmodisch, kein Platz. Da sollst Du's in Berlin besser haben, auch einen Saal, aber einen anderen als hier, und auf Flur und Treppe hohe bunte Glasfenster, Kaiser Wilhelm mit Scepter und Krone oder auch was Kirchliches, heilige Elisabeth oder Jungfrau Maria. Sagen wir Jungfrau Maria, das sind wir Roswitha schuldig.“

Effi lachte. „So soll es sein. Aber wer sucht uns eine Wohnung? Ich kann doch nicht Vetter Briest auf die Suche schicken. Oder gar die Tanten! Die finden alles gut genug.“

„Ja, das Wohnungsuchen. Das macht einem keiner zu Dank. Ich denke, da mußt Du selber hin.“

„Und wann meinst Du?“

„Mitte März.“

„O, das ist viel zu spät, Geert, dann ist ja alles fort. Die guten Wohnungen werden schwerlich auf uns warten!“

„Ist schon recht. Aber ich bin erst seit gestern wieder hier und kann doch nicht sagen ‚reise morgen‘. Das würde mich schlecht kleiden und paßte mir auch wenig; ich bin froh, daß ich Dich wieder habe.“

„Nein,“ sagte sie, während sie das Kaffeegeschirr, um eine aufsteigende Verlegenheit zu verbergen, ziemlich geräuschvoll zusammenrückte, „nein, so soll's auch nicht sein, nicht heut und nicht morgen, aber doch in den nächsten Tagen.

Und wenn ich etwas finde, so bin ich rasch wieder zurück. Aber noch eins, Roswitha und Annie müssen mit. Am schönsten wär' es, Du auch. Aber ich sehe ein, das geht nicht. Und ich denke, die Trennung soll nicht lange dauern. Ich weiß auch schon, wo ich miethe . . ."

„Nun?"

„Das bleibt mein Geheimniß. Ich will auch ein Geheimniß haben. Damit will ich Dich dann überraschen."

In diesem Augenblick trat Friedrich ein, um die Postsachen abzugeben. Das Meiste war Dienstliches und Zeitungen. „Ah, da ist auch ein Brief für Dich," sagte Innstetten. „Und wenn ich nicht irre, die Handschrift der Mama."

Effi nahm den Brief. „Ja, von der Mama. Aber das ist ja nicht der Friesacker Poststempel; sieh nur, das heißt ja deutlich Berlin."

„Freilich," lachte Innstetten. „Du thust, als ob es ein Wunder wäre. Die Mama wird in Berlin sein und hat ihrem Liebling von ihrem Hôtel aus einen Brief geschrieben."

„Ja," sagte Effi, „so wird es sein. Aber ich ängstige mich doch beinah und kann keinen rechten Trost darin finden, daß Hulda Niemeyer immer sagte: wenn man sich ängstigt, ist es besser, als wenn man hofft. Was meinst Du dazu?"

„Für eine Pastorstochter nicht ganz auf der Höhe. Aber nun lies den Brief. Hier ist ein Papiermesser."

Effi schnitt das Couvert auf und las: Meine liebe Effi. Seit 24 Stunden bin ich hier in Berlin; Consultation bei Schweigger. Als er mich sieht, beglückwünscht er mich, und als ich erstaunt ihn frage, wozu, erfahr' ich, daß Ministerialdirector Wüllersdorf eben bei ihm gewesen und ihm erzählt habe: Innstetten sei ins Ministerium berufen. Ich bin ein wenig ärgerlich, daß man dergleichen von einem Dritten erfahren muß. Aber in meinem Stolz und meiner Freude sei Euch verziehen. Ich habe es übrigens immer gewußt (schon als J. noch bei den Rathenowern war), daß etwas aus ihm werden würde. Nun kommt es Dir zu Gute. Natürlich müßt Ihr eine Wohnung haben und eine andere Einrichtung. Wenn Du, meine liebe Effi, glaubst, meines Rathes dabei bedürfen zu können, so komme, so rasch es Dir Deine Zeit erlaubt. Ich bleibe acht Tage hier in Kur, und wenn es nicht anschlägt, vielleicht auch noch etwas länger; Schweigger drückt sich unbestimmt darüber aus. Ich habe eine Privatwohnung in der Schadowstraße genommen; neben dem meinigen sind noch Zimmer frei. Was es mit meinem Auge ist, darüber mündlich; vorläufig beschäftigt mich nur Eure Zukunft. Briest wird unendlich glücklich sein; er thut immer so gleichgültig gegen dergleichen, eigentlich hängt er aber mehr daran als ich. Grüße Innstetten, küsse Annie, die Du vielleicht mitbringst. Wie immer Deine Dich zärtlich liebende Mutter Luise v. B.

Effi legte den Brief aus der Hand und sagte nichts. Was sie zu thun habe, das stand bei ihr fest; aber sie wollte es nicht selber aussprechen. Innstetten sollte damit kommen, und dann wollte sie zögernd Ja sagen.

Innstetten ging auch wirklich in die Falle. „Nun, Effi, Du bleibst so ruhig."

„Ach, Geert, es hat Alles so seine zwei Seiten. Auf der einen Seite beglückt es mich, die Mama wiederzusehen und vielleicht sogar schon in wenig Tagen. Aber es spricht auch so Vieles dagegen."

„Was?"

„Die Mama, wie Du weißt, ist sehr bestimmt und kennt nur ihren eignen Willen. Dem Papa gegenüber hat sie immer Alles durchsetzen können. Aber ich möchte gern eine Wohnung haben, die nach *meinem* Geschmack ist, und eine neue Einrichtung, die *mir* gefällt."

Innstetten lachte. „Und das ist Alles?"

„Nun, es wäre grade genug. Aber es ist nicht Alles." Und nun nahm sie sich zusammen und sah ihn an und sagte: „Und dann, Geert, ich möchte nicht gleich wieder von Dir fort."

„Schelm, das sagst Du so, weil Du meine Schwäche kennst. Aber wir sind alle so eitel, und ich will es glauben. Ich will es glauben und doch zugleich auch den Heroischen spielen, den Entsagenden. Reise, sobald Du's für nöthig hältst und vor Deinem Herzen verantworten kannst."

„So darfst Du nicht sprechen, Geert. Was heißt das ‚vor meinem Herzen verantworten'. Damit schiebst Du mir, halb gewaltsam, eine Zärtlichkeitsrolle zu, und ich muß Dir dann aus reiner Koketterie sagen: ‚Ach, Geert, dann reise ich nie.' Oder doch so etwas Aehnliches."

Innstetten drohte ihr mit dem Finger. „Effi, Du bist mir zu fein. Ich dachte immer, Du wärst ein Kind, und sehe nun, daß Du das Maß hast wie alle anderen. Aber lassen wir das, oder wie Dein Papa immer sagte: ‚das ist ein zu weites Feld.' Sage lieber, wann willst Du fort?"

„Heute haben wir Dienstag. Sagen wir also Freitag Mittag mit dem Schiff. Dann bin ich am Abend in Berlin."

„Abgemacht. Und wann zurück?"

„Nun, sagen wir Montag Abend. Das sind dann drei Tage."

„Geht nicht. Das ist zu früh. In drei Tagen kannst Du's nicht zwingen. Und so rasch läßt Dich die Mama auch nicht fort."

„Also auf Diskretion."

„Gut."

Und damit erhob sich Innstetten, um nach dem Landrathsamte hinüber zu gehen.

* * *

Die Tage bis zur Abreise vergingen wie im Fluge. Roswitha war sehr glücklich. „Ach, gnädigste Frau, Kessin, nun ja . . ., aber Berlin ist es nicht. Und die Pferdebahn. Und wenn es dann so klingelt und man nicht weiß, ob man links oder rechts soll, und mitunter ist mir schon gewesen, als ginge Alles grad über mich weg. Nein, so was ist hier nicht. Ich glaube, manchen Tag sehen wir keine sechs Menschen. Und immer bloß die Dünen und draußen die See. Und das rauscht und rauscht, aber weiter ist es auch nichts."

„Ja, Roswitha, Du hast Recht. Es rauscht und rauscht immer, aber es ist kein richtiges Leben. Und dann kommen einem allerhand dumme Gedanken. Das kannst Du doch nicht bestreiten, das mit dem Kruse war nicht in der Richtigkeit."

„Ach, gnädigste Frau . . ."

„Nun, ich will nicht weiter nachforschen. Du wirst es natürlich nicht zugeben. Und nimm nur nicht zu wenig Sachen mit. Deine Sachen kannst Du eigentlich ganz mitnehmen und Annie's auch."

„Ich denke, wir kommen noch 'mal wieder."

„Ja, ich. Der Herr wünscht es. Aber ihr könnt vielleicht da bleiben, bei meiner Mutter. Sorge nur, daß sie Anniechen nicht zu sehr verwöhnt. Gegen mich war sie mitunter streng, aber ein Enkelkind . . ."

„Und dann ist Anniechen ja auch so zum Anbeißen. Da muß ja Jeder zärtlich sein."

Das war am Donnerstag, am Tage vor der Abreise. Innstetten war über Land gefahren und wurde erst gegen Abend zurückerwartet. Am Nachmittag ging Effi in die Stadt, bis auf den Marktplatz, und trat hier in die Apotheke und bat um eine Flasche Sal volatile. „Man weiß nie, mit wem man reist," sagte sie zu dem alten Gehülfen, mit dem sie auf dem Plauderfuße stand und der sie anschwärmte wie Gieshübler selbst.

„Ist der Herr Doctor zu Hause?" fragte sie weiter, als sie das Fläschchen eingesteckt hatte.

„Gewiß, gnädigste Frau; er ist hier nebenan und liest die Zeitungen."

„Ich werde ihn doch nicht stören?"

„O, nie."

Und Effi trat ein. Es war eine kleine, hohe Stube, mit Regalen ringsherum, auf denen allerlei Kolben und Retorten standen; nur an der einen Wand befanden sich alphabetisch geordnete, vorn mit einem Eisenringe versehene Kästen, in denen die Recepte lagen.

Gieshübler war beglückt und verlegen. „Welche Ehre. Hier unter meinen Retorten. Darf ich die gnädige Frau auffordern, einen Augenblick Platz zu nehmen?"

„Gewiß, lieber Gieshübler. Aber auch wirklich nur einen Augenblick. Ich will Ihnen Adieu sagen."

„Aber meine gnädigste Frau, Sie kommen ja doch wieder. Ich habe gehört, nur auf drei, vier Tage . . ."

„Ja, lieber Freund, ich soll wiederkommen, und es ist sogar verabredet, daß ich spätestens in einer Woche wieder in Kessin bin. Aber ich könnte doch auch *nicht* wiederkommen. Muß ich Ihnen sagen, welche tausend Möglichkeiten es gibt . . . Ich sehe, Sie wollen mir sagen, daß ich noch zu jung sei . . ., auch Junge können sterben. Und dann so vieles Andere noch. Und da will ich doch lieber Abschied nehmen von Ihnen, 'als wär' es für immer."

„Aber meine gnädigste Frau . . ."

„Als wäre es für immer. Und ich will Ihnen danken, lieber Gieshübler. Denn Sie waren das Beste hier; natürlich, weil Sie der Beste waren. Und

wenn ich hundert Jahre alt würde, so werde ich Sie nicht vergessen Ich habe mich hier mitunter einsam gefühlt, und mitunter war mir so schwer ums Herz, schwerer als Sie wissen können; ich habe es nicht immer richtig eingerichtet; aber wenn ich Sie gesehen habe, vom ersten Tage an, dann habe ich mich immer wohler gefühlt und auch besser."

„Aber meine gnädigste Frau."

„Und dafür wollte ich Ihnen danken. Ich habe mir eben ein Fläschchen mit Sal volatile gekauft; im Coupé sind mitunter so merkwürdige Menschen und wollen einem nicht 'mal erlauben, daß man ein Fenster aufmacht; und wenn mir dann vielleicht — denn es steigt einem ja ordentlich zu Kopf, ich meine das Salz — die Augen übergehen, dann will ich an Sie denken. Adieu, lieber Freund, und grüßen Sie Ihre Freundin, die Trippelli. Ich habe in den letzten Wochen öfter an sie gedacht und an Fürst Kotschukoff. Ein eigenthümliches Verhältniß bleibt es doch. Aber ich kann mich hineinfinden . . . Und lassen Sie einmal von sich hören. Oder ich werde schreiben."

Damit ging Effi. Gieshübler begleitete sie bis auf den Platz hinaus. Er war wie benommen, so sehr, daß er über manches Räthselhafte, was sie gesprochen, ganz hinwegsah.

* . *

Effi ging wieder nach Haus. „Bringen Sie mir die Lampe, Johanna," sagte sie, „aber in mein Schlafzimmer. Und dann eine Tasse Thee. Ich hab' es so kalt und kann nicht warten, bis der Herr wieder da ist."

Beides kam. Effi saß schon an ihrem kleinen Schreibtisch, einen Briefbogen vor sich, die Feder in der Hand. „Bitte, Johanna, den Thee auf den Tisch da."

Als Johanna das Zimmer wieder verlassen hatte, schloß Effi sich ein, sah einen Augenblick in den Spiegel und setzte sich dann wieder. Und nun schrieb sie: „Ich reise morgen mit dem Schiff, und dies sind Abschiedszeilen. Innstetten erwartet mich in wenig Tagen zurück, aber ich komme *nicht* wieder . . . Warum ich nicht wiederkomme, Sie wissen es . . . Es wäre das Beste gewesen, ich hätte dies Stück Erde nie gesehen. Ich beschwöre Sie, dies nicht als einen Vorwurf zu fassen; alle Schuld ist bei mir. Blick' ich auf Ihr Haus . . ., *Ihr* Thun mag entschuldbar sein, nicht das meine. Meine Schuld ist sehr schwer. Aber vielleicht kann ich noch heraus. Daß wir hier abberufen wurden, ist mir wie ein Zeichen, daß ich noch zu Gnaden angenommen werden kann. Vergessen Sie das Geschehene, vergessen Sie mich. Ihre Effi."

Sie überflog die Zeilen noch einmal, am fremdesten war ihr das „Sie"; aber auch das mußte sein; es sollte ausdrücken, daß keine Brücke mehr da sei. Und nun schob sie die Zeilen in ein Couvert und ging auf ein Haus zu, zwischen dem Kirchhof und der Waldecke. Ein dünner Rauch stieg aus dem halb eingefallenen Schornstein. Da gab sie die Zeilen ab.

Als sie wieder zurück war, war Innstetten schon da, und sie setzte sich zu ihm und erzählte ihm von Gieshübler und dem Sal volatile.

Innstetten lachte. „Wo hast Du nur Dein Latein her, Effi?"

* *

Das Schiff, ein leichtes Segelschiff (die Dampfboote gingen nur Sommers), fuhr um zwölf. Schon eine Viertelstunde vorher waren Effi und Innstetten an Bord; auch Roswitha und Annie.

Das Gepäck war größer, als es für einen, auf so wenig Tage geplanten Ausflug geboten erschien. Innstetten sprach mit dem Capitän; Effi, in einem Regenmantel und hellgrauem Reisehut, stand auf dem Hinterdeck, nahe am Steuer, und musterte von hier aus das Bollwerk und die hübsche Häuserreihe, die dem Zuge des Bollwerks folgte. Gerade der Landungsbrücke gegenüber lag Hoppensack's Hôtel, ein drei Stock hohes Gebäude, von dessen Giebeldach eine gelbe Flagge, mit Kreuz und Krone darin, schlaff in der stillen, etwas nebligen Luft hernieder hing. Effi sah eine Weile nach der Flagge hinauf, ließ dann aber ihr Auge wieder abwärts gleiten und verweilte zuletzt auf einer Anzahl von Personen, die neugierig am Bollwerk umher standen. In diesem Augenblicke wurde geläutet. Effi war ganz eigen zu Muth, das Schiff setzte sich langsam in Bewegung, und als sie die Landungsbrücke noch einmal musterte, sah sie, daß Crampas in vorderster Reihe stand. Sie erschrak bei seinem Anblick und freute sich doch auch. Er seinerseits, in seiner ganzen Haltung verändert, war sichtlich bewegt und grüßte ernst zu ihr hinüber, ein Gruß, den sie ebenso, aber doch zugleich in großer Freundlichkeit, erwiderte; dabei lag etwas Bittendes in ihrem Auge. Dann ging sie rasch auf die Cajüte zu, wo sich Roswitha mit Annie schon eingerichtet hatte. Hier, in dem etwas stickigen Raume, blieb sie, bis man aus dem Fluß in die weite Bucht des Breitling eingefahren war; da kam Innstetten und rief sie nach oben, daß sie sich an dem herrlichen Anblick erfreue, den die Landschaft grade an dieser Stelle bot. Sie ging dann auch hinauf. Ueber dem Wasserspiegel hingen graue Wolken, und nur dann und wann schoß ein halb umschleierter Sonnenblick aus dem Gewölk hervor. Effi gedachte des Tages, wo sie, vor jetzt gerade Fünfvierteljahren, im offenen Wagen am Ufer eben dieses Breitlings hin entlang gefahren war. Eine kurze Spanne Zeit, und das Leben oft so still und einsam. Und doch, was war alles seitdem geschehen!

So fuhr man die Wasserstraße hinauf und war um zwei an der Station oder doch ganz in Nähe derselben. Als man gleich danach das Gasthaus des ‚Fürsten Bismarck' passirte, stand auch Golchowski wieder in der Thür und versäumte nicht, den Herrn Landrath und die gnädige Frau bis an die Stufen der Böschung zu geleiten. Oben war der Zug noch nicht angemeldet, und Effi und Innstetten schritten auf dem Bahnsteig auf und ab. Ihr Gespräch drehte sich um die Wohnungsfrage; man war einig über den Stadttheil, und daß es zwischen dem Thiergarten und dem Zoologischen Garten sein müsse. „Ich will den Finkenschlag hören und die Papageien auch," sagte Innstetten, und Effi stimmte ihm zu.

Nun aber hörte man das Signal und der Zug lief ein; der Bahnhofsinspector war voller Entgegenkommen, und Effi erhielt ein Coupé für sich.

Noch ein Händedruck, ein Wehen mit dem Tuch, und der Zug setzte sich wieder in Bewegung.

(Fortsetzung folgt.)

Eduard Mörike.

Briefe aus seiner Sturm- und Drangperiode.
(1826—1834.)

Herausgegeben
von
Rudolf Krauß.

Vorwort.

Die Zeit vom Herbst 1826 bis zum Sommer 1834 bildet im Leben Eduard Mörike's ein abgeschlossenes Capitel, das von seinem Abgang von der Tübinger Hochschule einerseits und von seinem Einzug in das Cleversulzbacher Pfarrhaus andererseits umgrenzt wird. Dieser Abschnitt ist ohne Frage der interessanteste in dem wenig bewegten Leben des Dichters. Es ist, wie er selbst einmal in einem Brief ausspricht, seine „Sturm- und Drangperiode". Es sind die Jahre, da er sich außerhalb der Theologie, in der er sich unbehaglich fühlte, eine Stellung zu schaffen, seine ganze Existenz auf sein poetisches Talent zu gründen suchte, ein Versuch, der nach energischen Anläufen scheiterte und mit der Rückkehr zum Kirchendienst endigte. Es sind zugleich seine Wanderjahre. Nicht als ob er fremde Länder gesehen hätte: aber innerhalb der Grenzen seiner schwäbischen Heimath zog er als Pfarrverweser oder Pfarrgehülfe von einer Gegend zur anderen, von einem Orte zum anderen, bis er endlich in Cleversulzbach eine feste Stätte fand. Ferner sind diese Jahre in poetischer Hinsicht besonders fruchtbringend gewesen: es ist die Zeit, in die — neben lyrischen Gaben und Ansätzen zu mancherlei anderen Arbeiten, die freilich zumeist unvollendet geblieben sind — die Entstehung und Veröffentlichung des „Maler Nolten" fällt. Nimmt man zu den besonderen Gründen noch den allgemeinen hinzu, daß in diesen Jahren, da der Jüngling sich zum Mann entwickelt, die gesammten in den Menschen gelegten Kräfte sich besonders üppig und froh zu regen und zu äußern pflegen, so wird die Behauptung begreiflich, daß gerade diese Epoche in Mörike's Leben der größten Aufmerksamkeit würdig ist. Dennoch ist über sie, wenn man absieht von kurzen Bemerkungen in den

dürftigen Lebensabrissen — eine ausführliche Mörike-Biographie gibt es ja nicht — lediglich nichts bekannt geworden[1]). Von den zahlreichen Briefen des Dichters, die theils vereinzelt, theils in Sammlungen herausgegeben worden sind, beziehen sich nur ganz wenige auf diese Periode. Somit dürften die hier zuerst mitgetheilten Briefe allen Freunden des großen schwäbischen Lyrikers ein willkommenes Geschenk sein, zumal in den folgenden Blättern so ziemlich alle Schreiben von Mörike, die sich aus den betreffenden Jahren erhalten haben[2]), vereinigt sind. Jedenfalls ist das Material so reichlich, daß es, gestützt durch ergänzende Bemerkungen, die auf den denkbar zuverlässigsten Quellen fußen, an Werth einem fortlaufenden autobiographischen Werk nahe kommt.

Aber nicht bloß für Mörike's Lebens- und Entwicklungsgang sind diese Briefe von Bedeutung, insofern sie ein bisher in fast völliges Dunkel gehülltes Capitel daraus aufhellen: auch an sich sind sie mannigfacher Vorzüge und Reize wegen höchst lesenswerth. Mörike ist überall Meister der Darstellungskunst und verfügt über das glückliche Vermögen, seine jedesmalige Stimmung in durchaus naiver Weise voll ausklingen zu lassen. Der Ton, den er hier anschlägt, ist von dem Ton seiner späteren Briefe merklich verschieden. Das jugendliche Alter macht sich sehr geltend: die Hoffnungsfreudigkeit und Zuversicht des in das Leben Eintretenden, die Ansprüche und die Enttäuschungen des mit dem Leben Ringenden kommen zu packendem Ausdruck. Der Stil ist noch nicht so gereift und durchsichtig wie in seinen höheren Lebensjahren, dafür aber mehr feurig und kraftvoll, frisch und keck, oft bis zur Derbheit. Vielleicht liegt letztere Eigenschaft weniger in der Natur Mörike's, als daß sie das Ergebniß fremden Einflusses ist. In den niederen württembergischen Seminarien wie in dem Tübinger Stift war damals ein stark naturwüchsiger Ton an der Tagesordnung, und gerade die Begabtesten gefielen sich darin. Auch Mörike hat dieser Sitte seinen Zoll entrichtet, ohne daß er, wie mancher Andere, die Grenzlinie, hinter welcher der Cynismus beginnt, je überschritten hat. Unverkennbar steht auch seine Ausdrucksweise unter dem Zeichen Shakespeare's, den der werdende Dichter während der Studentenzeit als sein poetisches Evangelium verehrte. Vielfach nimmt zugleich in diesen Briefen Mörike's Phantasie einen so bedeutenden Flug, daß sie auf die Stufe von Kunstwerken erhoben werden und ihre Kenntniß auch für die Beurtheilung des Dichters von Belang ist.

So fesselnd die Schreiben Mörike's, dessen Familiensinn stark ausgeprägt ist, an die Seinigen, namentlich an die Mutter sind, nehmen doch die an seine vertrauten Freunde das überwiegende Interesse in Anspruch. Denn in jenen legt er sich naturgemäß bei aller Wahrhaftigkeit eine gewisse keusche Zurück-

[1]) Einen kurzen, von dem Dichter selbst herrührenden Bericht über diese Jahre findet der Leser in der kleinen Selbstbiographie, "die Mörike 1834 bei dem Antritt der Pfarrei Cleversulzbach seiner ersten Predigt einverleibt" und Professor Jakob Bächtold zuerst in dieser Zeitschrift mitgetheilt hat: Deutsche Rundschau, 1884, Bd. XLI, S. 269 ff.

[2]) Mit Ausnahme der Briefe an seine einstige Braut, die erst vor wenigen Jahren verstorbene Frau Pfarrer Luise Schall, geb. Rau, deren Veröffentlichung mir noch nicht an der Zeit zu sein scheint.

haltung auf. Seinen Kameraden gegenüber läßt er sich völlig gehen, gibt er sich ganz, wie er ist. Johannes Mährlen[1]) und Ludwig Bauer[2]) haben Mörike nach seiner eigenen Erklärung in damaliger Zeit am nächsten gestanden. Von Mörike's Briefen an Bauer sind leider nur wenige auf uns gekommen; die Mehrzahl war offenbar schon beim Tode des Letzteren vernichtet, wogegen sich Bauer's Schreiben an Mörike fast vollständig erhalten haben[3]). Uebrigens ist der Briefwechsel zwischen Mörike und Bauer in den Jahren 1826—1834 nicht von derselben Bedeutung gewesen wie der zwischen Mörike und Mährlen. Bauer gehörte zu jenen glücklichen Naturen, die sich den Verhältnissen stets zu fügen wissen, und strebte aus der ihm vorgezeichneten Lebensbahn nicht hinaus. Er war es zufrieden, unmittelbar nach seinem Abgange von der Universität die unter dem Patronat des Fürsten von Hohenlohe-Oehringen stehende Pfarrei Ernsbach zu erhalten und seine Jugendgeliebte heimführen zu können. Mährlen dagegen suchte gleich Mörike, aber mit größerer Energie und besserem Erfolg als dieser, sich von der Theologie zu befreien. Beide hatten in diesen Jahren gemeinsame Pläne und Hoffnungen, weihten einander in jede Wendung ihres Geschickes ein. So stehen Mörike's Briefe an Mährlen im Vordergrunde. Die Freundschaft Mörike's mit Wilhelm Hartlaub[4]), die später alle ähnlichen Verhältnisse überflügeln sollte, war auch damals schon bedeutend genug; doch verloren sich beide in den ersten Jahren nach dem Abgange von der Universität einigermaßen aus dem Gesicht, und da sie keine Interessengemeinschaft hatten, wie Mörike und Mährlen, wurde die Correspondenz sehr unregelmäßig geführt. Qualitativ gehören die an Hartlaub gerichteten Briefe zu den Perlen dieser Sammlung. Die prächtigen Schreiben an Freund Kauffmann[5]) und an verschiedene Andere bieten eine willkommene Ergänzung, und auch die Stücke, die Mörike im Verkehre mit ihm ferner stehenden Personen zeigen, erregen — besonders in formaler Hinsicht — ein eigenartiges Interesse. Wenige ganz kurze Briefe und aus anderen kleinere oder größere Stellen sind weggelassen worden, weil sie entweder zu vertraulicher Natur sind oder in keiner Hinsicht irgend welche Aufmerksamkeit beanspruchen können. Ein Abdruck der Antwortschreiben auf Mörike's Briefe konnte nicht in das Auge gefaßt werden, da sonst diese Veröffentlichung eine übermäßige Ausdehnung angenommen hätte. Einzelheiten aus jenen, so weit sie zum Verständniß unentbehrlich sind, finden sich in den Anmerkungen, bei deren Abfassung ebenfalls das Streben nach Kürze maßgebend war. Auf

[1]) Geb. 1804, † 1871 als Professor an der technischen Hochschule in Stuttgart.

[2]) Geb. 1803, † 1846 als Gymnasialprofessor in Stuttgart. Bauer hat sich als Dichter einen Namen gemacht. (Ludwig Bauer's Schriften. Stuttgart 1847.)

[3]) Im Besitz des Goethe-Schiller-Archivs in Weimar. Einzelne Stücke davon sind in Bauer's Schriften gedruckt.

[4]) Geb. 1804, † in Stuttgart als pensionirter Pfarrer. Sofort nach Beendigung seiner Studien wurde Hartlaub als Vicar nach Wermutshausen zur Unterstützung seines kränkelnden Vaters geschickt und erhielt nach dessen baldigem Tod die Pfarrei.

[5]) Ernst Friedrich Kauffmann, geb. 1803 in Ludwigsburg, † 1856 als Professor der Mathematik am Gymnasium in Stuttgart. Er hat sich als Componist von Liedern, namentlich von solchen seines Freundes Mörike, einen Namen gemacht.

vollständige diplomatische Treue in der Wiedergabe der Briefe Mörike's in Aeußerlichkeiten mußte aus mannigfachen Gründen, deren Angabe hier zu weit führen würde, verzichtet werden.

Es bleibt nur noch, über den Fundort der nachstehenden Papiere Rechenschaft abzulegen. Die Briefe an die Familienangehörigen, an L. Bauer und einige Andere sind dem Goethe-Schiller-Archiv zu Weimar entnommen, und es möge mir gestattet sein, der hohen Herrin dieser Anstalt, Ihrer Königl. Hoheit der Frau Großherzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach, für huldreiche Förderung meines Werkes auch hier an öffentlicher Stelle in tiefster Ehrfurcht meinen Dank auszusprechen, und darein zugleich den Director des genannten Archivs, Herrn Professor Dr. Suphan, für freundliche Vermittlung und Unterstützung einzuschließen. Die zahlreichen Briefe an Mährlen und die an Hartlaub sind Eigenthum der königlichen öffentlichen Bibliothek in Stuttgart, die durch die seltene Liberalität ihrer Grundsätze und die große Zuvorkommenheit ihrer Beamten dem Forscher seine Arbeit sehr zu erleichtern pflegt. Die Briefe an Friedrich Kauffmann verdanke ich dem Sohn des Empfängers, Herrn Universitätsmusikdirector Dr. E. Kauffmann in Tübingen.

I.

Nachdem Mörike durch Absolvirung des theologischen Examens seine Universitätsstudien zum Abschluß gebracht hatte, lebte er zunächst bei seiner Mutter in Nürtingen, der Dinge harrend, die da kommen sollten. Seine Stimmung war gleichermaßen durch den Rückblick auf die Vergangenheit wie durch den Ausblick auf die Zukunft getrübt: von Heimweh war er ergriffen nach der schönen Studentenzeit, da er sich im vertrauten Umgang mit gleichgestimmten Freunden glücklich gefühlt hatte; mit Furcht erfüllte ihn der Gedanke, nun in den praktischen Kirchendienst eintreten zu müssen, wozu er ebenso wenig Neigung als Beruf in sich spürte. Ueber diese Dinge geben die beiden ersten Briefe an Mährlen, der sich noch in Tübingen aufhielt, Aufschluß.

1. An Mährlen.

Ohne Ort und Datum. Von Nürtingen aus wohl im November 1826 geschrieben.

An Herrn Mährlen zum Gruß!

Ich schreibe dies in dem Augenblick an Dich, da ohne Zweifel auch der erste Schnee vor Deinem Fenster auf den Hügel niederfällt, auf dem wir noch nicht lange liebreichere Winde Furchen in das hohe Gras blasen und das junge Korn nur erst wiegen sahen, das uns immer bänger machte, je gelber es wurde, und jetzt vielleicht schon auf die Mühle kam, an der wir hundertmal vorbeiliefen, oder gar auf den Laden, nach dem Du noch ein ganzes Halbjahr mit der Hand langen wirst. Du glaubst nicht, wie sehr mit den Empfindungen eines Verabschiedeten ich schon diese Worte nach T[übingen][1] schreibe. Aber ich komme noch einmal in der nächsten Woche auf einen Tag und eine Nacht hinüber und sage mich Dir hiermit als Gast an. Uebermorgen kommt meine Truhe hieher (Jean Paul würde sagen: der schwarze Sarg meiner Mittelstädter Tage — die Puppe, aus deren Eingeweiden, den Büchern, ein fertiger Dorfvicar auf den kurzen Fittigen der Ueberschläge als

[1] Was in eckigen Klammern steht, ist Ergänzung des Herausgebers.

ein schöner Trauermantel (papilio tragicus. Linné) hervorkommen wird). Ernstlich, ich kann jeden Tag verschickt werden; ich hatte statt eines längeren Aufenthalts in Tübingen mir durch meine Mutter eine ansehnliche Gnadenfrist auswirken lassen, wogegen aber die Weisheit meines Onkels ist[1]). Indessen ging mir's ganz gut, so weit nicht die Angst um meine Schwester[2]) mir eine Zeitlang Alles zu verbittern drohte. Jetzt geht es wieder besser mit ihr. Den guten Pfarrer in E[rnsbach] konnte ich nicht besuchen. Gott weiß, daß ich es ernstlich entschlossen war. Grüße mir den lieben Buschack[3]) und Rheinwald[4]). Leb wohl! Ja so! Die Hauptsache hätte ich fast liegen lassen: gieb dem Boten mit, was Du noch von Wäsche hast, schwarz oder weiß — und auch etwas schwarz auf weiß mit hieher! Gieb's nur dem Johann, der meine Sachen besorgt! Dein treuer

E. Möricke[5]).

2. An Mährlen.

Nürtingen, den 5. December 1826.

Lieber M.!

Hier schick' ich Dir die verlangten Sachen, die Hobelspähne vom guten Bretschneider und das Manuscript von meinem Vater. Dein Brief hat mich sonderlich in gegenwärtiger Zeit auf eine Stunde getröstet, denn ich muß Dir, wenn Du's noch nicht weißt, nur sagen, daß das Consistorium endlich doch den sicheren Winkel ausgespürt hat, in den ich mein Schiff gelegt hatte. Ich konnte es Anfangs nicht glauben, aber den andern Tag brachte der herzgute Wurm[6]) das Decret selber ins Haus, ich sei nach Oberboihingen, eine halbe Stunde von hier, beschieden. Ich machte über diesen Aspecten, so freundlich sie aussahen, weder ein gutes noch ein saures, sondern lediglich ein Schafsgesicht. Der Director Süskind[7]) traf diese Wahl ohne Zweifel in der besten Absicht, aber vielleicht kennt er die Umstände zu wenig. Der Pfarrer[8]) von achtzig Jahren ist so viel als ein Kind, und auf dem Vicar liegt die ganze Fluth von Geschäften: ein Filial[9]) (auf schlechtem Weg), jeden Sonntag drei Gottesdienste. Man ist allein der Herr im Hause. Sed ego! Ego!? Am meisten zweifl' ich, besonders für den Winter, an meiner Gesundheit, und das ist's, was ich mit Uebereinstimmung des Specials[10]), der ohnehin, wie Jedermann, diese Stelle nur einem Eingeübten zugetraut hätte, recta. d. h. vielleicht morgen schon, in Stuttgart geltend machen will. Ich glaube nicht, es glaubt Niemand, daß man mir einen anderen Platz geben wird. Doch über die Feiertage muß ich schon noch dran. Eh bien, mais je suis comme dans un songe.

Ich muß hier abbrechen — gelt? Du nimmst's nicht übel: ich habe so viel zu besorgen. Von jener Sache sagst Du indessen Niemand was, bis ich's entschieden habe.

---

[1]) Obertribunalpräsident Georgii, der Gatte einer Schwester von Mörike's Vater: seit des Letzteren Tod leitete er Eduard's Erziehung.

[2]) Die schon damals kränkelnde Luise (geb. 1799).

[3]) Scherzname für Ludwig (Louis) Buttersack, geb. 1804, † als Stadtpfarrer in Liebenzell 1861.

[4]) Ich vermag nicht bestimmt anzugeben, welcher Rheinwald gemeint ist, am wahrscheinlichsten der 1805 geborene Friedrich Wilhelm Karl R., Pfarrer in Scharnhausen und Höfingen, † 1891.

[5]) So schrieb der Dichter in jüngeren Jahren seinen Namen.

[6]) Vermuthlich Oberconsistorialrath Wurm, Decan in Nürtingen.

[7]) Prälat Dr. Süskind, Director des Studienraths, der über die Verwendung der nicht definitiv angestellten Theologen zu entscheiden hatte.

[8]) Payer.

[9]) Reudern.

[10]) Dieser Titel für „Decan", früher auch amtlich gebraucht, ist heute in Württemberg noch sehr geläufig.

Noch einmal auf Deinen Brief zu kommen: thu' mir doch den Gefallen und schreib' mir das Waiblingerische[1]) Gedicht! Ueberhaupt laß mich nicht ganz mit Briefen auf dem Trockenen! Ich will sie getreulich erwidern.

Leb' wohl! Dein M.

II.

In der That mußte sich Mörike dazu bequemen, das Vicariat in Oberboihingen zu übernehmen, allerdings nur auf wenige Tage. Noch vor dem Weihnachtsfeste wurde er dem Pfarrer Gmelin in Möhringen auf den Fildern als Gehülfe beigegeben. Hier, wo er weniger seinen Vorgesetzten in kirchlichen Functionen zu unterstützen, als dessen Sohn zu unterrichten hatte, befand er sich in einer verhältnißmäßig befriedigenden Lage; doch erlitt damals sein Gemüth durch den Tod seiner geliebten Schwester Luise (am 31. März 1827) eine schwere Erschütterung. Die fünf folgenden Briefe fallen in diesen Abschnitt.

3. An Mutter und Geschwister.

Möhringen, den 19. und 20. December 1826.

Den 19. December Abends.

Meine Geliebtesten!

Es ist jetzt nach sechs Uhr, ich sitze bei Licht an meinem Pult in einer warmen Vicarsstube und weiß nichts Besseres in diesem Augenblick, als Euch zu schreiben. Ich zweifle nicht, daß die liebe Mutter wohl heimgekommen sei, denn wenn einem sonst gut geht, hat man in allen Stücken gute Hoffnung, und dies ist in der That bei mir der Fall; ich bin ganz wohl zufrieden und sehe nicht, wo die Zeit eine Aenderung hierin machen könnte. Die Leute sind sicherlich gut, und ich kann fast in Allem nach meinem Sinne leben, in äußerer Bequemlichkeit geht mir nicht das Geringste ab, selbst einiges Ungewohnte, wie z. B. das Informiren, wird mir schwerlich zu Last werden, zumal da es mich dagegen von manchen kirchlichen Geschäften dispensirt. Ich habe dem Buben bereits einige Stunden gegeben und finde bis jetzt bei Weitem das ungelehrige Ingenium nicht, das mir Lehmann[2]) an ihm beschrieben. Nachmittags machten wir einen Spaziergang zusammen; hier sah ich den Baron[3]) im Vorbeigehen, den ich mir ganz anders vorgestellt hätte, zum ersten Mal. Wir kamen bis gegen Degerloch hin in so kurzer Zeit, daß mir das Herz klopfte, mich mit Einem Sprung vollends nach Stuttgart zu versetzen.

Fortgefahren den 20. December, Donnerstag.

Alle die bekannten Wege und Gegenstände umher erweiterten und verengten meine Brust wechselsweise mit Wehmuth und Glück, ich konnte den Gedanken kaum fassen, daß diese Gegend durch ihre Nähe gleichsam stündlich wieder in meine Gewalt gegeben sei. Diese Empfindungen waren um so überraschender und wunderbarer für mich, weil ich eigentlich jetzt erst die Lage Möhringens recht begriff. Ich sah seinen Kirchthurm links im Nebel von der Straße aus und wartete mit sonderbarer Sehnsucht, ob nicht ein Tübinger Bekannter die Straße herkäme, dem ich ihn zeigen könnte. Mein junger Begleiter fand die Sache so natürlich, daß er mich oft mit verwunderten Augen ansah. Man redete mir schon gestern und heut' sehr zu, einen Spaziergang nach Stuttgart auf die Messe zu machen. „Einen Spaziergang" nach

[1]) Wilhelm Waiblinger, Mörike's intimer Universitätsfreund, der glänzend begabte, 1830 in Rom gestorbene Dichter.

[2]) Mörike's Vorgänger als Vicar in Möhringen.

[3]) Baron von Jan, der damals in Möhringen wohnte.

Stuttgart — was meinst Du, Luise? Ist das nicht ein artiges Wort, das man höchstens im Traum wagen würde?

Nun einige Aufträge. Bei der ersten Betstunde kam es zur Sprache, ob ich einen Kirchenrock hätte, und sie wunderten sich ziemlich über mein „Nein"; denn des Pfarrers kann ich nicht tragen, und auch der Lehmann war mit einem eigenen versehen; sie waren aber gleich besonnen, daß ich mir eben einen verschaffen möchte, und im Grunde ist es billig. Die Frau Pfarrer übernahm mit großer Bereitwilligkeit die Sorge, das Zeug zu bestellen, es kam noch gestern mit der Rechnung von Stuttgart an, macht 6 fl. 32, und der Schneider versprach ihn noch vor den Christtagen. Den Conto aber mußt' ich schicklicherweise gleich bezahlen, meine Barschaft ging dadurch sehr auf die Neige, und ich muß Dich bitten, liebe Mutter, mir wieder einiges zu schicken, je eher, je lieber.

Ferner: in dem Kommodeschubkästchen links, wo die Tinte steht, liegt ein Briefchen von Louis[1]), das er, glaub' ich, in Oberboihingen an mich schrieb; er möchte mir's schicken. 3. Mein Federmesser, 4. Zahnpulver, 5. das Taschenbuch Kronos (nicht zu meinem Gebrauch).

Gestern schickt' mir die Frau Pfarrerin (das laß' ich der Luise sagen) ein Büchlein herunter, ich möchte es auch geschwind lesen, es sei so nett, es sei vom Herrn Geheimen Rath. — Was war der Schatz? Schriften von H. Clauren, vierter Band.

Lebet wohl! Gebe bald Nachricht von Luisen und Euch Allen!

Euer treuer Eduard.

4. An Schwester Luise.

Möhringen ohne Datum. Der Brief ist etwa im Februar 1827 geschrieben.

Möhringen, 8 Uhr Morgens.

Geliebteste Luise!

Es ist heute ein so schöner, goldiger Tag, als nur je im Frühling einer vom Himmel fallen [kann]. Ich sagte deswegen vorhin beim Frühstück zu meinem Herrn Pfarrer, wenn die Erfindung der Luftschiffe zu Stande gekommen wäre, ob er jetzt nicht Lust hätte? Aber er sprach von der entsetzlichen Kälte; hingegen ich schauderte vor Wohllust bei dem Gedanken; wenn ich mein Fenster aufmache und rechts hinübersehe, so hängt rothe Wintersonne in leichtem Dampf, und der übrige Himmel ist eine Bläue, und zwei, drei Dächer in der Nachbarschaft haben ihren vollen Schnee rosinroth anlaufen lassen. Da fällt mir nun ein gewisses Offert des lieben Onkels von Bernhausen[2]) aufs Neue auf die Seele. Er war nämlich gestern hier bei des Barons und ließ mich rufen, und zwar — was wie des Himmels Lenkung war — von einer unerträglich faden, großen Gesellschaft im Pfarrhaus weg. Mir hüpfte das Herz, wie mir des lieben Onkels treues Gesicht so freundlich zwischen der Thür' entgegen kam. Auch die Tante war da, und Lady Milford nahm sich recht imposant unter dem übrigen Adel aus. Die herzige Frau Killinger[3]) saß zwischen der Tante und dem Onkel, ich konnte nicht umhin, immer aufs Neue wieder nach ihr zu blicken; sie erinnerte mich sehr an Marie M., nur daß sie allerdings um einige Mondscheinsfäden zärter ist. Sie sprach mit äußerster Innigkeit von Dir und der lieben Mutter und will mir ehestens einen Brief an Letztere zur Bestellung senden. Sie hofft in Bernhausen mit Euch einmal zusammen zu kommen. Den lieben Onkel interessirte die Nastische Angelegen-

[1]) Ein jüngerer Bruder des Dichters (1811—1886); Landwirth.

[2]) Pfarrer Neuffer, an den eine Schwester von Mörike's Mutter verheirathet war; Mörike und die Seinigen standen zu ihm und seiner Familie in besonders nahen Beziehungen.

[3]) Freifrau von Killinger, eine Tochter des Barons Jan.

heit, und was ich dabei zu thun gehabt, sehr. Ich bekam nämlich um jene Zeit von der Frau Directorin[1]) eine Einladung nach Stuttgart, wie Du aus dem beigelegten Brief sehen wirst. Wie ich hinunter kam, fand ich schon so viel ziemlich ausgemacht, daß dem Nast[2]) ein Kurmonat auf ein Vierteljahr in Schönthal bei seinem Schwager gewährt sei. An der Frau Directorin fand ich eine außerordentlich verständige Frau, und ich versäumte die Gelegenheit, als ich über eine Stunde allein mit ihr redete, nicht, mich in einem nüchternen Lichte zu zeigen; auch berührte ich den Verdacht der Phantasterei, in dem ich vielleicht stehe, offen bei ihr und glaube, daß er nun hier weggefallen ist. Ihn traf ich beide Male nicht an, denn das Mittagessen schlug ich aus und speiste bei Georgii, der ungemein gütig gewesen. Nun also der liebe Onkel von Bernhausen lud mich gestern ein, mit ihm zu fahren, und heute ging's dann auf ein paar Stunden nach Nürtingen: aber ich konnt's nicht wohl wegen des Pfarrers.

Bei Euch, meine Herzen, steht es ja besser, das fördert meine Laune sichtbarlich.

Noch etwas. Setzet doch in Euren lieben Briefen allemal auch einen Empfehl an des Herrn Pfarrers bei, weil ich die Briefe meistens oben erbreche und stückweis vorlese — nur damit ich eine wohlfeile Schmeichelei mit gutem Gewissen anbringen kann. In Stuttgart konnte ich keine weiteren Besuche machen, denn das war um Nasts willen billig. Auch mußte ich dem Stiftsprediger meine Aufwartung machen.

Lebet wohl! Euer getreuer E.

Wie ich von Stuttgart herauf an Degerloch vorbeigehe, ruft mir eine Bötin und gibt mir den Brief, der 35 Kreuzer kostete und aus Rom ist[3]); ich las ihn während dem Gehen und muß sagen, daß er mich gefreut hat. Wirst Du ihn auch lesen können?

5. An Lotte Späth in Stuttgart.

Nürtingen, den 1. April 1827.

Beste Jungfer Lotte!

Ihr letzter Brief an mich ist beinahe voll von dem aufrichtigen und schönen Wunsch einer baldigen Auflösung des irdischen Lebens Ihrer ewig getreuen Freundin: ich darf Ihnen sagen, daß dieser Wunsch schon auf das Seligste, Sanfteste erfüllt war, als ich ihn auf Ihrem Papier las. Ja, es ist geschehen.

Gestern früh Morgens um vier Uhr nach vielfältigen und auch in ihrer schwachen Stimme noch unbeschreiblich wohllautenden Gebeten, Liederversen, traulichen Liebkosungen an ihre Mutter hauchte sie das Letzte aus. In derselben Nacht hatte sie uns noch aufgetragen, wir müßten Ihnen ja sagen, daß sie noch in diesen Augenblicken an ihre „Lotte" denke. — „Bitte Gott," sagte sie zu mir, „daß er's doch mit mir abkürzt!" — So viel wollte ich Ihnen sagen; und noch das: In einer Art von Testament, was sie mir in die Feder dictirte, ist außer einigen anderen auf Sie bezüglichen Bestimmungen auch vorgeschrieben, man [solle] ihr das von „meiner Lotte selbstgesponnene Hemde anziehen". Dies ist bereits geschehen[4]).

[1]) Süskind.

[2]) Wilhelm Nast, geb. 1807, Theologe, der nach seinem Uebertritt zur Methodistenkirche in Amerika Glück machte.

[3]) Von Waiblinger.

[4]) Der Brief ist von Mörike's Mutter fortgesetzt.

6. An Hartlaub.

Möhringen, den 8. und 16. April 1827.

Palmtag, Abends 9 Uhr[1]).

Mein Geliebter!

Ich hatte schon vor sechs Tagen einen Brief an Dich angefangen, aber in einem so ungünstigen Augenblicke, daß ich ihn nun nicht fortschicken will. Ich hatte den Deinigen, der während meiner vierzehntägigen Abwesenheit hier gelegen war, erst nach meiner Zurückkunft von Nürtingen zu Gesicht bekommen, wohin man mich um meiner Schwester willen berufen hatte. Kaum war er gelesen, so bemeisterte sich Deine treue und große Liebe meiner so sehr, daß ich ihn noch ganz betäubt von dem unbegreiflichen Schicksal, welches uns betroffen, gleich zu beantworten versuchte.

Ich übergehe nun Vieles, fast Alles, was ich Dir damals habe sagen wollen. In einer ganz anderen Stimmung als damals, die ich wohl eine glückliche und einstweilen zufriedene nennen kann, schreib' ich heute am späten Abend noch an Dich, damit ich diese gute Viertelstunde doch mit Jemand getheilt und Jemand bezeichnet habe, den ich liebe, und zu dem ich in früheren Zeiten auch in der Noth des Herzens wie in der Freude mit aufrichtigem Zuge hingeeilt bin.

Es ist heut' ein schöner Tag gewesen, und besonders der Abend hat mir durch die Natur eine ganz sanfte Freudigkeit mitgetheilt. Ich komme soeben aus dem Freien, wo ich den guten Nagel[2]) nach seinem Dorf (eine halbe Stunde von hier) im Mondschein hinbegleitet habe, und ich schreibe dieses, im Bette sitzend, bei Licht; die Geschwindigkeit, womit ich, zumal weil meine Stube parterre ist, mich gleichsam im Sprung von der Straße hinweg ausgekleidet habe, versetzt mich in eine wunderliche Täuschung: es wird mir heut' Nacht im Traum vorkommen, daß mein Bett auf der Chaussee stünde.

Soeben schießt eine Wachtel (ich habe ihrer drei auf dem Boden laufen), vom Lichte geblendet, hoch auf. Mein Star sitzt ruhig, auf Einem Fuß und den Kopf untergesteckt, auf einer Sesselstange und schläft; ein paar andere Singvögel auf einem grünen Forchenast, der in einen Stockscherben gesteckt ist.

Ich bin hier bei sehr guten und wohlhabenden Leuten, die mir thun, was an den Augen abzusehen ist. Ich habe wenig zu predigen, dagegen einen jungen Menschen zu unterrichten, dessen Gesellschaft mir viel Unterhaltung macht, und mit dem ich übrigens ganz con amore eine seltsame und bequeme Educationsmanier eingeführt habe: es ist eine artige Mischung von Kameradschaft, Vertraulichkeit und Höflichkeit: wir reden per Sie und können ungern einen Tag ohne einander sein. Ich muß Dich vor allen Dingen recht in meine Umgebung einführen, damit Du künftig in der Einbildung den Weg leichter zu mir findest. Mein Zimmer ist groß, freundlich und neu, es hat ein Nebencabinet, das man mir für den Sommer zu meiner Vogelmenagerie eingeräumt hat. Eins von meinen Fenstern führt, sehr niedrig, auf ein kleines Gärtchen, das nicht benutzt wird, und wo wir vorigen Winter viel auf dem Finkenherd gefangen haben. Könntest Du doch, ach, dürftest Du manchmal zu mir kommen (etwa statt des L. Buttersacks, der in Degerloch, eine Viertelstunde von hier, eine Stelle nimmt, und auf den ich mich übrigens freue), besonders in den Stunden nach dem Abendessen, d. h. nach 7 Uhr, mit mir in Garten gehen hinter'm Haus! Dieser ist groß und modern angelegt. Im Hintergrunde steht eine halbrunde, weiß gegitterte Hütte mit einem Strohdach auf einem schön berasten Hügel: dort blickt man unmittelbar auf eine stille Wiese, wo (außerhalb des Dorfes) ein neuer Kirchhof zu bauen angefangen wurde. Dort kann man nur Dinge wie

[1]) Dieser Theil des aus zwei Bogen bestehenden Briefes trägt den Vermerk: „Zuletzt zu lesen!"

[2]) Pfarrer in Vaihingen auf den Fildern.

den Sommernachtstraum lesen; wenn der Wind darnach ist, hört man auch eben dort mit einem aufmerksamen Ohr das Achtuhr-Getrommel in Stuttgart. Nichts gleicht dem Vergnügen, wenn man nach dem Kaffee Mittags en famille herausgeht, gärtelt und nichts thut, und ich bringe auch den Staren auf der Hand mit heraus. Wie er die curiose Natur um sich her und die neue Sonne betrachtet, den Kopf nach allen Seiten dreht, so daß man schwören muß, er denke! Auf die Gefahr des Davonlaufens (denn für das Fliegen ist ihm gethan) laff' ich ihn auch nach allen Richtungen vor mir draus spazieren, wobei er sich fast wie ein Mensch benimmt, der auf Stelzen geht, oder ich setz' ihn auf einen Tannenzweig, wo er unbeweglich bleibt. Du glaubst nicht, was dieses Thier mein Freund geworden ist; ich träume oft von ihm und habe dann, immer als wär' er in Lebensgefahr, schon viel um ihn geweint. Sein Gesang, zum Theil angelernt von dem ersten Besitzer, ist öfters unbeschreiblich schön und weich, aber freilich meistens zerstückt und wie die rührende Aermlichkeit einer Drehorgel, auf deren Walze bei der Melodie einige Stifte fehlen; auf die Art pfeift er ein gewisses Schäferliedchen, das er mitunter auch durch sonderbares Geschwätz, Schnalzen, deutlich gesprochene Scheltwörter und unübertreffliches Hühnergackern unterbricht. Ich hatte neulich, sehr pressirt, auf eine Predigt zu denken und mußte ihn, so lieblich er sang, einsperren, damit er aufhöre; aber nun ging's ganz hitzig mit: „Spitzbub! Dieb! Dieb!" auf mich los. Ich sage Dir, daß seine komische Einfalt und herzige Naseweisheit mich oft zu Thränen rührt.

Den 16. April 1827.

Mein treuer, mein geliebter H.!

Das beiliegende Blatt liegt bald acht Tage in meinem Pult — aber ich war unterdessen nicht nicht im Stande, Dir über dasjenige Ereigniß zu schreiben, auf dessen Erzählung Du weit begieriger sein wirst als auf die kleinlichen Beschreibungen, die Du in jenem Blatte antreffen wirst. Und auch jetzt ist mir nicht möglich, Deine Erwartung zu befriedigen; ich hüte mich für jetzt noch davor, jene Trauer und, was damit zusammenhängt, in seiner völligen Wahrheit vor meine Seele zu stellen, und rede deswegen so ungern davon. Ich lebe in einem mir unbegreiflichen Zustand der Leerheit, gegen die ich mit aller Macht kämpfe. Es liegt aber ein wohlthätiger Schleier in mir über dem Bewußtsein meines entsetzlichen Verlustes, ich bin gegen die Wirklichkeit verblendet. Habe nur Geduld! Du sollst noch Alles, Alles durch mich hören. Du hast sie ja auch gekannt, gewiß auch beweint, so gewiß als Du mich liebest.

Mein H., Dein Brief, so wehmüthig er mich gemacht hat, hat mir doch unbeschreiblich wohl gethan. Ich hatte mir's, seitdem wir so weit von einander sind, nur nicht recht gestanden, wie sehr ich etwas Herzliches von Dir wünsche: ich hatte, was ich Dir jetzt wohl gestehen darf, einen heimlichen Zweifel, ob nicht Entfernung und andere Umgebung Deinen Sinn gegen mich doch vielleicht geändert hätte. Dir ist es, wie es scheint, ebenso in Bezug auf mich gegangen, aber gewiß und wahrhaftig mit Unrecht. Und eben jetzt, da ich, wie man glauben sollte, für nichts Lebendes mehr viel Herz übrig haben könnte, muß Dir die Versicherung meiner Liebe um so glaublicher und diese letztere selbst um so dauernder erscheinen.

Du sollst auch etwas aus den Sachen meiner Luise als Andenken besitzen: ich werde das nicht vergessen.

Heute Nacht hat mir geträumt, mein gestorbener August[1]) sei wieder leibhaftig unter uns: man hielt ihn damals bloß für todt, und meine Mutter hatte ihn dann verborgen. Meine Empfindung bei diesem Auftritt wird mir künftig zum Maßstab des Wiedererkennens im Himmel dienen.

Leb wohl! wohl! Schreibe mir bald! Ich bin Dein treuer

Eduard Möricke.

[1]) Mörike hatte diesen von ihm besonders geliebten älteren Bruder 1824 verloren.

7. An Mährlen[1]).

Möhringen, den 11. Mai 1827.

Lieber M.!

Denkst Du auch noch an mich? Gestern kam ich von Nürtingen zurück; dort sagte mir meine Mutter, daß Du sie besucht hättest. Ich sehnte mich nun vollends recht nach Dir, nach dessen Anblick mich schon seit unserer Trennung genug verlangt hatte. Trotz diesem schrieb ich Dir niemals, aber wahrhaftig aus keiner andern Ursach', als weil mir ahnte, Du könntest meinen Brief nicht gut reimen mit der Art, wie sich meine Liebe zu Dir in Tübingen ausdrückte, die Dir, wie ich wohl merkte, zweifelhaft oder nichtig vorkam, weil ihr allerdings der richtige tactus nicht gelingen wollte. Ich habe dies öfters ändern wollen, denn es kränkte mich zuweilen mehr als Du glaubtest; ich spielte Dir manchmal darauf an, aber Du schlüpftest mir durch, entweder weil Du nicht trautest, oder weil Dir die bisherige Gewohnheit beiderseits unüberwindlich vorkam. (Wein in alte Schläuche füllen!) Ich muß gestehen, daß mich selber so etwas zurückhielt, und von einer offenen Erklärung die Scham, nichts auszurichten. So viel ist gewiß, daß mir der verührte Karren tausendmal weh that; neuerdings aber kommt dies bei mir gar nicht mehr in Betrachtung, sondern nur eine reine Sehnsucht und das echte Korn von Herzensneigung, die Allem zu Grund lag, und die sich nimmer verbannen läßt. Glaube nicht, dies schreib' ich etwa in einer Stimmung, die besonders darnach wäre! Nein, ich schreib's aus dem ganzen Zusammenhang aller Tage und eines stäten Gefühls heraus. Ich will Dich mit diesen Aeußerungen auch nicht locken oder rühren. Du brauchst sie mir nicht einmal zu beantworten; nur glauben sollst Du sie. Satis. Es wird Dir schon dies Wenige zu viel sein.

Gestern war ich den ganzen Tag mit dem lieben Buttersack und streiften in Wäldern und Thälern herum und versäumten gar das Mittagessen. Es wurde viel von Dir geredet, und ich besonders konnte nicht satt werden. Wir sind im Mai. Ich sage Dir, ich habe schon genug Briefe geschrieben, nur um mir durch das Datum die Gegenwart dieses Monats, scilicet quod est, recht zu befestigen. Du wirst Dich derzeit häufig ins hohe Gras legen und die liebe Sonne an Dir saugen lassen und Dich von Maikäfern einsummen lassen. Weißt noch, wie wir vor zwei Jahren um diese Jahreszeit in der Nähe der Allee mit dem Hyperion[2]) lagen?

Mein Pfarrer hat einen großen und modern angelegten Garten hinter'm Haus mit schönen Hütten und Lauben, zwanzig Schritte weiter etwas auf der Seite ein frisch erbauter Gottesacker mitten in einer grünen Wiese voll Apfelbäumen. Hier bin ich eine große Zeit des Tages und der Nacht. Du wirst Dir nicht gut denken können, wie ich lebe seit dem 31. März[3]). Ich schwöre Dir, daß ich von mir selber nicht Rechenschaft geben kann. Im Grunde bin ich derselbe. Seinen größten Verlust begreift der Mensch am wenigsten. Weder ruhig noch unglücklich. Ich habe eine sonderbare Oekonomie in mir gestiftet, und daß ich mit Niemand von der Sache viel rede, ist ein gutes Mittel. Ich lebe dennoch gern und habe jetzt erst die Wahrheit des Spruches erfahren, daß Jeder sich selber der Nächste ist. Ueberall ist Elend, und daß doch meine Schwester selig sei, dies ist die Summe meines Trostes. Genug!

Ach, lasse doch auch etwas von Dir zu mir kommen! Wie denkst Du denn nun von Deiner nächsten Zukunft? Den Nagel hab' ich geheißen an Dich schreiben wegen der vortheilhaften Hofmeisterstelle in Bayern; er hat aber noch keine Antwort von Dir. Du wärest nicht wohl gescheut, wenn Du nicht zugriffest. Geh' hin! Es ist doch eine Staffel.

—

[1]) Mährlen war damals Vicar in Zell unter Aichelberg (Oberamt Kirchheim).

[2]) Von Hölderlin.

[3]) Der Todestag der Schwester.

Gestern bekam ich einen langen Brief von dem guten Ernsbacher[1]). Er meint, es müsse sein, daß ich jetzt zu ihm ginge und erwartet's bestimmt. Ich hatte nie so großes Bedürfniß und Lust gehabt freilich als eben jetzt, aber ich bin eine angebundene Ziege. Vor kurzer Zeit war er bei mir hier und schlief bei mir. Auch Mariane[2]) sah ich endlich und seine sehr liebenswürdige Lisette[3]).

Nun schreibe mir balde, bald!

Spürst Du nicht auch schon Tübinger Heimweh? Ich wie sehr! Trotzdem, daß es mir hier gut geht. Ich habe mir von dem lieben Blumhardt[4]) die Gerüchte ins Detail erzählen lassen, die in T[übingen] von meiner hiesigen Lebensweise, Pädagogik und Pastorale umlaufen. Es ist kein Wort daran wahr. Herr Gott, wie sind die Leute so blind und dumm!

Leb' wohl, bester M.! Ich bin Dein aufrichtiger

E. Möricke.

III.

An den Möhringer Aufenthalt schließt sich das Vicariat bei dem wackern Pfarrer Renz in Köngen (Oberamt Eßlingen) von Mai bis December 1827 an. Hier drängte sich Mörike von Tag zu Tag unabweisbarer die Ueberzeugung auf, daß er für den geistlichen Stand nicht tauge, und er erkämpfte sich von seiner Familie die Erlaubniß, wenigstens zeitweise aus dem Kirchendienst auszuscheiden und den Versuch zu machen, sich eine anderweitige Existenz zu gründen. Ueber diese Verhältnisse geben die Briefe 8—21 Aufschluß, die übrigens nicht alle zu Köngen geschrieben sind, sondern theilweise an benachbarten Orten, wo Mörike sich vorübergehend befand, einer auch zu Tübingen, wohin er, dem Zuge des Herzens folgend, im September einen kurzen Ausflug unternahm.

8. An Hartlaub.

Köngen, den 25. Mai 1827.

Mein H.

Von Deinem lieben, lieben Brief nachher — ich erhielt ihn noch in Möhringen; jetzt aber schreib' ich Dir weder von dort aus noch von Nürtingen noch sonst von einem Dir bekannten Orte aus. Du mußt ihn nachher errathen. Zuerst aber will ich Dir sagen, daß ich das gute Möhringen ganz verlassen habe. Der dortige Pfarrer hatte mich eigentlich nur zu Information seines Sohnes angenommen, mit dessen Abgang in eine Apotheke ich entbehrlich wurde. Ich ging sehr ungern von diesen braven Leuten, und sie ließen mich auch ungern; uns allen stund das Wasser in den Augen. Nun aber bin ich vielleicht besser besorgt als jemals. Es ging mir nur zu geschwinde, ich rechnete auf eine Zwischenzeit von wenigstens vierzehn Tagen, um meinen verlassenen Bruder in Scheer[5]) und Euch zu besuchen, den Herzens-Bauer nämlich, wo Du dann hättest auch hinkommen müssen. Ach, er hat mir auf meiner Schwester Tod einen solchen Brief geschrieben[6]), daß ich

[1]) Ludwig Bauer.

[2]) Bauer's Gattin.

[3]) Bauer's Schwester.

[4]) Johann Christoph Blumhardt, geb. 1805, † 1880. Vorstand einer bekannten Privatheilanstalt in Boll.

[5]) Karl Mörike, damals Amtmann zu Scheer in fürstlich Thurn und Taxis'schen Diensten, geb. 1797, † 1847.

[6]) Abgedruckt in Bauer's Schriften S. XXXVII.

mich schwer überwinden konnte. Aber es wurde mir alles abgeschnitten: der hiesige Pfarrer, den ich anfangs nicht kannte, bat sogleich nach meiner Entlassung auf Recommandation meines Onkels im Consistorium um mich, was ich wegen der großen Nähe von Nürtingen (d. h. meiner betrübten Mutter) mit Freuden ergriff und übrigens auch auf die kürzeste Zeit nicht verschieben konnte; diese kurze Zwischenzeit erforderte ohnehin bei den Operationen wegen des neuen Vicariats meine unmittelbare Nähe und Abwartung. Jene Bittschrift des Pfarrers nämlich kreuzte sich mit einem Decret, worin ich schon nach Kirchentellinsfurt (bei Tübingen) beordert war. Mir that die Wahl weh, sie stand noch halb in meiner Hand: dennoch zog ich aus mancherlei Betrachtungen den hiesigen Ort vor, und Herr Süskind gab seine Erlaubniß. So bin ich denn hier; ich kann Dir nicht sagen, wie gerne. Die Gegend, die Leute im Haus — alles ein ganz ander und feiner Korn, als in dem Möhringen. Das Pfarrhaus steht mit der (einst sehr merkwürdigen) Kirche und dem Schulhaus isolirt auf einer beträchtlichen Anhöhe über dem Dorf, das ich noch gar nicht zu sehen kriegte, außer einigen Häusern, die nach der Hinterseite hin zwischen dichten Bäumen herausäugeln. Von den vorderen Fenstern aus hat man nur die unbeschreiblich reizende und freie Aussicht auf die Ebene, Hügel und halbversteckten Ortschaften um Nürtingen, den ganz nahen Neckar in geschmeidigen und glänzenden Krümmungen mit der berühmten steinernen Brücke bei K. Hiervon ist ein Volksmärchen über einen Pferdesturz Herzog Ulrich's ins Wasser bei Gelegenheit einer Schlacht[1]). Ferner hat man zum Hintergrund eine große blaue Gebirgskette, in deren Mitte Neuffen, im Fernrohr zum Zeichnen nahe. Unmittelbar vor meinem Fenster streckt sich unser Garten schief hinab, terrassenförmig und ganz geometrisch angelegt; daraus erkennt man schon meinen Herrn Pfarrer. Das ist ein Mann lediglich nach meinem Sinn, d. h. nicht als ob er mir gleiche, gar nicht; ein großer Mathematiker und Mechaniker, viel Aehnliches mit Bohnenberger[2]) — auf dem Rücken sogar eine kleine Anspielung auf Lichtenberg — und von jenem besonders die Augen, die Freundlichkeit, den Kopf. In besagten Wissenschaften ist er in der That berühmt und wäre es bei weniger Bescheidenheit zuverlässig noch mehr. Ich hab' ihn in den zwei Tagen, da ich hier bin, sehr natürlich, aber fein, Freund vom Komischen und offenherzig gefunden; wir kennen einander schon gut, dennoch hab' ich noch nichts aus seinem Laboratorium zu Gesicht bekommen außer einer sehr kunstreichen Uhr, die im Wohnzimmer steht und sich zufällig als sein Werk entdeckte. (Die Pfarrerin flüsterte mir's lächelnd ins Ohr.) Ich habe von einer dritten Seite gehört, daß er gelegenheitlich Manches zum Vorschein kommen lasse. Er spielt das Clavier, versteht das Theoretische der Musik auf den Grund — ich habe noch keine Note von ihm gehört. Von welcher Materie auch die Rede sei, so ist er ein Gefäß, das echten Wein von sich gibt, wo man es anbohrt, oder sagt er: „Ich verstehe das nicht wohl." Bei all dem hat seine Gegenwart nichts, das einen die Ueberlegenheit auch nur unwillkürlich fühlen ließe, und es zeigt sich mir auch hier wieder, daß einen der starke Geist eines Mannes nicht drückt oder verlegen macht, sobald man neben einem guten Willen einen möglichst hohen Grad von Menschenkenntniß und nicht etwa nur eine halbe an ihm entdeckt hat. Ein edler Begriff von Ordnung, Reinlichkeit und Bequemlichkeit begegnet einem schon unten im Hausöhrn an der Stiege, und so geht's durch Alles durch; ich bin genöthigt, mich allen diesen Tugenden zu conformiren, ob mich gleich Niemand auch nur mit einem Wink dazu auffordern würde: dazu ist man um Vieles zu delicat. Eine recht artige ältere Tochter Karoline ist im

---

[1]) Diese Sage ist erst durch Hauff's 1826 erschienenen Roman Lichtenstein allgemein verbreitet worden.

[2]) J. G. F. Bohnenberger (1765—1831), Professor der Mathematik und Astronomie an der Universität Tübingen.

Haus, die spricht ohne alle Affectation die schnelle Pfälzersprache und erzählt mir viel. Gestern Nachmittag, Donnerstag, war ich nach einem kurzen Maienregen im Garten und hatte eine große Freude, den Haushund, einen mächtigen weißen Pudel, einen Prügel apportiren zu lassen; der ging endlich verloren; der Hund sah sich nach einem andern und ich mich nach einer vernünftigeren Beschäftigung um; da fällt mir ein: Du schreibst dem lieben Hartlaub; in dem Augenblick kommt das Mädchen, ob wir nicht nach Wendlingen spazieren sollten, eine kleine halbe Stunde von hier; sie wolle mich bei des Herrn Pfarrers als guten Nachbar einführen. — „Wendlingen?" Wendlingen, dacht' ich, das wird doch nicht — „Wie heißt der Pfarrer dort?" — „Klemm." — Nun ging mir ein Licht auf, und mir fiel ein, warum ich einen Augenblick vorher an Dich denken mußte. Ich war begierig und ging mit. Es ist wahr: es sind charmante Leute, der Pfarrer gar, und wie natürlich er seine Anekdoten anbringt! Er erzählte mir von meinem lieben Vater und sah mir lange ins Gesicht; Deiner erinnerten sie sich noch sehr gut, die Pfarrerin erzählte Deine Regentour mit — einer gewissen Person, nach der ich mich immer vergebens umsah, und von der es endlich hieß, sie werde dieser Tage erst von Rielingshausen[1]) abgeholt, wo ihr Bruder und Verwandte sind. Ist's nicht merkwürdig, daß ich hier auf gewisse Weise Deine Sphäre berühren muß? Aber noch sonderbarer ist die Parallele (die aber NB. mit der vorigen nicht wieder eine neue bildet), in welche ich hier gestellt bin. Mein Vorfahr ist (seit drei Jahren) Herr Christian Schmid, den Klärchen N.[2]) glücklich macht; ich schreibe auf seinem Tisch, mit seiner Tinte, alle seine Effecten liegen noch um mich herum (weder ist er noch ich mit Sack und Pack auf- und abgezogen) — und ich soll kein Herzweh dabei bekommen, schwere Träume in seinem Bett und dergleichen? Ein wenig, aber gar nicht viel, kann ich Dich versichern. Er ist nun angestellt und läßt mich in seine alten Fußstapfen treten, so wie ich ihn einmal in die meinigen. Das ist doch billig von ihm, gelt? Ein Dienst ist des andern werth. Ernstlich aber, schon mehrmal hab' ich bemerkt und neulich besonders, daß das gute und einst verblendete Klärchen eine — Reue in dieser Sache vor sich selber verbirgt. Ich sah sie einige Tage nach meiner Luise Tod, der sie krank machte, im Bett in einem ganz dunkeln Zimmer; sie war sehr bewegt, stumm und zog beim Abschied ihre Hand, die sie mir selbst hingereicht hatte, und die ich einige Secunden in der meinigen behielt, sonderbar zurück. Ich hatte sie in diesem Augenblick unbeschreiblich lieb und wandte mich, eh' mir der Muth verloren gehen wollte, hinweg. . . . . Genug! ach, schon zu viel! Du könntest glauben, die Sache wäre mir allzu wichtig.

Soeben besinn' ich mich, um Dir nun auf Deinen Brief zu antworten, aber ich erspare dies auf das nächste Mal, weil das Bisherige fast „ganz historisch" ist und meinem Gefühl nach nichts anders mehr verträgt. Wenn Du an den lieben Bauer schreibst, so theil' ihm die Notizen aus diesem Brief mit, die ihm wichtig sein können, und besonders, was mein Ausbleiben entschuldigt. Ich thue nichts ungerner, als vor einer geliebten Person mich immer und ewig rechtfertigen. Und meinen Aufenthalt möcht' ich auch nicht zum zweiten Mal so weitläufig beschreiben. Uebrigens aber will ich ihm bald schreiben. Die Beilagen gehören zum 29. Mai[3]), den ich gewiß feiern werde. Wenn es möglich wäre, daß Du diese Sendung noch bis dorthin bekämst, so wollt' ich den schönen Vorschlag machen, daß wir morgens um sechs Uhr in Gedanken und per sympathiam einen Spaziergang nach Seeburg auf der Karte von Urach[4]) mit einander machen wollen; ich besitze nämlich das

[1]) Im Oberamt Marbach.

[2]) Klara Neuffer, nachmalige Frau Pfarrer Schmid, Mörike's Base und Jugendgeliebte; ihr gilt das Gedicht „Erinnerung. An E. N." (Gedichte S. 5).

[3]) Hartlaub's Geburtstag.

[4]) Dort hatten sich beide gemeinsam vier Jahre im Seminar aufgehalten (1818–1822).

ganz gleiche Exemplar von ihr. Die Karte behältst Du zum Gedächtniß an Eduard[1]) und Urach, das Blumenstück zum Andenken an meine Luise; es ist eine Malerei von ihrer lieben und geschickten Hand aus der schönen Ludwigsburger Zeit[2]) — —

Leb' wohl! und tausendmal Dank für Deinen Brief! Mach es fein bald wieder so! Ich bin Dein treuer Eduard M.

Am Sonntag ist Don Juan. Vielleicht seh' ich ihn. Ei, fast hätt' ich vergessen, Dir meinen Wohnort doch noch näher zu bezeichnen: bei Pfarrer Renz in Köngen bei Kirchheim.

Ei, das Gedicht auf Urach[3]) hätt' ich fast vergessen und gehört doch nothwendig zur Sache. Es war nicht unmittelbar auf Deinen Geburtstag berechnet, wie Du gleich sehen wirst, ich habe aber viel an Dich denken müssen.

Noch eine kleine Beilage ist die schwarze Gruppe, die ich nach einer Silhouette der berühmten Madame Duttenhofer[4]) in Stuttgart gemacht habe, schnell, aber getreu. Es ist ein sehr lieblicher Gedanke, soll die Versöhnung zweier Kinder allegorisiren, wovon das eine, das beleidigt hat, sich vor Scham und Reue nicht will trösten lassen. Der Baum scheint eine Olive zu sein. Das Ganze bei so großer Einfachheit, wie alle dergleichen Compositionen dieser äußerst geistreichen Frau, bewundernswürdig!

9. An Friedrich Kauffmann.

Ohne Ort und Datum. Der Brief ist zu Köngen am 1. August 1827 oder kurz vorher geschrieben[5]).

Wenn an der Sympathie auch nur ein klein wenig was ist, so mußt Du in der Ferne gespürt haben, wie mich Dein lieber Brief erquickt hat. Er ist ganz ohne Datum (eine Manier, die mein verheiratheter Bruder K[arl] für den Tod nicht ausstehen kann), kommt nur so aus dem Blauen dahergeflogen, wie ein Sommerfaden. Ich danke Dir, lieber K., Du hast mit diesen paar Zeilen allerlei Bitterfüßigkeiten und schöne Sachen aufgeregt. Ich erhielt den Brief in größtem Körper- und Geistesbankrott bei der Heimkunft von einer tour forcé nach den herrlichen Reußensteiner Ruinen im Neidlinger Thal. Das ist noch etwas von großem Anblick; ich kann mich aber jetzt nicht darüber herauslassen, nur das sagen: als ich auf dem ungeheuren spitzigen Felsen stund, über den Abgründen der sonnenscheuen Wälder in die geöffnete Aussicht und in das Meer von Licht und Sommerluft hinausblickte, hie und da einen Weih mit ruhig ausgelegten Schwingen sich der Willkür des Windes überlassen und so in den reinsten Linien auf- und abbeugen sah, als hätte er Lust, seinen eigenen Leib in bloße Luft zerrinnen zu lassen: da hatte ich auch so eine Empfindung von „Was zieht mir das Herz so?“[6]) — Text und Mariens Stimme abgerechnet. — Höre, sage mir nur! (wie soll ich mich fein ausdrücken?) gibt es denn nun schon keine Marie Lohbauer[7]) mehr? Das heißt, um Gotteswillen! versteh Er mich nicht krumm! ich frage nicht, ob es außer in Ludwigsburg nicht etwa sonst in der Welt noch etwas derart gäbe, das

[1]) Hier und auch sonst mitunter steht im Original statt des Namens ein Zeichen, das einem griechischen Psi ähnelt. Mörike hatte nicht nur für sich, sondern auch für seine Geschwister und Freunde derartige Geheimzeichen ersonnen.

[2]) In Ludwigsburg, wo der Dichter am 8. September 1804 geboren worden, lebte die Familie bis zum Tode des Vaters 1816.

[3]) Gedichte, S. 35.

[4]) Luise Duttenhofer (1776—1829). Gattin des bekannten württembergischen Kupferstechers D.

[5]) Nach dem Poststempel.

[6]) Vergl. Goethe's Lied „Sehnsucht“.

[7]) Marie Lohbauer aus Ludwigsburg, die Tochter des 1809 bei Essy gefallenen Hauptmanns und Dichters Karl Philipp Lohbauer, hatte sich im Juli 1828 mit Kauffmann vermählt.

weiß ich wohl; sondern ob jene in der That nun schon Marie Kauffmann heißt? Diese Namenscomposition klingt mir noch etwas fremd, ob sie gleich fast noch schöner lautet, als Angelika Kauffmann; aber man gewöhnt sich an Alles. Nein, schreibe mir's! ich weiß es im Ernst nicht. Auch Deine Adresse. Lieber Herzbruder, Du und, wenn es wahr ist, auch Deine theure Marie laden mich zum Besuch nach dem unvergeßlichen Ludwigsburg, aber wo die Ziege einmal angebunden ist, da muß sie grasen; ich bin ein geschworener Geist mit Predigen: ich kann nicht mehr mit zwei Schritten in den Pantoffeln aus meiner Hausthür in der Deinigen sein, in Dein Zimmer treten, Dich von der Algebra aufstehen sehen und die Iphigenie-Ouverture spielen lassen. Weißt? Da sah ich allemal den Staub auf dem Resonanzboden tanzen, während mein innerer Sinn auf Dein Spiel gerichtet war und ich die Musik mit wohlgefälligen Schmerzen in mir wühlen ließ. Erinnerst Du Dich noch der Nacht, wo Du, die Füße im Zimmer und Dein übriges corpus im Alkov, auf dem Boden gestreckt lagst? Wir sprachen damals viel von Rudolf[1]). Ich muß auch viel genug an ihn denken, konnte mich aber, wie ich kürzlich in Tübingen war, nicht entschließen, zu ihm zu gehen; aus mancher Ursache, so sehr mein Herz nach seiner Nähe hinzuckte. Er war meistens in bewundernder burschenschaftlicher Leibgarde-Umgebung, und außerdem fürchtete ich — meinerseits wie seinerseits — ein poetisches Raisonnement über meiner Schwester Tod, eine Gattung von Selbsterschöpfung, auf die ich von jeher üble Reue empfunden habe. Indessen ich habe mich beim Abschied von Tübingen mit dem bestimmten Vorsatz getröstet, ihm diesen Sommer oder Herbst noch einmal ans Herz zu fallen. Ich glaube nicht, daß sein letzter Fluch über mein Ausbleiben (den mir Mährlen treulich hinterbrachte) unüberwindlich sein wird. Ich will ihn überraschen; sag' ihm aber ja nichts davon! Zur selben Zeit komm' ich vielleicht zu Dir; ich will Dir nachher sagen, an welchen Hauptcoup sich diese Aussicht knüpft — nein, ich sag's lieber gleich. Aber rede indessen gegen Niemand davon! Ich habe halbe Hoffnung, die geistliche Laufbahn auf längere oder kürzere Zeit zu verlassen und indessen als Hofmeister, vielleicht in München, mehr meinem besseren Talent leben zu können.

„Seht doch den Querkopf! seht doch den Narren!
Seht, seht! seht doch den Narren!
Was kann er wollen? was kann er machen?
Was? Was? Was kann er machen?“ [2])

So wirst Du leicht denken. Apropos bei diesen Zeilen, im Gesang, kann ich mir Dein Gesicht am besten denken; ich sehe alsdann jenes unvergleichliche Schmollen von Deiner Nase zum Mund herab, das Dir so gut steht. Marie wird mich hier besser verstehen, als Du selber.

Ja, so stehen die Sachen. Im Grund wäre die Veränderung nichts Unerhörtes, zumal ich vorderhand damit keineswegs einen bleibenden Bruch mit den Kanzelfreuden im Sinn habe. Des Menschen Wille, das ist sein Glück, und in gewissen Dingen spür' ich Mannes genug in mir. Ich hab' es hier sonst vortrefflich: eine der schönsten Gegenden im Land, und die Leute, in deren Haus ich bin, sind von feinerem Korn, als man sonst auf Dörfern sucht. Das Pfarrhaus, in dessen Rücken den Berg hinunter versteckt das Dorf liegt, steht mit der Kirche und Schule ganz vereinzelt auf ziemlicher Anhöhe, und seine Fenster von vorn beherrschen eine große, mannigfaltige Aussicht mit dem nahen Neckar und der Teck; Neuffen ꝛc. mehr in der Ferne. Der Pfarrer ist als Mathematiker und Mechaniker viel bekannt; er ist ein bescheidener, zartfühlender Mann, dem keine Empfindung und keine Wissenschaft

[1]) Rudolf Lohbauer, Kauffmann's Schwager, ein Jugendfreund Mörike's, geb. 1802, † 1873, Schriftsteller und demokratischer Politiker.

[2]) Ein Duett aus Cimarosa's Oper „Die heimliche Ehe“, das Kauffmann und Lohbauer oft zusammen sangen.

fremd, keine Individualität unzugänglich ist; er hat gar viel von Bohnenberger. Du solltest ihn einmal in seiner Werkstätte sehn, oder wenn er eine Sonnenuhr macht oder im Garten die Mittagslinie sucht, oder, noch mehr, wenn er sich zuweilen mit stillen inneren Feuern ans alte, aber gute Clavier setzt und ohne Wortrumor alte, mir unbekannte Meisterstücke mit reißender Kraft und Fertigkeit spielt; hier ist sein glanzreiches Auge noch einmal so lebendig; endlich steht er auf, rückt den Sessel ins Eck und nimmt eine Prise, als wäre nichts geschehen, als hätte er nicht Himmel und Erde in mir bewegt. Der einfache, mit dem Leben fertige Mann! Der sich die Exclamationen lange abgewöhnt hat.

Wie gesagt, ich könnte an keinem bessern Ort sein; meine Mutter und Geschwister nur 1½ Stund' von hier, aber — „Was zieht mir das Herz so? Was zieht mich hinaus?" — Das, daß ich in dieser Art von Lebensweise und dieser Beschäftigung meine eigentliche und wahre Portion von Kräften doch nicht ungehindert, ja fast gar nicht in Wirkung kann treten lassen. Als Geistlicher, als Vicar besonders, ich meine, als junger Prediger, steht unsereiner unter ganz besondern lähmenden Gesangbuchseinflüssen. Du kannst Dir schon denken. Ich möchte oft im eigentlichen Sinne des Wortes hinaus, wo kein Loch ist. Vor einer Viertelstunde fand ich auf dem Privet ein Blatt aus dem Buch eines alten medicinischen Knasterbarts „Von der Diät-Ordnung"; hier kommt folgende Stelle vor, die ich Dir als Recept auf vorkommende Fälle doch hersetzen will. Es ist von Affecten, Melancholie die Rede:

„Nach dem philosophischen Grund kann man, um sich zu moderiren, gleich durch raisonable Vorstellungen mit sich und andern sich divertiren und von der unruhigen Bewegung abziehen, die Nichtigkeit des Affects begreiflich machen lassen, dem Zorn eine Furcht, dem Schrecken eine Hoffnung entgegensetzen, andere occupationes vornehmen, zum Schlafen sich disponiren, die erregte Unruhe nur vom Herzen wegjagen und schütten, den Schrecken, Trauren, Aengsten recht ausweinen und ausschreien, die Natur mit einer Approbation in ihrem ersten Fäst besänftigen, einen Scherz daraus machen. Auf solchen Wegen wird die Seele in ihrer Alteration theils besänftigt, theils abgezogen von ihrer irrigen Bewegung; mithin das Geblüt und alle inneren Bewegungen in ihrem ordentlichen Lauf erhalten." Siehe da! artige Noten zu dem Goethischen Lied. Es müßte sich sehr gut ausnehmen, wenn man diese Worte in tiefem Baß in Musik setzte und mit brummiger Sicher-Mannes-Stimme[1]) der wahren Melodie accompagnirte. (Immer in zwei monotonen Tönen müßte es sein, also sehr leicht zu componiren.)

Mon Dieu! was ist das im Zusammenlegen ein großer Gevattersbrief geworden!

10. An Mährlen.

Ohne Ort und Datum. Der Brief scheint zu Köngen im August 1827 geschrieben zu sein.

. . . . . .[2]). Bleibt demnach nichts anders übrig, als mich unmittelbarer selbst nach was umzusehen, um dann unabhängig nach dem Hut greifen zu dürfen, oder — zu warten. Aber zu warten, während ich deutlich spüre, daß ich in dieser Situation unter so heterogenen Einflüssen lediglich nichts anfangen kann mit meiner Lust nach derjenigen Thätigkeit, für die sich meine Natur immer wehrt, und die, wenigstens in der gegenwärtigen Periode, sich nicht mit dieser Art von Amt verträgt! Du machst eine humoristische, aber starke Schilderung von Deiner Unzufriedenheit (sie beruht endlich auf dem nämlichen Grund mit der meinigen),

[1]) Der sichere Mann, eine der köstlichsten Gestalten Mörike'scher Phantasie, gehört der Erfindung nach schon in die Tübinger Studentenzeit, während die künstlerische Darstellung des Stoffes erst in das Jahr 1838 fällt (Gedichte, S. 80).

[2]) Der Anfang des Briefes fehlt.

aber sei versichert, daß ich bei unseren bisherigen Unterredungen in dieser Sache, Dir — sei es aus augenblicklicher Faulheit, oder weil mir dergleichen gegenseitige reflexiones altiores im Gespräch zuwider sind, oder weil ich sie als bekannt zwischen uns voraussetzte — mein Bedürfniß nach einer andern Lage nie in dem Maß habe ausdrücken können und mögen, als es sich mir täglich aufdringt. Ich weiß zu gut, wo es mir fehlt, und es ist, so wahr ich lebe, kein überquerer Einfall, wenn ich mich aus diesen hunderttausend Haken und Häkchen losreißen will, die mich, oft unsichtbar, zerren und zerstreuen und meine bessere Kraft niederhalten, daß ich mich am Ende selbst nicht mehr kenne. Aber wem sag' ich denn das alles? Es ist, als hätt' ich meinen Onkel vor mir geglaubt. Nun, es ist lamentirt genug. Weißt Du keinen soliden Weg? Wir haben bisher die Stangen im Nebel gehabt und von Revolutionen gesprochen, wie die Burschenschäftler, bodenlos. (Apropos, weißt Du, daß der Stiftler Herrig und Kielmeyer Reißaus genommen haben — Griechenland zu? Das gehört aber nicht daher; wir wollen's bequemer.) Ich wünschte jetzt, mehr als je, auf der Stelle bei Dir zu sein. Und zu meinem Schrecken fällt mir nun erst ein, daß ganze acht Tage hingehen müssen, bis dazu Hoffnung ist.

Zwei Stunden später.

Merkst's meiner reinen Hand nicht an, daß ich eben von einem seel- und leiberquickenden Bad herkomme? Ich habe meinen treuen und gescheuten Begleiter, den Pudel, vom Haus, mitgenommen und mich freiwillig der Sträflingsarbeit unterzogen, sein weißzottiges Fell von Grund aus mit Seife zu waschen. Nachher schmeckte am Ufer an einem köstlich gebüschten Rain eine Pfeife Tabak noch eins so gut, und während der Hund in kannibalischem Wohlbehagen sich im Gras wälzte, las ich in dem guten „deutschen Dichterwald" von Uhland, Kerner u. s. w. unter andern ein kleines Gedicht, wobei mir meine Besuche bei Dir in Tübingen im Beck — Beckischen Logis und überhaupt unser far niente Leben recht eigens aufs Herz fiel. Ich setze Dir die zwei Verse[1]) her:

Ich und mein Spielmann sind gar gute Brüder!
Wann ich in seine Stube tret',
Setzt er sich nur so auf sein Bett
Mit seinem Zitherspiele nieder,
Spielt mir lustige, traurige Lieder,
Daß mir das Herz in der Brust erwacht,
Daß mir der Hauch an den Lippen schmacht.

Er hat ein alt bunt Glas, draus wurden wir Brüder,
Alte Zeichen liegen wie die Würfel umher,
Bücher, Narrheiten, Waffen und Wehr,
Und singt er drüber hin die kecken Lieder,
So lebt und webt das Alles wieder,
Mir ist's ein Traum, daß er nur Ein Fenster hat,
So seh' ich nichts von der neuen Stadt.

Die zwei letzten Zeilen, etwas undeutlich, kann man sich doch gut erklären.

NB. Den Eid weiß ich nicht zu finden, entweder liegt er irgendwo in Nürtingen, oder ich hab' ihn leider verloren.

Zu Anfang nächster Woche, wahrscheinlich Montag, verreiset mein Herr Pfarrer en famille auf acht Tage, und ich bin allein Herr im Haus. Nun, nächsten Mittwoch also bestimmt in Kirchheim und zwar Morgens 8 Uhr an Ort und Stelle. Bring den Lichtenberg mit! ich den Masaniello.

---

[1]) Lob eines Spielmanns. Von G. O. H. L. (Graf Otto Heinrich Löben). Deutscher Dichterwald (Tübingen 1813), S. 53.

Wenn mir nur am Mittwoch nichts Pastoralisches dazwischen kommt! Auf jeden Fall bin ich Nachmittags desto gewisser dort. Nein! Also auf Vormittag acht Uhr! Adieu! Dein tr. E.

Bringe diesen Brief mit! ich muß Dir etwas Verborgenes drin zeigen.

11. An Mährlen.

Ohne Ort und Datum. Der Brief scheint zu Köngen im August 1827 geschrieben zu sein.

Lieber Musen- atque Busenfreund!

Soeben sagt mir meine Pfarrerin, daß sie jetzt nach Kirchheim schicke; ob ich was hätte? Ich kann also in den zwei Minuten nur ein ganz diminutives Briefchen schreiben, Du magst fluchen oder nicht.

Gestern bekomm' ich endlich einen Wisch von Buttersack; er schreibt, daß ihm die Reise nach Urach ganz recht sei, vor drei Wochen könne er aber nicht weg, theils weil er lediglich auf dem Hund, theils wegen seinem Pfarrer; er schlägt vor, man solle zu Fuß gehen (aber lieber reit' ich auf meinem Hund), wenigstens er wolle das und uns dann in Urach treffen. Das ist ein verfluchter Manichäer; wir schlagen ihm die Füße ab, ich weiß nichts von Laufen, gefahren muß sein, und wenn ich mein Dutzend Bücher verkaufen muß. Von unserm letzten Sendschreiben wußte B[auer] noch nichts ..... Was denkst Du nun zu den drei Wochen? Mir ist's nicht zu spät. In dieser Woche hab' ich Mehreres vor, und wenn Du nichts Besonderes hast, so kommen wir erst in der nächsten Zeit wieder zusammen.

Daß ich den Masaniello vergessen habe! schick mir ihn doch! Indessen hab' ich eine vortreffliche Lectüre durch Zufall in einer alten Rumpelkammer auf der Bühne, wo Maschinenmodelle, Schnurrpfeifereien und alte Bücher vom Pfarrer stehen, gefunden: Epigrammata Oweni, eines englischen Dichters im siebzehnten Jahrhundert. Das ist ein Schatz von kurzem Witz, Feinheit und schönem Vers. Martial ist null dagegen. Ich schicke Dir den Duodezer nächstens; Du darfst die Finger danach schlecken. Auch bitt' ich Dich, daß Du mir in der Kürze das Conversationslexikon über ihn befragst — wenn er anders dort vorgelassen wird.

Adieu, Alter! Meliora meliore tempore.

Montag. Dein Eduard.

12. An Mährlen.

Köngen, den 27. August 1827.
Montag.

Lieb alt Luder!

Deinen Brief, wo Du mich auf jenen Mittwoch nach Kirchheim bestelltest, hab' ich wohl erhalten, konnte aber leider nicht kommen, weil ich bei einer Frau Privatcommunion halten mußte — kannst Dir denken, wie leid mir's that. Dann Dein Bleistiftbillet von Weiß aus! Da bestellst Du mich auf Freitag nach Ohmden[1]: habt Ihr denn den Bartholomäum nicht celebrirt? Es war offenbare Kalenderunwissenheit bei Dir. Der liebe Buschack war bei mir, läßt Dich schönstens grüßen; hatten eine lustige Zeit; er war über Nacht; auch Hoffmann[2] und Nast waren (im Gefährt) bei mir, lassen Dich grüßen.

Was Deine humoristischen Blätter[3] betrifft, so gefällt's mir zwar sehr für sich, glaube aber nicht, daß es auf diese Art und in diesem Umfang für unsern Zweck

[1] Im Oberamt Kirchheim.

[2] Wilhelm Hoffmann (1806—1873), der Berliner Hofprediger.

[3] Eine literarische Arbeit Mährlen's, die für einen damals von Mörike und seinen Freunden beabsichtigten Almanach bestimmt war.

paßte. Ich will Dir demnächst weitläufiger schreiben. Bei den andern ist so eine Lahmerei, daß ich vermuthe, das Ganze wird unterbleiben. Eine Schmach! Nun die Nachricht: auf Mittwoch kann ich nicht nach Kirchheim, weil ich aus einer besonderen Angelegenheit nach Nürtingen geladen bin. Wirst mehr hören.

Adieu bester Karl!

13. An Mährlen.

Nürtingen, den 31. August 1827.

Mein lieber M.!

Ich habe gestern Abends Deine üble Nachricht hier erhalten, sie hat mir im tiefsten Herzen weh gethan; ich wünsche sehnlich, daß die Auskunft durch J[ustinus] K[erner] zu etwas führen möge[1]). Geschrieben ist bereits an ihn, und er wird durch meine frühere Anfrage vermittelst des Strauß[2]) bereits vorbereitet sein. Denn jene hatte ich sogleich ins Werk gesetzt. Ich habe dem K. nun dringend geschrieben und Dich zum Theil selber reden lassen; gewiß hat er den besten Willen, nur besorge ich, daß es ihm an näherer Notiz über Deiner Frau Mutter Zustand fehlen werde; ich habe dies schon in Deinem vorherigen Brief vermißt. Meinst Du nicht, es wäre insofern ein Nachtrag nöthig?

Ich wüßte Dir nichts weiter zu sagen und zu erzählen, was Dich in Deiner gegenwärtigen Verfassung ansprechen könnte, und Dir Geduld zurufen, hieße, das Echo Deiner jetzigen Tage unnöthigerweise vervielfältigen. Aber denke des Leidens, das auch andere haben, und so wenig, als Du, zur Schau tragen! zu diesen gehört auch Dein Eduard, der überall redlich mit Dir theilen will.

Von K[öngen] aus werde ich Dir wieder schreiben. Unser Kirchheimer Conventikelplatz soll verlassen stehen, bis Du mit leichterem Herzen auf die Gesundheit Deiner Leute wirst anstoßen können.

Mit unserm Plane gehe ich Tag und Nacht um, er ist das stäte Gespräch meines Herzens. Ich erwarte mit Sehnsucht Nachricht von Bernhausen und Stuttgart. Aber wenn sie nun auch günstig ist, wohin nur gleich? Der Wagner[3]) aus unserer Promotion verläßt seinen Platz in Steuffen und wird Hofmeister in Stuttgart bei einem Herrn von Münchingen.

Leb wohl! Dein tr. M.

Wie steht es denn mit Deinem Vater?

14. An Mährlen.

Tübingen, den 10. September 1827.
Abends nach 9 Uhr.

Liebster, bester M.!

Kaum sind es 4 Minuten, seit ich durch das Neckarthor hereingefahren, die alte Thorlaterne (zum Einfahrtskreuzer zünden!) gesehen und aus dem Gefährt gestiegen bin, so nehme ich schon eine Feder in die Hand und schreibe an Dich, wenn es auch nur wenige Worte sind — sie sollen mich gleichsam aus meinem Traume erwecken oder mir vielmehr schriftlich zu lesen geben, daß ich *nicht, nicht* träume,

---

[1]) Für Mährlen's schwer erkrankte Mutter wurde durch Vermittlung der gerade in Weinsberg weilenden Frau Hauffe Heilung gesucht. J. Kerner erzählt den Fall in der „Seherin von Prevorst" (S. 114 der neueren Auflagen).

[2]) Der mit Mörike befreundete David Friedrich Strauß (1808—1874).

[3]) Geb. 1804, † 1872 als Stadtpfarrer zu Gmünd.

daß ich hier in einem Zimmer der Walkmühle sitze, wirklich wieder die alte Melodie des Wasserfalles höre, der mich so hundertmal an Deiner Seite eingesungen.

Als ich über die Brücke fuhr und die Häuserfronte der Stadt am Neckar hinauf, nach alter Weise erleuchtet, und dann — mich selbst ansah, da falteten sich unwillkürlich meine Hände und klemmten sich meine Finger ineinander: ich jauchzte, fast schaudernd, in mich hinein.

Wir hielten an der Walkmühle; die erste bekannte Person begegnete mir in der Mine, unsrer alten Dienerin.

Ja, die alte Melodie des Wassers! Ich höre sie. Daß Du sie nicht auch hörst! Ich fühle nun, wie innig ich Dich liebe, wie unzertrennlich Du von mir bist.

Dort links in unsrer sonstigen Stube — um diese Zeit — wie oft gingen wir da gleichgültig oder verstimmt neben einander zu Bett! Ach! und ich doch selten ohne ein halbes oder ganz lebhaftes und dankbares Gefühl Deiner lieben Nähe. Dies hab' ich Dir wohl manchmal durch eine scherzhafte Umarmung zu verstehen gegeben; für Scherz hast Du's dann auch genommen. Aber jetzt sollt' es anders sein.

Horch!

„Fließe, vielgeliebter Fluß![1])
Nimmer werd' ich froh —"

Solche Empfindung hab' ich jetzt voll wehmüthig seliger Verwirrung. Und:

„Selig wer sich vor der Welt" - ꝛc. ꝛc.

Ich wiederhole es:

„Selig wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit ihm genießt

Was, von Menschen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht!"

Gute Nacht! Ich sehe heut' (absichtlich) Niemand mehr von den Freunden und Bekannten. Ich schlafe bei Nast hier in der Mühle.

Dein Eduard.

15. An Wilhelm Nast.

Köngen, den 13. September 1827.
Morgens nach 7 Uhr.

Ich kam vor einer Viertelstunde hier an und noch gerade zum Frühstück. In Nürtingen mußte ich, verspätet, über Nacht bleiben; das verdroß aber meinen guten Herrn Pfarrer, wie ich sogleich beim kleinlauten Empfang fühlen konnte. Es ist dies das erste Mal, daß unser inniges Vernehmen gestört wird. Dies gab mir bittere Stiche ins Innerste. Ich eilte nur gleich auf mein Zimmer hinauf, um mit meinem Herzen allein zu sein: ich kam mir ganz verlassen vor, denn seit dem Abschied von Euch gestern sah ich kein freundliches Gesicht mehr (meine Leute waren alle in Stuttgart). Ich sah durch Thränen hindurch im Gedanken an Eure Liebe meine vier Wände, Bücher, Sessel, Tische an, was Alles eine gleichsam sprechende

[1]) Vergl. Goethe's Lied „An den Mond". Mörike citirt aus dem Gedächtniß, und darum nicht ganz getreu.

Miene der Trauer für mich annahm; überdies war Alles indessen so reinlich geputzt und gelegt worden, daß ich mir doppelt fremde darunter vorkam. Noch einmal mit Blitzesschnelle überlief ich die letzten Tübinger Tage und seufzte: Nun ist die alte Pein wieder da. — Da fielen mir die Arme am Leibe herunter, und ich griff schnell nach der Feder. Es klopft an der Thür, ein Mädchen bringt mir zwei Briefe von Tübingen, die von der nächsten Vergangenheit nur erst noch als von einem fröhlichen Project sprechen. Es waren die verspäteten Briefe vom lieben Schöll[1]) und Strauß. Sie waren mir wie Sonnenschein willkommen in den Augen, und ich bildete mir geflissentlich ein, es wäre schon wieder von einer neuen Ausfahrt die Rede.

Strauß legt ein frühes Gelegenheitsgedicht von Justinus K[erner] bei, das mich recht gaudirte, und das Du mir wieder schickst.

Daß ich gestern, mein theurer Rast, hinter Deinem und Hoffmann's Rücken die Grille des Abschiednehmens, noch ehe sie sich recht rühren konnte, gleichsam schnelle todtschlug, hat mich nicht gereut und ist Dir, wie ich hoffte, auch zu gut gekommen. Aber mit wahrem Schrecken bemerkte ich Deine Pfeife noch in meinen Händen. Das war nicht meine Meinung, Dich zuguterletzt noch auszuplündern. Du sollst sie per occasionem wieder haben. Dem herzigen Schöll sage, daß ich an seine unschuldige Verstimmung, über die er sich in jenem Billet rechtfertigen will, nur mit um so größerem Wohlgefallen an ihm selbst denken könne: ich weiß nicht recht, warum das, wahrscheinlich (oder vielmehr gewiß), weil ich mir ihn immer zu glücklich und zu selbstvergnügt vorstellte, als das ich eine rechte Sympathie zwischen uns hoffen konnte. — Sonderbar! und eben fällt mir ein, daß es ihm mit mir noch mit weit größerem Anschein so gehen könnte. Ich war, so viel ich weiß, immer nur lustig bei ihm.

Nun eine Hauptsache. Hier ist ein Brief an A. Er enthält eigentlich nur eine Anfrage, die der liebe Hoffmann weiterhin besprechen soll. — Ach, nur morgen des Tages gleich fort möcht' ich! Der Boden unter mir brennt mich. Wenn dieser Zwang noch länger fortdauert, so kannst Du Dich in Deiner brotlosen Vogelfreiheit noch preisen vis à vis meiner. Ich müßte einer Schwindsucht meiner besten Kräfte entgegensehen.

Eine Stunde später.

Hier wurde ich abgerufen, um einen Vorhalt meines Pfarrers anzuhören und zu beantworten. Seine Verstimmung hatte einen ganz, ganz anderen Grund: es betraf den Punkt, von dem ich vorhin zu schreiben unterbrochen wurde. Der liebe Mann hatte nämlich von fremder Seite her über meinen Entschluß, den Stand zu ändern, gehört und war, wie natürlich, horribel davon betroffen, weil ich auf inständiges Bitten meiner Mutter, die mir diesen an sich vortrefflichen Platz schlechterdings erhalten wollte, bisher nicht ein Wort davon hatte fallen lassen, um wenigstens über die Möglichkeit einer solchen Veränderung und über die Zustimmung meiner vorzüglichsten Verwandten noch zuvor mehr ins Klare zu kommen. Mit beleidigtem, doch zutrauensvollem Tone bat mich der Pfarrer um Erklärung meines rückhaltenden Benehmens in dieser Sache, das ihm nach meiner bisherigen Offenheit sehr weh gethan u. s. w. Mir lief augenblicklich das Herz und das Aug' über, und es gab, statt einer gehässigen, eine überaus rührende Scene. Ich sah jetzt erst recht, wie sehr ich diesen Mann zu lieben und zu achten Ursache hatte, und wie sehr ich geliebt war. Wir redeten uns ganz aus, und ich hatte den Trost, einen vernünftigen und vielerfahrenen, schonungsvollen Mann ganz in mich hineinsehen lassen zu dürfen. Zwar rieth er mir dringend vom Hofmeisterwesen ab, aber mein Gefühl über das Geistliche rechtfertigte er mit erstaunlicher Liberalität. Endlich

[1]) Adolf Schöll (1805—1882), der bekannte Gelehrte und Schriftsteller, zuletzt Vorstand der großherzoglichen Bibliothek in Weimar.

hub er an: „Kann ich Sie nun nicht mehr bei mir behalten, so muß ich doch auch an mich bei diesem Wechsel denken, ich muß mich auf einen andern Gehülfen gefaßt halten. Sind Sie in der That entschlossen von uns zu gehen? . . . . . [1]).

16. An die Mutter.

Ohne Ort und Datum. Der Brief ist zu Köngen wohl Mitte September 1827 geschrieben.

. . . . . [2]). Was nun weiter mein Hinterhalten betrifft, so ist das ein neuer Punkt. Dies hat ihm[3]) weh gethan, indem er, wie er sagte, diesen Mangel an Zutrauen zu ihm, der doch mein Freund sei, nicht habe reimen können mit meinem sonstigen offenen Wesen; er sei wie vom Himmel gefallen gewesen und habe nichts begriffen. Es bedurfte jedoch nicht vieler Worte von meiner Seite, um ihn auch hierüber zu beruhigen. Ich ließ ganz mein Herz sprechen und appellirte an das seinige, das längst wieder sehr weich und gut für mich gestimmt war. Ich sagte ihm, wie schwer mir tausendmal diese Verschwiegenheit gefallen sei, daß mich aber besonders Deine wohlmeinende Vorsicht, ihn nicht zu beleidigen oder zum voraus mit Trennungsgedanken anzustecken, ehe noch Möglichkeit einer solchen Veränderung sichtbar sei, bisher zu diesem Benehmen bewogen habe. Er ließ dies einestheils gelten, bestand jedoch mit herzlichem, gütigem Lächeln darauf, ich hätte ihm mehr Discretion zutrauen sollen, er hätte meinen Vortrag gewiß mit aller Billigkeit aufgenommen u. s. w. Kurz, statt eines gehässigen Auftrittes erfolgte nun der rührendste von der Welt. Ich konnte mich vor Achtung und Liebe diesem Manne gegenüber der Thränen nicht enthalten, und er sah mir die Wahrheit aus den Augen schimmern, wenn ich ihm nun zu verstehen gab, wie viel Gutes ich bei ihm genossen habe. Er selber war sehr bewegt. Er entschuldigte mein rückhaltendes Benehmen ganz, gestand, daß er mich ungern verliere, weil mein Wesen dem seinigen so ganz zugesagt, ein Lob, das ich nur zu Deiner Beruhigung wiederhole und das ich mir viel lieber selber verbergen möchte, insofern es mir nahe geht, daß ich's ihm nicht länger lohnen kann. Abgesehen von seinem persönlichen Interesse, stellte er mir nun die Sache recht väterlich zu bedenken vor und fragte mich am Ende, ob ich entschlossen bleibe. „Ja," war meine Antwort, „wenn ich mich nicht selbst hintergehen will." Ich setzte ihm nun meine Gründe auseinander und meine Absicht für die Zukunft, und er that endlich auf einmal den freiwilligen Ausspruch: „Ich verspreche Ihnen, von nun an für die Sache zu reden." Diese Worte dürfen Dich nicht befremden, wenn ich Dir sage, daß seine anfängliche Meinung dawider nur auf die falsche Voraussetzung gegründet war, als wolle ich für jetzt schon ohne alle Rücksicht auf die Zukunft der Geistlichkeit völlig absagen. Nun ich ihn aber darüber eines ganz andern belehrt hatte, bezeugte er vielmehr seine Verwunderung über die Bedenklichkeiten Anderer. „Wenn sich Ihnen in der Zwischenzeit die Gelegenheit zu einer andern Bahn eröffnet, was sehr leicht möglich ist, gut, und desto besser: aber halten Sie sich die Rückkehr zum geistlichen Stand immerhin offen! sollten Sie sich aber in der That zu ihr wieder entschließen müssen, so ist nur meine Besorgniß, daß es Ihnen leicht schwerer als jemals fallen möchte." — „Dann bleibt nichts anders übrig, und ich werde wollen, weil ich alsdann die Nothwendigkeit sehe." — Dies ist aber ein Plan, mit dem ich, wie mein guter Herr Pfarrer selbst zugibt, nicht gegen jedermann offen herauszurücken brauche; dem Herrn Onkel in Stuttgart könnte die zweifelhafte Sprache von Rückkehr u. s. w. vielleicht mißfallen, wiewohl mein Gewissen ruhig dabei bleibt. Ich lasse den Himmel schalten

[1]) Der Brief ist nicht vollendet und scheint nicht abgeschickt worden zu sein.

[2]) Der Brief besteht aus drei Bogen, von denen der erste fehlt.

[3]) Dem Pfarrer Renz.

und warte auf meiner Hofmeisterstelle ein paar Jahre zu, und doch behaupte ich immer noch, daß meinem Gefühl im Ganzen das geistliche Fach theuer bleibt und künftig kein Pfahl im Fleisch sein wird. Vom Hofmeisterleben, als Zwischenzeit betrachtet, und wenn man es gut haben könne, spricht Herr Pfarrer unter den empfehlendsten Ausdrücken; ein junger Mensch von meiner Art werde darin große Vortheile finden und könne, wie gesagt, auf eine unerwartete Art seinem Glück auf diesem Umweg in die Hände laufen. Auch sehe er gerade in meiner Individualität, in welcher Onkel von Bernhausen den Hauptknoten finden will, schlechterdings kein Hinderniß. Kurz, wir kamen ganz aufs Reine, und wenn diese gefährlich eingeleitete Unterredung auch keinen Nutzen weiter für mich haben könnte, so gewährt sie mir den hohen und erquickenden Trost, von einem verständigen, erfahrenen und liebevollen Manne ganz gekannt und vielleicht mehr als je geliebt zu sein. Wir gingen mit aufrichtiger Freundlichkeit auseinander, ich wie der Sohn von einem Vater weg. Indessen hat Alles seinen alten Gang nach wie vor ohne alle Verlegenheit von beiden Seiten. Gestern leitete ich zum ersten Male wieder das Gespräch darauf; er hatte es offenbar vermieden, um sich nicht den Anschein einer Eilfertigkeit zu geben. Es war ihm nun lieb, daß [ich] ihm selber darüber berichtete, wie er sich wegen des etwaigen Termins zu richten habe. Er könne sich jetzt noch nach keinem neuen Menschen umsehen, er möge daran nicht denken. Ich versprach bei ihm zu bleiben, bis er wieder nach Wunsch besorgt sei. Dies freute ihn sichtbar, auch billigte er meinen Vorsatz, gegen Herrn Pfarrer in Bernhausen nichts und auf keine Weise etwas von jenem Billet und seiner Empfindlichkeit vernehmen zu lassen. Uebergehe Du diesen Punkt auch, als wüßtest Du nichts davon!

So stehen denn die Sachen hier ganz, wie man's nur wünschen kann. Es wird mir noch in einem Vierteljahr frei stehen, ganz hier im Hause zu bleiben, und ich würde mit dieser Erklärung gewiß willkommen sein. Dies ist aber keineswegs auch nur von ferne meine Absicht; vielmehr bitte und flehe ich Dich, nach Kräften für mich zu wirken. Ich sehe mit den peinlichsten Gefühlen einem jeden Predigttag entgegen; mein guter Pfarrer brauchte den Ausdruck, er könne sich wohl vorstellen, daß der Sonntag schon am Mittwoch wie ein Gespenst vor mir stehen müsse. Ach! und meine Zwischenzeit ist alle verloren, ich verbrüte und versäure sie mir ungenützt. Wie wollt' ich meine Tage brauchen, meine Stunden küssen, wenn ich mich in meinem Element wüßte!

Eine Hauptsache ist noch zurück. Ich habe gegen meinen Herren Pfarrer den Einfall ausgesprochen, mit der Zeit Bibliothekar irgendwo zu werden. Er gab mir sehr Beifall. Dies wäre was für mich! Dem denke nach! Höre den Onkel in Bernhausen darüber! Abgesehen von diesem Allen besuche doch während Deines Stuttgarter Aufenthaltes auch den Director Süskind! Deine mütterliche Miene hat ja einen bekannten Zauber beim Consistorium.

Nun schließ' ich den unmäßigen Brief. Lebe wohl, beste, geliebte Mutter! Grüße meine lieben Verwandten!

Hier noch eine Beilage von Karl in Scheer. Der ist mit meinen Wünschen kurz fertig. So sollten Alle reden.

Dein treuer Eduard.

17. An Mährlen.

Köngen, den 24. September 1827.

Liebster Bruder!

Deinen Brief hab' ich am Samstag erhalten. Du hast ja nach allen Seiten der Welt Netze ausgehangen, aber ich komme ganz in Hitze, wenn ich am Schluß des Briefes wieder Deine gutmüthige resignirende Miene zum theologischen Braten-

winden bemerkte[1]). Ich kann das nicht glauben. Gewiß Du hast mit Deinen 1000 Lockern Dein Glück schon erwischt, eh' ich Zeit habe, Dich zu bedauern, und ich sitze im alten Speck. Aber geht's bei mir nicht, so bricht's; ich laff' es darauf ankommen, wenn ich schon den Zweig noch nicht sehe, auf den ich mich setzen will. Laß Dir sagen, ich wirke mir vielleicht einen Kurmonat aus vermittelst des Doctors, und nicht ohne allen körperlichen Grund. Du wirst lachen, wenn ich Dir versichere, daß ich mit meinem Pfarrer anfange zu glauben, daß ich hypochondrisch bin. Kann ich das nur alle Leute bereden, so hoff' ich wieder gesund zu werden . . .[2])

Von Tübingen kann ich Dir unmöglich weiter sagen, als: jeder Augenblick war mir wie ein Fest. Sie haben den Don Juan gespielt, und im Rückweg führte mich Hoffmann, Rast und Blumhardt. Dich hab' ich tausendmal vermißt und im Geiste angerufen.

Das beigelegte Blatt ist ein gestern angefangener Brief an Dich. Ich wollte seinen Inhalt (der reine Abschrift von Straußens Brief ist) anders einkleiden, weil ich glaubte, die Erinnerung sei auf diese Art zu hart für Dich. Ich finde aber jetzt, da der Brief fort soll, leider keine Zeit mehr.

Bald schreib ich Dir Mehreres.

Leb wohl, bester Freund! Dein Eduard.

Auf dem beigelegten Blatt steht:

Deinen lieben Brief vom 20. September erhielt ich Samstag den 22. zugleich mit einem von Strauß, der vornehmlich Dich angeht. Er schreibt: „Dieser Tage habe ich einen Brief von Kerner bekommen mit übeln Nachrichten. Das Unglück wollte, daß Kerner der Frau H[auffe] (der Somnambule) das Band von Mährlen's Mutter in die Hand gab, als selbige schon im Grabe lag (was Kerner erst den andern Tag aus der Zeitung ersah), wodurch nun die Frau außerordentlich angegriffen wurde. Sie kam ins schrecklichste Erbrechen, das nicht aufhörte, bis sie wie eine Leiche dalag. Nur durch Waschen der Hand, womit sie das Band berührt hatte, und durch ein Blasenpflaster, das ihr auf den Magen gelegt wurde, konnte die Sache wieder gemildert werden. Am andern Tage klagte sie dann nur noch über heftige Knochenschmerzen in den Füßen, besonders am linken, sowie über Schmerz am Zäpfchen, und Kerner will nun wissen, ob vielleicht Mährlen's Mutter in der letzten Zeit hieran gelitten habe? Dieses mögest Du Mährlen's fragen und mir nach Ludwigsburg, wohin ich morgen früh reise, berichten. Kerner schreibt weiter, ich solle ihn und Frau H[auffe] bei Dir und Mährlen entschuldigen, daß er nun in Beziehung auf Mährlen's Vater nichts thun könne, da Frau H[auffe] seit jenem Vorfall nichts dergleichen mehr anrühre. Er läßt Dich und Mährlen herzlich grüßen und heißt euch über die Sache ruhig sein, deren Folgen nun größtentheils vorüber seien."

18. An Mährlen.

Köngen, den 3. October 1827.

Mein geliebter Freund!

Ich kam vor einer halben Stunde von Kirchheim, wo ich mir eine so lebhafte Sehnsucht nach Dir zuzog, daß ich nur gleich an Dich schreiben muß, obgleich pferdemäßig müd von dem Marschiren. Es war Disputation dort, die erste, die ich in meinem Leben mitmachte, und auch die letzte wahrscheinlich: ein sehr humaner

[1]) Mährlen hatte damals sein Vicariat aufgegeben und hielt sich bei seinem Vater in Ulm auf, von dort aus um eine andere Stellung sich bemühend.

[2]) Hier ist eine Stelle fortgeblieben, in welcher Mörike auch dem Freunde über den in den beiden vorangehenden Briefen erwähnten Vorfall mit dem Pfarrer Renz Bericht erstattet.

und nicht vielbesagender locus theologicus[1]) mit gastrologischer Nutzanwendung. Ich kann Dir weiter nichts davon erzählen, ich that nichts wie essen und trinken, denn im übrigen war ich ganz Storrens[2]) Meinung, und gelernt hab' ich auch nichts Neues dort; ja, ich weiß noch diesen Augenblick nicht: war der Fraß um der Disputation willen oder die Disputation um des Fraßes willen; kurz, ich habe nichts davongetragen als Heimweh nach Dir . . . . . .

Deinen Brief vom 27. September hab' ich erhalten; er ist noch keine Antwort auf meinen letzten . . . . Deinen Brief bekam ich mit zweien sehr geharnischten von meinen beiden Onkels. Der Präsident beweist mir in zwei vollen Bogen, daß ich bei einer Hofmeisterstelle meine poetischen Absichten erstens nicht erreichen könne (und das ist noch der beste Theil seiner Argumentation), ferner bestreitet er die Güte meiner Absichten theils an sich, theils weil ich dadurch von der Theologie, in der ich ohnehin viel versäumt habe (gewiß!), zu sehr abkomme und nicht mehr zu ihr zurückkehren werde. Sein Resultat ist, daß ich wenigstens jetzt nicht, eh' ich ein paar Jahre auf Vicariate zugebracht habe, auf eine Aenderung denken sollte. So? und nun, mon cher frère, glaubt Er wohl, ich sei auf den Schwanz geschlagen und sage: Sehr wohl? Nein, wahrhaftig nicht. Vielmehr hab' ich nun erst recht angefangen zu wursten. Mir kam überdies ein Einfall, der der Sache eine ganz andere Wendung gibt, und wozu mir am Ende noch der Präsident selber den Weg bahnen muß. Denn im Vorbeigehen gesagt, der billige und gescheute, aber entschieden gehende Mann leuchtet doch durch den ganzen Brief hervor; ich berufe mich deswegen auf eine Stelle, wo er sagt: „Allerdings wäre ich der erste, der bei dem geringen Geschmack, den Sie für Ihr Amt haben (dies beweist der Ueberdruß, den Sie wegen Zurückhaltung Ihres dichterischen Flugs empfinden), Ihnen riethe, Ihre bisherige Bahn zu verlassen, wenn ich nur Ihre Subsistenz einigermaßen dabei gesichert sehen könnte." Dieser Ausspruch gibt mir den Muth, theils vor mir selber, theils vor Anderen, die Täuschung aufzuheben und mit der Theologie quitt zu machen. Was aber die Subsistenz betrifft, so kam mir der unschätzbare Gedanke — Bibliothekar zu werden. Hiezu muß mir G[eorgii] behilflich sein; ich nehme ihn beim Wort; ich will Himmel und Erde in Bewegung setzen, ich drohe, mich selbst zu ermorden, wenn man mich nicht irgend an einer Bibliothek ankommen läßt. Sag selber! kannst Du Dir im ganzen Reich der Möglichkeiten etwas denken, das passender und zugleich reizender für mich wäre?

Versteht sich, daß ich mich Anfangs nur mit einer sehr mittelmäßigen Unterstelle begnügen müßte; aber wenn sie mich nur so lang nährt, bis ich mir beim Buchhändler was verdiene, so ist mir nicht bange. Diese Vorstellungen sind wirklich[3]) unterwegs zu Georgii . . . . . .

Von den Tübingern hat mich bis jetzt noch keiner besucht als der herzensliebe (es ist mir Ernst), der herzensgute Schöll und dann Blumhardt auf vier Tage. Schöll steigt mir hinter einige Stuttgarter Herren . . . . .

Narr! ich habe fast die chimärische Hoffnung, noch innerhalb dieses Monats los zu werden. Welch ein Gedanke! ich kenne mich darüber kaum selbst vor Entzücken. Wie will ich dann erst ich selber sein! meine Zeit nützen, meine Stunden küssen! Der Almanach ist mir wegen meiner eigenen desperanza und esperanza indessen ziemlich gleichgiltig geworden. Aber Schande, wenn wir ihn liegen ließen! Der gute Schöll arbeitet über Hals und Kopf an einem poetischen Lustspiel dafür. — Quando rursus te adspiciam? Gieb acht! diesmal such ich Dich auf . . . . . .

---

[1]) Ausdruck für Repititionskurse, wie sie im evangelischen Stift zu Tübingen üblich sind.

[2]) Der berühmte Theologe Gottlob Christian Storr (1746—1805), Professor in Tübingen, zuletzt Oberhofprediger in Stuttgart, das Haupt der auf dem Boden des Supranaturalismus stehenden älteren Tübinger Schule.

[3]) Ein in Schwaben sehr gebräuchlicher Ausdruck für „gegenwärtig". Im Uebrigen erklären sich die Provinzialismen in Mörike's Briefen von selbst.

Friedrichshafen wäre, wenn alle Stränge brächen, gewiß noch das Annehmlichste. Man hat mir die Gegend als unvergleichlich beschrieben — aber ich wollte doch, Du säßest mit mir an einer Bibliothek . . . . .

Was ich von Deinen epistolis tam jocosis et versicoloribus sagen soll, weiß ich nicht genau, vermuthe aber, daß Du den Humor als Diät brauchst. Das ist eine vortreffliche Manier, die einem selten gefährlich werden kann, weil den Menschen doch der instinctus genii nie verläßt. Lebe wohl, mein Bester! Ich küsse Dich in die Ferne und bleibe Dein treuster Ed. M.

Melde Dich um die erledigte Professur in Ellwangen (Lateinisch, Griechisch, deutsche Sprachlehre, Rhetorik und Aesthetik!) trägt über 1000 Gulden.

19. An Mährlen.

Köngen, den 28. October 1827.

Ich las Deinen Glück strotzenden Brief[1]), und die Arme sanken mir am Leib herunter. Der hat's! Der ist's! (Hofmeister nämlich) sprach ich mit Wehmuth bei mir selber und zwang alles Freundschaftsgefühl den Hals herauf, um zu rufen: Ich gönn's ihm von ganzem Herzen. — Aber kaum ist dies heraus, so schießt mir der kecke Gedanke, wie ein Blitzstrahl, hinten nach: Die Correctur überläßt er mir. Oha! wirst Du rufen. Allein, sage! was hättest Du machen wollen, wenn ich, wie ich ernstlich Willens war, spornstreichs zu Dir nacher Ulm gerannt wäre, einen Fußfall gethan hätte und geschluchzet: Freund, Einziger, laß mich corrigiren! um Gottes Willen! corrigiren laß mich! und von den Sechshunderten laß mich nur ein Sechstel haben! Was hättest Du gemacht? Sage! Gott hat Dir ja ein passables Herz gegeben, und ich bin der redlichste Kerl, dem nicht drum zu thun ist, reich zu werden, sondern nur irgendwo unterzukommen, wo nicht gepredigt wird. Nun, was hättest Du für eine Gosche gemacht? — ‚Unter kei'm Vorwand?" — Dann soll Dich der T . . . . . holen!

Kurz, ich für meine Person baute soweit auf Dein point d'amitié und fuhr in der That (mit Kauffmann, der mich damals eben besuchte) nach Stuttgart, um vorerst den Oettinger[2]) über die Bewandtniß mit diesem Correcturauftrag zu fragen. Gelt? das heißt recht die Rechnung ohne den Wirth machen. Zu Deinem Trost, sag' ich Dir nun aber, daß ich freiwillig verzichtete, wiewohl keineswegs aus Bescheidenheit gegen Dich, sondern weil mir in der That ein anderer Kopf wuchs. Ich sah deßhalb den D. nicht einmal.

Was ist nun mit diesem Allen gesagt? — Nichts, als daß ich Dir ein sprechendes Beispiel von meinem horrenden Vertrauen auf Dich gegeben habe.

Daß Du, Canaille, nun geborgen bist, kann ich aber doch nicht recht leiden, weil ich's nicht auch bin, weil ich, wie ein miserabler Hund, hinter Deiner carrière brillante herwinsle. Dennoch schüttl' ich Dir die Hand zum Glückwunsch wie meinem leiblichen Bruder und warte indessen, bis auch mein Christkindle kommt. Angezettelt ist was, aber so klein, daß ich's nicht einmal zu beschreien wage, und ist überdies eine Lumperei, wenn's auch gelingt.

Du kommst ja bald zu mir. Ich erwartete Dich die ganze Zeit her jeden Tag auf Deiner Durchreise nach Stuttgart.

---

[1]) Mährlen hatte damals vom Cotta'schen Verlag das Anerbieten erhalten, in Augsburg die Correctur der Schriften Herder's und Anderer gegen ein Jahresgehalt von 600 Gulden zu lesen; daneben hatte er auf eine vortheilhafte Hofmeisterstelle Aussicht. Auf diesen Brief Mörike's bat Mährlen den Freund, mit ihm den Correcturauftrag zu theilen und sich dazu ebenfalls einen Platz als Hofmeister zu suchen; Mörike lehnte indessen den Vorschlag ab.

[2]) Christian Friedrich Oettinger, geb. 1804, † 1876 als Prälat.

20. An Friedrich Kauffmann.

Köngen im November 1827.

Mein lieber Kauffmann!

Es ist, indem ich dieses schreibe, schon spät in der Nacht; ich kann aber nicht ins Bett, eh' ich wenigstens diesem Papier gesagt habe, wie sehr mich Dein ganz unerwarteter Brief heute erleichtert und erquickt hat. Ich sage Dir, Du hast mich von einer Angst erlöst, die bei Gott alle die sieben Zungen widerlegen könnte, welche mich des Leichtsinns gegen meine Freunde beschuldigen, und zwar rührte sie keineswegs von einem bösen Gewissen her, mich peinigte nur der Gedanke, daß Du mir unrecht thuest und im Stillen gekränkt seiest. Als Document, daß ich mir die Sache ernstlich zu Herzen nahm, leg' ich den Anfang eines für Dich bestimmten Schreibens bei, das erst von gestern ist. Ich brauche nun nichts mehr über das bewußte punctum querelae zu schwätzen, denn zum Glück nimmst Du's auch nicht so, hast mich noch lieb und um so lieber, wenn ich nun demnächst an Deiner Stubenthür rausche. Ja, Du sollst mich in Ludwigsburg haben, ich will Dich mit Rudolf und Marie dort haben. Schade, daß nicht Herbst mehr in den Alleen ist, aber im Ochsen kann man sich alles einbilden.

Für jetzt genug. Es schlägt bald zwölf Uhr. Die kleine Glocke auf der Kirche (wenige Schritte vor mir) ist eingeschnieen[1]) und hat einen Klang wie Blei. Ich machte vorhin ein paar Töne auf der Maultrommel, dabei fiel mir ein alter Vers von mir ein, für den ich immer eine besondere Liebe habe. Er muß her:

Mitternacht.

Gelassen stieg die Nacht ans Land u. s. w.[2])

Gut Nacht, Kauffmann! — Grüße den R[udolf] und M[arie]!

Dein treuer Eduard.

21. An Mährlen.

Kirchheim, den 29. November 1827.

Wo meinst Du, daß Dein Freund diese Worte schreibt? — In Kirchheim. — Und was hab' ich hier zu thun? — Seiner Hochwürden[3]) zwei Exhibita zu überbringen: eines, worin mein guter Herr Pfarrer um einen neuen Vicar anhält, und eines, worin ich ein von Director Süskind vorläufig privatim schon concedirtes Gesuch um temporäre Dispensation von aller Vicariatsknechtschaft an das Consistorium richte. Es ist so gut als entschieden, daß ich noch vor den Christfeiertagen entlassen werde. Die Sache wurde nämlich zuletzt bloß vom medicinischen Standpunkt aus betrieben, und zwar nicht so ganz sans toute cause, wie Du denkst. Nun, ich habe im Grund nichts anders erreicht, als was Du schon Monate lang bis zum Ueberdruß hast — eine brave Vacanz.

Was ich nun in dieser Zeit thun will, ist, einiges fürs Morgenblatt und vielleicht sonst noch was zu schreiben, um mich Deinem Patron, dem Cotta, zu empfehlen. Hör! es muß, muß noch was draus werden, daß wir auf Ein Schiff zusammen kommen.

NB. In 14 Tagen wenigstens sprechen wir uns Aug' in Auge darüber. Entweder komm' ich von Scheer aus nach Ulm zu Dir, oder Du mußt Dich von mir auf einen in medio gelegenen Ort bestellen lassen.

Leb wohl! Dein treuer Möricke.

Wenn wir's machen könnten, daß wir mit einander einen Besuch in Ernsbach machten!

---

[1]) Schwäbisch für „eingeschneit".

[2]) Gedichte, S. 134.

[3]) Dem Decan in Kirchheim.

Bodenwucher und Wohnungsreform.

Von

Heinrich Albrecht (Groß-Lichterfelde).

[Nachdruck untersagt.]

Es ist in den letzten Jahren eine gewaltige Literatur über die Wohnungsfrage entstanden. Ein französischer Autor, der dieselbe vor Kurzem zusammengestellt hat, zählt weit über vierhundert Titel von Abhandlungen auf, die sich mit diesem Gegenstand beschäftigen, und die paar Jahre, die seitdem verflossen sind, haben uns ein paar hundert weitere beschert. Fast könnte es daher vermessen erscheinen, diesen Ueberfluß noch zu vermehren, wenn nicht Demjenigen, der sich praktisch und von Berufs wegen mit der Frage beschäftigt, täglich die Erfahrung aufstieße, daß weite Kreise Derjenigen, die es vor Allem angeht, immer noch, wenn nicht des Interesses, so doch des Verständnisses für diesen wichtigen Theil der „socialen Frage" ermangeln. Sonst könnte uns nicht, weil gerade jetzt in Berlin zufällig in Folge einer augenblicklichen Ueberproduction zahlreiche kleine Wohnungen leer stehen, immer wieder der Einwand begegnen: „es existirt ja gar keine Wohnungsnoth." Aus diesem Grunde ist es Pflicht der Presse, nicht müde zu werden in der Erörterung eines Gegenstandes von so weittragender Bedeutung. Nur so kann eine Bewegung im Fluß gehalten werden, die in den letzten Jahren einen beachtenswerthen Anlauf genommen hat. Denn nur von einem solchen kann bislang, trotz redlichsten Bemühens vieler Betheiligten, die Rede sein. Die Widerstände, welche sich einer gründlichen Abhülfe entgegenstellen, sind noch immer so mächtige, daß es einer starken Erregung der „öffentlichen Meinung" bedürfen wird, um sie hinwegzuräumen.

Als die Redaction der „Deutschen Rundschau" uns vor mehreren Jahren Gelegenheit gab, diesen selben Gegenstand vor einem weiteren Leserkreis zu erörtern[1]), war das Thema dem großen Publicum verhältnißmäßig neu. Aeltere Bestrebungen auf diesem Gebiete waren in Vergessenheit gerathen, und in der Zwischenzeit hatten sich ausschließlich einige wissenschaftliche Körper-

[1]) Wohnungen für die Armen. 1890. Bd. LXV, S. 265 ff. und 368 ff.

schaften mit grundsätzlichen Erörterungen über die Ursachen der Wohnungsnoth und die Möglichkeit ihrer Abhülfe beschäftigt. Hier und da tauchten in Deutschland einige schüchterne Versuche auf, die festgestellten Grundsätze in die Praxis zu übertragen. Daß dabei zunächst keine glänzenden Erfolge erzielt wurden, ist nicht die Schuld der wenigen thatkräftigen Männer, die, zumeist in Anlehnung an erfolgreiche Versuche im Auslande, mit Eifer ans Werk gingen. Zum Theil sind sie daran gescheitert, daß sie fremdländische Errungenschaften auf deutschen Boden zu verpflanzen suchten, auf dem sie nicht gediehen, der wesentliche Grund des langsamen Fortschreitens ihrer Unternehmungen ist jedoch in dem geringen Interesse zu finden, das damals noch fast alle in Betracht kommenden Kreise ihren Bestrebungen entgegenbrachten.

Heute liegen die Verhältnisse in vieler Hinsicht anders. Durch ein anerkennenswerthes Eintreten der Presse für den Gegenstand ist das Interesse für denselben in weiten Kreisen geweckt. Wohldenkende Männer aus allen Berufsklassen haben nicht nur in theoretischen Discussionen, sondern mit Einsetzung ihrer Arbeitskraft und praktischen Erfahrung an der Lösung der Frage gearbeitet. Gemeinnützige Baugesellschaften und Baugenossenschaften, deren vor drei Jahren noch so wenige in Deutschland existirten, daß wir sie mit Leichtigkeit an den Fingern herzählen konnten, beginnen mit ihrem Netz fast alle namhafteren Städte zu überziehen. Die Regierungen stehen fast durchweg diesen Bestrebungen wohlwollend gegenüber. Und doch besteht die Noth nach wie vor; nirgends ist auch nur ein Besserwerden zu erblicken. Davon legen eine Reihe werthvoller Veröffentlichungen, die gerade der allerletzten Zeit angehören, unwiderlegliches Zeugniß ab[1]).

Wie ist diese Erscheinung zu erklären? Daß dafür außer den mannigfachen Ursachen, die wir in unserer früheren Veröffentlichung an dieser Stelle anzudeuten versucht haben, noch andere gewichtige Gründe maßgebend sein müssen, liegt auf der Hand und ist im Laufe der vielfachen Erörterungen über diese Frage, die seitdem stattgefunden haben, klar zu Tage getreten. Die wesentlichsten derselben einmal im Zusammenhange einem größeren Leserkreise vorzuführen, ist der Zweck der nachfolgenden Zeilen. Wir hoffen, wenn unsere Schlußfolgerungen als berechtigt anerkannt werden, damit die öffentliche Meinung als Mitkämpferin für unsere auf die Beseitigung mancher, einer gründlichen Abhülfe entgegenstehenden Hindernisse gerichteten Bestrebungen zu gewinnen.

[1]) K. Bücher, Die Wohnungsenquête in der Stadt Basel. Basel 1891. — Wörishoffer, Die sociale Lage der Fabrikarbeiter in Mannheim. Karlsruhe 1891. — G. Berthold, Die Wohnungsverhältnisse der ärmeren Klassen in Berlin. Allgemeines statistisches Archiv 1893. — H. Heß, Die Wohnungsverhältnisse der Nürnberger Arbeiterbevölkerung. Nürnberg 1893. — Untersuchungen über die Wohnungsverhältnisse der ärmeren Bevölkerungsklasse in Berlin. Berlin 1893. — Sedlaczet, Die Wohnungsverhältnisse in Wien. Wien 1893. — Ad. Braun, Berliner Wohnungsverhältnisse. Berlin 1893. — H. Freese, Wohnungsnoth und Absatzkrisis. Jahrbuch für Nationalökonomie und Statistik. Dritte Folge, Bd. VI. — v. Philippovich, Wiener Wohnungsverhältnisse. Archiv für sociale Gesetzgebung und Statistik, Bd. VII, erstes und zweites Heft.

I.

Sehen wir zunächst, unter welchen Hauptformen in den großen Städten die Wohnungsnoth zu Tage tritt. Als Typus wählen wir die Reichshauptstadt, betonen aber dabei ausdrücklich, daß in Berlin kaum schlimmere Verhältnisse obwalten als in einer ganzen Reihe anderer deutschen Städte. Im Centrum der Stadt, wo der Verkehr seinen Höhepunkt erreicht, gibt es in allerlei Gäßchen und Höfen zahlreiche Wohnungen, zumal im Keller und unter den Dächern, deren Zustand jeder Beschreibung spottet. Wir brauchen auf Einzelheiten nicht einzugehen, weil wir in unserem früheren Artikel Beispiele genug beigebracht haben. Diese Wohnungen werden von der ärmeren Bevölkerung mit Vorliebe gemiethet. Für sehr viele, bestimmten Beschäftigungsgruppen angehörige Bewohner solcher Gelasse ist lediglich die Lage derselben maßgebend. Sie nehmen alle noch so handgreiflichen Mißstände in den Kauf, nur um in der Nähe ihrer Erwerbsquelle zu wohnen, die ihnen verschlossen sein würde, sobald sie gezwungen wären, ihre Wohnung in größere Entfernung zu verlegen. Deshalb sind — wie es thatsächlich heute in Berlin der Fall ist — ganze Straßen an der Peripherie der Stadt unbewohnt, stehen hunderte von Arbeiterwohnungen leer, während sich in den ungesunden Kellerhöhlen die Uebervölkerung in ihrer allerschlimmsten Form kundgibt. Dazu kommt aber noch ein zweiter, vielleicht ebenso wesentlicher Grund, der große Kreise der ärmeren Bevölkerungsklasse jene elenden Wohnstätten aufsuchen läßt: der Kostenpunkt. Trotz der im Augenblick vorübergehend außergewöhnlich niedrigen Wohnungspreise kostet in den besser gebauten Häusern in den äußeren Stadttheilen Berlins eine aus Stube und Küche bestehende Wohnung immer noch 210—250 Mark. Wie kann ein Arbeiter mit einem Jahreseinkommen von 800—1000 Mark — und das sind bereits die besser gelohnten — oder ein noch schlechter gestellter Privatbeamter — wir erinnern nur an die Mittheilungen über die Lohnverhältnisse der Angestellten eines der großen Berliner Verkehrsinstitute, die vor Kurzem durch die Zeitungen gingen — eine solche Summe für eine Wohnung aufwenden, wenn er nicht einen Theil des Miethpreises durch Aftervermiethung aufbringt!

Aus diesem Grunde der scheinbare Widerspruch: Wohnungsnoth auf der einen — Ueberfluß an Wohnungen auf der anderen Seite; hier bis zum Erdrücken vollgepferchte, allen gesundheitlichen Ansprüchen Hohn sprechende Wohngelasse — dort ganze Straßen voll leerstehender geräumiger und luftiger Wohnungen, geräumig und luftig allerdings nur so lange, bis mit dem Einzuge des Miethers mit Frau und Kind, Aftermiethern und Schlafleuten der auf den Kopf des Bewohners entfallende Luftraum auf das äußerste Mindestmaß herabgedrückt ist. Denn nicht nur im Keller und unter dem Dach in den ältern enggebauten Stadttheilen gibt es Wohnhöhlen, die im gesundheitlichen und sittlichen Interesse geschlossen werden müßten, nein, auch in den modernsten, streng nach den Bestimmungen der neuesten Baupolizeiordnung aufgeführten Straßen, hinter den schönsten Gypsfaçaden, können wir Wohnungen finden, die durch die Art ihrer Benutzung zu genau denselben Bedenken Anlaß geben.

Die weitere Frage, die sich uns aufdrängt, ist nun die nach den Ursachen einer solchen Theuerung, die in gar keinem Verhältniß zu den Preisen steht, wie sie in kleineren Orten für eine weit auskömmlichere Befriedigung des Wohnungsbedürfnisses gezahlt werden. Schon die oberflächlichste Betrachtung lehrt, daß hierbei der Bewerthung des Grund und Bodens wenn auch nicht die alleinige, so doch die ausschlaggebende Bedeutung beizumessen ist. Sehen wir ganz von den horrenden Preisen ab, die nicht nur in Berlin in verkehrsreicher Lage im Stadtinnern bezahlt und nur durch schwindelhafte Ladenmiethen wieder eingebracht werden, so ist weit bis über die Bebauungsgrenze der Städte hinaus schon heute aller Grund und Boden durch die Speculation zu einer Preishöhe künstlich hinaufgeschraubt, die jede solide Preisbildung für darauf zu erbauende Wohnungen unmöglich macht. „Die Bodenspeculation eilt jeder Zunahme der Bevölkerung und dem damit eintretenden Bedarf an neuen Wohnungen mit Flügelschritten voran. Jede geplante Verbesserung der Verkehrswege wird im Voraus escomptirt. Die Preise der Baustellen in den großen Städten sind völlig imaginär. Bodenflächen, auf welchen sich heute ganze Stadtviertel erheben, waren vor wenigen Jahrzehnten noch Wiese oder Acker. Der Ackerbürger, der sie hergab und an einen Speculanten verkaufte, wurde über Nacht Millionär. Das wäre noch zu ertragen gewesen, wenn es nur dabei sein Bewenden gehabt hätte; aber weit gefehlt. Der Speculant A hat die Terrains nur erworben, um sie am nächsten Tage an den Speculanten B zu verkaufen. Dieser veräußert sie wieder an C u. s. w. Bis die Baustelle in die Hand des Bauunternehmers kommt, hat der Preis oft das Zehnfache, ja das Fünfzigfache des ersten Kaufpreises erreicht“ [1]). Dabei bringt es die Eigenart der Verhältnisse mit sich, daß an wirklich bebauungsfähigem Terrain, trotz des breiten Gürtels unbebauter Flächen, der die Städte umgibt, jeweilig nur eben den Bedarf deckende Mengen zur Verfügung stehen und daß diese in den Händen verhältnißmäßig weniger, aber capitalkräftiger Gesellschaften oder Personen sind, die, zu einem enggeschlossenen Ring vereinigt, vermöge des Monopols, das sie besitzen, die Preisbildung völlig beherrschen. Denn nachdem der Bebauungsplan festgestellt ist, sind die Kosten für die Regulirung, d. h. für Abtretung des Straßenlandes, Anlage der Straßen, Ausführung der geforderten Entwässerungsanlagen u. s. w. so erheblich, daß dieselben nur von sehr bemittelter Seite aufgewendet werden können. Das fertige Bauland erfährt dadurch natürlich einen abermaligen Preisaufschlag, der wiederum oft in gar keinem Verhältniß zu den wirklich aufgewendeten Mitteln steht.

Sehen wir nun zu, wie mit dem so für die Bebauung vorbereiteten Bauland weiter manipulirt wird. Der solide Bauunternehmer, der, im Besitz ausreichender Capitalien, um einen Bau durchführen zu können, in demselben das Mittel sieht, zu einer angemessenen Rente zu gelangen, findet bei den geforderten unsinnigen Grundstückpreisen nicht mehr seine Rechnung.

[1]) Freese, Das Vorrecht der Bauhandwerker. Schmoller's Jahrbuch für Gesetzgebung ꝛc. 1893.

Diese Kategorie von Unternehmern zieht sich mehr und mehr vom Baugeschäft zurück. In Berlin ist sie in den Gegenden, in denen vorwiegend für die Arbeiterbevölkerung gebaut wird, fast eine unbekannte Erscheinung geworden. An ihre Stelle ist eine Sorte verkommener Speculanten getreten, die, zugleich mittellos, ohne irgend welche technische Kenntniß, ihre Unternehmerthätigkeit lediglich zu dem Zweck betreiben, um während der Bauzeit auf Kosten Anderer zu leben und dabei auf irgend einem Wege möglichst viel ins Trockene zu bringen. Der Speculant kauft zu dem Behuf ein Terrain an. Da er nichts hat und das Geld borgt, so kommt ihm auf den Preis nicht viel an[1]). Der Grundstücksspeculant, der in der Regel gleichzeitig der Baugelddarleiher, ist über die Persönlichkeit des Betreffenden genau informirt. Er wird ihm also, um seinerseits sicher zu gehen, nur einen Theil, höchstens zwei Drittel, der veranschlagten Baukosten als Baudarlehen gewähren, das außer dem bedungenen Preise für die Baustelle als erste Hypothek auf das Grundstück eingetragen und je nach Fertigstellung des Baues in Raten ausgezahlt wird. Von diesen Baugeldern gehen aber noch unter allen nur möglichen Titeln: Damnos, Provisionen an Unterhändler, Anschaffungs-, Einschreibe-, Sicherungsgelder, Zinsen u. s. w. — von vornherein sehr erhebliche Beträge ab, die den ohnehin schon übermäßig hohen Preis des Grundstücks noch wesentlich vertheuern und später bei der Ansetzung der Miethpreise ins Gewicht fallen. Die Lieferanten von Baumaterialien und die Bauhandwerker erhalten aus den Baugeldern Theilzahlungen; mit dem Rest gehen sie in Vorschuß. Um nun bei der Festsetzung der Feuerkasse, von der die Höhe der zweiten Hypothek abhängt, eine recht hohe Taxe zu erhalten, werden selbst in Gegenden, die von einer ausschließlichen Arbeiterbevölkerung bewohnt werden, Parquetfußböden, Gesimsöfen, Doppelthüren, überladener Stuck und Balkons angebracht. Ob die Oefen oder Thüren zweckentsprechend sind oder nicht, bleibt sich gleich. Die Zeche bezahlt wiederum der Miether, der gezwungen wird, über seine Verhältnisse zu wohnen. Ist der Bau fertig gestellt, so sucht der Unternehmer eine zweite Hypothek, für die er hohe Zinsen und entsprechende Vermittlergebühren zahlen muß. Hat er das Glück, daß er schnell und zu den ihm erwachsenen Kosten im Verhältniß stehenden Preisen vermiethet, so kann er unter Umständen durch vortheilhaften Verkauf einen Gewinn erzielen. Bleibt das Haus jedoch theilweise oder ganz unvermiethet, wie dies augenblicklich z. B. in Berlin bei den meisten neugebauten Häusern in den von Arbeitern bewohnten Vierteln der Fall ist, so kann er die fällig werdenden Zinsen nicht bezahlen, und es kommt zur Subhastation. Der Bauunternehmer hat bei dem Geschäft nichts verloren, denn er hat bei Beginn seines Unternehmens nichts gehabt. Die Baugeldgeber ihrerseits verlieren auch nichts, denn die Baugelder, welche sie auszahlen, bleiben immer beträchtlich hinter dem Werth des Gebauten zurück, welches ihnen durch die

[1]) Vergl. hierzu die Schilderungen von Dernburg, Der Entwurf des Reichsgesetzes über die Zwangsvollstreckung von Grundstücken in der Zeitschrift „Pionier", 1890, Nr. 19, 21, 24 und 1891, Nr. 2—4; ferner Völker, Der Niedergang des Handwerks und seine Ursachen. Bauanzeiger für Berlin und Vororte, 1893, Nr. 13 ff.

Baugelderhypothek verpfändet ist. Kommt es also zur Subhastation, so erwerben sie den Bau für ihre ausgezahlten Baugelder und machen dabei noch ein gutes Geschäft, weil in ihm mehr an Werth steckt, als sie creditirt haben. „Hineingelegt" sind nur die Bauhandwerker. Ihre Forderungen sind verloren, denn ihr persönlicher Schuldner, der Bauunternehmer, hat kein Vermögen; der Baugeldgeber aber, welcher das von ihm gebaute Haus erwarb, ist ihnen nichts schuldig. Er ist völlig „unbetheiligt". Was gehen ihn die Forderungen der Bauhandwerker an, mit denen er nicht contrahirt hat? Vielleicht hat er den Verkauf vorausgesehen, vielleicht ist der Bauunternehmer von vornherein nur vorgeschoben, um die Bauhandwerker zu prellen. Optimisten mögen glauben, daß das nicht oft vorkommt. Wenn es etwa geschieht, wer will es beweisen?" [1]).

Diese Art des Baustellenwuchers und Bauschwindels, deren Einwirkung auf die Gestaltung der Miethpreise in den von Arbeitern bewohnten Vierteln der großen Städte wir im Vorstehenden nachgewiesen, hat einen erschreckenden Umfang angenommen. Von 535 Neubauten, die vom 1. October 1889 bis 30. September 1890 in Berlin aufgeführt wurden, sind 133 zur Subhastation gekommen, und wenn wir uns in den Arbeitervierteln umsehen, finden wir noch ungleich höhere Procentsätze: von 186 Neubauten, die in den beiden Jahren 1892 und 1893 in vier neu angelegten Straßen auf dem Terrain der ehemaligen Maschinenfabriken von Borsig, Wöhlert und Egells im Norden von Berlin errichtet wurden, sind nur sechs nicht subhastirt worden! Viele dieser Bauten verfielen nicht nur einmal, sondern zwei- und dreimal der Subhastation [2]). Dabei braucht man keineswegs anzunehmen, daß sich das Uebel auf Berlin allein beschränke. In Hamburg wurden im Jahre 1890 nicht weniger als 154, 1891 sogar 240 Neubauten subhastirt. Ebenso ist es in Frankfurt a. M. Auch im Wiener Baugewerbe sind die Verhältnisse nicht besser [3]).

II.

Daß dieser tiefwurzelnden Calamität gegenüber die Errichtung von gemeinnützigen Baugesellschaften und Baugenossenschaften, die man eine Zeit lang als eine Panacee gegen das Uebel empfehlen zu sollen gemeint hat, nur ein unwirksames Palliativmittel ist, liegt auf der Hand. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß wir nicht in Ermangelung eines Besseren und aus Gründen mehr ethischer Natur diesen Institutionen warm das Wort redeten; als ein Mittel für die gründliche Beseitigung der Wohnungsnoth können wir sie an und für sich nicht betrachten. Dazu bedarf es — und dieses Moment können wir nicht scharf genug hervorheben — des allerenergischsten Eingreifens von Staat und Gemeinde, soll anders nicht das Uebel beiden über den Kopf wachsen.

[1]) Dernburg a. a. O.

[2]) Freese a. a. O.

[3]) Vergl. Oertmann, Das Pfandrecht der Bauhandwerker. Jahrbuch für Nationalökonomie und Statistik 1893, S. 268.

Als das radicalste Mittel ist in neuester Zeit vielfach, auch in nichtsocialistischen Kreisen, die Frage erwogen worden, ob nicht das Privateigenthum an Grund und Boden in der Nähe der großen Städte mit einer gesunden Gestaltung der Wohnverhältnisse überhaupt unvereinbar und daher, unter Abschaffung dieses privaten Grundeigenthums, die öffentliche Gewalt den Grund und Boden unmittelbar in Verwaltung zu nehmen habe. „Ich würde es", äußerte sich hierzu noch jüngst Oberbaurath Prof. Baumeister, einer der ältesten Vorkämpfer auf dem Gebiete einer rationellen Städtebebauung[1]), „von Herzen begrüßen, ja mancherorts für das einzig richtige sociale Heilmittel halten, wenn eine Stadtgemeinde sich freihändig oder durch Enteignung in den Besitz weiterer Geländeflächen setzte. Um in dieser Art eine Stadterweiterung von großen Gesichtspunkten aus zu regeln, bedarf es natürlich weiser Voraussicht und großer Geldmittel, aber als Aequivalent dafür nimmt dann die Gemeinde Theil an der allgemeinen Werthsteigerung des Geländes, welche nun allerdings nicht mehr eine schwindelhafte sein soll."

Ein solches Vorgehen gehört schon heute nicht mehr ganz in das Reich der frommen Wünsche. Eine kleine Stadtgemeinde in den Rheinlanden, das etwa 12000 Einwohner zählende Wermelskirchen, ist den größeren Schwesterstädten hierin in beachtenswerther Weise vorangeschritten. Die Stadtverwaltung von Wermelskirchen hat vor Kurzem beschlossen — und der Durchführung dieses Beschlusses wird von den aufsichtführenden Behörden kaum ein Hinderniß in den Weg gelegt werden — nach und nach, wie sich eine günstige Gelegenheit bietet, Grundstücke anzukaufen, solche durch Herstellung breiterer und schmalerer Straßen und öffentlicher Plätze und Anlagen in Baustellen umzuwandeln und die letzteren an solche Bürger oder solche Kinder von Bürgern, welche sich durch den Neubau eines Wohnhauses ein dauerndes eigenes Heim schaffen wollen, zum Selbstkostenpreise abzugeben.

Dieser socialpolitisch und wirthschaftlich weitblickenden Auffassung gegenüber nimmt sich das Vorgehen mancher Stadtverwaltungen, voran der Berliner, sehr kurzsichtig aus, die es heute noch für angezeigt halten, in ihrem Besitz befindlichen Grund und Boden zu Speculationspreisen zu veräußern, um sich nach einigen Jahren vielleicht in die Lage versetzt zu sehen, ihren Terrainbedarf für öffentliche Bauten durch Ankauf zu einem weit höheren Preise decken zu müssen.

Aber auch ohne diesen äußersten Schritt zu wagen, bleiben für Staat und Gemeinde Wege genug, in dieser Frage, deren Bedeutung für die Allgemeinheit doch wohl kaum mehr einer Discussion unterliegen kann, endlich einmal activ vorzugehen. Es sind eine ganze Reihe von Punkten, bei denen hier einzusetzen sein wird, der eine minder wichtig als der andere, die aber so eng ineinandergreifen, daß eine gesonderte Betrachtung jedes einzelnen, wie sie hier und da wohl versucht ist, unseres Erachtens zu einseitiger Beurtheilung führen mußte. Beginnen wir mit dem Nächstliegenden, den Bau-

[1]) Verhandlungen des deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege, Band XVIII, Braunschweig 1893.

ordnungen. Der Einfluß, den dieselben auf die Gestaltung der Preisfrage ausüben können, ist verhältnißmäßig gering. Indessen ist es keineswegs überflüssig, auch hier die bessernde Hand anzulegen. Die meisten bestehenden Bauordnungen betonen viel zu sehr die technischen und feuerpolizeilichen Gesichtspunkte gegenüber den wirthschaftlichen und socialen. Wie unglaublich schablonenhaft dabei verfahren wird, geht zur Genüge aus dem einen Umstande hervor, daß die Berliner Baupolizeiverordnung noch heute dieselben Ausnutzungsgrenzen der Grundstücke für Baustellen im Centrum der Stadt wie für solche an der äußersten Peripherie festhält. Noch bis vor wenig mehr als einem Jahre erstreckte sich dieselbe Schablone in Berlin auch auf die gesammten Vororte bis über zehn Kilometer im Umkreise. Die unausbleiblichen Folgen dieses Systems charakterisirt Oberbürgermeister Adickes[1]) in anschaulicher Weise: „Kommt man mit der Bahn dem Bannkreis unserer großen, ja zum Theil auch mittleren Städte näher, so erheben sich zum Theil mitten auf freiem Felde schreckliche, gefängnißartige Wohnkasernen mit hohen, kahlen Brandmauern und kleinstem Hofraum, schlimmer oft als in der alten Stadt, in der viele Grundstücke, deren Bebauung noch aus alter Zeit stammt, weitaus nicht so stark ausgenutzt sind, als dies in der Neustadt unter dem verderblichen Einfluß der modernen einförmigen Bauordnung der Fall ist. Schmerzerfüllt sieht Jeder, der das Elend in den Miethkasernen der alten Stadt kennt, hier auf jungfräulichem Boden immer wieder die gleiche Grundlage zu gleichem Elend erwachsen, und bekümmert fragt man sich: Muß das denn sein? Ist es in der That in Deutschland unmöglich, was doch in England, sogar in der Millionenstadt London[2]), möglich ist, daß die Stadterweiterung in gesunder Weise in die Breite, statt in ungesunder Weise in die Höhe geht? Und diese Miethkasernen schaden ja nicht nur den Familien, die in sie hineingepfercht werden, nein, sie hindern jede bessere Bauart; denn wenn irgendwo böse Beispiele gute Sitten verderben, so ist es im Bauwesen, und die hohen Bodenpreise, die der Erbauer von Miethkasernen naturgemäß zahlen kann, da er ja für so viele Wohnungen nur so wenig Grund und Boden braucht, machen in kurzer Zeit jede andere Bebauung der Nachbarschaft, welche mehr Boden erfordert, unmöglich, so daß die Miethkaserne also geradezu das böse Princip der Bebauung genannt werden muß."

Diesen Uebelständen wird durch die Bauordnungen, wie sie in den meisten Städten noch in Geltung sind, geradezu in die Hand gearbeitet. Es muß zugegeben werden, daß man nicht durch allzu ideale Vorschriften in Bezug auf die Bebauungsgrenze die Besitzer älterer Grundstücke im Centrum der Städte, welche bereits dichter bebaut gewesen sind oder sich zwischen dicht bebauten

[1]) Verhandlungen des deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege, Band XVIII, Braunschweig 1893.

[2]) Während im Jahre 1890 in Berlin 73,0, in Breslau 49,7, in Dresden 35,6, in Hamburg 34,1, in Leipzig 33,5, in München 31,9 Bewohner im Durchschnitt auf ein bebautes Grundstück kamen, betrug diese Verhältnißzahl im Jahre 1891 in London nur 7,72, in Newcastle 7,33, Liverpool 5,68, Manchester 5,04, Sheffield 4,86. Die ungleich günstigeren Wohnungsverhältnisse in England treten in diesen Zahlen auf das Schlagendste hervor.

Plätzen befinden und daraufhin ihren Werth erhalten haben, ungebührlich schädigen kann. Richtet man aber andererseits die einheitlich gehaltenen Vorschriften nach der bisherigen dichten Bebauung und dem höheren Bodenwerth im Kern einer Stadt ein, so pflanzen sich diese ungünstigen Verhältnisse immer weiter nach außen fort, wovon leider bei fast allen Großstädten die geschilderten abschreckenden Beispiele zu sehen sind. Das einzige Mittel, aus diesem Dilemma zu kommen, ist die unterschiedliche Behandlung alter und neuer Stadttheile bezüglich der durch die Bauordnungen vorgeschriebenen Bebauungsdichtigkeit. Seit zwanzig Jahren ist diese Forderung immer wieder von sachverständiger Seite erhoben worden, und unerklärlicher Weise hat man erst in allerjüngster Zeit begonnen, in zaghafter Weise nach dieser Richtung vorzugehen. Dahin gehört die vielfach angefeindete neue Bauordnung für die Berliner Vororte, die trotz mancher Fehler, die ihr noch anhaften, wenigstens gewisse Theile des Baulandes unbedingt der offenen Bauweise vorbehält. Dahin gehören ferner die neuen Bauordnungen von Hamburg und Breslau, die zwischen dem eigentlichen Stadtgebiet und den Vororten einen Unterschied machen, und die Bauordnungen von Frankfurt a. M. und Altona, die in der Differenzirung in zweckmäßiger Weise noch weiter gehen, indem sie innerhalb des eigentlichen Weichbildes noch für die näher dem Mittelpunkt und die der Peripherie zu gelegenen Bezirke besondere Bestimmungen enthalten. Eine ähnliche Bauordnung ist für Köln in der Vorbereitung.

Es wird die unabweisbare Aufgabe der städtischen Verwaltungen sein, auf dem hierdurch vorgezeichneten Wege in rascherem Tempo als bisher fortzuschreiten, wenn sie sich nicht dem Vorwurf aussetzen wollen, die wirthschaftlichen und socialpolitischen Aufgaben, zu deren Lösung sie in erster Linie mit berufen sind, in unverantwortlicher Weise vernachlässigt zu haben. Gegen ein solches Vorgehen ist zwar der Einwand erhoben worden, es bedeute einen Eingriff in Privatrechtsverhältnisse, der mit den Einrichtungen eines Rechtsstaates unvereinbar sei. Von welcher Seite indessen derartige Angriffe ihre Hauptnahrung erhalten, ist nach dem über das Wesen des Baustellenwuchers oben Gesagten leicht zu durchschauen. Bedauerlich ist es nur, daß eine anständige Presse denselben ihre Spalten öffnet. Haben denn jene Bodenspeculanten ein Recht auf die rein imaginären Werthe, bis zu denen eine wüste Speculation die Baustellen hinaufgetrieben hat? Wir unsererseits halten es für durchaus berechtigt, wenn im Interesse der Allgemeinheit mit allen Mitteln gestrebt wird, diesen Wucherzins herabzudrücken.

Dahin zielt auch eine andere Maßregel, die vor Kurzem unsere gesetzgebenden Körperschaften in Anspruch genommen hat. Zweifellos wird dem fortwährenden Steigen der Bodenpreise am erfolgreichsten entgegengewirkt werden, wenn auf möglichste Vermehrung der Zahl der zur baulichen Verwerthung bereiten, am Markt befindlichen Grundstücke hingearbeitet wird. Denn auch hier wird sich mit einer Vermehrung des Angebots ein Sinken des Marktpreises bemerkbar machen. Nun wiesen wir bereits darauf hin, daß, trotzdem von dem Berliner Weichbild erst etwa vier Siebentel der Bebauung zugeführt sind, stets ein Mangel an bebauungsfähigem Terrain

herrscht, der wesentlich zu der Bildung jener hohen Monopolpreise geführt hat. Zu einem großen Theil liegt das darin begründet, daß bei der Anlage neuer Straßen nur sehr selten die Baugrundstücke so zweckmäßig durchschnitten werden, daß sie ohne Weiteres zur Bebauung geeignet sind. Es bedarf, wenn ein durch verschiedene neue Straßen festgelegter Block rationell bebaut werden soll, erst einer Umlegung sämmtlicher Baugrundstücke, die bei der augenblicklich geltenden Gesetzgebung nur auszuführen ist, wenn alle Eigenthümer dieser verschiedenen Grundstücke sich dazu freiwillig bereit finden. Wenn auch nur ein einziger derselben widerspricht, kann er leicht für einen großen Theil, und wenn sein Eigenthum sich durch den ganzen Baublock mitten hindurchzieht, für den ganzen Baublock eine verständige Bebauung unmöglich machen. Das hat in der That in vielen Städten, wo eine weitgehende Zersplitterung des Grundbesitzes herrscht, zu den größten Schwierigkeiten geführt. Die stadtseitige Erschließung von Geländen durch Straßen ist bedeutungslos, solange die Bebauung der Baublocks durch Einzelne gehindert werden kann, bezw. die Auftheilung wird nur möglich, wenn von capitalkräftiger Seite die ganzen Blocks aufgekauft werden, was eben an vielen Orten zu jenem schädlichen Baustellenmonopol geführt hat, dem entgegenzutreten ein hervorragendes öffentliches Interesse vorhanden ist.

Es war daher der Wunsch ein berechtigter, daß auf dem Wege der Gesetzgebung die Möglichkeit geschaffen werde, nach Analogie der Zusammenlegung ländlicher Grundstücke auch eine zweckmäßige Umlegung städtischer Baugrundstücke zwangsweise herbeizuführen. Diese Möglichkeit zu gewähren, bezweckte ein Gesetzentwurf, den der Oberbürgermeister von Frankfurt a. M., Adickes, im November 1892 im preußischen Herrenhause eingebracht hatte und der in der Sitzung vom 19. April 1893 von letzterem mit großer Majorität angenommen wurde. Nach dem Entwurf sollte in Stadtgemeinden mit mehr als zehntausend Einwohnern die Umlegung von Grundstücken behufs zweckmäßiger Gestaltung von Baugeländen zwangsweise herbeigeführt werden können, wenn die Eigenthümer von mehr als der Hälfte der umzulegenden Grundstücke einen dahingehenden Antrag stellten oder wenn das öffentliche Interesse diese Maßregel erheischte. In letzterem Falle sollte dieselbe durch Gemeindebeschluß herbeigeführt werden.

Wir würden in diesem Entwurf, falls er Gesetzeskraft erlangt hätte, aus den angeführten Gründen einen wesentlichen Fortschritt gegenüber den augenblicklichen Zuständen erblickt haben. Seine organische Weiterbildung hätte er, wie auch der Antragsteller in den Motiven es selbst andeutete[1]), in einer wirksamen Besteuerung der brachliegenden Baustellen gefunden, „die ihren Besitzern Millionen einbringen und doch als „ertragslos" durch die jetzige Grundsteuer hindurchschlüpfen"[2]). Leider ist der Entwurf im Abgeordnetenhause zu Fall gekommen. Auch hier war es die von uns als unberechtigt weiter oben zurückgewiesene Befürchtung des Eingriffs in vermeintliche Privatrechte, welche dabei den Ausschlag gab.

[1]) Nr. 5 der Drucksachen des Herrenhauses, S. 12.
[2]) Freese a. a. O.

III.

Selbst wenn dieser Entwurf Gesetz geworden wäre, würde indessen — das dürfen wir uns nicht verhehlen — erst eine bescheidene Grundlage für eine wirkliche Wohnungsreform gelegt worden sein. Baupolizeiliche Bestimmungen, Umlegung der Grundstücke innerhalb des Fluchtlinienplanes stehen in ihrer Bedeutung weit hinter der Frage der eigentlichen Feststellung des Bebauungsplanes innerhalb der Stadterweiterungsgebiete zurück. Der Bebauungsplan der Stadt Berlin liefert ein classisches Beispiel, zu welchen Uebelständen die Verkennung der hier vorliegenden Bedürfnisse führen kann. So weit derselbe reicht, zeigt er dieselbe schablonenhafte Auftheilung in Baublocks von einer Tiefe, die eine andere Ausnutzung als für Miethkasernen mit von Seitenflügeln und Quergebäuden umgebenen Höfen vollkommen ausschließt. In ortskundigen Fachkreisen sind diese Verhältnisse seit längerer Zeit Gegenstand der Erörterung[1]). Bis vor wenigen Jahren gab es eigentlich nur eine typische Bebauungsweise dieser auf einen Leisten zugeschnittenen Grundstücke. In den Vorderhäusern befanden sich fast nur größere Wohnungen, und da diese entsprechend der vorwiegenden Bevölkerungszunahme in den Kreisen der unbemittelten Klasse nicht mehr zu vermiethen waren, so wurden sie unabgetheilt an mehrere Familien vermiethet, die ihrerseits meist wieder Aftermiether haben. Welche socialen Schäden daraus erwachsen müssen, liegt auf der Hand. Aber auch bei den in den letzten Jahren erbauten Häusern, in welchen abgeschlossene kleine Wohnungen vorhanden sind, finden sich durch die ungünstige Grundstücksform erzwungene Grundrißdispositionen, welche alle jene Mißstände im Gefolge haben, die den Kern der Wohnungskalamität ausmachen. Der Bauunternehmer kann in den meisten Fällen nur eine oder höchstens einige wenige Parcellen erwerben und aus finanziellen Gründen auch nur jede einzeln bebauen. Nur hin und wieder ist es möglich, daß sich eine Reihe von Nachbarn bezüglich einer einheitlichen Bebauung vereinigen, die nicht gänzlich Luft und Licht ausschließt. Im Allgemeinen liegt für die oben geschilderte Klasse von Bauunternehmern kein Anreiz vor, derartige Zusammenlegungen zu bewirken; Jeder baut eben, wie er glaubt, seine eigene Baustelle am vortheilhaftesten verwerthen zu können. So entstehen aus der gegebenen Grundstücksform heraus schmale Höfe und Räume — wie das bekannte „Berliner Zimmer" — die in Bezug auf die Zuführung von Luft und Licht an sich schon die ungünstigsten Verhältnisse darbieten, ganz abgesehen davon, daß sie infolge unrationeller Raumabmessung den Miethpreis unnöthig erhöhen.

Deshalb wird von fachkundiger Seite immer wieder die Forderung erhoben: Kassirung des unrationellen Bebauungsplans, Eintheilung des Geländes in weniger tiefe Baublocks, damit an die Stelle der Luft und Licht ermangelnden Massenquartiere auch innerhalb des Berliner Weichbildes

[1]) Vergl. die hierüber gepflogenen Verhandlungen in der Vereinigung Berliner Architekten, Deutsche Bauzeitung 1891, Nr. 27 ff., ferner Weisbach-Messel, Normalmiethshäuser mit kleinen Wohnungen, Berlin 1893. Neuerdings hat auch Eberstadt diese Frage in den Preußischen Jahrbüchern 1890, Heft 11, und 1893, Heft 1, einem nicht-fachmännischen Leserkreise näher gebracht.

Kleinbauten, d. h. Gebäude treten können, die nur aus einem Vorderhause, höchstens noch mit Hinzufügung eines nicht zu tiefen Seitenflügels, bestehen. An wohldurchdachten Vorschlägen, wie bei einer solchen Gestaltung des Bebauungsplans die Dispositionen im Einzelnen zweckmäßig zu treffen sein würden, fehlt es nicht[1]). Es ist vor Allem von Baumeister darauf hingewiesen worden, daß, wenn man, wie dies heute vielfach geschieht, in der ganzen Stadt mitsammt dem Erweiterungsgebiet den gleichen Grad von Annehmlichkeit für den öffentlichen Verkehr, von Stattlichkeit und Schönheit des Straßenbildes verlangt, dies die Anlieger verkehrsreicher Straßen wohl als ein durch hohen Ertrag ihrer Häuser wieder einzubringendes Opfer auf sich nehmen mögen, während es in untergeordneten Straßen schwer empfunden werden wird. Man möge daher auch hier Abstufungen schaffen. Was bei jenen untergeordneten Straßen vor Allem ermäßigt werden kann, sind die Anforderungen an die Construction der Straßen selbst. Göcke will zwischen „Verkehrsstraßen", welche die größeren Baublocks einschließen, und „Wohnstraßen" unterschieden wissen, welch' letztere die Baublocks erschließen und, sowohl was die Straßenbreite als was die Qualität der eigentlichen Straßenconstruction betrifft, als Secundärstraßen zu behandeln wären. Während an den ersteren sich höhere Gebäude mit Kaufläden, Werkstätten u. s. w. erheben, würden nach dem Innern der Blocks stetig abnehmend kleinere Grundstücke mit niedrigeren Gebäuden entstehen, die dem eigentlichen Wohnbedürfniß zweckmäßiger entgegenkommen.

Wenn durch eine derartige vernünftige Parcellirung die durch den jetzigen Bebauungsplan geschaffene Nothwendigkeit, die vorhandenen Grundstücke durch den Bau von Miethkasernen auszunutzen, beseitigt würde, wäre damit zugleich der Bodenspeculation ihre wesentlichste Grundlage entzogen, die gerade in der Möglichkeit der fünffachen Ueberbauung des Grund und Bodens ihren Hauptanreiz findet. Niemand würde mehr die heutigen Preise für Wohnland fordern oder bewilligen, wenn er sie nicht mehr durch eine derartige Ueberbauung herausschlagen kann.

Die Erfüllung dieser Forderungen liegt zunächst in den Händen der Stadtverwaltungen. Mit wenigen rühmlichen Ausnahmen kann diesen der Vorwurf nicht erspart werden, daß sie sich Pflichten, die seit lange an sie herangetreten sind, in unerklärlicher Weise entzogen haben. Bei den heute an vielen Orten herrschenden Strömungen wagen wir kaum zu hoffen, daß sich darin bald eine gründliche Wendung zum Besseren vollziehen wird[2]). Vielleicht

[1]) Vergl. Weisbach-Messel a. a. O. – Schriften der Centralstelle für Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen Nr. 1, S. 298. — Göcke, Verkehrsstraße und Wohnstraße, Preußische Jahrbücher, Bd. 73, Heft 1. — Baumeister, Verhandlungen des deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege, Bd. XVIII, S. 40. Braunschweig 1893. — v. Gruber, Anhaltspunkte für die Verfassung neuer Bauordnungen. Wien 1893.

[2]) Charakteristisch für die in den Kreisen der Berliner Hausbesitzer herrschenden Ansichten ist der vor Kurzem gefaßte Beschluß eines Grundbesitzervereins, der an den Beschluß der Berliner Invaliditäts- und Altersversicherungsanstalt (s. weiter unten) anknüpft, einer gemeinnützigen Baugenossenschaft ein Baudarlehen zu billigem Zinsfuß zu gewähren: „Der Grundbesitzerverein Nordwest constatirt, daß zur Zeit keine Wohnungsnoth in Bezug auf Arbeiterwohnungen herrscht (!),

erinnert sich die Regierung gelegentlich ihres Rechts als Aufsichtsbehörde, eine Revision der Bebauungspläne da, wo sie am dringendsten erforderlich ist, zu verlangen.

Erst wenn durch eine rationellere Gestaltung der städtischen Bebauungspläne die Rückkehr zum Kleinbau in die Wege geleitet, wird auch der solide kleinere Bauunternehmer wieder in die Möglichkeit versetzt sein, sich an der Bauthätigkeit zu betheiligen, und damit kommen wir wieder auf die Frage zurück, von der wir ausgegangen sind: welche Mittel anzuwenden sein werden, um jenen oben geschilderten Machenschaften gründlich ein Ende zu bereiten, die darauf ausgehen, auf Kosten des Bauhandwerkers den Grundstückswucherer und Bauschwindler zu bereichern. Nach der Meinung competenter Beurtheiler[1]) ist der einzige Weg der Abhülfe der, daß man den Bauhandwerkern für ihre Forderungen einen gesetzlichen Pfandrechttitel auf den Bau einräumt, der den übrigen Hypotheken an dem Gebäude, also namentlich auch den eingetragenen Baugeldern vorangeht. Nach dem jetzt geltenden Recht kann der Bauhandwerker zwar eine gerichtliche Verfügung erlangen, wonach seine Forderung im Grundbuch vorgemerkt wird, dieselbe steht aber den eingetragenen Baugeldern und anderen bereits eingetragenen Hypotheken nach. Leider erkennt der Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich, auf welches die Freunde des Pfandvorrechts der Handwerker ihre Hoffnung gesetzt hatten, die Berechtigung des letzteren nicht an. Man befürchtet von einem solchen Bruch in das Eintragungsprincip eine Erschütterung der Grundlagen des Realcredits, deren Folgen nicht nur die Grundbesitzer, denen die Beschaffung des zur Bebauung des Grundstücks erforderlichen Capitals erschwert werden würde, sondern auch die Bauhandwerker selbst treffen müßten, für welche auf diese Weise die Gelegenheit zu lohnender Beschäftigung sich erheblich vermindern würde. Gerade das Gegentheil wird, wie Ternburg a. a. O. ausführt, der Fall sein: „Die Errichtung von Neubauten geschieht ja überwiegend nicht nach Laune und zum Luxus, sondern ist eine unabweisbare Nothwendigkeit, die durch das Anwachsen der Bevölkerung in den Städten hervorgerufen wird. Die Folge wird vielmehr die sein, daß die Schwindler vom Baugeschäft zurückgedrängt werden. Es wird allerdings einen Bau von Hunderttausenden nur beginnen können, wer so viel hat, daß er den Bau aus seinen Mitteln etwa zum Drittel oder zur Hälfte herstellt. Die zwei anderen Drittel oder die Hälfte werden die Baubanken geben; denn sie werden nach wie vor darauf angewiesen sein, ihr Geld anzulegen. Nur werden sie das Geld den Bauhandwerkern auszahlen, also für deren volle Befriedigung sorgen, damit sie durch deren Vorrecht nicht leiden .... Die ungesunde Bauspeculation ist es, welche

sondern vielmehr ein Ueberfluß derselben vorhanden ist und daß für Häuser in und um Berlin, welche hauptsächlich zu Arbeiterwohnungen eingerichtet sind, Beleihungsgelder nur schwer und zu hohem Zinsfuß zu beschaffen sind. Er hält deshalb die Beleihung solcher Gesellschaftshäuser durch die Alters- und Invaliditäts-Versicherungsanstalt Berlin zu 3 Procent Zinsen bedrohlich für die Grundbesitzer Berlins und beschließt, durch eine Commission an betreffender Stelle eingehende Erkundigungen einzuziehen und eventuell dagegen vorstellig zu werden."

[1]) Vergl. namentlich Ternburg a. a. O.

die Preise der Terrains in die Höhe treibt, weil eben der Käufer nichts zu verlieren hat. Sie nöthigt die Bauhandwerker, hohe Preise zu machen, um das Risiko, welches ihnen die Gesetzgebung auferlegt einigermaßen auszugleichen. So steigen die Preise der Häuser und der Miethen, und steigert sich Noth und Mißbehagen der Bevölkerung."

Hervorragende Rechtslehrer und Volkswirthe haben sich dieser Begründung angeschlossen. Aus den Kreisen der Betroffenen selbst sowie seitens des Deutschen Bundes für Bodenbesitzreform hat man sich mit Petitionen an die gesetzgebenden Körperschaften gewendet, um gesetzliche Bestimmungen zum Schutz der Bauhandwerker durchzusetzen mit dem Erfolg, daß das Haus der Abgeordneten die Frage einstweilen von der Tagesordnung abgesetzt, das Herrenhaus die verschiedenen Petitionen der Staatsregierung zur Berücksichtigung überwiesen hat. Infolge dessen hat der preußische Justizminister Erhebungen über den Umfang der behaupteten Schädigung der Bauhandwerker angeordnet. Also auch hier ist der Stein ins Rollen gekommen. Aufgabe der Gesetzgebung wird es sein, auch auf dieses Gebiet des wirthschaftlichen Lebens den Grundsatz unserer socialreformatorischen Zeit zu übertragen: Schutz der wirthschaftlich Schwachen gegen die Ausbeutung durch die wirthschaftlich Starken.

IV.

Neben der Bewerthung des Grund und Bodens, von der im Vorstehenden die Rede gewesen, und den eigentlichen Baukosten, die zwar gewissen, durch die auf ihnen lastende Risikoprämie bedingten, aber in Folge des hohen Angebots nicht bedeutenden Schwankungen unterliegen, ist noch ein dritter Faktor für die Höhe der Miethen ausschlaggebend, welche das Zinshaus unserer Tage aufbringen muß, um seinem Besitzer den landesüblichen Ueberschuß zu gewähren: das ist der Zinsfuß, zu welchem Hypotheken und Baugelder zu haben sind. Ein einfaches Rechenexempel mag dies verdeutlichen. Die Rentabilitätsberechnung für eines der gewöhnlichen Berliner Miethhäuser mit Vorderhaus, Seitenflügel und Hintergebäude, in welchem in fünf Stockwerken dreißig bis vierzig kleine Wohnungen untergebracht sind, stellt sich unter den heutigen Verhältnissen etwa folgendermaßen:

Kosten: Grund und Boden (56,7 Quadratruthen à 600 Mark) . .	34 000	Mark.
Baukosten, einschließlich Zinsverlust während der Bauzeit, Provisionen ꝛc., 533 qm bebaute Fläche à 270 Mark	144 000	Mark.
	178 000	Mark.
Miethertrag: Siebenundzwanzig Wohnungen von je einer Stube und Küche durchschnittlich 215 Mark	5 805	Mark.
Sieben einzelne Stuben mit Kochofen zu je 140 Mark	980	„
Zwei Wohnungen von je zwei Stuben und Küche zu je 360 Mark .	720	„
Zwei Wohnungen von je drei Stuben und Küche zu je 550 Mark .	1 100	„
Zwei Läden mit Wohnungen	2 000	„
	10 605	Mark.
Jährliche Unkosten: Viereinhalb Procent Zinsen der ersten Hypothek 128 000 Mark	5 543	Mark.
Fünf Procent Zinsen der Restgelder in Höhe von 50 000 Mark . .	2 500	„
Verwaltungsunkosten (fünfzehn Procent vom Miethsertrage)	1 560	„
	9 603	Mark.

Außer der Verzinsung des Anlagecapitals würde nach dieser Berechnung das Haus also einen Ueberschuß von 1000 Mark bringen. In welchem Maße sich nun die Miethen herabsetzen lassen, wenn es gelingt, billige und provisionsfreie Zinsen zu beschaffen, zeigt nachfolgende Aufstellung:

Kosten: Grund und Boden (56,7 Quadratruthen à 600 Mark) . .	34 000	Mark.
Baukosten, von denen an Provisionen an Agenten für die Beschaffung von Baugeldern und Hypotheken und an Zinsen während der Bauzeit 6000 Mark, an Ausstattungskosten, die jetzt überflüssiger Weise auf Erzielung einer höheren Einschätzung zur Feuerkasse (s. Seite 68) verausgabt werden, 3000 Mark, zusammen 9000 Mark, abzusetzen sind	135 000	„
	169 000	Mark.
Miethertrag: Siebenundzwanzig Wohnungen von je einer Stube und Küche zu je 165 Mark	4 455	Mark.
Sieben einzelne Stuben mit Kochofen zu je 130 Mark	910	„
Zwei Wohnungen von je zwei Stuben und Küche zu je 325 Mark .	650	„
Zwei Wohnungen von je drei Stuben und Küche zu je 550 Mark .	1 100	„
Zwei Läden mit Wohnungen	2 000	„
	9 115	Mark.
Jährliche Unkosten: vier Procent Zinsen von 169 000 Mark . .	6 760	Mark.
Verwaltungskosten (fünfzehn Procent vom Miethsertrage)	1 360	„
	8 120	Mark.

Lediglich durch Ersparung der Provisionen an Mittelspersonen und durch die geringe Zinsherabsetzung läßt sich also erreichen, daß bei demselben Ueberschuß von 1000 Mark die Miethen um mehr als 15 Procent herabgesetzt werden können, ein Betrag, der bei dem geringen Einkommen der in Frage stehenden Miether sehr erheblich ins Gewicht fällt.

Damit ist ohne Weiteres der Nachweis erbracht, daß jede von gemeinnützigen Gesichtspunkten geleitete Baugesellschaft selbst unter den herrschenden schwierigen Bodenbesitzverhältnissen, in der Lage ist, Miethwohnungen zu einem erheblich billigeren Preise bereitzustellen als das im vorigen Abschnitt geschilderte Bauunternehmerthum, sobald es ihr gelingt, hinreichende Capitalien zu einem niedrigen Zinsfuß und ohne Belastung durch Provisionen aufzubringen. Da sie außerdem noch auf einen anderen Ueberschuß als auf eine mäßige Amortisationsquote Verzicht leistet, gestalten sich die Bedingungen, unter denen sie arbeitet, noch wesentlich günstiger. Solange also selbst jene auf die Beseitigung des Bodenwuchers gerichteten Forderungen noch nicht erfüllt sind — und das wird leider noch für eine geraume Zeit der Fall sein —, haben die Bestrebungen der gemeinnützigen Baugesellschaften und Baugenossenschaften ihre unbestreitbare Berechtigung, da sie mit den weniger radicalen, aber unter dem herrschenden System allein zu Gebote stehenden Mitteln eine Besserung der Wohnungsverhältnisse zu erreichen suchen.

Diese Organisationen, deren, wie wir Eingangs bereits erwähnten, gerade in den letzten Jahren in größeren und kleineren Städten Deutschlands eine ganze Anzahl entstanden sind, sondern sich ihrem Wesen nach in zwei grundsätzlich von einander verschiedene Kategorien. Die einen betreiben den Bau

kleinerer, zumeist für eine oder zwei Familien bestimmter Wohnhäuser, die sie auf dem Wege der allmäligen Abzahlung in das Eigenthum der ursprünglichen Miether übergehen lassen; die anderen behalten die erbauten größeren oder kleineren Miethhäuser im dauernden Eigenthum und vermiethen die einzelnen Wohnungen an die Betheiligten. Wir haben in unserer früheren Veröffentlichung[1]) bereits die Gründe angegeben, weshalb wir das erstere System, trotz seiner inneren Vorzüge, unter den bei uns in Deutschland zur Zeit obwaltenden Verhältnissen nicht für geeignet halten, zur Lösung der eigentlichen Arbeiterwohnungsfrage beizutragen. Weit in den Vordergrund des Interesses sind daher in den letzten Jahren auch diejenigen Vereinigungen getreten, welche den zweiten Weg eingeschlagen haben. Vor den älteren gemeinnützigen Baugesellschaften, die in der Form von Actiengesellschaften auftreten und in gewissem Sinne den Charakter von Wohlthätigkeitsinstituten tragen, verdienen unseres Erachtens diejenigen Organisationen den Vorzug, welche auf der Selbsthülfe der Wohnungsbedürftigen, d. h. in erster Linie der Arbeiter, basiren. Dies Princip der Selbsthülfe hat in England und Amerika, wenngleich in wesentlich abweichender, durch die andersartigen Gewohnheiten bedingter Form, beachtenswerthe Erfolge erzielt. Es liegt ja auch auf der Hand, daß in der auf die Verbesserung der eigenen Lage gerichteten Thätigkeit ein weit mächtigerer Anreiz zur Anspannung aller Kräfte gegeben ist, als ihn je das bloße Wohlthätigkeitsprincip erzeugen kann. Als diejenige Form, welche für ein solches Zusammenwirken der Betheiligten selbst in hervorragender Weise geeignet erscheint, hat sich die der Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht auf der Grundlage des Gesetzes vom 1. Mai 1889, betreffend die Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften erwiesen. Auf dieser Grundlage ist vor einigen Jahren der für diese Organisationsform typische Spar- und Bauverein in Hannover entstanden, der es durch das Zusammentreffen einer Reihe besonders günstiger Umstände in kurzer Zeit zu ganz ungewöhnlichen Erfolgen gebracht hat. Der Verein zählt über zweitausend Mitglieder, fast durchweg Arbeiter und kleine Handwerker, die in den acht Jahren des Bestehens der Genossenschaft an Spareinlagen über 500 000 Mark zusammengebracht haben. Vierzig Häuser mit mehr als 300 Wohnungen waren am Schluß des Jahres 1893 bezogen, acht weitere mit 64 Wohnungen im Bau begriffen. Ein Theil der Häuser ist hypothekenfrei. Die Wohnungen, die durchweg aus drei Wohnräumen, Küche und Zubehör bestehen, werden für den billigen Preis von 160 bis 220 Mark vermiethet. Dabei konnte der Verein die Einlagen der Mitglieder mit 4 Procent verzinsen. Derselbe hat sich, was als das bedeutsamste Moment zu erachten ist, allmälig als ein Factor erwiesen, mit welchem die Vermiether von Arbeiterwohnungen zu rechnen gezwungen sind, und der Segen, welchen er auf diese Weise indirect gestiftet hat, ist fast noch höher anzuschlagen, als sein directer Erfolg.

Die erste Nachahmung fand der hannoversche Verein in Göttingen. Sodann wurde als die zweite vor etwas über einem Jahr eine Genossenschaft

[1]) Deutsche Rundschau a. a. O., S. 378.

nach hannoverschem Muster in Berlin ins Leben gerufen. Der Einbruch der Cholera in Hamburg im Jahre 1892, der daselbst Wohnungszustände aufdeckte, die sich als eine ständige Seuchengefahr darstellten, trug mächtig dazu bei, die Geister zur That aufzurütteln. Man hielt männiglich im Deutschen Reich Einkehr bei sich selbst und gelangte zu der Entdeckung, daß die Zustände daheim auch nicht gerade rühmenswerth waren. In Hamburg selbst entstand, neben einer Anzahl anderer ähnlicher Unternehmungen, eine Baugenossenschaft, desgleichen in Hamburgs nächster Umgebung, in Harburg und Altona. In weiterem und engerem Umkreise alsdann — ob der drohenden Choleragefahr ihren Ursprung verdankend oder nicht, lassen wir dahingestellt — in einer großen Reihe deutscher Städte: Stettin, Danzig, Posen, Breslau, Görlitz, Magdeburg, Braunschweig, Wilhelmshaven, Mannheim und vielen anderen. Alle diese Vereine sammeln durch kleine wöchentliche Einzahlungen ihrer Mitglieder Capitalien für Bauzwecke auf. Diese wachsen naturgemäß nur langsam zu einem namhafteren Betrage an. Es ist daher wesentliche Bedingung ihres raschen Gedeihens, daß den Genossenschaften Geldquellen für ihre Zwecke erschlossen werden. Gelingt es, dieses Problem zu lösen, so können, wie das hannoversche Beispiel zeigt, auch auf diesem Wege beachtenswerthe Erfolge erzielt werden. Aus dieser Forderung ergeben sich weitere, für eine gesundere Gestaltung des Wohnwesens bedeutungsvolle Aufgaben, an deren Lösung gleichfalls nicht wenige Factoren mitzuwirken berufen sind.

In erster Linie hat man in der letzten Zeit vielfach auf die Mitwirkung der Invaliditäts- und Alters-Versicherungsanstalten hingewiesen. Dieselben sind im Besitz sehr erheblicher Capitalien, die bekanntlich zu einem wesentlichen Theil aus den Beiträgen der Arbeiter selbst stammen. Das Vermögen der Berliner Anstalt beträgt schon jetzt etwa dreizehn Millionen. Insgesammt belaufen sich die angesammelten Gelder gegenwärtig wohl bereits auf über hundert Millionen. Einen erheblichen Theil dieser Summen zum Zweck des Baues von Arbeiterwohnungen nutzbar zu machen, bietet das Gesetz die Handhabe. § 129 Absatz 2 des Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetzes gibt den Versicherungsanstalten die Ermächtigung, den vierten Theil des Anstaltsvermögens in anderen als den üblichen mündelsicheren Werthen anzulegen, und in den Motiven zu dem Gesetz ist ausdrücklich ausgesprochen, daß dabei an den Bau oder die Beleihung von Arbeiterwohnungen gedacht sei. Es entspricht ja auch nur den Gründen der Billigkeit, daß die von den Arbeitern aufgebrachten Beträge auf diese Weise in möglichstem Umfange wieder für die Arbeiter nutzbar gemacht werden. Es ist wohl nicht ganz Zufall, daß die hannoversche Versicherungsanstalt die erste gewesen, die in diesem Sinne vorgegangen ist. Ihr sind andere bald gefolgt: die schleswig-holsteinische Versicherungsanstalt, die für Sachsen-Anhalt, für das Königreich Sachsen, die badische Anstalt, die für das Großherzogthum Hessen, für Braunschweig, für das Königreich Württemberg. Die Bedingungen, unter welchen die Darlehen gewährt werden, sind nicht überall die gleichen. Einige der genannten Anstalten haben die Beleihungshöhe bis zu 75 und 80 Procent des Werthes der bebauten Grundstücke ausgedehnt: der Zinsfuß beträgt 3 bis $3^1/_2$ Procent. Von fast

allen werden Darlehen nur an Baugenossenschaften und gemeinnützige Baugenossenschaften bewilligt. Die Invaliditäts- und Alters-Versicherungsanstalt Hannover ist noch einen Schritt weiter gegangen, indem sie da, wo genossenschaftliche Vereinigungen nicht bestehen, unter gewissen Bedingungen, welche namentlich auch dagegen Sicherheit gewähren sollen, daß die Gebäude nicht ihrer ursprünglichen Bestimmung, als Arbeiterwohnung zu dienen, entzogen werden, einzelnen Versicherten Darlehen zum Bau von Eigenhäusern gewährt.

In ganz ähnlicher Weise hat der Minister der öffentlichen Arbeiten die Capitalien der Eisenbahnarbeiter-Pensionskasse für den gleichen Zweck zugänglich gemacht. Die Satzungen derselben enthalten, ähnlich dem oben angezogenen Paragraphen des Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetzes, die Bestimmung, daß ein Theil des Kassenvermögens mit Genehmigung des Ministers zum Bau oder Erwerb von Arbeiterwohnungen angelegt werden kann. Der Minister hat daraufhin genehmigt, daß ein Theil der Bestände der Pensionskasse gegen billigen Zinsfuß an Baugenossenschaften verliehen werden darf, die ausschließlich oder überwiegend aus Bediensteten der Staatseisenbahnverwaltung bestehen und sich mit der Herstellung billiger und gesunder Wohnungen für ihre Mitglieder befassen. Diese Anregung hat sehr bald zur Bildung einer ganzen Anzahl von Baugenossenschaften unter den Eisenbahnarbeitern geführt. An anderen Orten haben sich die letzteren an bereits bestehende Baugenossenschaften angeschlossen. Der Vorstand der Pensionskasse ist bereits in der Lage gewesen, eine Reihe von Darlehnsgesuchen solcher Genossenschaften zu genehmigen.

V.

Wenn die so zur Verfügung gestellten Mittel sich indessen auch nach Millionen beziffern, reichen sie doch für das Bedürfniß nicht annähernd aus. Die Summen, welche die Invaliditäts- und Alters-Versicherungsanstalten für den Zweck des Baues von Arbeiterwohnungen bereitstellen können, halten sich naturgemäß innerhalb bestimmter Grenzen. Andererseits zeigt sich schon jetzt, daß der von der hannoverschen Versicherungsanstalt und einigen anderen mit anerkennenswerthem Eifer verwirklichte Gedanke, die durch die Arbeiter aufgebrachten Gelder nach Möglichkeit auch wieder zu deren Nutzen zu verwenden, an anderen Orten nicht mit demselben Enthusiasmus aufgenommen ist. Die Anstalt für die Provinz Posen hat z. B. ein ihr unterbreitetes Darlehnsgesuch unter Verneinung der Bedürfnißfrage rundweg abgelehnt. Charakteristisch ist auch hier wieder das Verhalten der städtischen Behörden der Reichshauptstadt. Nachdem der Vorstand und Ausschuß der Invaliditäts- und Altersversicherungsanstalt Berlin sich nach langem Zögern dahin schlüssig gemacht hatten, dem Berliner Spar- und Bauverein ein Darlehen über die pupillarische Sicherheit zu gewähren, hat der Berliner Magistrat diesem Beschluß seine Bestätigung verweigert, indem er dem oben angeführten Paragraphen des Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetzes eine Interpretation gab, die von competenter Seite als unhaltbar bezeichnet wird. Die Gründe dieser bedauerlichen Ablehnung werden wohl nicht mit Unrecht in der heftigen

Opposition gesucht, welche die Berliner Hausbesitzer von vornherein jeder Unterstützung derartiger gemeinnütziger Bauunternehmungen durch die Commune entgegengestellt haben.

Das Alles sind Gründe, welche darauf hindrängen, sich für derartige Bestrebungen noch nach anderen Geldquellen umzusehen, die namentlich über den ersten Anfang hinaus ein stetigeres Fließen versprechen, als die eben genannten. Auch hier sind unseres Erachtens in erster Linie den Stadtgemeinden und communalen Verbänden socialpolitische Aufgaben gestellt, deren Erfüllung sie sich leider bislang in keiner Weise gewachsen gezeigt haben[1]). Wir denken zunächst an die den Stadtgemeinden und den unteren Verwaltungsbehörden unterstehenden Sparkassen, die auf diesem Gebiete vielfach eine ebenso segensreiche Thätigkeit ausüben könnten, wie sie dieselbe in der That in Ausnahmefällen übernommen haben. Wenn gegen ein solches Vorgehen eingewendet worden ist, daß sich dasselbe nicht mit den allgemein üblichen Grundsätzen vereinigen lasse, welche die Sparkassen mit Bezug auf die Sicherstellung ihrer Anlagen befolgen müssen, so betrachten wir es eben für die heute unabweisbar gewordene Pflicht der Gemeinde selbst, hier als Vermittlerin aufzutreten. Bezüglich der Form, in welcher sie sich dieser bedeutsamen Aufgabe entledigen könnte, mögen einige der Praxis entnommene Beispiele die Wege andeuten.

Im Kreise Merzig, von welchem die arme Hunsrückgegend mit sehr traurigen Wohnungsverhältnissen einen Theil bildet, unterstützt die Kreisverwaltung die Bauthätigkeit der Kreiseingesessenen, indem sie der Kreissparkasse gegenüber die Haftung für die Baugelder übernimmt, welche diese den Wohnungsbedürftigen vorstreckt. Die Anregung zu diesem Vorgehen ist wesentlich von einem wohlhabenden Privatmann ausgegangen, der für den beregten Zweck eine Schenkung von 20 000 Mark machte, die der Kreis durch einen Zuschuß von 5000 Mark auf 25 000 Mark erhöhte. Diese Summe und deren Zinsen dienen als Reservefonds, um den Kreis vor Verlusten zu schützen. Der Kreis tritt nunmehr als Bauherr auf und übernimmt als solcher den Bau von Wohnungen für Unbemittelte. Wer die Absicht hat, mit Hülfe des Kreises eine Wohnung zu bauen, wendet sich an den Landrath oder an den Kreisbaumeister. Er hat dabei die erforderlichen Angaben über seine persönlichen Verhältnisse, über Arbeitsverdienst und die voraussichtliche Höhe der monatlich oder jährlich zu leistenden Abzahlungen zu machen. Der Antrag wird, wenn nöthig, dem betreffenden Gemeindevorstand zur genaueren Prüfung der Verhältnisse des Antragstellers vorgelegt. Fällt dieselbe günstig aus, so fertigt der Kreisbaumeister einen Entwurf und Kostenanschlag an. Auf Grund dieser Unterlagen genehmigt der Kreisausschuß den Bau, der dann vom Kreis-

[1]) Wiederum als charakteristisch für die Stellungnahme der Berliner Stadtverwaltung zu dieser Frage mag hier angeführt werden, daß im Januar 1891 vom Stadtverordneten Wohlgemuth ein Antrag auf Einsetzung einer gemischten Deputation gestellt wurde, die unter Anderem auch über die Beleihung gemeinnütziger Baugenossenschaften seitens der städtischen Sparkasse berathen sollte. Im Juni 1891 wurde diese Deputation eingesetzt. Im April 1892 konnte öffentlich constatirt werden, daß sie bis dahin noch keine einzige Sitzung gehabt habe. Was seitdem aus ihr geworden ist, vermögen wir nicht anzugeben. Jedenfalls ist über irgend welche Ergebnisse ihrer Berathungen nichts an die Oeffentlichkeit gelangt.

baumeister in seiner dienstlichen Eigenschaft ausgeführt wird. Wünsche des Gesuchstellers werden thunlichst berücksichtigt und Naturalleistungen von ihm und seinen Nachbarn ebenso in Anspruch genommen. Von dem Gesammtbaucapital, einschließlich des Preises für das Grundstück, werden jährlich $3^1/_2$ Procent Zinsen und als geringster Betrag 2 Procent für Amortisation verlangt. Der Gesuchsteller wird sofort Eigenthümer des Hauses und die Schuldforderung des Kreises als erste Hypothek eingetragen. Von 1891 bis März 1893 wurden auf diese Weise in verschiedenen Ortschaften des Kreises siebzehn Wohnhäuser erbaut, und im Allgemeinen wurden bezüglich der Art, wie die Betreffenden die eingegangenen Verpflichtungen erfüllten, recht befriedigende Ergebnisse erzielt. Eine gewisse Sorgfalt bei Beurtheilung der persönlichen Verhältnisse der Gesuchsteller wird natürlich immer vorwalten müssen, um Verlusten vorzubeugen. Diese kann aber, da es sich um eine Einrichtung von rein localem Charakter handelt, leicht geübt werden. In ähnlicher Weise gewährt der Kreisausschuß des Kreises Gelsenkirchen Arbeitern, die aus eigenen Mitteln ein Grundstück erworben haben oder den Besitz eines kleinen ersparten Capitals nachweisen, Baudarlehen zu niedrigem Zinsfuß gegen allmälige Amortisation.

Während hier also die Kreisverwaltung die Vermittelung zwischen dem Darlehnsnehmer und der Kreissparkasse übernimmt, haben die Stadtverwaltungen einiger badischer Städte — Lahr, Offenburg, Villingen — eine ähnliche Vermittlerrolle zwischen solchen Personen, welche der Invaliditäts- und Altersversicherung unterstehen, und der badischen Landesversicherungsanstalt übernommen. Die letztere hat sich, ohne ihrerseits eine so weitgehende Verantwortung tragen zu wollen wie die hannoversche Anstalt, bereit erklärt, einen namhaften Betrag für die Erbauung von Arbeiterwohnungen an einzelne Versicherte zu gewähren. Der die Vermittlerrolle übernehmenden Stadtverwaltung fällt die Aufgabe zu, die im Einzelfall vorliegenden Verhältnisse daraufhin zu prüfen, ob die Verhältnisse des Darlehnsnehmers derartige sind, daß ihm voraussichtlich die Erfüllung der einzugehenden Verpflichtungen möglich sein wird. Sie schreibt dem Darlehnsnehmer die Bedingungen vor, unter denen er das empfangene Darlehen sicherzustellen und allmälig zu tilgen hat, wobei vor Allem auch dafür Sorge getragen wird, daß die errichteten Wohnungen durch Veräußerung oder angemessene Vermiethung ihrem Zwecke nicht entfremdet werden.

Noch einen Schritt weiter ist — dem Beispiel einiger schweizerischen Gemeinwesen folgend — die Verwaltung der Stadt Ulm gegangen, die selbst als Bauherr auftritt und Käufern aus dem Stande der Unterbeamten, Arbeiter und kleinen Gewerbetreibenden Häuser gegen eine Anzahlung von 10 Procent der Kaufsumme und angemessene jährliche Abzahlungen überläßt.

Wir sollten meinen, daß durch dieses Vorgehen den Stadtverwaltungen die Wege gezeigt wären, wie sie auch die Bestrebungen der gemeinnützigen Baugesellschaften und Baugenossenschaften wirksam fördern könnten, sei es, daß sie den Versicherungsanstalten, wo es nöthig sein sollte, sei es, daß sie den örtlichen Sparkassen gegenüber die Vermittlerrolle übernehmen.

In letzter Linie sind es dann aber endlich auch die privaten Mittel, welche in ausgedehnterem Maße als bisher dieser Art der Bauthätigkeit zugeführt werden müssen. Leider sind die Jahresabschlüsse der meisten gemeinnützigen Actienbaugesellschaften bisher nicht derartige gewesen, um dem Anlagewerthe suchenden capitalkräftigen Privatmann irgend welchen Anreiz zur Betheiligung an derartigen Unternehmungen zu bieten. Wir haben es aus diesem Grunde stets für einen schwer zu rechtfertigenden Fehler gehalten, wenn von derartigen Gesellschaften dem Wohlthätigkeitsprincip die Rentabilität geopfert wird. Capitalien, die im Hinblick auf den Wohlfahrtszweck auf die landesübliche Verzinsung verzichten, werden solchen Unternehmungen immer nur in einem unzulänglichen Umfange zufließen. Bei angemessener Verzinsung der Capitaleinlagen dagegen werden letztere, sobald die betreffende Baugesellschaft erst einmal ihre Leistungsfähigkeit nachgewiesen hat, ihr auch in reichlichem Maße zugehen. Dafür liefert der hannoversche Spar- und Bauverein den Beweis, dem jetzt schon die Spargelder aus den Kreisen seiner Mitglieder in solcher Höhe zugebracht werden, daß er bereits eine Reihe von Häusern lediglich aus diesen, ohne jede hypothekarische Belastung, erbauen konnte. An anderen Orten dagegen ist von privater Seite noch so wenig zur Förderung der angedeuteten Bestrebungen geschehen, daß der eindringliche Appell an die besser situirten Kreise nicht überflüssig erscheint, sich, und sei es auch nur mit kleineren Beträgen, an derartigen gemeinnützigen Unternehmungen zu betheiligen.

Das Ergebniß unserer Betrachtungen ist — wenn wir kurz auf die Hauptpunkte zurückblicken — ein nicht gerade zu sehr ermuthigenden Ausblicken führendes. Die Wohnungsnoth, die sich allmälig zu einem Schaden entwickelt hat, der an dem Lebensnerv unseres wirthschaftlichen Organismus zehrt, wurzelt in Uebelständen, die nicht mehr so ohne Weiteres zu beseitigen sind. Langjährige Vernachlässigung seitens der Gesetzgebung, Verkennung ihrer weittragenden Bedeutung seitens der Gemeinden, Gewinnsucht und Uebelwollen Einzelner hat diese Mißstände einen Umfang annehmen lassen, der geeignet ist, uns mit Besorgniß in die Zukunft blicken zu lassen. Eins nur kann diesen Ausblick etwas freundlicher gestalten: es beginnt endlich in weiteren Kreisen die Ahnung aufzudämmern, daß es so nicht weiter geht. Wird dieser Impuls mächtig genug sein, um die Geister zu einer energischen That aufzurütteln? Mit Palliativmitteln ist es jetzt nicht mehr gethan. Auf der ganzen Linie muß der Kampf gegen Einzelinteressen und Unterströmungen eröffnet und ohne Schonung geführt werden. Wo das Allgemeinwohl es so dringend erheischt, wie in dieser Lebensfrage für das ganze Volk, darf man sich vor einem Eingriff in vermeintliche Privatrechte nicht scheuen. Möge die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit eines solchen Vorgehens in immer weitere Kreise dringen! Möge Jeder, soviel an ihm ist, dazu beitragen, daß diese, nun bereits so lange schwebende Frage endlich ihre Lösung findet. Der Punkte sind viele, wo sich der Hebel ansetzen läßt.

Die Brüder Grimm.

Erinnerungen

von

Herman Grimm.

Vorrede zur neuen Ausgabe der Kinder- und Hausmärchen.

[Nachdruck untersagt.]

Jacob und Wilhelm Grimm sind beinahe gleichen Alters gewesen, doch erschien Jacob als der Aeltere; zugleich aber doch als der Kräftigere, da er nicht in der Jugend Krankheiten durchzumachen hatte wie Wilhelm, mein Vater. Jacob war unverheirathet und die Brüder lebten immer in derselben Wohnung, arbeiteten zusammen und liegen nebeneinander auf dem Matthäikirchhofe. Geboren wurden beide zu Hanau, Jacob den 4. Januar 1785, Wilhelm den 24. Februar 1786. Ihre Geburtstage waren hohe Tage für uns Kinder. Soweit ich mich zurückerinnere, bekam Jacob immer auf demselben silbernen Teller, der nur bei dieser Gelegenheit gebraucht wurde, einen wahren Berg von Traubenrosinen, die er mit in sein Zimmer nahm, und ein Paar gestickte Pantoffeln, die er sogleich ergriff, an den neuen Sohlen roch und sie dann mit fortnahm, um alsbald darin wieder zu erscheinen.

Mein Vater erhielt am 24. Februar ebenso sicher einen Topf mit blühender Primula veris, seiner Lieblingsblume, mit der für mich der Begriff von Geburtstag verbunden ist.

Die erste, sonnigere Hälfte ihres Lebens kenne ich nur aus Briefen und Erzählungen. Diese schönste und fruchtbarste Zeit haben sie in Kassel verlebt, wo sie auch die Schule zusammen besucht hatten. In Marburg studirten sie. In Kassel brachten sie es zur Stellung von Bibliothekaren an der Hessischen Landesbibliothek, in deren stillen und weiten Sälen sie viele Jahre die Herren gewesen sind. Es folgten die sieben Jahre in Göttingen, von 1829 ab. Dann die letzten Jahrzehnte in Berlin. Dort ist zuerst Wilhelm den 16. December 1859 gestorben. Ich sehe Jacob noch vor mir, wie er an dem kalten Wintertage mit seinen feinen Händen eine harte Scholle aufnahm und sie in Wilhelm's Grab hinunterwarf. Den 20. September 1863 folgte er ihm. Beide waren bis zu den letzten Tagen von früh bis zum Abend frisch bei

der Arbeit. Wilhelm in den letzten Jahren hier und da doch etwas ermüdet. Jacob aber hegte weite Pläne noch für die Zukunft.

Jeder in Deutschland weiß von den Brüdern Grimm. Die Kinder wachsen in der Liebe zu ihnen auf. Wie unzählige Male bin ich gefragt worden, ob ich mit ihnen verwandt sei: und daß ich ihr Sohn und Neffe war, machte mich wie zu einem Verwandten der Fragenden. Es könnte mir nie ein schönerer Ruhm gewährt werden. Jeder ehrt ihren Namen. Und diese Verehrung des Volkes erbt sich in den zuwachsenden Generationen fort. Für ihr Denkmal, das in Hessen stehen wird, steuerten alle Deutschen bei, auch aus fremden Erdtheilen. Kinder und arme Leute brachten oft nur wenige Pfennige.

Jacob und Wilhelm Grimm hatten ihren Vater früh verloren und verdankten auch ihre äußere Erziehung nur sich selbst. Von jung auf beherrschte sie das Gefühl großer Verantwortlichkeit ihrer Mutter und ihren jüngeren Geschwistern gegenüber; dann, als das Unglück von 1806 eintrat, der Gedanke, es müsse für die Ehre und Befreiung des Vaterlandes gearbeitet werden. Sie glaubten an die Wiederkehr der alten deutschen Einheit und Herrlichkeit. Zugleich aber hegten sie einen einzigen großen Lebenswunsch, der ihnen auch gewährt worden ist: in ihrer wissenschaftlichen Arbeit unabhängig zu sein und nicht darin gestört zu werden. Das ist das Erste, was mir in die Erinnerung tritt, wenn ich meines Vaters oder Onkels gedenke: daß Stille ihr eigentliches Element war. Jacob beklagt sich selten über etwas in den Briefen an seinen Bruder, nur das erscheint ihm zuweilen unerträglich, daß er in seinen amtsfreien Stunden keine Stelle fand, wo er ungestört arbeiten konnte.

Von Göttingen sind meine frühesten Erinnerungen. Ich weiß, wie ich als Kind in ihren Studirstuben leise umhergegangen bin. Nur das Kritzen der Feder war zu hören, oder bei Jacob manchmal ein leises Hüsteln. Er beugte sich beim Schreiben dicht auf das Papier, an seinen Federn war die Fahne tief herunter abgeknappst, und er schrieb rasch und eifrig; mein Vater ließ die Fahne der Feder bis zur Spitze unvermindert stehen und schrieb bedächtiger. Die Züge des Einen wie des Andern waren immer in leiser Bewegung. Die Brauen hoben oder senkten sich; zuweilen blickten sie in die leere Luft. Manchmal standen sie auf, nahmen ein Buch heraus, schlugen es auf und blätterten darin. Ich hätte nicht für möglich gehalten, daß Jemand es wagte, diese heilige Stille zu durchbrechen.

Die Arbeitsstuben der Brüder gingen in Göttingen auf weite Gärten. In der Ferne ragte eine Linde auf und ein Bretterzaun war sichtbar. Ich hatte die Mägde davon sprechen hören, daß irgendwo die Welt mit Brettern vernagelt sei, und glaubte in meinen kindlichen Gedanken, daß an jenem Zaune das Ende der Welt sei. Als weiteste Entfernung für mich aber galt damals Kassel. Dahin fuhr jedes Jahr einmal, mit vielen Koffern in eine Kutsche verpackt, die ganze Familie von Göttingen, über den Münder Berg. Wenn wir an dem Löwen von Sandstein vorüber waren, der die hessische Grenze bezeichnete, empfand ich mich in meiner wirklichen Heimath. Statt der hannöverschen Pappeln standen Vogelbeerbäume an der Chaussee. Auch mein

Vater und Onkel fühlten sich in Göttingen weit fort von ihrem Vaterlande. Jacob tröstete sich damit, daß an beiden Stellen doch dieselben Sterne am Himmel ständen. Seine erste akademische Vorlesung in Göttingen war über das Heimweh. Ich selbst habe nur die wenigen Jahre in Hessen gelebt, als wir Göttingen verlassen mußten und nach Kassel zurückkehrten, bis dann die Berufung nach Berlin kam, — nie aber ist das Gefühl in mir schwächer geworden, daß ich in Hessen zu Hause sei, und nirgends erscheinen mir Berg und Thal und die Aussicht ins Weite so schön. Ich meine eine andere Luft dort zu athmen. Meine Mutter sprach immer im hessischen Dialekt. Dieser hessische Accent hat für mich etwas Entzückendes. Aus den Märchen scheint er mir herauszuklingen, auf Allem, was Jacob und Wilhelm schrieben, liegt er für mein Gefühl. Immer blieb die Fulda für uns ein Fluß von Bedeutung und Karl Altmüller's schönes Gedicht darauf rührte meine Mutter zu Thränen.

Meine Kindererinnerungen aber sind in Göttingen zu Hause. An den Fenstern der Studirstuben meines Vaters und meines Onkels standen ihre Lieblingsblumen. Bei Jacob Goldlack und Heliotrop, bei Wilhelm, wie ich schon sagte, Primula veris. Auf einer ganz frühen Zeichnung, die ihn an seinem Schreibtische darstellt, steht ein solcher Blumentopf neben ihm. Sie hatten beide dasselbe kameradschaftliche Verhältniß zur Natur wie Goethe. Alles Blühende und Sprossende erfreute sie. Auf ihren Tischen lag mancherlei Gestein als Briefbeschwerer. Auf dem Jacob's zumal ein aus versteinerten Muscheln zusammengewachsenes Stück, auf dem Wilhelm's eine Stufe Bergkrystall. Ihre Schreibtische mit Allem, was darauf stand, sind dem Germanischen Museum in Nürnberg anvertraut worden, wo sie hoffentlich in Ehren gehalten werden. Das Gedicht Platen's auf eine Gaisblattblüthe, welche der Dichter spät im Herbste noch auf einem Spaziergange fand, habe ich meinen Vater oft mit Bewegung vorlesen hören, und Goethe's Veilchen, das Mozart so schön componirt hat, war ihm besonders lieb. Beide Brüder hatten dieselbe Art, von ihren Spaziergängen einzelne Blüthen und Blätter mitzubringen, die sie in die am meisten von ihnen gebrauchten Bücher legten. Oft ist auf den getrockneten Blättern das Datum und auch der Ort fein aufgeschrieben, von wo sie stammen. Ihr ganzes Leben begleiten diese Zeichen der Erinnerung. Zuweilen auch sind sie besonders in Papier geschlagen und nähere Umstände dazu bemerkt. So fand ich ein Kleeblatt vom Grabe der Mutter, das mein Vater an dem Tage mitnahm, als mein ältestes, frühgestorbenes Brüderchen, das nach Jacob Jacöbchen hieß, neben ihr begraben wurde. Es liegen in Jacob's und Wilhelm's Büchern viele Blätter und Blüthen von diesem einzigen mütterlichen Grabe nur. Ich finde unter alten Schriften in Papier eingeschlagen eine vertrocknete Rosenknospe, und darauf steht: „Von der lieben Mutter ihrem Grab. Am 18. Juni um acht Uhr von mir abgebrochen für meinen lieben Bruder zum Andenken an mich." Das Jahr, und welcher Bruder gemeint sei, fehlt. Noch eine andere Lieblingsblume hatte mein Vater. In einem Briefe meiner Mutter, den sie nach seinem Tode schrieb, lese ich: „Diese Gänseblümchen sind vom lieben Wilhelm seinem Grabe. Es ist ganz besäet damit und hat sie doch Niemand

gesät, und im Herbst sollen Lilien darum gepflanzt werden, das waren seine, seiner Mutter und der Lotte Lieblingsblumen."

Ueber Spaziergänge aber ist Wilhelm's Verkehr mit der Natur nie herausgekommen, denn das Herzleiden, das ihn im Anfange seiner Studienjahre befiel, verbot ihm Anstrengungen. Er ging langsam, Jacob rasch. Zusammen sind sie so nie gegangen. Wilhelm wurde durch diese Kränklichkeit auch gezwungen, sich bei seinen Reisen auf kürzere Strecken zu beschränken. Jacob dagegen war in Paris, in Wien, in Italien, in Holland, in Schweden und 1815 mit den Armeen in Frankreich. Ganz unerwartet erschien er oft mit der Ankündigung, er habe eine Reise vor, und von unterwegs erst meldete er, wohin er sich gewendet habe. Darüber werden viele Briefe Auskunft geben, wenn später einmal die Sammlung ihrer Briefe erschienen sein wird.

Jacob hatte Goethe's Statuette von Rauch in seiner Stube, Wilhelm Weisser's Büste. Goethe war ihre höchste Autorität. Aber sie waren keine Goethesammler, und erst bei Beginn der Wörterbucharbeit empfingen sie von Hirzel die „Ausgabe letzter Hand". Ihre gemeinsame „liebe" Bibliothek, für die sie schon als Studenten sammelten, stand in Jacob's Zimmer. Als Bibliothekare sorgten sie für sorgfältige Aufstellung und behandelten ihre Bücher wie Untergebene, die Rücksicht verdienten. Die Regale waren niedrig, daß man zu den obersten bequem mit der Hand greifen konnte.

Von der Höhe dieser Bretter sahen in lebensgroßen, zum Theil dunkel gewordenen Oelgemälden die Antlitze der Vorfahren und Verwandten herab. Andere hingen in kleineren Gemälden oder in eingerahmten Zeichnungen an vielen Stellen wo die Wände von Büchern frei blieben, uns Kindern wohl bekannt. Nach den Namen und Schicksalen dieser ernsten Leute aber fragten wir Kinder nicht.

Der Urgroßvater Jacob und Wilhelm's ragt als der Bedeutendste darunter hervor, Friedrich Grimm, geboren den 16. Oktober 1672 zu Hanau und gestorben dort den 4. April 1748. Mit zwanzig Jahren schon Fürstlich Isenburgischer Hofprediger, im nächsten Jahre als zweiter Prediger nach Hanau berufen und 1706 dort erster Prediger und Kircheninspector, Aemter, denen er zweiundvierzig Jahre vorstand. Seine Vorfahren lassen sich bis zu Anfang des 17. Jahrhunderts verfolgen.

Wohin dieses Bildniß in Zukunft auch einmal gelangen mag: wer es ansieht, wird ehrfurchtsvoll den Mann betrachten, der mit erhobener Hand und aufgestrecktem Zeigefinger die Stelle der Bibel zu erklären scheint, auf deren aufgeschlagenes Blatt die Linke hinweist. Johannes XV, 5: „Ich bin der Weinstock." Das Bild wurde 1741 gemalt, als Grimm im 69. Jahre stand. 1748 starb er. In einem Briefe, den er drei Wochen vor seinem Tode „moritura manu e lecto" schrieb, nimmt er Abschied von seinen geehrten Herren Brüdern, den Pfarrherren, die er zweiunvierzig Jahre lang als Kircheninspector zu visitiren hatte. In beweglichen Worten erinnert er sie, „alle Treue, Fleiß, Kräfte Leibes und der Seele anzuspannen und sich keiner Arbeit und Mühe verdrießen zu lassen". Der heutige Pfarrer zu Steinau, Georg Junghans, der die amtliche Thätigkeit Friedrich Grimm's verfolgt hat, sagt von ihm: „Wenn

wir die Arbeit Grimm's und seiner Diöcesangeistlichkeit auf den Quartal-Conventen betrachten, so muß uns das Gefühl staunender Bewunderung einem Manne gegenüber anwandeln, der in so hingebender, treuer, nie ermüdender geradezu großartiger Weise es sich hat angelegen sein lassen, seine Pfarrer wissenschaftlich anzuregen." Auf dem Worte wissenschaftlich liegt in diesem Satze der Accent.

Neben dem Bildnisse Friedrich Grimm's stand das seines Sohnes, wiederum Friedrich, welcher als Pfarrer in Steinau starb. Von ihm hat Jacob in den Familiennachrichten gesprochen, die er in seiner eigenen Lebensgeschichte gibt. Bei seinem Einzuge in Steinau, wohin er 1730 als „Hochgräflich-Hanauischer Wohl- und ordentlich beruffener Evangelisch-Reformirter Stadt-pfarrer" ging, widmete ihm sein „ergebenster einiger Bruder Jonas" eine „Christ-Brüderliche Gratulation", so daß hier zum ersten Male zwei Brüder Grimm, beide Theologen, nebeneinander stehen. In den Anmerkungen zu diesem in Folio groß gedruckten Gedichte wird bezeugt, daß die Voreltern der Brüder nun (1730) „schon 70 Jahre der Hanauischen Kirche gedient und vor-gestanden". Jonas Grimm war damals siebzehnjähriger Student der Theologie und kam nicht über 22 Jahre hinaus. Auch sein Porträt ist da. Er trägt einen siegellackrothen Rock und stemmt den Arm in die Seite. Während ich in den anderen Köpfen Aehnlichkeiten mit den Nachkommen finde, ist dieser mir fremd.

Nach Steinau ist dann auch des Pastor Friedrichs Sohn, mein Großvater Philipp Wilhelm Grimm, gegangen (zuerst als Jurist in Hanau arbeitend) und dort in der besten Kraft seiner Jahre gestorben. Sein und seiner Frau, meiner Großmutter, und deren Vater und Mutter Bildnisse besitzen wir von dem heute noch rühmlich bekannten Hanauer Maler Urlaub so gut gemalt, daß diese kleinen Porträts eigenen Kunstwerth haben. Zudem sind sie vortrefflich erhalten. 1788 hat sich die gesammte Familie von dem Meister malen lassen. Als Jüngster in der Reihe dieser Köpfe figurirt Philipp Wilhelm Grimm's ältestes Söhnchen, Jacob. Ich hoffe, daß nach meinem Tode, da ich die Familie abschließe, diese Bilder einmal in Ehren gehalten werden. Sie sollen nach Hanau kommen, wo auch das Denkmal der Brüder stehen wird. Denn ich fürchte, da es sich um Kunstwerke handelt, es könne in Berlin sich gegen das Andenken Jacob und Wilhelm Grimm's das fortsetzen, was man gegen ihr Hanauer Denkmal im Sinne hatte.

Urlaub's kleines Oelgemälde stellt Jacob Grimm als zweijähriges Kind dar. Wie er in einem violetten Habit, mit breiter hellgrüner, in großer Schleife seit-wärts zugebundener Schärpe, ein gefältelt auslaufender Hemdkragen bis auf die Schultern fallend und silberne Schnallen auf den „Schüchelchen", dasteht und, die Füße leicht übereinandergeschlagen, mit losen Blumen in beiden Händen sich an einen kleinen Felsen lehnt, zeigt er die Freude, die den Eltern mit dem Bildchen bereitet werden sollte. Blumen im Vordergrunde, blau und roth, auf langen Stielen mit leichten Schmetterlingen dazwischen, Gebüsch von oben sich zudrängend, schlanke Bäume im Hintergrunde: Alles vereint sich zu einem beinahe märchenhaften Ganzen. Und schon liegt auf dem kindlichen Antlitz eine Aehn-lichkeit mit den späteren ernsten Formen des Gesichtes.

Jacob war neun Jahre alt als sein Vater starb. Mit fester, fast männlicher Handschrift trug er den Bericht des großen Unglücks, das die Familie betroffen hatte, in die Bibel ein, die sein Großvater zur Aufnahmestätte dieser Anzeigen eingeweiht hatte. Auch dieses Buch empfehle ich der Ehrfurcht Derer, die es später einmal im Grimm-Schranke finden. (Bücher werden oft etwas rauh angefaßt.) Jacob Grimm war lange Zeit Bibliothekar, er hatte später, ich wiederhole es, auch der eigenen Bibliothek gegenüber Respekt vor diesen Behältern des Edelsten, was die Nationen hervorbringen, und zeichnete die höher stehenden Werke durch kostbareren Einband aus. Bei seines Vaters Tode schon brach diese Sorgfalt in der Art durch, wie er den geliebten Vater durch tadellose Schrift zu ehren suchte. Der Grimm-Schrank ist von mir und meinen Geschwistern der königlichen Landesbibliothek in Berlin zum Geschenke gemacht worden. Er enthält den schriftlichen Nachlaß der Brüder, vor Allem ihre Correspondenz. Es wird nach meinem und meiner Schwester Tode noch viel hinzu kommen.

Jacob betrachtete sich, so jung er war, nach des Vaters Tode als Haupt der Familie. Immer haben seine Geschwister diese Stellung anerkannt. Er war der Nachfolger der höchsten Autorität. Nur die Mutter stand über ihm, die er in fast pedantischer Weise, so lange sie lebte, als die oberste entscheidende Instanz auch da das letzte Wort zu sagen hat, wo die arme gebeugte Frau sich gerne dem Willen des Sohnes unterordnete. Mein Vater Wilhelm, nur elf Monate jünger als Jacob, hat dessen höhere Stellung bis in ihre letzten Zeiten stets anerkannt. Erst jetzt entdecke ich mit Rührung zuweilen, wie heilig ihm dieses Verhältniß war; denn es lag etwas Herrschendes in Jacob's Natur, dem sich unterzuordnen nicht immer leicht war.

Als Kind damals sorgte er dafür, daß dem Andenken seines Vaters kein Unrecht geschähe. Wir haben Briefe von ihm an seinen Großvater aus diesen Tagen; in einem tritt er heftig auf gegen einen Schneider, der, wie er vernommen habe, in einem Wirthshause ehrenrührig von seinem seligen Vater gesprochen. Er verlangt, daß der Verleumder vor Gericht gefordert werde. Auch die politische Lage Deutschlands hält er im Auge, freilich nur von dem Gesichtspunkte aus, wieweit Steinau, wo der Mutter Sitz geblieben war, von den Bewegungen der Truppen betroffen werden könne. Preußische Regimenter zogen damals gegen die französische Republik durch. Mein Vater erzählte, wie die Cavallerie durchbohrte Brote den Pferden auf die langen Schwänze gestreift und Knoten darunter gemacht habe, und wie in der voraufziehenden Musik auch Violinen ihre Stelle gefunden hatten. Auch erinnerte er sich, wie sie sich mit dem Ohr auf den Erdboden gelegt, um das Dröhnen der Kanonen zu hören, mit denen Mainz beschossen wurde. Aus diesen Steinauer Kinderzeiten haben Jacob und Wilhelm in ihren Biographien erzählt, und so auch Ludwig und Ferdinand Grimm, die jüngeren Brüder, beide in biographischen Aufzeichnungen, die vorhanden sind. Umgeben von Verwandten und Freunden führte die Familie, als die vornehmste der kleinen Stadt, ein ungetrübtes Dasein, dessen Mitte das jüngste, einzige Schwesterchen Lotte bildete,

von Allen zärtlich geliebt. Das änderte sich in dem Maße, als die Kinder heranwuchsen.

Zuerst verließen Jacob und Wilhelm Steinau. In Hanau geboren, waren sie doch so jung von dort fortgekommen, daß sie Steinau als ihre Vaterstadt ansahen. Ludwig, der Maler wurde, ist mehrfach nach Steinau zurückgekehrt, und in Zeichnungen, Aquarellen und Skizzen liegt die dortige Gegend vor mir, als hätte ich meine eigene Jugend da verlebt. Er auch erzählt in seinen Lebenserinnerungen am anschaulichsten, wie es im väterlichen Hause dort zuging. Auf einem einzelnen Blatte hat Wilhelm niedergeschrieben, wie er Abschied von Steinau nahm. „Wie wir zum ersten Male weggingen nach Kassel, ist mir am lebhaftesten der Augenblick, wo wir aus der Stadt fuhren. Wir saßen in der Kronewirthskutsche, ich vorwärts und sah in der Ferne unsern Biengarten mit den weißen Steinpfosten und dem rothen Gitterthor, und ein großer Nebel lag darauf, ich dachte an all die Zeit, die ich darin zugebracht, sie war mir aber als ganz fern und als liege ein großer Graben dazwischen und ich sey ganz abgeschnitten davon und fange nun etwas neues an."

Diese Erinnerung schließt eine Reihe anderer ab, die auf demselben Blatte stehen. „Ich weiß noch ganz klar, wie ich in einem weißen Kleid mit rothem Band in dem Bousquet zu Philippsruhe (bei Hanau) mich verloren hatte, und wie ich die glatten, beschnittenen Baumwände, an welchen alle Blätter nebeneinander hingen, und den reinen Kies auf dem Wege ängstlich schnell aber scharf betrachtete; wie mir die Stille, in die ich horchte, und die grüne Dämmerung immer mehr Angst machte und eine Angst sich auf die andere stellte, wie ein Stein auf einen Stein, und sie so immer wuchs.

„Ich erinnere mich genau, daß an einem Sommermorgen die Soldaten in Hanau zur Revue auszogen, ich guckte aus dem Fenster, und man konnte sie nur ganz am Ende der langen Gasse quer vorbeiziehen sehen. Die Flinten glänzten in der Sonne, und ich dachte, wie froh ich seyn würde, wenn ich einmal mit hinaus dürfte gehen, neben der schönen Musik und in den frischen Morgen.

„Das war häufig bei uns, daß die Mutter auf einem Tritt saß am Fenster und in den Spiegel sah, der haußen fest war und worin man alle Leute auf der Straße sehen konnte. Der eine Flügel des Fensters stand auf, die Sonne lag auf den Dächern, und die Stühle des Strumpfwirkers schnurrten beständig. Das war immer eine langweilige Zeit.

„Einmal waren wir zu einem Fest beim Großvater, die Haare waren uns gebrannt und gelockt, ich ging aus der Stube heraus, die Backen waren mir heiß und ich ging auf den rothen Steinen des Hausehrens, die abfärbten.

„Als wir in der langen Gasse in Hanau wohnten, war unten rechter Hand ein Saal, die Tapete war im Grund weiß und zwischen Blumen standen braune und grüne Jäger, die ich immer gerne betrachtete."

Diese Erinnerungen also sind aus den ersten Hanauer Zeiten. 1790 wurde der Vater nach Steinau versetzt, vor Wilhelm's fünftem Jahre also geschah das.

Ich füge aus eigener Erinnerung hinzu, daß ich Anfang der fünfziger Jahre mit meinem seligen Vater einen Tag in Hanau zubrachte. Wir sahen das Schloß Philippsruhe mit seinem Park in der Ferne liegen, und er erzählte mir, daß sein Vater und seine Mutter sich darin verlobt hätten. Der Vater habe gehört, daß jemand Anderes sie heirathen wolle, und sei ihr und ihren Eltern in dem Garten des Schlosses nachgeeilt, wohin sie spazieren gegangen waren. Dann fuhren wir in der Stadt umher und er zeigte mir allerlei ihm bekannte Plätze und das Haus, wo sie wohnten.

Ueber das Fortgehen von Hanau nach Steinau berichtet er dann. „Die erste Reise von Hanau nach Steinau ist mir auch noch in dem Sinn, ich saß auf einem Kästchen in dem Wagen, das mit gelbem Blech beschlagen war, und schlief viel auf dem Schooße der Tante. Die Achtecke an den Wirthshäusern in den Dörfern kamen mir so seltsam vor. Die weißen Blüthen an den schwarzen Dornen ohne alles grüne Laub kamen mir immer wieder wie Schneeflocken vor, und der Müller mußte einen Zweig abbrechen und in die Chaise reichen. Das geschah kurz vor Gelnhausen.

„Wenn ich (in Steinau dann) auf der Orgel in der Kirche saß und gepredigt wurde, legte ich beständig den Kopf auf die Hand und dachte nach, wie es nun sein müßte, wenn ich zur Thür hinausging und statt in Steinau in Hanau wär und zu dem Großvater ging. Nach dem Tod des Vaters dachte ich immer daran, wie es seyn würde, wenn er auf einmal unter den Leuten wäre, die aus der Kirche gingen, und mich bei der Hand faßte, oder wenn er hinter der Thüre stünd und mich anredete. Daran dachte ich solang, daß ich oft glaubte es könne wohl geschehen: gefürchtet aber habe ich mich dabei gar nicht."

Des Großvaters Zimmer Porträt ist unter denen von der Hand Urlaub's am besten erhalten. Er hat einen dunkelzimmetbraunen Rock mit großen goldenen, gemusterten Knöpfen an, aus dem ein weißer Jabot vorn heraushängt. Er trägt eine kurzgehaltene weiße Perrücke und hat ein blühendes, ausdrucksvoll modellirtes Antlitz. Ein ganz alter Mann. Philipp Wilhelm Grimm's, meines Großvaters, Kopf dagegen ist eher schmal. Jacob sieht ihm sehr ähnlich. Philipp Wilhelm zählte erst vierundvierzig als er starb.

Es fällt mir auf, wie bei meinem Vater, wenn er von seinen Erlebnissen schreibt, auch wenn er später davon erzählte, das Bedürfniß sich geltend macht, die Momente seines Lebens abzurunden, und wie Farbe und Licht und Schatten bei ihm eine Rolle spielen. Er erzählt mit dichterischer Anschauung und hat das Bestreben, die Scenen zu Bildern für sich zu gestalten. Jacob gibt nur das Thatsächliche; die Wirkung seiner Aufzeichnungen beruht auf der durchdringenden Wiedergabe des Geschehenen. Wilhelm hat den Drang, Anderen zu erzählen, Jacob schreibt gleichsam nur für sich allein nieder. Seltsamer Weise hatte Ludwig Grimm, der Maler, viel mehr von Jacob's als Wilhelm's Natur, so daß seine Zeichnungen und Radirungen nach der Natur, die er wie Tagebuchblätter für sich allein machte, die Malereien, bei denen er an das Publicum denken mußte, bei Weitem übertreffen.

Wenn mein Vater und Onkel von ihren früheſten Kaſſeler Erlebniſſen erzählten, wo ſie zuſammen das Lyceum beſuchten, ſo bildeten die Steinauer Zeiten einen fernen Hintergrund. In Kaſſel auf ſich allein angewieſen, gewannen ſie ſofort die innere Selbſtändigkeit, die für ihr ganzes Leben das Kennzeichen ihrer Natur war. Sie fühlten als die beiden Aelteſten die Verpflichtung, für ihre Geſchwiſter zu ſorgen, und ſich ſelbſt gegenüber die Nöthigung, ihrem Drange nach Belehrung Befriedigung zu verſchaffen. Damit verband ſich der natürliche Trieb, bei allen ihren Studien von Deutſchland, zumal von Heſſen auszugehen und dahin zurückzukehren. Selten iſt das öffentliche Leben in Deutſchland ſo ſehr den Beſtrebungen jugendlichen Fleißes günſtig geweſen, als die Ereigniſſe, die die Anfänge dieſes Jahrhunderts mit ſich brachten. Sie beweiſen, daß nicht die Zeiten die glücklichſten für ein Volk ſind, wo es der Ruhe genießt, ſondern die, wo das Leben jeden Einzelnen anſpornt, alle Kräfte einzuſetzen.

Jacob und Wilhelm alſo machten das Lyceum in Kaſſel durch und gingen nach Marburg. Jacob's Abgangszeugniß vom 13. März 1802 iſt erhalten: in den abſchließenden Worten ſpricht der Rector Richter die Hoffnung aus, Jacob werde ſich einſt einmal daran erinnern, welche wiſſenſchaftlichen Erfolge er als ſein Lehrer ihm vorausgeſagt. Beide Brüder haben die Rechte ſtudirt. Savigny war der erſte Lehrer, der ſie mit dem höchſten Inhalte des Begriffes „Wiſſenſchaft" bekannt machte. Durch ihn kamen ſie mit den Brentano's und mit Arnim in Berührung. Die Verwandlung Heſſens in einen Theil des neuen napoleoniſchen Königreiches Weſtfalen mit Kaſſel als Hauptſtadt darin brachte für die Kaſſellaner eine Erweiterung der politiſchen Anſchauungen mit ſich, denn ein Abglanz des Pariſer weltbeherrſchenden Daſeins fiel auf Jerome Napoleon's Reſidenz. Die Brüder wurden ohne ihr Zuthun auf eine Höhe geſtellt, von der aus ſie die Ereigniſſe rings umher in weitem Umkreiſe vor Augen hatten. Damals gewannen ſie die Gabe, die Fälle der europäiſchen Politik zu überblicken, als hätten ſie die Erfahrungen ſtaatsmänniſcher Thätigkeit hinter ſich, die ſich zumal 1848 bewährte, wo ſie innerhalb der plötzlichen Verwirrung das Geſchehende einer ruhigen Kritik unterwarfen. Jacob und Wilhelm Grimm haben immer das Wohl und den Ruhm ihres Vaterlandes verfolgt, niemals aber im Sinne einer Partei gearbeitet. Niemals auch im Sinne einer gelehrten Partei. Für ſie gab es ein „Deutſches Vaterland", deſſen ſiegreiche Größe auf jedes Opfer Anſpruch habe. Ein Programm aber, mit welchen Mitteln gearbeitet werden müſſe, hatten ſie nicht. Beſonders aber: alles perſönliche Sichvordrängen war ihnen fremd. Ueberall ſuchten ſie ſich nur die Stille zu verſchaffen, die ihre Arbeitsſtuben umgäbe: mehr haben ſie nie bedurft und nie verlangt. Ihr Trieb war, zu ſammeln, was als Denkmal des deutſchen Geiſtes erreichbar wäre. Das nannte Clemens Brentano zuerſt als er Arnim von den Brüdern ſchrieb: die Brüder Grimm ſäßen und ſammelten.

Die Kaſſeler Zeit fängt für meine Augen erſt da recht lebendig zu werden an, als auch die Großmutter Steinau verließ und mit den anderen Kindern nach Kaſſel zog. Jacob und Wilhelm hatten ausſtudirt, die jüngeren Ge-

schwister aber mußten noch erzogen werden. Unter ihnen Ludwig Grimm. Von ihm stammen die Porträts der Geschwister und anderer Verwandten in Fülle. Die Mutter hat er in vielen Stellungen gezeichnet. Auf dem Schreibtische meines Vaters stand, soweit ich zurückdenke, eine vergoldete Dose mit ihrem Miniaturporträt darauf. Heute in meinem Besitze. Es zeigt die Mutter in ihren letzten Jahren. Wie meine eigene Mutter hieß sie Dorothea. Sie ist nicht sehr alt geworden.

Nach der Mutter Tode nahm das Zusammenleben sämmtlicher Geschwister in Kassel abermals neue Form an. Alle Sorgen aber verhinderten nicht, daß Jacob und Wilhelm's Dasein sich zu immer weiterer Arbeit erbreiterte, und daß sie zugleich, wollend oder nicht wollend, zur Mitte eines Kreises junger Freunde und Freundinnen wurden, den sie belebten und dem sie den Wunsch einflößten, an dem, was die Brüder betrieben, selbst geistig betheiligt zu sein. Ihre Werke und ihr Briefwechsel zeigen, wie wohl sie sich inmitten dieses selbsterzogenen Publicums fühlten. Es liegt etwas herrlich Autochthonisches in den Kasseler Zeiten Jacob's und Wilhelm's. In der Blüthe dieser Tage sind die Kinder- und Hausmärchen gesammelt und gedruckt worden.

Die Kinder- und Hausmärchen sind nicht das Product in besonderer Richtung gethaner Arbeit, sondern eines der herausgegriffenen Resultate ihrer sammelnden Thätigkeit. Die Brüder hatten bei den Märchen freilich die Kinder als den mitgenießenden Theil im Sinne. Das beweist schon die Widmung der ersten Auflage von 1812: „An die Frau Elisabeth von Arnim für den kleinen Johannes Freimund." Freimund war Achim und Bettina von Arnim's erstes Kind, damals nicht lange auf die Welt gekommen. Aber man lese die Vorrede: wie wenig bei den Kinder- und Hausmärchen von den Sammlern damals an den alleinigen Gebrauch für Kinder und Haus gedacht wurde; in erster Linie kam es den Brüdern darauf an, diese bis dahin unbeachtet gebliebenen Blumen, die der dichtenden Phantasie des Volkes entsprangen, als einen Theil des allgemeinen nationalen Reichthums überhaupt ans Licht zu bringen.

Diese erste Ausgabe liegt vor mir. Ein Band auf schönes Papier gedruckt. Der Titel noch ohne die Bezeichnung „Erster Band". Hier liegt ein Buchzeichen, unbekannt von wem. Darauf gestickt mit grüner Seide:

Für dein Mädchen ohne Hände
Dankten gern zwei Mädchenhände.

Die Vorrede trägt das Datum: „Cassel, am 18. October 1812". Darunter schrieb Jacob später: „gerade ein Jahr vor der Leipziger Schlacht". Ich finde ferner von meines Vaters Hand unter anderen noch folgende Bemerkungen: „Die Vorrede von Wilhelm, ein paar Zusätze von Jacob." „Von Jacob Märchen 6, 8. (Von der Nachtigall und der Blindschleiche und Die Hand mit dem Messer), aus dem französischen und englischen übersetzt; ich habe sie in der folgenden Ausgabe durch deutsche ersetzt." „Von Jacob erzählt Nr. 12, 40, wahrscheinlich 51, 57. (Rapunzel; Der Räuberbräutigam; Der Fundevogel; Vom goldenen Vogel.) — Die Anmerkungen gemeinschaft-

lich." — Daraus geht hervor, daß die Hauptmasse damals von Wilhelm gearbeitet wurde. Auch den dritten (wissenschaftlichen) Theil hat er fast allein 1821 vollendet.

Wilhelm hat in eines der Handexemplare des ersten Bandes außer vielen Umänderungen stilistischer Art unter den meisten Märchen aber auch die Namen Derer eingetragen, von denen er sie empfing. Da nun finde ich meine liebe, selige Mutter Dorothea genannt, lange bevor sie meinen Vater heirathete. 1795 geboren, war sie 1811, wo ich ihren Namen im Buche zuerst erwähnt finde, sechzehn Jahre alt. Aus ihrem Munde hörte Wilhelm gerade ein Dutzend der schönsten Märchen. Von anderen des zweiten Bandes, die von ihr stammen, erzählte sie selbst mir. So der Abschluß des „König Drosselbart" und das Märchen von den Sternen, die dem armen Kinde vom Himmel herabregnen.

Dortchen Wild's Vater war ein in Kassel ansässig gewordener Berner Bürger, Apotheker, den vornehmen Familien seiner Vaterstadt angehörig, dessen Vorfahren in der Schlacht von Murten mitgekämpft und dort Beute gemacht hatten. Ich habe in Bern die schwere silberne Kette in Händen gehabt, die ein Wild einem burgundischen Ritter abgenommen, auch das gewaltige, zweihändige Schwert, das er führte. Der Vater meiner Mutter, die selbst noch Berner Bürgerin war, besaß in der Margasse in Kassel die Sonnenapotheke, ein in vielen, sich übereinander vorschiebenden Stockwerken aufgethürmtes Haus, in dessen Nähe meine Großmutter bei ihrer Uebersiedelung nach Kassel sich einmiethete. (Heute bezeugt eine Tafel ihre Wohnung, die nach ihrem Tode auch ihre Kinder innehatten.) Es gab kein Haus in der engen Margasse, dessen Geschichte meiner Mutter nicht geläufig war. Sie wußte uns Kindern immer Neues aus ihrer einstigen Nachbarschaft zu erzählen. Frau Grimm hatte fünf Söhne und eine Tochter, in der Wild'schen Apotheke lebten sechs Töchter und ein Sohn. Einige auf beiden Seiten noch beinahe in den Kinderschuhen. Herr Wild war ein wohlhabender Mann. Er besaß um Kassel herum Gärten und Ländereien. „Im Garten" erzählte Dortchen Wild meinem Vater eine Reihe Märchen. Unter „Hansens Trine" steht: „Dortchen, 29. September 1811. im Garten"; unter „Tischchen deck' dich": „Dortchen, 1. October 1811"; unter „Frau Holle": „Dortchen, 13. October 1811. im Garten". Es muß 1811, wie am Rhein, damals auch in Kassel ein schöner, warmer Herbst gewaltet haben. Am 9. October des folgenden Jahres werden „Die drei Männlein" von Dortchen erzählt und an demselben Tage „Allerleirauh", nachdem am 19. Januar 1812 „Die sechs Schwäne", „Der singende Knochen" und „Der Liebste Roland" alle „im Gartenhaus am Ofen" erzählt worden waren. „Hänsel und Grethel" ist vom 15. Januar 1813. Bei anderen Märchen steht nur „Dortchen" ohne Datum. Dieses „im Garten" erinnert mich an meiner guten Mutter Liebe zu Allem, was mit Gärtnerei zusammenhängt. Ihr und ihren Geschwistern und deren Kindern wieder war das angeboren. Ein Wunsch, sagte sie oft, sei ihr nie erfüllt worden: auch nur ein ganz kleines Gärtchen zu besitzen. Dafür zog sie immer in Töpfen allerlei Grünes und hatte ihre Freude daran.

In den Gedanken der Meisten, welche heute die Grimm'schen Kinder- und Hausmärchen nicht als Kinder genießen, sondern über ihre Entstehung nachdenken, hat die Anschauung sich gebildet, als seien sie wörtlich den Erzählungen nachgeschrieben worden, welche unter den Leuten umgingen, so daß, wenn Jacob und Wilhelm Grimm anderen, späterlebenden Sammlern nicht zuvorgekommen wären, diese das „Eigenthum des Volkes" ebensogut sich hätten aneignen können. In der Gestalt, in welcher die Märchen von den Brüdern Grimm dem Volke dargeboten worden, sind sie erst dadurch, daß sie von ihnen dargeboten wurden, wieder zum Eigenthum des Volkes geworden, denn vor der Grimm'schen Fassung waren sie das nicht. Meine Mutter hat als junges Mädchen freilich „Hänsel und Grethel" meinem Vater erzählt: daß dieser aber einfach nach ihrem Dictate geschrieben hätte: so einfach liegt die Sache hier nicht. Wilhelm hat den späteren Auflagen der Märchen den oben genannten, weniger bekannten dritten Theil beigegeben, worin er sich, aber ohne Personen zu nennen, über die Herkunft der einzelnen Märchen ausspricht. Bei „Hänsel und Grethel" heißt es hier nur: „Nach verschiedenen Erzählungen aus Hessen". Hieraus erklärt sich nun aber, warum er an der Stelle des ersten Bandes, wo er meine Mutter handschriftlich als Quelle des Märchens nannte, dies nicht am Schlusse, sondern mitten im Märchen that, wo er einen Nachtrag handschriftlich einschiebt, der später erst in den zweiten Druck hineinkam: eine der schönsten Stellen des Märchens.

Da nämlich, wo die alte Hexe fragt:

Knupper knupper kneischen
Wer knuppert an meinem Häuschen!

erschrecken im ersten Drucke des Buches die Kinder nur und die alte Hexe kommt gleich aus der Hausthüre. Die schriftliche Randbemerkung meines Vaters besagt hier, daß die Erinnerung meiner Mutter diese Scene weiter ausmalte: Sie nämlich erst berichtete nachträglich die Antwort der Kinder:

Der Wind! der Wind!
Das himmlische Kind!

und das Uebrige, wie es in den folgenden Ausgaben dann zu lesen steht. Im dritten Bande führt mein Vater neben den „verschiedenen bewährten Erzählungen" dann noch eine schwäbische Form dieses Märchens und andere Anklänge an. Hieraus schon erhellt, wieviel sowohl auswählende als zusammenfassende, und redigirende Arbeit nöthig war, um diejenige Form der Märchen zu finden, in welcher die Kinder- und Hausmärchen heute zu einer Sammlung geworden sind, welche dem Geiste des Deutschen Volkes fertig entsprungen zu sein scheint.

Nicht nur Dortchen aber lieferte aus der Familie Wild Stoff für die Sammlung. Sechs Schwestern Wild waren es; eine von den drei älteren war Gretchen, durch Schönheit und Talente ausgezeichnet. Ein vorhandenes Bildniß läßt sie erkennen: das blonde, fein sich kräuselnde Haar und die zarte Haut. Von ihr sind die am frühesten datirten Märchen: „Prinz Schwan", „Gretchen 1807", und „Das Marienkind" aus demselben Jahre; „Vom getreuen

Gevatter Sperling", „Gretchen 1808"; „Von dem Dummling", „Katz und Maus in Gesellschaft" und „Vom gestohlenen Heller", 1808. Gretchen heirathete früh und starb früh. Ihre Kinder sind von meiner Mutter erzogen worden; sie haben uns Kindern dann nahe gestanden und ihre Kinder und Enkel stehen uns heute nahe.

Talente vererben sich: woher hatten Gretchen und meine Mutter die Märchen? Wir denken zunächst an ihre eigene Mutter. Auch von Frau Wild sind Bilder da, aber auch von deren Mutter, von meiner Mutter Großmutter also, gibt es eine Miniatur, die ich von Kind auf kenne: eine alte Frau mit zarten, fein geschnittenen Zügen. Sie hat etwas sehr Vornehmes. Sie trägt ein weißes Spitzentuch über dem hochaufgesteckten gepuderten Haare und einen Marderpelz, in dem sie sich Sonntags in der Portechaise zu ihrer Tochter Wild tragen ließ. Sie hieß Huber und war die Tochter des berühmten Gesner, der, wie meine Mutter nie dazuzusetzen vergaß, den Thesaurus geschrieben hat. Gesner's Thesaurus linguae latinae ist der Vater der neueren lateinischen Wörterbücher. Meiner Mutter Großmutter, Gesner's Tochter also, war als Kind schon von solchem Eifer für die Philologie beseelt, daß sie, hinter einem Vorhange im Auditorium sitzend, ihres Vaters Vorlesungen hörte. Dabei passirte es, daß sie einschlief und von ihrem Sitze herab ins Auditorium hineinfiel. Die Studenten aber hegten solche Ehrfurcht vor ihrem Professor, daß sie nicht lachten. Frau Wild war eine kleine, zierliche Frau. Zwei Märchen hat sie Wilhelm Grimm erzählt, unter denen ihr Name steht: „Strohhalm, Kohle und Bohne auf der Reise" und „Läuschen und Flöhchen", beide durch ihre Niedlichkeit in einer gewissen Verwandtschaft und durch eine graziöse Besonderheit für sich bestehend. Mit denen, welche Dortchen erzählte, haben sie aber nichts gemein.

Dortchen denn auch empfing seinen Reichthum aus anderer Quelle. Ueber der Wild'schen Kinderstube in der Sonnenapotheke, mit ihren vielen Gängen, Treppen, Stockwerken und Hinterbaulichkeiten, die ich selbst alle noch als Kind durchstöbert habe, waltete die „Alte Marie", deren Mann im Kriege gefallen war, und die jeden Abend aus ihrem „Hawermännchen" ihr Abendgebet las. Von ihr hat der erste Band der Märchen seine schönsten Märchen erhalten. Von ihr stammen: „Brüderchen und Schwesterchen": „Von der Marie", 10. März 1811; „Rothkäppchen": „Herbst 1812"; „Das Mädchen ohne Hände": „10. März 1811"; „Der Räuberbräutigam"; „Der Gevatter Tod": „20. October 1811"; „Des Schneiders Daumerling Wanderschaft"; „Dornröschen" und andere ohne Datum. Ich führe die Stücke in der Reihenfolge des Druckes an. Man fühlt sogleich, daß Dortchen und Gretchen wahrscheinlich nur weiter gaben, was die alte Marie ihnen eingeprägt hatte.

Mit den Wild's und Grimm's vereinigte sich aber eine dritte Familie, die Hassenpflug's. Ludwig Hassenpflug, der als Minister des Kurfürsten von Hessen lange Jahre später eine trübe Berühmtheit erhalten hat, die allmälig erst zu verblassen beginnt, war damals fast noch ein Kind, seine beiden älteren Schwestern aber Dortchen Wild's und Lotte Grimm's Freundinnen. Amalie Hassenpflug (die Verfasserin des Buches: „Gretchen Verflassen" und die Freundin Annette's von Droste-Hülshoff), war damals aufblühend in Schönheit und Be-

weglichkeit des Geistes. Ludwig Grimm hat sie oft gezeichnet. Es liegt etwas in ihren Zügen, als habe man ihr früh schon angesehen, daß ein so selbständiger, scharfblickender Geist nicht dazu bestimmt sei, sich zu verheirathen. Sie starb in Mersburg am Bodensee. Sie vielleicht stand durch ihre geistige Ueberlegenheit von allen den jugendlichen Erscheinungen jener Zeit Jacob und Wilhelm am nächsten.

Viele der Märchen des ersten Bandes tragen die Bemerkung: „von Hassenpflug's"; die meisten darunter aber die besondere Bezeichnung: „von der Jeanette". Jeanette Hassenpflug war die jüngere Schwester, durchaus anders als Amalie und geistig nicht mit ihr zu vergleichen, aber eine vorzügliche Erzählerin und Wiedererzählerin. Die Hassenpflugischen Märchen beginnen 1811, die meisten fallen in den Herbst 1812. Von ihnen stammt, bis auf das Ende, das Dortchen wiederum zusetzte: „Der König Drosselbart"; „Schneewittchen", aber auch dieses nicht von ihnen allein; ein Theil von „Rumpelstilzchen", zu dem auch Dortchen's ältere Schwester Lisette beisteuerte; „Der Teufel mit den drei goldnen Haaren"; „Der gestiefelte Kater"; „Herr Korbes" (Hühnchen und Hähnchen), dieses von Jeanette schon 1810 erzählt; „Vom Schneider, der bald reich wurde"; „Blaubart"; „Hurleburlebutz"; „Der König mit dem Löwen"; „Die Schwiegermutter". Die Mutter Hassenpflug war französischen Ursprunges: man bemerke, daß „Blaubart" und „Der gestiefelte Kater" nach Frankreich weisen. Von den übrigen mit Namen angeführten Contribuenten zum ersten Theile, die mir zum Theil unbekannt sind, erwähne ich noch August von Haxthausen, Frau Jordis und Achim von Arnim.

Durch die Familie Haxthausen wurden der Sammlung alle die Märchen wohl zugeführt, deren Ursprung im dritten Theile als „Aus dem Paderbornschen" angegeben ist. Eine Reihe von Brüdern und Schwestern hausten in Bökendorf. Darunter die Mutter der Dichterin Annette von Droste. Die Brüder Grimm waren oft dort, und Ludwig's Skizzenbücher sind erfüllt von Landschaftlichem aus der Gegend und von Porträts, unter denen die der Dorf- und Hausleute und die Hunde eine bedeutende Rolle spielen. August von Haxthausen erzählte das „Lumpengesindel" den 19. Mai 1812.

Von Frau Jordis wurden die Märchen „Von der Frau Füchsin" erzählt, 1812, im Herbste. Sie war die Schwester Bettina's und Clemens Brentano's. Von den Brentano's, aber auch aus Steinau mögen die Märchen stammen, die im dritten Band die Bezeichnung tragen: „Aus der Maingegend". Eins der schönsten sandte Arnim: „Der Machandelbaum". Er hatte es vom Maler Runge in Hamburg empfangen. „Joringel und Jorinde" stammt aus dem Leben Jung Stilling's. Dennoch trat auch hier eine mündliche Erzählung „Aus der Schwalmgegend" mit geringen Abweichungen hinzu.

Im Jahre 1815 kam der zweite Band der Märchen heraus. Die Vorrede ist vom 30. September 1814. In ihr wird nun ein neuer Name genannt: Frau Viehmännin aus Zwehren, einem dicht bei Kassel gelegenen Dorfe, hatte das für den zweiten Theil geleistet, was die Alte Marie am ersten gethan. In der Vorrede heißt es, sie betreffend: „Ein guter Zufall war die Bekanntschaft mit einer Bäuerin aus Zwehren, durch welche wir

einen ansehnlichen Theil der hier mitgetheilten, darum ächt hessischen Märchen, sowie Nachträge zum ersten Bande erhalten haben. Diese Frau, noch rüstig, heißt Viehmännin, blickt hell und scharf aus den Augen und ist wahrscheinlich in ihrer Jugend schön gewesen. Sie bewahrt die alten Sagen fest im Gedächtniß, welche Gabe, sagt sie, nicht Jedem verliehen sei. Dabei erzählt sie bedächtig, sicher und mit eigenem Wohlgefallen daran; erst ganz frei, dann, wenn man will, noch einmal langsam, so daß man ihr nachschreiben kann. Manches ist auf diese Weise wörtlich beibehalten. Wer an leichte Verfälschung der Ueberlieferung, Nachlässigkeit und daher an Unmöglichkeit langer Dauer als Regel glaubt, der müßte hören, wie genau sie immer bei derselben Erzählung bleibt und auf ihre Richtigkeit eifrig ist; niemals ändert sie bei einer Wiederholung etwas in der Sache ab und bessert ein Versehen mitten in der Rede gleich selber".

In dieser Vorrede zum zweiten Bande sprechen sich die Brüder über den Werth der Märchen aus als eines Buches, das Kindern in die Hände zu geben sei. In den zwei Jahren von 1812—1814 war die Rede oft darauf gekommen. Das Buch hatte als Kinderbuch in einer Richtung seine Wege gefunden, an die man beim ersten Bande kaum gedacht. Da war wohl mehr ins Auge gefaßt worden, was daraus den Kindern etwa erzählt werden könne; inzwischen hatten die Kinder sich der Märchen mit eigenen Augen bemächtigt.

Die Brüder geben zu, daß Manches bedenklich sei, bestehen zugleich aber darauf, daß man die Kinder gewähren lassen solle; sie würden schon herausfinden, was gut sei, und das Böse übersehen. Was Wilhelm hier sagt, ist das Richtige. Mag über dieses Thema noch soviel gestritten werden, das Resultat wird immer dasselbe sein: daß die Märchen, so wie sie sind, den Kindern in die Hände gegeben werden können. An anderer Stelle und getrennt vom Uebrigen möchte Manches mit Recht bedenklich erscheinen: an seinem Platze wird es keine verderbliche Wirkung haben. Diese Märchen gehören zum „Gesunden", und das Deutsche Volk bedarf ihrer.

Die zweite Auflage des Buches ist von 1819. Hier hat der zweite Band als Titelkopf ein Porträt der Frau Viehmännin, der „Märchenfrau", von Ludwig Grimm gezeichnet und radirt. Von Ludwig auch ist vor dem ersten Bande „Brüderchen und Schwesterchen", wie sie im Walde schlafen, ein Engel mit Lilien in den Händen hinter ihnen. Compositionen zu den Märchen von Ludwig's Hand finden sich von da ab in Fülle bei ihm, nur Weniges aber davon ist herausgekommen. Um die Zeit, wo die zweite Auflage erschien, verheirathete Lotte Grimm sich mit Hassenpflug, und die nun allmälig erscheinenden Kinder, sowie später dann ich mit meinen Geschwistern fingen an, das erste lebendige Publicum für die Märchen zu werden. Wir sind mit ihnen aufgewachsen und betrachteten ihren Inhalt als den der großen Weltgeschichte in den ältesten Zeiten. Die Märchen haben die Eigenschaft, immer wieder von den Kindern jedesmal als Neuigkeit aufgenommen zu werden. Alle standen sie für uns in Verbindung: ein großes Reich, wo all' das sich zugetragen hatte.

Es liegt in den Kindern aller Zeiten und aller Völker ein gemeinsames Verhalten der Natur gegenüber: sie sehen Alles als gleichmäßig belebt an.

Wälder und Berge, Feuer und Sterne, Flüsse und Quellen, Regen und Wind reden und hegen guten und bösen Willen und mischen ihn in die menschlichen Schicksale. Es gab eine Zeit aber, wo nicht nur die europäische Kinderwelt, sondern die Völker selbst so dachten. Wie die germanischen Völker in diesem Zustande der Kindheit in Glauben, Sprache und Ueberlieferung sich verhalten, war Jacob's Studium; Wilhelm dagegen wollte nicht bloß forschen, sondern auch das Gefundene der Gegenwart vermitteln. Wilhelm zumeist hat den Märchen ihre Form gegeben. In dieser Gestalt sind sie Schöpfungen für sich. Es ist neuerdings versucht worden, die Kinder- und Hausmärchen im Sinne einer schwächlichen Moral umzuarbeiten. Allein im Laufe von achtzig Jahren nun hat sich herausgestellt, daß sie, so wie sie sind, ein unentbehrliches Buch seien, und auf dieses Urtheil dreier Generationen hin weist man die Versuche der Verbesserer heute ab.

Immer sind die Brüder wie von einem lichten Mantel umgeben gewesen, der aus Ehrfurcht gewebt war. Nur ein einziges Mal hat widriger Wind ihn zur Seite gerissen: als gegen die Doppelstatue Jacob und Wilhelm Grimm's von Berlin aus Etwas unternommen wurde.

Die gute Sache aber erlitt durch diesen Schlag doch nur eine Verzögerung. 1896 wird die Statue, wie zu hoffen steht, aufgestellt werden. Ich habe kürzlich mit den von dem Hanauer Comité abgesandten Herren das in Eberle's Werkstätte zu München stehende Modell gesehen, und auch gewahren dürfen, wie sie gleich mir von seiner einfachen Größe ergriffen waren. Wilhelm sitzt auf einem Sessel. Ein aufgeschlagenes Buch ruht ihm auf den Knien. Er blickt nicht hinein, sondern vor sich hin ins Weite, nachsinnend, wie ich ihn schon als Kind gesehen hatte. Als bilde sich ein Gedanke in seiner edlen Stirn. Jacob, neben ihm stehend, mit der einen Hand und straffem Arme sich auf die Lehne des Sessels stützend, blickt mit mehr gesenktem Antlitze zu dem Buche herab, als suche er noch in dessen Inhalte. Gemeinsame geistige Arbeit höchster Art kann nicht einfacher, sprechender und schöner dargestellt werden. Am Piedestale soll in einem Medaillon das Bildniß unserer Mutter angebracht werden, die beiden Brüdern bis zu den letzten Athemzügen zur Seite stand.

Dorothea Grimm's Grabstätte ist in Eisenach. Auf dem Kirchhofe liegt sie, an dem der Weg zur Wartburg heraufführt. Auf ihrem Steine ein knieender Engel, die Copie dessen, der in Kassel für Lotte Grimm's Grab von Werner Henschel, dem hessischen Bildhauer, der ein treuer Freund der Brüder Grimm gewesen ist, gearbeitet worden war.

Ludwig Grimm starb den 4. April 1863 zu Kassel.

Neben seinem Vater ruht in Berlin nun auch mein und meiner Schwester Auguste lieber Bruder Rudolf, geboren den 31. März 1830 in Göttingen, der die Kriege mitgemacht hat und jünger und kräftiger als ich, den 13. November 1889 gestorben ist.

Caterina Sforza[1]).

Von

Otto Hartwig.

[Nachdruck untersagt.]

Am 28. Mai 1509 starb in Florenz in einem der Häuser der Medici neben dem Prachtbaue Michelozzo's in der heutigen Via Cavour, kaum sechsundvierzig Jahre alt, eine dreifache Wittwe, welche die Zeitgenossen als die schönste Frau ihres Jahrhunderts gepriesen und wegen ihrer Thaten und Schicksale la prima donna d'Italia genannt haben. Ihre beiden ersten Männer hatte Caterina Sforza durch Meuchlerhand verloren, wie denn auch ihr Vater in St. Stefano zu Mailand unter Dolchstichen fanatisirter Jünglinge zusammengebrochen war. Durch ihren dritten Gemahl, der früh verstarb, ist sie dann die Stammmutter der mediceischen Großherzöge von Toscana und damit auch aller Bourbonen von Ludwig XIII. an geworden.

Die Schönheit dieser Frau können wir uns noch heute vergegenwärtigen. Denn neben einer ganzen Anzahl mehr oder weniger fragwürdiger Porträts, welche sie von ihrer Mädchenzeit bis in die höheren Jahre darstellen sollen, besitzen wir ein ziemlich gut erhaltenes Bild von ihr, das von einem großen Künstler herrührt. Freilich hat Melozzo degli Ambrosoli von Forli seine langjährige Gebieterin in der Lunette der Capelle Feo in San Biagio und Girolamo zu Forli nicht als die Herrin gemalt, wie sie ihren Zeitgenossen in schillerndem Brustharnische vom Kampfgewühl umwogt vor der Seele stand, sondern vor einem Heiligen niederknieend im Pilgerkleide. Im Vordergrunde des figurenreichen Bildes, das nach dem Hintergrunde ansteigt, steht ein weißgedeckter Tisch, auf dem der heilige Jacob von Campostella soeben eins der bizarrsten Wunder der christlichen Thaumaturgie verrichtet hat, indem er gebratene Hühner und Hasen wieder ins Leben zurückrief. Dem am Tisch sitzenden Apostel gegenüber kniet etwas tiefer der schon gealterte Girolamo Riario, der erste Gemahl der Caterina mit Pilgerstab und Pilgertasche. Ihm zur Seite, nach dem Hintergrunde zu, steht hoch aufgerichtet in jugendlicher Schöne vor einer Säule Giacomo Feo, der zweite Gemahl

[1]) Pier Desiderio Pasolini, Caterina Sforza. Roma, E. Loescher e Comp. 1893. Vol. 1—3, 405. 450 und 861 S. in 8°.

Caterina's. Sein Auge ruht strahlend auf seiner Gebieterin, die hinter ihrem Gatten, doch etwas tiefer als dieser, gleichfalls auf ihre Kniee niedergesunken ist. Caterina, welche damals, als sie dies Bild zum Gedächtnisse ihres ermordeten, heiß geliebten zweiten Gatten nach dem Tode Melozzo's von Palmezzano vollenden ließ, einige dreißig Jahre zählte, zeigt sich uns ganz scharf im Profile. Aber welch ein Profil ist das! Unter einem weißen Kopftuch, das die Stirn mehr als zur Hälfte bedeckt und, von einem um den Kopf geschlungenen schwarzen Bande festgehalten, rückwärts unter den Pilgermantel herabfällt, ragt die griechisch geformte Nase hervor. Der kleine, feingeschwungene Mund tritt etwas hinter dem kräftigen, Energie verrathenden Kinn zurück, das auf etwas starke Körperformen hindeutet. Während ihr Gemahl ob des erstaunlichen Vorgangs den Mund öffnet und die Augen aufreißt, verräth das Mienenspiel der Frau gespannte Aufmerksamkeit, aber nicht die geringste Ueberraschung. Das schöne, große, klare Auge ist sanft, aber ruhig auf den Tisch gerichtet, während sie, die Arme über die Brust gekreuzt, mit einer Hand ihren Pilgerstab festhält. Als Contrastfigur steht zwischen ihr und dem Vater, dem Hintergrunde zu, ihr ältester, ihr ähnlicher Sohn, ein schöner Jüngling im vollen Lockenschmucke. Voll Staunens beugt er das Haupt sprechend zur Mutter herab, als wolle er bei ihr Schutz suchen[1]).

Melozzo von Forli hat uns auch auf diesem Bilde, wie immer, „seine Modelle mit fast brutaler Sicherheit vor Augen gestellt". Das dürfen wir jetzt mit Bestimmtheit sagen, nachdem der Graf Pasolini in seinem großen, überaus sorgfältigen Werke uns das innerste Wesen dieser Menschen, vor Allem das Caterina's, seiner berühmten Landsmännin, aus sicheren Quellen neu erschlossen hat. Denn bei allem Interesse, welches das durch seine Schönheit wie durch seine außerordentlichen Thaten und Schicksale merkwürdige Weib einem Biographen einflößen muß, erlauben wir uns doch zu bezweifeln, daß der edle Graf ihm und der Aufhellung seiner Geschicke einen so nachhaltigen, nie ermüdenden Fleiß und Eifer gewidmet hätte, wenn nicht die Liebe zum väterlichen Boden und traumhafte Erinnerungen an früheste, blutige Vorgänge in seinen eigenen Familienbüchern ihm immer von Neuem wieder das Bild der gewaltigen und schönen Frau vor die Augen zurückgerufen hätten. Denn als die Sforza noch Attendoli hießen und in Cotignola, einem kleinen Flecken zwischen Castel Bolognese und Ravenna, hausten, da hatte sich schon am Ende des 14. Jahrhundertes um den Besitz einer reichen Erbin ein wüthender Kampf zwischen den zahlreichen Söhnen, welche Elisa degli Attendoli ihrem Gatten geschenkt hatte, und den Pasolini dell' Onda entsponnen, in dem diese erlagen. Jetzt, nachdem die zu Herzögen von Mailand gewordenen

[1]) Verschiedene Aufnahmen des Bildes bei Pasolini, I, S. 194, II, S. 390. Eine schöne, große Umrißzeichnung der Köpfe Caterina's und Girolamo Riario's in dem ausgezeichneten Werke von Schmarsow über Melozzo da Forli. — Daß dieses Porträt Caterina's als das beste galt, geht auch daraus hervor, daß nach ihm offenbar ihr Bild in dem 1497 erschienenen Werke des Jacobus Philippus Bergomensis De claris mulieribus angefertigt ist. Pasolini, I, S. 271. Auch das stilisirte Porträt Caterina's im Palazzo Vecchio zu Florenz von G. Vasari geht auf das Bild Melozzo's zurück.

Attendoli-Sforza längst vom Erdboden verschwunden sind, widmet der directe Nachkomme jenes Martino Pasolini, der aus Liebe zu seinem Sohne Pasolino den glühenden Haß der in ihrem Bruder verletzten großen Sippe gegen sich heraufbeschworen hatte, einer Frau dieses Hauses ein Werk, das ihren Namen und ihren Ruhm nicht nur aufs Neue unter uns beleben, sondern für alle Zeit festlegen wird.

Mehr als fünfhundert bisher unbekannte Briefe der Madonna da Forlì hat Pasolini aus den Archiven und Bibliotheken Italiens, Frankreichs und Englands zusammengebracht und sie und andere zahlreiche Urkunden ganz oder auszugsweise abdrucken, die wichtigsten facsimiliren lassen. Daneben stehen die sehr umfangreichen Experimenti de la ex.ma S.r Caterina da Furli, d. h. das Hausbuch der Heldin, in dem sie neben unzähligen anderen Recepten gar viele ihrer Toilettengeheimnisse z. B. a fare la facia bianchissima et bella et lucente et colorita vorsorglich aufgezeichnet hat. Das mit vielen Porträts, Abbildungen von Städten, Festungen und Palästen luxuriös ausgestattete Werk über die schönste Frau des fünfzehnten Jahrhunderts hat der Autor der vornehmsten, liebenswürdigsten und schönsten italienischen Fürstin des neunzehnten Jahrhunderts, seiner Königin Margherita, mit einer schwungvollen Vorrede gewidmet.

I.

Wohl niemals ist die Allgewalt des Glückes lauter und überzeugter verkündet worden, als in dem Renaissancezeitalter Italiens. Bei keinem Triumphzuge sieggekrönter Herrscher durfte die Gestalt der Fortuna fehlen. In zahlreichen Schriften über den Glückswechsel weisen die ersten Schriftsteller an unzähligen Beispielen nach, welche Macht die Fortuna auf die Geschicke der Menschen ausübe. Der scharfsinnigste Beobachter, Erforscher und Analytiker des Ablaufs des Lebens der Staaten wie der Individuen bekennt sich zum Satze, daß nur die Hälfte des Erfolges der Menschen von ihren Thaten, der Rest von dem Glücke abhängig sei. Ein anderes Mal geht N. Macchiavelli so weit, zu behaupten, daß die Fortuna der Welt habe zeigen wollen, daß sie, und nicht die Klugheit, den Menschen groß mache. Dieser Glaube an die Macht des Glückes mußte sich den Menschen aufdrängen, wenn sie sahen, wie Viele unter ihnen sich rasch und sicher aus den untergeordnetesten Stellungen an die Spitze von Staaten emporschwangen, sei es als Führer von Söldnerhaufen, sei es als Nepoten von Päpsten oder als Liebhaber von Königinnen von Neapel. Aber eben so häufig sahen sie auch, welch jähem Wechsel die Geschicke kluger und tapferer Menschen unterworfen waren; wie Die, welche sich heute noch im Glanze fürstlicher Allgewalt sonnten und die Geschicke Italiens in ihren Händen zu halten glaubten, von Einem Schlage getroffen zu Boden lagen und Macht und Leben verloren. Das mußte um so stärker auf die Phantasie des leicht erregbaren Volkes wirken, als die bis dahin die Geister und Herzen der Menschen bindenden religiösen Vorstellungen durch wieder auflebende heidnische Ideen und durch das Treiben an der Curie des Stellvertreters Gottes auf Erden den besten Theil ihres Einflusses auf die Volksseele

verloren hatten. Wenigstens in den Spitzen der italienischen Gesellschaft des fünfzehnten Jahrhunderts war der Glaube an eine sittliche Weltordnung verloren gegangen. Die Fortuna war ihre Göttin geworden.

Ganz besonders huldreich schien sich diese der Familie Attendoli-Sforza zugeneigt zu haben. Als ihr Ahnherr, Giacomo Attendolo, 1382 eines Tages auf dem Felde schwer arbeitete, zog eine Schar guter Cameraden, die sich von einem Condottiere hatten anwerben lassen, an dem Dreizehnjährigen vorüber. Auf ihren Zuruf, mitzuziehen, warf er seine Hacke in das Geäst eines Baumes: falle sie herunter, so wolle er weiter arbeiten, bleibe sie oben hängen, dann gehe er mit. Und sie blieb hängen, und Giacomuzzo Attendolo wurde ein großer Kriegsmann, Geliebter der Königin Giovanna II. von Neapel und Großconnetable des Königreichs.

Schließlich vermählte er sich, fünfzig Jahre alt, mit der Wittwe des Königs Ludwig's II. von Anjou, nachdem er sein ihm treu ergebenes und tapferes Kebsweib, die ihm schon seinen berühmten Sohn Francesco und sechs andere Kinder geschenkt hatte, an einen Cameraden verheirathet hatte. Fünf Jahre darauf ertrank er nach gewonnener Schlacht in den Fluthen der Pescara, als er einem geliebten Leibpagen das Leben retten wollte. Hatten ihn schon seine Zeitgenossen Sforza genannt[1]), so verlieh die Königin Giovanna seinem Sohne Francesco mit allen Lehen des Vaters diesen Namen als den der Familie. Giacomo Sforza hat sein Leben lang etwas vom schlauen, haushälterischen Bauern an sich behalten. Kaum konnte er seinen Namen schreiben. Aber von seinem ersten Auftreten an war sein Sinn auf große Dinge gerichtet gewesen. Strenge Mannszucht hatte er unter seinen Scharen aufrecht zu erhalten gewußt, und in Geldsachen war er zuverlässig und genau. Täglich besuchte er die Messe und beichtete jährlich. Doch meinte er, es sei Heuchelei und Dummheit, Gott mit langen Ceremonien zu belästigen. Roh und wüst gegen wehrlose Frauen und Männer, ließ dieser im Feldlager aufgewachsene tapfere und reisige „Vater der Kriegerschaft", der alle seine Soldaten mit ihrem Namen anredete, sich doch die Geschichtswerke der Griechen und Römer in italienischen Uebersetzungen vorlesen.

Noch glänzender bestrahlte der Glücksstern den Lebenslauf seines Sohnes Francesco. Er war freilich ein Mann von einer geistigen und leiblichen Frische und Kraft wie kaum ein Zweiter unter den Zeitgenossen, unter denen es wahrlich nicht an talentvollen, in jedem Betracht begabten Menschen fehlte. Er gewann schließlich die Hand der Erbin des Hauses Visconti in Mailand. Der Condottiere wurde zum legitimen Herrn eines der reichsten Fürstenthümer der damaligen Zeit, den seine neuen Unterthanen mit Jubel bei seinem Einzuge sammt seinem Schlachtrosse in den Dom trugen. Erwägt man die Geschichte dieses Mannes, so begreift es sich, wie Taine in Napoleon I. einen verspäteten Nachkömmling dieser italienischen Condottieri wieder zu erkennen glaubte, der in seinen Geschicken diesen Capitani di ventura auch darin nicht unähnlich war, daß sie wie er trotz aller scheinbaren Macht und alles

[1]) „Per certo indomito vigor d'animo".

fürstlichen Glanzes doch nicht fähig waren, ihren Geschlechtern eine dauernde Herrschaft zu gründen. Denn schon der Sohn Francesco's, Galeazzo Maria (1468—76), verlor in einem Augenblick Herrschaft und Leben. Von antikem Tyrannenhaß erfüllte Jünglinge erstachen ihn am 26. December 1476 in der Kirche St. Stefano meuchlings, als der Kirchenchor eben den Hymnus Sic transit gloria mundi intonirt hatte. Galeazzo Maria war ein stattlicher, schöner Mann, als er, zweiunddreißig Jahre alt, dem Mordstahl erlag. Das Geschlecht der Sforza zeigte sich aber doch schon in ihm degenerirt.

Man traute dem als Kind engelgleichen Enkel des scheußlichen Tyrannen Filippo Maria Visconti zu, daß er seine Braut und Mutter durch Gift habe aus der Welt schaffen lassen. Seine Thaten in Mailand widersprachen diesem Verdacht nicht. Seine fromme Frau Bona von Savoyen hatte ihn schon 1474 zu einer Generalamnestie gegen unzählige Gefangene und Verfolgte zu bestimmen gewußt. Aber in schweren Träumen stand ihr doch das gewaltsame Ende des Vaters ihrer fünf Kinder vor der Seele, und sie wollte ihn nicht seinen letzten Gang antreten lassen. Hatte er doch auch einen Astrologen, der so unvorsichtig gewesen war, ihm zu verkünden, daß er nicht elf Jahre regieren werde, mit kärglichen Lebensmitteln versehen, in einen Brunnen werfen und in ihm verkommen lassen!

Das war der Vater der Caterina Sforza, von der wir zu erzählen haben. Ihre Mutter war aber nicht die fromme Bona von Savoyen, sie war vielmehr die Frucht einer ersten Liebe ihres Vaters mit der schönen Lucrezia Landriani, der Frau eines Hofbeamten des Herzogs. Dieser legitimirte seine um 1463 zu Pavia oder Mailand geborene Lieblingstochter und sorgte für deren Erziehung. Aus einem Briefe, den der Vater an seine Mutter Bianca Maria Visconti aus dem Feldlager gegen die Venetianer richtete, erfahren wir zuerst etwas von dem fünfjährigen Kinde. Es war erkrankt, und deshalb waren zwei Couriere an den besorgten Vater abgeschickt worden. Der Unterricht des genesenen, lebhaften Mädchens, das die Gemahlin des Herzogs adoptirt hatte, ruhte in den Händen von humanistisch gebildeten Gelehrten, mit denen sich der Herzog gern umgab. Er war, nach der Sitte der Zeit, dem der Knaben ganz gleich. Caterina empfing daher ihre erste Unterweisung auch mit ihren Brüdern Carlo und Alessandro. Die humanistische Bildung hat bei ihr jedoch keine so tiefen Wurzeln geschlagen, wie bei anderen vornehmen Damen ihrer Zeit. Ihr Sinn war mehr auf praktisches Thun, auf häusliche Arbeiten, wie auf ritterliche Uebungen gerichtet. Nicht unter Büchern, sondern da, wo die Fahnen wehten und die Kriegstrompeten erklangen, wo das Jagdhorn ertönte und Falken in die Lüfte stiegen, fühlte sich die Urenkelin des Giacomuzzo Attendolo am wohlsten. Schon frühe hatte sie auch ihr Vater mit dem Grafen Onorato di Marcantonio Torelli, dem Generalcapitän seiner Streitkräfte, verlobt. Der frühe Tod dieses Bräutigams machte ihre Hand aber bald wieder frei, und der Herzog suchte dem Kinde einen neuen Verlobten, welcher sie zu höheren, gefahrvolleren Ehren führen sollte.

Es gehört zu den vielen Widersprüchen, in denen sich in dieser an Contrasten so reichen Zeit die höheren Stände Italiens bewegten, daß, während einerseits

die Heiligkeit der Ehe, wenigstens bei den Männern, auf ein Minimum herabgesunken war, und der Unterschied legitimer und illegitimer Nachkommenschaft fast zu einem fließenden geworden war, man doch einen hohen Werth auf die Abschließung von vornehmen Eheverbindungen legte und durch ein so precär gewordenes Institut der eigenen precären Existenz einen festern Halt zu geben trachtete. Ganz in der Grundrichtung der Zeit, und wohl auch des italienischen Volksgeistes überhaupt, wurden die Banden des Blutes für stärkere angesehen als die, durch welche die Sitte und die Kirche die Menschen zusammenhält. Es kam den Emporkömmlingen aber nicht darauf an, ihren jungen Stammbaum durch eine Verbindung mit einem alten, vornehmen Geschlechte zu veredeln, sondern nur sich einen Machtzuwachs zu verschaffen, der den drohenden Gefahren von heute auf morgen wenigstens Etwas von ihrem Schrecken nehmen könne und dem Uebelwollen der Fortuna ein Hemmniß zu bereiten im Stande sei.

Deshalb war auch der mächtige Herzog von Mailand darauf bedacht, seine Familie mit einem Nepoten des aus unterster Schicht heraufgestiegenen Papstes Sixtus' IV. zu verbinden. Er hatte dazu die Tochter Corrado Fogliani's, des Stiefbruders seines Vaters Francesco aus der kirchlichen Ehe von dessen Mutter, und dessen Frau, einer natürlichen Tochter Lodovico Gonzaga's von Mantua bestimmt. Schon 1472 war das elfjährige Kind mit Girolamo Riario verlobt worden. Als aber der päpstliche Nepot fürchtete, diese Beute könne ihm entgehen, und auf Auslieferung der Braut drang, da widersetzte sich denn doch die Mutter Isabella Gonzaga, und alle Drohungen des Herzogs vermochten nicht ihren Willen umzustimmen. Der Nepot des Papstes mochte darin nur ein abgekartetes Spiel erkennen und bedrohte nun den Herzog mit dem Zorn des Papstes. Um diesem auszuweichen und den allmächtigen Nepoten mit dem Geschicke seines Hauses aufs unzertrennlichste zu verbinden, entschloß sich der Herzog, dem Manne, der Cesare Borgia nur an Muth und Thatkraft, aber nicht an Frevelsinn nachstand, seine geliebte Caterina zum Ersatze zu geben. Ohne irgend ein Gewissensbedenken verlobte im Februar 1473 der Vater sein zehnjähriges schönes Kind „mit Ring und Kuß" dem Wüstling, und der Papst beeilte sich, durch eine Bulle vom 26. Februar 1473 alle bei dieser Neuverlobung seines Nepoten vorgekommenen Unregelmäßigkeiten zu sanctioniren und die an ihnen betheiligten Personen von den legalen und canonischen Strafen zu entbinden.

Die Würfel über die Lebensgeschicke des unschuldigen Kindes waren damit gefallen. Sein Leben war von da an unlöslich gekettet an die eines elenden Nepoten eines unwürdigen Papstes.

II.

Papst Sixtus IV., heutigen Tages der Welt vorzugsweise in Erinnerung durch die Gründung der Sixtinischen Kapelle, war 1414 als der Sohn eines Fischers Lionardo Rovere in Savona geboren. Seine Mutter, durch einen Traum bestimmt, hatte gelobt, das Kind, welches sie gebären sollte, in den Orden des h. Franz treten zu lassen. Geweckten Geistes, scharfsinnig und ener-

gisch, hatte der Bruder Francesco di Savona, wie man ihn vor seiner Wahl zum Papste nannte, sich in das Studium seiner Ordenstheologie gestürzt, war ein angesehener Professor der Theologie und schließlich Ordensgeneral geworden.

Vor allem glänzte er in dem für die damalige Theologie charakteristischen Streite, den sein Orden mit den Dominicanern unter Papst Pius II. über die Frage ausfocht, ob das bei der Kreuzigung Christi von diesem vergossene und bei der Auferstehung wieder angenommene Blut während der dreitägigen Grabesruhe mit der Gottheit hypostatisch vereinigt blieb und deshalb anzubeten sei. Der Mann, der über solche Fragen sicher Auskunft zu geben wußte, war geeignet für das Cardinalat, das ihm 1467 mit dem Titel der Kirche von San Pietro in Vincolis zufiel.

Als Papst Paul II. 1471 verstorben war, setzte der Herzog Galeazzo Maria ihn auf die Liste der ihm als Pontifex genehmen Cardinäle. Gehörte doch Savona damals mit Genua zum Herzogthum Mailand. Nach einem ganz kurzen Conclave vom 6. bis 9. August, an dem achtzehn Cardinäle theilnahmen, ging der Sohn des armen Fischers aus dem Scrutinium als Stellvertreter Gottes auf Erden hervor. Der Sohn seiner mit dem Schuster Paolo Riario in Savona verheiratheten Schwester Bianca, der gleich dem Onkel in den Franciscanerorden eingetreten war, hatte diesen als sein Conclavist in das Wahllocal begleitet und soll dort nach der Aussage zweier, von einander unabhängiger Zeugen viel zur Wahl des Rovere beigetragen haben. Die Mittel, deren sich der junge Frater bei seinen Bemühungen bedient haben wird, lassen sich leicht aus den ersten Amtshandlungen des neuen Papstes erschließen: die einflußreichsten seiner Wähler wurden mit Gunstbezeugungen, hohen und einträglichen Aemtern und Geschenken überschüttet. Mit dem neuen Papste schien eine neue Welt zu beginnen, schrieb ein Zeitgenosse. Hatte der Papst doch auch ungeheure Schätze seines geizigen Vorgängers zu vertheilen! Vierundfünfzig silberne Schalen fand man mit kostbaren Perlen gefüllt, die man auf 300 000 Ducaten schätzte. Ebenso hoch veranschlagte man die Edelsteine und das Gold, das Paul II. für zwei neue Tiaren des Nachfolgers Dessen zusammengebracht, der da nicht hatte, wo er sein Haupt niederlegen solle. Den Rest der Diamanten und Schmucksachen schätzt ein Kenner auf eine Million Ducaten. Depositenscheine fand man auf 270 000 Ducaten lautend vor, dagegen in baarem Gelde nur 7000 Ducaten. Es war offenbar mehr dagewesen, aber Gott weiß, wohin verschwunden. Der neue Papst, der in seiner Wahlcapitulation gelobt hatte, die Schätze seines Vorgängers zum Kampfe gegen die Türken zu verwenden, verkaufte deshalb schon 1471 von den Kostbarkeiten, die er vorgefunden hatte. Und nicht nur er, sondern auch sein neuester, deutscher Biograph[1]), weiß daher von der sehr mißlichen Lage zu sprechen, in der die päpstlichen Finanzverhält-

[1]) Pastor, Geschichte der Päpste, Bd. II, S. 420. Das Urtheil, das der zu früh verstorbene Druffel über die, man kann kaum ein anderes Wort brauchen, verschmitzte Geschichtschreibung des päpstlichen Apologeten Pastor gefällt hat, wird sicher von jeder objectiven historischen Kritik ratificirt werden. Daß Pastor eine Menge einzelner neuer Daten zu dem Leben der von ihm behandelten Päpste ans Licht gezogen hat, soll jedoch nicht geleugnet werden.

nisse sich 1471 befunden hätten. Bei der Verschwendung, mit der der Papst nicht nur seine Wähler belohnte, sondern vor Allem seine zahlreichen Familienglieder mit Glücksgütern maßlos überhäufte, mußte der größte Schatz ihm zwischen den Fingern zerrinnen.

Denn kaum hatte der Sohn des Fischers aus Savona sich des Stuhles Petri versichert, so begann eine große Einwanderung von Savonesen und Genovesen in die ewige Stadt. Unter ihnen befand sich mehr als ein Dutzend päpstlicher Nepoten. Denn der Papst hatte zwei verheirathete Brüder und drei mit Kindern gesegnete Schwestern. Alle diese sammelten sich bald in Rom in dem Schatten des Eichbaums, „dessen goldene Früchte in ihren Schoß fielen“ [1]). Unter ihnen ragten vor Allen hervor Giuliano, der Sohn seines Bruders Raffaello, der nachherige gewaltige Papst Julius II., und die zunächst noch einflußreicheren, den Papst ganz beherrschenden Söhne seiner Schwester Bianca, Pietro und Girolamo Riario.

Noch im December 1471 ernannte der Papst seinen achtundzwanzigjährigen Neffen Giuliano zum Cardinal und gleichzeitig mit ihm den fünfundzwanzigjährigen Pietro Riario zu derselben Würde mit dem Titel von S. Sisto. Er wurde dann rasch zum Bischofe von Treviso, Patriarchen von Constantinopel, Erzbischof von Florenz, Sevilla und Menda u. s. w. befördert, und die päpstliche Kasse stand seiner unsinnigen Verschwendung zur freien Verfügung. Sein Bruder Girolamo, der Doganeschreiber oder Apotheker in Savona gewesen sein soll, ein roher, ungebildeter, gewaltthätiger Mensch, dem man es aber zur Ehre anrechnen muß, daß er nie in den geistlichen Stand eintreten wollte, wurde Generalcapitän aller päpstlichen Truppen und Commandant des Castells von S. Angelo. Der Sold der Truppen lief durch seine Hände und wurde für ihn die reichste Goldquelle.

Die Zeitgenossen standen verblüfft den Vorgängen am päpstlichen Hofe und den Metamorphosen, die sich hier vollzogen, gegenüber. Wie sollten sie es sich erklären, daß aus dem feurigen Sittenprediger und einfachen Bettelmönche sich auf einmal ein Papst entwickelte, der seinen Hof mit Künstlern umgab, die Stadt Rom umbaute, sich in alle politischen Händel der Halbinsel, auch wenn sie der bedenklichsten Art waren, einmischte und, ganz abhängig von seinen Nepoten, seinen Nachfolgern das erste Beispiel davon gab, die Beschaffung eines Fürstenthumes für diese als die vornehmste Aufgabe seines Lebens anzusehen? Alle die großen Geschichtschreiber dieser Zeit haben daher aufs Ungünstigste über Sixtus IV. geurtheilt. Er war der Papst, meint Macchiavelli, der der Welt zu zeigen begann, was ein Papst vermag, und wie viele Dinge, die man früher Irrthümer genannt hat, sich unter dem Schutze der päpstlichen Autorität verbergen ließen. Vor Allem war den Zeitgenossen die Abhängigkeit des sonst so willensstarken und auf seine Autorität eifersüchtigen Papstes von seinen beiden Nepoten Riario ein Räthsel. Viele behaupteten daher, und Macchiavelli versichert es geradezu als Jedermanns Glaube [2]), daß sie seine

[1]) Der Eichbaum war das Wappen der Rovere. Schmarsow S. 20.

[2]) Secondoche ciascuno credeva.

Söhne gewesen seien. Andere erklärten die Unfreiheit des Papstes anders. Die Dinge lassen sich nicht mit dem rechten Namen nennen, und es mag hier nur eine Stelle Schmarsow's reproducirt werden, die über das sittliche Empfinden des Papstes Alles sagt: „Wenn ein hochgeachteter Prediger, wie Paolo Toscanella, es wagt, von der Kanzel herab in St. Peter die Sitten des Papstes und seiner Günstlinge und Cardinäle aufs Heftigste zu geißeln, so daß die ganze Zuhörerschaft in Bewegung kommt, und einige vor Scham nicht zu bleiben wissen — so deutlich nannte er die Dinge bei ihrem Namen — da hört Sixtus, dem man die Verwegenheit meldete, im Bewußtsein seiner Unnahbarkeit ganz ruhig zu, und seine Antwort ist statt eines Haftbefehls — ein Lächeln" [1]). —

Das war die Familie, an die das zehnjährige, bildschöne Herzogskind aus Mailand für den Rest seines Lebens ausgeliefert wurde! Vorläufig war es noch in der Hut seiner frommen Adoptivmutter Bona, und Girolamo Riario hatte noch keine Sorgen, daß es doch einmal seinen Krallen entgehen werde. Denn der Herzog Galeazzo Maria suchte sich auf gutem Fuße mit dem Papste und dessen Nepoten zu halten. Er hatte zwar die romagnolische Stadt Imola, die zum Kirchenstaat gehörte, aber in seinen Besitz gekommen war, zum großen Verdrusse des Papstes an die Florentiner verkauft, ließ sich aber doch bald wieder vom Papste umstimmen, und trat sie nun wieder gegen 40 000 Ducaten an diesen ab, der mit Zustimmung der Cardinäle seinen Neffen Girolamo Riario zum Herrn derselben machte. So innig war das Verhältniß des Papstes und der Seinigen mit dem Herzog von Mailand, daß, als der Cardinal Pietro Riario sich zu diesem nach Mailand begeben hatte, das Gerücht verbreitet war, der Papst wolle dem Herzog den Titel eines Königs der Lombardei verleihen, wogegen dieser dem Cardinal zur Erlangung der päpstlichen Tiara verhelfen solle. Der Tod des jungen Wüstlings ließ aber diese Pläne nicht zur Ausführung kommen, wenn sie wirklich bestanden haben. Denn der Cardinal von S. Sisto starb zum größten Schmerze des Papstes schon am 4. Januar 1474. Obwohl er in den wenigen Jahren, die er als Cardinal in Rom gelebt hatte, ungeheure Summen vergeudet hatte, war sein Nachlaß doch ein sehr reicher. Er ging auf seinen Bruder Girolamo über, und diesem fiel auch jetzt der Einfluß auf seinen Onkel zu, den bisher sein Bruder ausgeübt hatte. Wenig tüchtig, wie er war, konnte er seinem Vetter, dem Cardinal Giuliano della Rovere, in der Führung der Staatsgeschäfte und kriegerischen

[1]) S. 203. Es ist sehr charakteristisch, wie Pastor, der sich sonst so gern auf Schmarsow gegen die Verurtheiler Sixtus' IV. beruft und ihn so häufig wörtlich citirt, sich diese Dinge zurecht legt. „In Rom selbst drangen begeisterte Bußprediger wiederholt auf Besserung und Einkehr. Auch Weltgeistliche mahnten und drohten, daß Gott zur Strafe die Türken nach Rom kommen lassen werde. Der Papst legte solchen freimüthigen Männern nicht nur nichts in den Weg, sondern förderte sie sogar, wußte er doch, welche heilsamen Folgen die Bußprediger gegenüber dem großen Verderben der Renaissancezeit errungen hatten." Dazu bemerkt er in einer Anmerkung: „Aus Volaterranus 173 ist bekannt, daß Sixtus IV. auch dann nicht einschritt, als Pater Paolo Toscanella an dem päpstlichen Hofe gegen den Papst, dessen Familie und die Cardinäle auf das Heftigste predigte" (Bd. II, S. 546). Der unschuldige, liberale Papst!

Unternehmungen den Rang nicht streitig machen. Nichtsdestoweniger war sein Einfluß auf den Papst ein vorwiegender, namentlich nachdem er seine Braut, die nipote santissima des Papstes, heimgeführt hatte. Denn nachdem Sixtus IV. sich von dem Schrecken über die Ermordung des Herzogs von Mailand einigermaßen erholt hatte, drang er auf Vollziehung der Ehe von dessen Tochter mit seinem Nepoten. Konnte ihm diese Verbindung unter Umständen nicht den Weg zum Throne von Mailand bahnen? Die Herzoginwittwe, die in den schwersten Sorgen wegen des Seelenheiles ihres ohne Beichte verstorbenen Gemahls lebte und sich desselben durch den Papst auf alle Weise zu versichern suchte, machte dem Cardinal gegenüber, den Sixtus IV. im Februar 1477 nach Mailand geschickt hatte, nicht die geringsten Schwierigkeiten, und die Ehe der Caterina Sforza mit Girolamo Riario wurde im Schloß zu Mailand durch Procura vollzogen. Am 24. April verließ die vierzehnjährige junge Frau, von einem Gefolge geistlicher und weltlicher Würdenträger escortirt, Mailand. Von Parma aus schrieb sie am 27. ihren ersten uns erhaltenen Brief, in dem sie sich „mit gebeugten Knieen" ihrer Mutter Bona empfiehlt. Ihrer Schwester Chiara gegenüber nennt sie sich aber trotz aller ihr erwiesenen Ehren trostlos und läßt alle ihre Frauen ohne Ausnahme grüßen. Am 1. Mai zieht sie dann festlich als Herrin in Imola ein, wo sie bald die Herzen ihrer neuen Unterthanen durch ihre natürliche Freundlichkeit gewinnt. Der Papst trug Bedenken, die junge Frau in dieser Jahreszeit nach Rom kommen zu lassen. Wenn sie dort erkrankt und vom Fieber hingerafft sei, werde man sagen, man habe sie kommen lassen, um sie zu ermorden. Der junge Ehegatte sollte deshalb nach Imola abreisen. Aber die Zeiten waren unsicher. In einem Briefe nach Imola ist die Rede von einem Mordanschlage, den der Cardinal Giuliano della Rovere mit dem Patriarchen von Venedig gegen seinen Vetter geplant habe. Deshalb mußte Caterina doch nach Rom aufbrechen. Am 25. Mai kam Girolamo seiner Frau bis auf sieben Miglien vor Rom entgegen. Mann und Frau stiegen von den Pferden, umarmten und küßten sich herzlich. Vom Ponte Molle an wurden die Scharen der Neugierigen und der Deputationen, die dem jungen Paar entgegengekommen waren, immer zahlloser. Es begab sich in den Palast des Cardinals von Urbino, der am Monte Mario lag, der Graf aber ritt bald nach Rom weiter. Am folgenden Tage vollzog der Papst mit großem Pompe nochmals die Eheschließung seines Nepoten mit Caterina, und die Neuvermählten bezogen den Palast des Cardinals Orsini am Campo de' Fiori. Denn der eigene Palast der Riario, der spätere Palazzo Corsini an der Lungara, den heute die erste gelehrte Körperschaft Italiens, die Accademia dei Lincei, inne hat, war noch in der Restauration begriffen, da die Vermählung ursprünglich für den Monat August geplant war. Daß man in dem damaligen Rom eine solche Gelegenheit, ein prachtvolles, luxuriöses Fest zu feiern, nicht unbenutzt vorüber gehen ließ, läßt sich denken. Achtzig vornehme, stolz aufgeputzte Römerinnen empfingen die junge Frau beim Eintritt in das Haus des Cardinals und es begann nun eins jener berühmten Bankette, auf dem das Herumreichen zahlloser, kunstvoll zubereiteter kostbarer Speisen durch die Darstellung von Pantomimen und Allegorien immer von Neuem

unterbrochen wurde. Nach mehr als fünfstündigem Festmahl erhob sich die Gesellschaft und besah die Hochzeitsgeschenke, die auf mehr als 14 000 Ducaten geschätzt waren. Girolamo hat seiner Frau schon Tags zuvor eine Perlenschnur um den Hals gehängt, die 5000 Ducaten werth war, und der Papst seiner Nepotin bei der Trauung diese durch eine weitere, gleich werthvolle ersetzt. Caterina schwamm in einem Meer von Entzücken; ihrer Schwester Chiara berichtete sie über alle ihr gemachten Geschenke, und die gute Mutter freute sich der ihrer theuren Adoptivtochter vom Papste und den Seinigen erwiesenen Ehre von ganzem Herzen. Alle Welt vereinigte sich in dem Preise der Schönheit und Anmuth der jungen, stattlich großen Frau. „Das, was bei all den vielen und verschiedenen Schauspielen am meisten in die Augen fiel," schrieb der alte Fabio Oliva, „war die seltene und unvergleichliche Schönheit und einzige, fast wunderbare Anmuth der Caterina. Die Natur hat sie schön gemacht und der Himmel gut, als wolle er seine höchste Pracht an ihr zeigen. Nach aller Meinung war die Frau die anmuthigste (graciosa) und schönste ihrer Zeit." Aber diese Schönheit schwebte wie eine in leuchtendem, unschuldigen Weiß aufgeschossene Wasserblume über einem giftige Dünste ausathmenden Sumpfe. Denn „einem ruhigen Beobachter hätte das damalige Rom mit seinen zahllosen Cavalcaten, Fackelzügen, heidnischen Aufzügen und täglichen Straßenkämpfen als ein maskirtes Tollhaus erscheinen müssen". So urtheilt wenigstens der Geschichtschreiber der Stadt Rom im Mittelalter, und die vierzehnjährige Caterina wird es auch bald haben erfahren müssen, was es koste, die Gemahlin des elendesten Nepoten eines Papstes Sixtus IV. zu sein.

III.

Das Leben der jungen Gräfin verschwindet nach ihrer Verehelichung natürlich hinter dem ihres Mannes. Wir vermögen auch nicht zu sagen, wie weit sie in die Pläne dieses ebenso ehrgeizigen wie persönlich feigen, vor keiner Schandthat zurückbebenden und doch ungeschickten Abenteurers eingeweiht war, oder ihn gar auf der einmal eingeschlagenen Bahn, sich ein weltliches Fürstenthum zu erwerben, vorwärts getrieben hat. Die acht Jahre, die sie, eine Reise nach der Romagna und Venedig im Sommer 1481 abgerechnet, als die nipote santissima des Papstes in Rom zubrachte, sind aber für das junge Weib doch die politischen Lehrjahre geworden. Denn als sie abschlossen, finden wir bei ihr schon die hervorragendsten Züge ihres Wesens: rasche Entschlossenheit und unbändige, rücksichtslose Willensstärke, männliche Kühnheit neben weiblicher Schwäche und List, schon vollkommen entwickelt. In der graziösen Frau lebte etwas von der romagnolischen Kraft und Elasticität der Ahnfrau ihres Geschlechts, der Mutter Giacomuzzo Attendolo's, die ihrem Gatten einundzwanzig Kinder gebar und die Halle ihres Hauses mit Rüstungen und Waffen bekleidete. Auch sie schenkte ihrem Manne im März 1478 ein kleines Mädchen und im September des folgenden Jahres ihren Erstgeborenen Ottaviano, bei dem zum Zeichen, wer die nächsten Freunde ihres Gatten waren, der Cardinal Rodrigo Borgia, der spätere Papst Alexander VI., als Tauf-

pathe fungirte. Mehrere andere Kinder folgten bald nach. Ihrem Gatten gegenüber, der sich aus untergeordnetester Stellung zu fürstlicher Macht emporgehoben sah, mußte sich jetzt diese Frau um so lebendiger als ein Sproß des Hauses Sforza fühlen, das in dem gesegneten Oberitalien von den Pässen der Alpen bis an die ligurische Küste herrschte und über zahlreiche Streitkräfte und großartige Schätze gebot. Es ist möglich, daß der Ehrgeiz der schönen Frau, die später zu sagen pflegte, sie sei nicht umsonst die Tochter Galeazzo Maria's und habe dessen Gehirn im Kopfe, ihren Mann in dessen waghalsigen blutgetränkten, scheußlichen Unternehmungen bestärkt hat. Als dieser aber eine seiner verruchtesten Thaten, den mit den Pazzi gegen das Leben der mediceischen Brüder Giuliano und Lorenzo combinirten und nur zur Hälfte im Dome von Florenz gelungenen Mordanschlag, mit indirecter Unterstützung des Papstes zur Ausführung bringen ließ, da war Caterina sicher unbetheiligt. Mochte vielleicht der Bericht über den Tod ihres Vaters die Mörder auf den Gedanken gebracht haben, die erkorenen Opfer in der Kirche bei der Elevation des Allerheiligsten niederzustechen, die fünfzehnjährige Caterina, die damals ihrer ersten Entbindung entgegensah, als diese verruchten Pläne an der Curie erwogen wurden, hätte mehr als eine „schöne Teufelin" sein müssen, wenn sie davon gewußt, und der gräßlich entstellte Leichnam ihres Vaters ihr nicht warnend vor die Seele getreten wäre. Ihr Gemahl hielt sich, als die Mordthat am 26. April 1478 gewagt wurde, dagegen in der Nähe von Florenz auf, vielleicht um, wenn es die Umstände mit sich brächten, sich zum Herrscher dieser so begehrenswerthen Stadt zu machen.

Verhältnißmäßig ganz unschuldig im Vergleich mit diesem ruchlosen Unternehmen war ein anderes, das Girolamo zum Herrn einer zweiten Stadt in der Romagna machte und ihn dem Ziele, ein ansehnliches weltliches Fürstenthum sich dort zu erwerben, näher zu bringen schien.

In Forli hatte vor Zeiten der größte päpstliche Feldherr und Staatsmann, der Cardinal Albornoz, eine der dortigen Tyrannenfamilien, die Ordelaffi, zu päpstlichen Vicaren gemacht. Als diese am 11. Februar 1480 mit Pino Ordelaffi in legitimer Descendenz ausgestorben war, benutzte Sixtus IV. den Streit zweier illegitimer Nachkommen des Hauses, um die Herrschaft der Familie über Forli und seine Grafschaft für verfallen zu erklären und seinen Nepoten mit derselben zu belehnen. Durch ein Breve vom 23. August 1480 wurde Girolamo Riario, dessen Gemahlin und deren Nachkommen bis zu deren Aussterben mit der Herrschaft über Forli investirt. Die Besitznahme dieser wichtigen Stadt, durch welche der Weg von Oberitalien nach der Mark Ancona und Unteritalien führte, ging ohne Schwierigkeiten vor sich, und im Juli 1481 hielt das neue Herrscherpaar seinen triumphirenden Einzug in die ihm entgegenjubelnde Stadt. Hatte den Bewohnern Forli's schon die Pracht und der Reichthum der ihm vorausgeschickten Einrichtungen imponirt, so gewann der neue Herrscher sofort die leicht erregbare Bevölkerung durch den Nachlaß von allen Steuern und drückenden Abgaben für sich. Turniere, festliche Aufzüge und Bälle führten den an solchen Pomp doch nicht gewöhnten Provinzialstädtern den Reichthum und Glanz des neuen Herrscherpaares vor Augen. Caterina bewegte sich auch gern unge-

zwungen unter dem Volke in der Stadt und erschien täglich in einem neuen prachtvollen Anzuge, während ihr Gemahl doch bald ängstlich in dem Palazzo zurückblieb.

Im August zogen dann Girolamo Riario und Caterina nach Imola weiter, um auch dort sich ihren Unterthanen zu zeigen. Die Stadt war herabgekommen und sah schmutzig und elend aus. Sie äußerlich in einen besseren Zustand zu bringen, war die nächste Sorge des neuen Herrn. Aber weder hier noch in Forli vermochte Girolamo die Herzen seiner Unterthanen für sich dauernd zu gewinnen. Diese durch lange Tyrannei und blutige Fehden fast unregierbar gewordenen Städte der Romagna schienen keine Herrschaft lange und gütlich ertragen zu können. In Forli hatten die Ordelaffi unter der Bürgerschaft und der Landbevölkerung noch einen großen Anhang, und immer neue Anschläge zu Gunsten der alten Herrscherfamilie wurden geplant. Nichtsdestoweniger dachte Girolamo Riario nicht vor allem an die Befestigung des schon Gewonnenen, sondern sein Sinn war auf die Erweiterung seines Gebietes gerichtet. Der Herzog Ercole von Ferrara hatte den Zorn des Papstes auf sich gezogen, weil er, obwohl päpstlicher Vasall, Lorenzo de' Medici in dem Krieg, den der Papst nach dem Fehlschlagen der Verschwörung der Pazzi gegen diesen entzündet hatte, beigetreten war. Sollte man Ferrara, das mit dem Interdict belegt war, nicht am Ende ebenso in die Hände des Nepoten spielen können, wie die Stadt der Ordelaffi? Das war aber nicht zu erreichen, ohne die Mitwirkung der mächtigen Republik von S. Marco, die mit Ercole gleichfalls verfeindet war, weil er sich mit dem gemeinschaftlichen Gegner des Papstes und ihrem, dem König Ferrante von Neapel, verschwägert hatte. Um hierüber zu einem Einverständnisse zu kommen, machten sich Girolamo Riario und seine Frau nach der Lagunenstadt auf. In Malamocco wurden sie glanzvoll empfangen, bei San Clemente kam ihnen der Doge Giovanni Mocenigo auf dem Bucintoro entgegen, und hundertsechzehn edle Frauen der Stadt begrüßten die neunzehnjährige, in aller Schönheit strahlende Gräfin. Die junge Schwiegertochter des Dogen erschien vor ihr als die schönste der schönen Töchter Venedigs in goldbrokatenem Kleide. Nur wer die Repräsentationsbilder von Tizian, Paolo Veronese oder Paris Bordone kennt, vermag sich eine Vorstellung von dem Glanze dieser Empfangsceremonien und den Festen in dem großen Saale des Dogenpalastes zu machen, die die Republik dem Nepotenpaare des Papstes zu Ehren veranstaltete. Aber Caterina mochte sich gegen die Nobili noch so liebenswürdig zeigen, so daß Klatschereien entstanden, und Girolamo die politischen Vortheile des Unternehmens gegen Ferrara und den König von Neapel im Rathe der Zehn noch so geschickt darstellen, diese fürstlichen Kaufherren waren nur mit dem Kriege einverstanden, der das ihnen zunächst angebotene Ferrara einbringen sollte; von einem Angriffe auf Neapel wollten sie nichts wissen. Der ehrgeizige Unruhstifter, in seinem Gefolge einen Spion Lorenzo de' Medici's, einen Archidiakonen aus Forli, mit sich führend, der diesen geschworenen Feind der Riarios über alle Vorgänge der Reise auf dem Laufenden erhielt, ging mit seiner Frau, ohne sichere Resultate erreicht zu haben, über Imola und Forli nach Rom zurück. Brannte ihm doch schon der Boden

unter den Füßen in der Romagna. Von Lorenzo de' Medici im Stillen unterstützt, hatten die Anhänger der Ordelaffi in Forli ein Attentat nach dem anderen gegen ihn geplant, und seine Anwesenheit in Rom war auch nothwendig, um den Papst an seiner kriegerischen Politik festzuhalten. Das gelang ihm auch zur Genüge. Der König von Neapel schlug freilich zuerst los, in dem Kirchenstaate geriethen die Colonna, die Gegner des Papstes, mit ihren alten Todfeinden, den Orsini, an einander, und um Ferrara lagerten sich die Venetianer. Damals ist die Campagna von Rom und Latium ausgeplündert und verheert worden, wie nie zuvor. Aber am Ende des Jahres 1482 mußte der Papst doch den Frieden mit seinen Feinden schließen, Ferrara blieb in den Händen der Este, ohne daß die Venetianer darum gefragt worden wären. Nur Girolamo Riario hatte Gewinn von dem Blutvergießen. Ihm setzten die Frieden schließenden Mächte eine Jahresrente aus. Eine ersehnte Beute war ihm aber doch entgangen. Ehe die blutige Schlacht von Campo Morto, durch die die Umgebung der ewigen Stadt von den Neapolitanischen Scharen befreit werden sollte, am 15. August 1482, begann, hatte der päpstliche Feldherr, Girolamo Riario, den Oberbefehl über das Heer an den Herrn von Rimini, Roberto Malatesta, abgetreten. Roberto siegte durch persönliche Tapferkeit, während Girolamo, der den Tod Roberto's gewünscht haben soll, um sich Rimini's bemächtigen zu können, durch Feigheit glänzte. Malatesta ging unversehrt aus dem Kampfe hervor, starb jedoch wenige Tage darauf in Rom am Sumpffieber. Girolamo stürzte sich nun auf Rimini, um den minderjährigen Sohn des Befreiers von Rom seines väterlichen Erbes zu berauben. Aber Lorenzo de' Medici nahm sich der Wittwe Roberto's so kräftig an, daß Sixtus IV. nicht umhin konnte, dem Sohne Roberto's die Herrschaft über Rimini zu belassen. Wie lebhaften Antheil Caterina damals schon an den Händeln des Tages nahm, beweist ihr uns erhaltener Brief, in dem sie in der Nacht nach jenem ihr durch Estafette gemeldeten Siege von Campo Morto diesen der Republik Genua voll Freude eigenhändig anzeigte.

Der einseitige Friede, den der Papst, ohne die ihm verbündeten Venetianer zu befragen, mit seinen Feinden abgeschlossen hatte, mußte zum Kriege der soeben noch Verbündeten führen. Die Venetianer wollten das hart bedrängte Ferrara nicht fahren lassen. Damit aber war dem Beherrscher des Papstes, seinem Nepoten Girolamo, nicht gedient. Er trieb daher den Papst in den Krieg mit den stolzen Herren von Venedig, wie er vorher um deren Gunst gebuhlt hatte. Ein allgemeiner Krieg entbrannte gegen die Lagunenstadt, zu dem der Papst sogar einige Kriegsschiffe stellte. Als die weltlichen Waffen nicht helfen wollten, belegte der Papst auf Betreiben seines Neffen die Republik mit dem Interdict, und Girolamo zog dann im Juli 1483 mit seiner Gemahlin nach Forli, um persönlich an dem Kriege Theil zu nehmen. Aber lange war seines Bleibens hier nicht. Ein heftiges Erdbeben erschütterte die ganze Romagna im August dieses Jahres, und so unsicher war trotz der Schaustellung von zahlreichen Truppen die politische Lage hier, daß eine neue Verschwörung gegen das Leben von Girolamo und Caterina in Forli kaum vor ihrem Ausbruch entdeckt wurde. Die neuhergestellten Festungswerke in den

Städten, die Gunstbezeugungen, die deren Bürger empfangen, konnten dem Herrscherpaar so wenig die Ergebenheit ihrer Unterthanen sichern, als die demonstrative Theilnahme an Processionen und kirchlichen Feierlichkeiten, die die erneuerten Zeichen des göttlichen Zornes fern halten sollte. Wie hätte die Anregung zur Feier an solchen Ceremonien auch ein Band um Herrschaft und Unterthanen schlingen können, wenn diese sahen, wie jene ohne allen sittlichen Halt, allen Lastern ergeben, ohne Treue und Glauben nur selbstsüchtigsten Zwecken mit allen Mitteln nachstrebten! Die Ablösung aller wahrhaft religiösen Scheu und jeglichen sittlichen Glaubens von den Ceremonien der Kirche, in denen das ganze Gebäude der Hierarchie erstarrt war, ist wohl zu keiner Zeit und unter keinem Volke größer gewesen, als damals unter den Bewohnern des Kirchenstaates. Die Curie selbst mit ihrem Anhange hat durch ihre Thaten den Gegensatz von sittlichem Rechte und kirchlicher Praxis, von christlicher Frömmigkeit und papaler Orthodoxie der Welt mehr zum Bewußtsein gebracht, als alle Werke neuheidnischer Verehrer des Alterthums, als alle Abhandlungen ihrer erbittertsten Feinde. Die um jedes sittliche Empfinden unbekümmerten Erwägungen der Curie, die nur dogmatische und kirchenrechtliche Fragen soweit berücksichtigten, als sie Machtfragen in sich einschlossen, haben sie nicht die festesten Bausteine zu einem politischen Systeme geliefert, für das jeder religiöse Glaube an sich zwar gleichgültig ist, und nur als Mittel zu rein weltlichen Zwecken von Bedeutung bleibt? Ohne einen solchen verruchten Gesellen, wie seinen Neffen Girolamo, konnte der nach seiner Ueberzeugung gewiß orthodoxe Papst schon nicht mehr existiren. Er berief ihn daher aus der Romagna zurück. Auch um die Auflösung seiner Herrschaft im Kirchenstaate aufzuhalten, glaubte er ihn nöthig zu haben. Oder war etwa auch Sehnsucht nach der nipote santissima dabei betheiligt? Wer kennt die Geheimnisse der Brust eines Sixtus IV.? Gewiß, die Welt, welche damals unerhörte Dinge sich vor ihren Augen vollziehen sah, war bereit und geneigt, überall das Schlimmste zu wittern, und die Geschichtschreiber jener Tage mögen in Haß und Verleumdung das Menschenmögliche geleistet haben. Aber es bleibt doch so viel Haarsträubendes als geschichtlich sicher bezeugt übrig, daß man in vielen Fällen heutigen Tages nur schwer die Grenze von Wahrheit und Erfindung feststellen kann. Die Versuche, das Leben eines Sixtus IV. rein zu brennen, indem man alle Schuld auf die Schultern eines Nepoten ablädet, müssen als gänzlich gescheitert abgelehnt werden. Sixtus IV. bleibt der Papst „ohne Gewissen und ohne Religion", mit dem das Zeitalter des Verderbens begann, wie der Cardinal Egidio von Viterbo von ihm aussagt. Daß er es als eine Beleidigung empfand, wenn ein Maler auf einem Bilde der Belagerung Caves durch das päpstliche Heer eine Frau mit einem Franciscaner Mönche angebracht hatte, und er den Maler deshalb furchtbar abstrafen ließ, ja ihn durchaus aufhängen lassen wollte, mag uns nur verrathen, wessen man ihn für fähig hielt[1]). Und wie hätte man einen Papst, der um seines nichts-

[1]) Infessura ed. Tommasini, S. 147.

würdigen Nepoten willen nicht müde wurde, ganz Italien und den Kirchenstaat mit Verwüstung und Blutvergießen zu erfüllen, nicht der schändlichsten Dinge für fähig halten sollen? Und doch gelang ihm nichts, und wäre nicht ein Weib dem Riario zu Hülfe gekommen, so wäre die Macht der ganzen Sippe schon 1484 zusammengebrochen. Wie der Papst zwei Jahre zuvor seine Bundesgenossen, die Venetianer, im Stiche gelassen hatte, so schlossen seine Bundesgenossen im Jahre 1484, vor Allem der Onkel Caterina's, der Herzog Lodovico il Moro von Mailand, jetzt ohne Rücksicht auf den Papst Frieden mit den Venetianern. Das war für den papalen Stolz zu viel. Hatte er doch auch unter den Unruhen und Kämpfen viel zu leiden gehabt, die er gegen die Colonna in Rom und in der Campagna durch den Nepoten ausfechten ließ. Die Gewaltthaten, Erpressungen und Verbrechen, die dieser Unhold in Rom gegen Feind und Freund ganz ungescheut auf die Gunst des Papstes hin in dieser Zeit ausführte, hatten doch nicht vermocht, ihm zu einem endgültigen Siege über die Colonna zu verhelfen. Das Ergebniß des Feldzuges gegen sie war zweifelhaft geworden. Das erschütterte die Gesundheit des Papstes. Er bekam ein Fieber, dann einen Gichtanfall. Aber zum Sterben brachte ihn die Nachricht vom Frieden von Bagnolo, durch den Venedig vom Herzog von Ferrara die Landschaft Polesine erhielt, er selbst aber und sein Nepote leer ausgingen. Am 11. August Abends empfing er die neue Friedensliga, die ihm die Bedingungen des Friedens mittheilte. Er fand, sie seien unannehmbar und gegen seine Ehre verstoßend. Am folgenden Tage war er ein todter Mann.

Kaum hatte das Volk von Rom Kunde von dem Ableben des Papstes, als es sich erhob und den Palast des Nepoten an der Lungara von unten bis oben ausplünderte und greulich verwüstete. Dann stürmte es die Kornmagazine und die Banken der genuesischen Wechsler, der Freunde des ligurischen Papstes. Alle Ordnung war verschwunden. Die verschiedenen Parteien verschanzten sich in ihren Palästen, und die ewige Stadt richtete sich auf einen allgemeinen Straßenkampf ein. Denn es waren nur wenige päpstliche Truppen in der Stadt. Die große Masse von ihnen belagerte unter Girolamo Riario und Virginio Orsini die Hauptfeste der Colonnesen, Paliano. Das Cardinalscolleg befahl den Feldherren, sofort die Belagerung abzubrechen und das Heer in die Nähe Roms, in das Blachfeld von Ponte Molle zurückzuführen. Girolamo gehorchte. Anders verfuhr sein einundzwanzigjähriges, im ersten Monate schwangeres Weib. Sie wußte wohl, daß, wer Herr des Castells von S. Angelo war, Rom befehlen konnte. Caterina ritt muthig von Ponte Molle nach dem Castell, erzwang den Einlaß und übernahm sofort den Oberbefehl. Den Vicecastellan, einen Codronchi aus Imola, setzte sie ab, denn sie wußte schon damals, daß sie in solchen schweren Entscheidungsstunden nur sich selbst vertrauen durfte. Sie erklärte dann dem Cardinalscolleg rund heraus, sie werde das Castell mit Gewalt vertheidigen und nur dem neuerwählten Papste ausliefern. So habe Sixtus IV. befohlen. Als ein Abgesandter des Cardinals Riario-Sansoni ihr beschwerlich ward, rief sie aus: „Ah, er will mit mir spielen, wer der Klügste ist. Er weiß wohl nicht, daß ich das Gehirn des

Herzogs Galeazzo habe und wunderlich bin wie er“ [1]). Das heilige Collegium mußte mit dem energischen Weibe rechnen. — Denn eine Anzahl Cardinäle erklärte, sie kämen nicht eher zum Conclave, bis die Engelsburg von ihr geräumt sei; sie könnten nicht an ihr vorbeipassiren. Da wendete man sich an Girolamo. Und dieser gab bald nach. Man versprach ihm gegen Räumung des Castells S. Angelo und die Rückkehr in die Romagna 8000 Ducaten, den Sold für die Truppen, der ihm von Sixtus IV. zugestanden war, Belassung des Oberbefehls über sie und Entschädignng für die Ausraubung seines Palastes.

Um die Engelsburg so rasch als möglich in den Besitz zu bekommen, schossen die Cardinäle die zur Bezahlung des Soldes an die Truppen stipulirte Summe zusammen, und der 24. August wurde als Tag des Abzuges der Riario festgesetzt. Wer sich aber nicht diesen Bedingungen unterwerfen wollte, war Caterina. Sie schaffte neuen Proviant in das Castell und wußte auch hundertundfünfzig Mann Fußtruppen hinein zu ziehen. Das war dem Cardinalscolleg doch zu arg; es drohte mit der Kündigung des ganzen Vertrags und sandte eine Deputation von acht Cardinälen, darunter ihren Onkel Ascanio Sforza, an sie ab. Nachdem sie aus Rücksicht auf ihren Blutsverwandten sie in das Castell eingelassen hatte, war kein weiterer Widerstand möglich. Am Abend des 25. August betrat Caterina blaß und niedergeschlagen, wie Lanti, der Gesandte von Siena, mit eigenen Augen sah, die Zugbrücke, gefolgt von ihrer Familie und umgeben von ihren bewaffneten Scharen. Am 4. September traf sie mit ihrem Manne in Forli ein, und am 7. d. M. erhielt dieser von dem inzwischen gewählten neuen Papste Innocenz VIII. die Belehnung mit Imola und Forli und den anderen Lehen und seine Bestallung als Generalcapitän der römischen Kirche, jedoch mit dem Zusatze, daß er in der Romagna verbleiben solle.

IV.

Hatte Girolamo Riario seine Herrschaft in der Romagna kaum behaupten können, da er noch als mächtiger Papstnepote über die Schätze der Curie nach Gutdünken verfügen und die geistlichen Waffen der Kirche zu Schutz und Trutz verwenden durfte, so war jetzt seine Lage in den von Parteiungen seit Jahrhunderten zerrissenen Städten und umgeben von rachsüchtigen, übermächtigen Feinden wahrlich keine bessere geworden. Und dazu kam noch, daß in dem ersten Jahre seiner Regierung eine Hungersnoth seine Unterthanen heimsuchte. Es half ihm wenig, daß er Brodkorn zu Schiffe kommen ließ und billig verkaufte, die Abgabe auf Fleisch für ein ganzes Jahr aufhob und die hungernde Menge durch den Neubau des Castells Ravaldino und die Errichtung von Palästen in Forli beschäftigte. Bei Lorenzo von Medici, der sich mit dem neuen Papste durch die Vermählung von dessen Sohn

[1]) „Ah costui vuol giuocar meco a ricatto di cervello! Egli non sa bene che io ho el cervello del duca Galeazzo e son fantastica come lui.“ So meldet der florentinische Botschafter an Lorenzo de' Medici unter dem 18. August.

Francesco mit seiner Tochter Maddalena aufs Engste verbunden hatte, fanden die Feinde Riario's stets mächtigen Beistand, so daß dieser ohne zahlreiche Soldtruppen sich nicht behaupten konnte. Und womit sollte er auf die Dauer die Ausgaben für alle diese Unternehmungen bestreiten? Der große päpstliche Seckel war für ihn nicht mehr vorhanden, und die einträglichsten Steuern hatte er seinen Unterthanen erlassen. Es stellte sich daher bald die ärgste Geldnoth ein. Es gab kein anderes Mittel, dieser abzuhelfen, als die abgeschafften Steuern oder diesen ähnliche wieder einzuführen. So riethen dem Grafen auch manche seiner Vertrauten. Aber meinten diese es ehrlich mit ihm, oder gingen sie nur darauf aus, ihrem Gebieter die Herzen seiner Unterthanen zu entfremden? Der Graf konnte das glauben. Denn Andere riethen ihm dringend ab. Da trat sein Weib auf die Seite Derer, welche meinten, es sei das Beste, es mit dem Magistrat (consiglio) der Stadt zu versuchen und diesen für eine Umlage gefügig zu machen. „Noth kennt kein Gesetz", das war der Refrain ihrer Rede [1]). Am 27. December versammelte der Graf den Rath der Stadt, schilderte ihm die Lage, unter der er sein Versprechen der Steuerbefreiung gegeben; wie er damals noch von dem Papste Unterstützung erhalten und nicht mit seinem Vermögen gegeizt habe. Jetzt, wo das Seinige aufgebraucht, müsse der Staat und er zu Grunde gehen, wenn nicht die alten Abgaben wieder eingeführt würden. Die zahlreiche Versammlung wurde bewegt, und auf eine Ansprache des gräflichen Rathes Pansechi hin entband sie den Herrn der Stadt von dem Eide, den er bei dem Erlaß der Steuern geleistet. Das hatte keine großen Schwierigkeiten gemacht. Aber damit waren die Steuern noch nicht bezahlt. Vor Allen erhoben die Bauern Klagen. Doch verständigte der Graf sich auch mit ihnen. Aber die Ruhe zog doch nicht wieder in die Stadt Forli ein, und im Schlosse herrschten Noth und drückende Sorgen. Kaum war das Herrscherpaar im Stande, vornehme Gäste standesgemäß zu bewirthen. Aber Caterina ließ es sich doch nicht nehmen, den Herzog Alfonso di Aragona, der einst ihrem Gatten bei Campo Morto gegenübergestanden, und andere berühmte Heerführer, wie Virginio Orsini, Giacomo Trivulzio und Andere, die Forli im September 1486 passirten, zur einfachsten Tafel zu laden. Sie erschien ohne Juwelen im bescheidenen Kleide, entzückte jedoch alle diese hohen Herren durch ihr Auftreten und ihre Schönheit. Ihren Unterthanen aber hatte sie durch die vornehmen Gäste von Neuem imponirt. Das hielt indessen nicht lange vor. Denn wenn auch einzelne Adlige die Steuern gutwillig bezahlten, so herrschte unter der Masse der Bevölkerung Erbitterung über sie. Die Freunde der Ordelaffi unterließen es nicht, die glimmende Unzufriedenheit nach Kräften zu beleben, und Girolamo Riario war nicht der Mann, einer solchen Opposition mit Ruhe und Consequenz zu begegnen. Einzelne Anschläge dieser Parteigänger wurden leicht unterdrückt, aber ihre Existenz schien dem Grafen zu beweisen, daß er durch ein loyales Ver-

[1]) Wir sind über diese Dinge durch die Chronik eines forlivesischen Malers und Chronisten Cobelli aufs Genaueste unterrichtet. Er war Augenzeuge der meisten von ihm erzählten Vorgänge oder nennt uns seine Gewährsmänner.

fahren sich doch keine Sicherheit erkaufen werde. Die Steuern wurden widerrechtlich erhöht und andere Gewaltthaten begangen. Um sich dem persönlichen Hasse der Forliveſen zu entrücken, verließ er die Stadt und begab sich nach Imola. Er ließ einen zuverlässigen Befehlshaber zurück, der die gehässigsten Maßregeln auf sich nehmen mußte. Derartige Werkzeuge waren damals die Herrscher dann ebenso leicht bereit rücksichtslos der Volkswuth zu opfern, als sie sich nicht das geringste Gewissen daraus machten, sie bei Seite schaffen zu lassen, wenn sie ihnen verdächtig wurden.

In Imola erkrankte Girolamo im Frühjahre 1488. Seine Frau war in Mailand, das sie seit ihrer Verheirathung nicht wiedergesehen hatte. Offenbar wollte sie bei ihrer Familie Rückhalt gegen die Gefahren suchen. Wir dürfen ihr glauben, wenn sie versichert, sie habe ihre Mutter Lucrezia Landriani und ihre Schwester Stella abholen wollen, um doch Jemanden von den Ihrigen bei sich zu haben. Auf die Nachricht von der schweren Erkrankung ihres Mannes kehrte sie sofort nach Imola zurück und ließ die besten Aerzte aus Bologna, Mailand und Ferrara kommen. Der Zustand ihres Mannes schien hoffnungslos. „Was wird aus Forli werden, wenn der Graf stirbt?“ mochte sich das geängstigte Weib fragen. Denn das Castell war in den Händen eines Savoneſen, der früher Seeraub getrieben hatte und sich dem Grafen gegenüber, der ihm Sold schuldig war, schon aufsässig gezeigt hatte. War ein solcher Mann nicht zu Allem fähig? Caterina beschloß, es im Guten mit ihm zu versuchen. Sie stieg zu Pferde und ritt in einer Nacht nach Forli, erschien vor der Rocca Ravaldino und verlangte im Namen ihres Mannes Einlaß in dieselbe und Uebergabe an sie. Dazu zeigte sich aber Melchiorre Zocchejo keineswegs bereit. Er rief seiner Herrin zu, man sage, sein Gebieter sei gestorben, er werde das Schloß seinen Söhnen oder ihm selbst überliefern; wenn er ihn aber wegjagen wolle, so solle er ihn erst bezahlen, und dann werde es sich finden, ob er die Burg ausliefere.

Jetzt wußte Caterina genug und ritt nach Imola zurück.

In Forli lebte damals J. Codronchi, jener Castellan von der Engelsburg, den Caterina abgesetzt hatte, als sie sich nach dem Tode von Sixtus IV. 1484 hineinwarf. Dieser hatte Verkehr mit dem Castellan von Ravaldino. Eines Abends hatten die beiden Kriegsknechte fröhlich mit einander gespeist, als Codronchi den Castellan, der sich erhoben hatte, mit seinen Armen umfaßte. Sofort stieß seinem Herrn dessen eigener Sklave einen Dolch zweimal in den Leib, und Codronchi gab ihm den Rest. Darauf bemächtigte sich der Meuchelmörder des Hauptthurmes der Burg, zog dessen Zugbrücke auf und bedrohte die im Hofe befindliche Besatzung, die er mit großen Steinen von oben bewarf. Die Leute flohen überrascht aus der Burg. Jetzt stieg Codronchi von seinem Thurm, zog die Zugbrücke der Burg auf und warf den Leichnam des Ermordeten in einen Brunnen.

Die Kunde hiervon verbreitete sich mit Blitzesschnelle in der Stadt, und ihr Governatore schickte sofort eine Estafette nach Imola ab. Girolamo befand sich in der Reconvalescenz, und seine Frau war ihrer Entbindung nahe. Nichtsdestoweniger warf sich das Weib auf ein Pferd, jagte nach Forli und

ritt in der folgenden Nacht, ohne Jemanden vorher gesprochen zu haben, vor die Burg. Sie beschwor Codronchi, ihr diese zu übergeben, wozu er sich nach einigem Hin- und Herreden auch verstand. Am folgenden Tage betrat Caterina das Castell, nur von einer Dienerin begleitet, kehrte darauf nach Imola zurück, kam aber drei Tage darauf wieder und brachte Tommajo Feo aus Savona mit sich, der nun Castellan von Ravaldino wurde.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Ermordung Zocchejo's durch Codronchi mit der Gräfin vorher verabredet war. Es war ein bellissimo inganno, wie man damals so Etwas nannte. Wenige Tage nachher ritt Caterina mit Codronchi an der Seite nach Imola ab, nachdem sie dem erstaunten Volke versichert hatte, jetzt sei ein Castellan nach ihrem Wunsche in der Burg, und abermals wenige Tage darauf gebar sie, nach einem mehr als zehnstündigen Ritte, einen Sohn, den sie Francesco Sforza nannte.

Wie die Herren damals mit ihren Dienern und Untergebenen umgingen, so aber auch diese mit ihren Gebietern.

Kaum war Caterina einige Tage in Imola niedergekommen, so meldete der treue Governatore von Forli, eine Verschwörung, von den Ordelaffi angestiftet, sei entdeckt und mit dem Tode der Schuldigsten unterdrückt worden. Sofort schwang sich das starke Weib abermals auf das Pferd, sprengte nach Forli und ließ die Mitverschworenen in ihrer Gegenwart verhören.

Girolamo, der, noch immer schwach, die Urtheile doch hatte bestätigen sollen, übertrug ihr die Entscheidung. Sechs Verräther wurden enthauptet und ihre Köpfe an den Stadtthoren aufgehangen, unschuldige und weniger compromittirte Angeklagte rasch entlassen. Da der Herr der Stadt sich vor Niemand zeigte und er in seiner Krankenstube nur sein Weib empfing, verbreitete sich das Gerücht, er sei längst todt, Caterina verheimliche das nur, um die Herrschaft an sich zu reißen. Daß dem nicht so sei, sollte sich aber bald zeigen. Im November bestieg Girolamo, obwohl noch ganz hinfällig, in Imola sein Roß und ritt durch die Stadt nach Forli. Es war ein schlimmer Winter, der ihm bevorstand. Immer deutlicher sah er, wie der Respect vor ihm bei den Bürgern der Stadt sank und die Finanznoth stets höher stieg. Die Söldner konnte er nicht mehr bezahlen, und sie klagten ihm mit beweglichen Worten, die ihm wie Drohungen klangen, ihre Noth. Aus den vielen unzufriedenen Elementen wußten sich bald einige besonders thatkräftige und an ihrer eigenen Sicherheit verzweifelnde Männer zu einer entscheidenden That zusammenzufinden. Es waren die Angehörigen einer der ersten Familien der Stadt, der Orsi, welche sich mit zwei Hauptleuten des Grafen verbanden, um ihn zu ermorden. Da die Orsi freien Zutritt zu dem Palaste des Herzogs hatten, war die That leichter auszuführen. Mit unerhörter Frechheit wurde sie aber doch vollbracht. Checco d'Orsi, der erste Capitän der Stadtwache, ging am 14. April 1488 mit den zwei Söldnerführern in den Stadtpalast, trat unangemeldet in den Speisesaal des Grafen, während die beiden Andern hinter der geöffneten Saalthür stehen blieben. Der Graf hatte eben seine Abendmahlzeit beendet und plauderte noch mit drei Anwesenden. Als er Checco eintreten sah, streckte er ihm die Hand ent-

gegen und fragte nach seinem Begehr. Nach kurzer Antwort stieß dann der Meuchelmörder sofort dem Ahnungslosen den Dolch in die rechte Brust. Der Getroffene stürzte mit dem Aufschrei: „Ach, Verräther!“ zusammen. Aber er war nicht tödtlich getroffen. Da sprangen die beiden Hauptleute in den Saal und vollendeten das grausige Werk. Den letzten Stoß gab dem Grafen ein Pansechi, eines seiner Werkzeuge bei dem Mordanfalle, den er zehn Jahre zuvor auf die Brüder Medici ins Werk gesetzt hatte.

Die Genossen des Grafen liefen, unbewaffnet wie sie waren, nach dem Zimmer der Gräfin, sobald sie die Hauptleute in den Saal springen sahen. Caterina verlor keinen Augenblick den Kopf. Nur von ihrer Mutter, der Schwester, ihren Kindern und zwei Ammen umgeben, befahl sie sofort die Thüren ihres Zimmers von innen mit schweren Gegenständen zu verrammeln, dann eilte sie an das Fenster, um Hülfe zu rufen. Aber die Verschworenen hatten auf dem Platze vor dem Palast ihre Bundesgenossen postirt, und es drang jetzt ein wüster Haufe in ihr Haus. Nachdem noch der Hauptmann der Häscher ihres Mannes vor ihren Augen auf dem Hofe greulich getödtet worden war, mußte sie sich den Mördern ihres Mannes ergeben und wurde nun nach dem Palazzo der Orsi mit all den Ihrigen abgeführt. Schweigend ließ die immer mehr anschwellende Volksmenge jetzt die Frau, welche noch vor einer Stunde ihre Gebieterin gewesen war, als Gefangene an sich vorüberziehen. Niemand wagte der majestätisch Einherschreitenden ein Schimpfwort zuzurufen. Als ihrer Schwester Stella ein gemeiner Kerl unverschämt wurde, gab diese ihm eine Maulschelle, daß er sich zurückzog. Schlimmer verfuhr das Volk mit dem Leichnam ihres Mannes. Er wurde aus dem Saale in den Schloßhof geworfen, der Kleider beraubt und umhergeschleift. Dann kam eine fromme Brüderschaft und trug den nackten Leichnam mit dem des Häscherhauptmanns in die Sacristei einer Kirche[1]). Der Palast des Grafen wurde rein ausgeplündert.

Anders stand es um die zwei Burgen, die der Graf in Forli hatte: Ravaldino und Schiavonia. In der ersteren, der wichtigeren von beiden, befehligte der zuverlässige Tommaso Feo. An ihn hatte Caterina sofort nach der Ermordung ihres Mannes heimlich einen Boten abgesendet und ihm aufgetragen, eiligst den Herzog von Mailand und den Herrn von Bologna, den Grafen Bentivoglio, von dem Geschehenen in Kenntniß zu setzen. Der Castellan kannte also die letzten Absichten seiner Herrin. Umsomehr mußte er sich verpflichtet fühlen, dem Drängen von deren Feinden zu widerstehen. Und das ließ nicht lange auf sich warten. Schon waren allerdings die Orsi nicht mehr die ausschließlichen Herren der Lage. Der Magistrat der Stadt beschloß sofort einen Boten an den päpstlichen Gouverneur des benachbarten Cesena, den Monsignore Savelli, zu senden und diesen aufzufordern, Forli für die Kirche in Besitz zu nehmen; gleichzeitig aber hatte das Haupt des Magistrates, Riccolo Tonielli, seine Mitbürger auf das Bestimmteste gewarnt, sich etwa an

[1]) Die Ueberreste des Grafen wurden nach der Wiederherstellung der Herrschaft in Imola beigesetzt.

Caterina und den Ihrigen zu vergreifen, sie würden das sonst schwer zu büßen haben, der Herzog von Mailand und die ihr verwandten Cardinäle würden sich dafür rächen. Da auch der Monsignore Savelli, der gekommen war, um die Stadt als päpstliches Lehen in Besitz zu nehmen, Caterina ehrfurchtsvoll behandelte, sie ihren Peinigern, den Orsi, entzog und einer Bürgerwache übergab, an deren Spitze drei ihr im Stillen zugethane Edelleute standen, so war sie jeder augenblicklichen Lebensgefahr entrückt. Umsoweniger konnte sie sich aber auch dem Verlangen des päpstlichen Governators entziehen, die Commandanten der beiden Schlösser persönlich zur Uebergabe aufzufordern. Caterina, umgeben von den Mördern ihres Mannes, befahl vor den Thoren der Citadellen deren Befehlshabern, Tommaso Feo und Bianchino, die Burgen zu räumen. Von den Zinnen herab riefen ihr die Commandanten zu, sie könnten nicht gehorchen. „Sie ermorden mich," schrie die Frau, der einer der Mörder wirklich die Partisane auf die Brust gesetzt hatte. „Dann mögen sie sich vor dem Herzog von Mailand in Acht nehmen," erwiderte der unerschrockene Feo. Es war ein herzergreifender Anblick. Der Chronist, der alles das mit eigenen Augen sah und mit rührenden Einzelheiten berichtet, wird so weich, daß er die Gräfin mit Christus vergleicht, wie ihn die bewaffneten Juden vor Hannas, Kaiphas und Pilatus schleppten. Da diese Versuche, die Castellane zur Uebergabe zu bestimmen, vergeblich geblieben waren, mußte Monsignore Savelli versuchen, sie durch Gewalt zu zwingen. Aber die Burgen waren gut bewehrt, und ihre Belagerung erforderte längere Zeit. Da schien sich ein Ausweg zu eröffnen. Caterina hatte sich auf geheimen Wegen mit Tommaso Feo verständigt. Darauf schickte dieser an den päpstlichen Governatore einen zuverlässigen gewandten Parlamentär, welcher erklärte, Tommaso könne die Burg so nicht übergeben, das würde Verrath sein; wenn aber die Gebieterin in die Burg gelassen werde und er sich von ihrem Willen, die Burg ausgeliefert zu sehen, überzeugt habe, dann wolle er sie räumen. Savelli ging auf diesen Plan ein. Anders aber dachten die Orsi. Sie kannten den Muth dieses Weibes und seine schlimmen Künste und witterten Verrath. Sie schleppten Caterina nochmals vor die Mauern von Ravaldino. Caterina beschwor mit Thränen in den Augen Tommaso, der auf die Zinne über das Burgthor getreten war, die Burg dem päpstlichen Governatore zu übergeben. Der Castellan wiederholte seine ablehnende Antwort. Da rief Caterina: „Wenn sie mich doch wenigstens in die Burg ließen, dann könnte ich Euch Alles auseinandersetzen." Darauf der Castellan: „Ich wüßte auch dann nicht, was ich thun würde; aber es ließe sich dann doch eher verhandeln; ich habe das ja schon dem Governatore angeboten unter der Bedingung, daß Ihr allein kämet." Der friedliebende und etwas ängstliche Prälat stimmte jetzt dem Vorschlage zu. Hatte er doch die Kinder der Caterina noch als Geißeln in seiner Gewalt und hoffte dem Herzog von Mailand dadurch jeden Vorwand zu kriegerischem Vorgehen zu nehmen. Obwohl die Orsi Anfangs widersprachen, wurde Caterina doch gestattet, sich auf drei Stunden in die Burg zu begeben, um Alles mit Tommaso abzumachen. Die Zugbrücke senkte sich, und Caterina sprang auf dieselbe. Kaum war sie aber hinüber, — so warf sie den jenseits

des Grabens Stehenden eine Geste zu, die den Italienern stets als die schimpflichste Verhöhnung und Beleidigung gegolten hat.

Als die drei Stunden verstrichen waren, und Caterina nicht wieder aus der Burg herauskam, verlangten die Orsi nach ihr. Da rief ihnen der Sohn des Castellans zu, nur wenn sie die beiden angesehensten Bürger von Forli als Geißeln stellten, werde die Herrin zurückkehren. Empört über diese Zumuthung zogen die Aufrührer ab, während Caterina nach all den Aufregungen im Innern der Burg in festen Schlaf fiel. So leicht ergaben sich der Monsignore und die Orsi doch nicht. Sie schleppten die Kinder und die Angehörigen Caterina's vor die Burg und hießen zunächst die Amme des Jüngstgeborenen, dann die Schwester Stella und zuletzt den Erstgeborenen Ottaviano mit beweglichen Worten und Thränen Caterina anflehen, sie vor dem Tode zu retten und die Burg auszuliefern. Der Castellan ließ die Schlafende nicht wecken, sondern antwortete abweisend nnd mit der Rache des Herzogs von Mailand drohend. Als aber das Geschrei zu arg wurde und Tommaso fürchtete, die Gräfin könne erwachen, ließ er einige Schüsse abgeben, worauf der Platz vor der Burg sich sofort leerte. Jetzt erwachte Caterina, und erschreckt verließ sie ihr Lager, wie sie war, und sprang auf die Zinne der Burg, um zu sehen, was vor sich gehe. Als sie sah, daß keine Gefahr vorhanden sei, verschwand sie wieder[1]). Da ihre Kinder im ersten Aufwallen der Wuth von ihren Peinigern nicht ermordet worden waren, durfte sie wohl sicher sein, daß auch ferner ihnen so leicht nichts geschehen werde, und ließ, um zu zeigen, daß sie die Beherrscherin der Stadt sei, bei Tag und bei Nacht einige Schüsse auf sie, namentlich auf den Rathhausthurm, abgeben.

Caterina war in Wirklichkeit gar bald Herrin der Situation. Schon am 10. April erschien ein Herold des Grafen Bentivoglio von Bologna und forderte den Monsignor Savelli auf, die Herrschaft den Riario zurückzugeben und den Kindern kein Leid zufügen zu lassen. Savelli lehnte das Erstere ab, und Checco d'Orsi beschimpfte den Herold. Ernster wurde dann die Lage, als ein Gesandter des Herzogs von Mailand von einem Parlamentär Bentivoglio's begleitet eintraf, öffentlich verlangte, die Kinder Riario's zu sehen, und verkündete: die Truppen von Bologna ständen in Castel Bolognese und erwarteten nur die des Herzogs. Checco d'Orsi erwiderte zwar frech, „die Kinder seien getödtet". Er ließ sogar den Gesandten als Gefangenen abführen. Ja, man suchte die Citadelle zu forciren. Das mißlang jedoch, und am 27. April stand das Heer des Herzogs von Mailand, stärker als 12000 Mann, nur noch fünf Miglien von der Stadt entfernt. Einem Abgesandten des Herzogs, der einen Schiedsspruch des Papstes anbot, entgegnete Savelli noch trotzig. Denn die Hülfstruppen des Papstes sollten nahe sein. Es waren fünfzig Reiter,

---

[1]) Dieses ist der Verlauf der Dinge gewesen, wie ihn Pasolini auf Grund der Alles sehr ins Einzelne ausmalenden Augenzeugen festgestellt hat. Er ist drastisch genug. Aber doch nicht so drastisch, daß er nicht bald darauf noch drastischer ausgeschmückt wurde. Ich halte alles Weitere für die Erfindung eines Humanisten, der das aus Reminiscenzen nach Herodot II. 30, Tacitus Histor. II. 13; Plutarch Mor. II. p. 241, 246 hinzugethan hat.

welche aber ein Cardinal der ihm verwandten Caterina zur Hülfe schickte. Da die Truppen des Herzogs von Mailand sich der Stadt noch mehr näherten, wurde die Lage der Verschwörer immer verzweifelter. Sie beschlossen, sich der Kinder Caterina's zu bemächtigen, um sie als Geißeln mit sich zu führen oder sie zu tödten. Aber der Ueberfall des Thurmthores von S. Petro, in dem die Kinder verwahrt waren, wurde von der Besatzung mit Gewalt abgeschlagen. Nun blieb den Orsi nichts übrig, als zu fliehen. Siebzehn an Zahl entwichen in der Nacht die Mörder mit ihren nächsten männlichen Verwandten, ihren alten Vater und ihre Frauen zurücklassend. Noch in dieser Nacht vollzog sich die Contrerevolution. „Ottaviano! Ottaviano!“ schreiend durchzog das Volk die Straßen, und man verkündete dem Befehlshaber der Truppen vor der Stadt die Unterwerfung. Noch lastete auf Aller Herzen Furcht vor Plünderung, welche der Herzog von Mailand seinem Heere zugesagt hatte, wenn Caterina einwillige. Da verbreitete sich die Kunde, Caterina habe trotz der Wuth der Soldaten, die sich durch die Plünderung für nicht empfangenen Sold hatten schadlos halten wollen, diese verboten. Dann betrat am 30. April der Magistrat von Forli das Castell Ravaldino, um der Gräfin die Unterwerfung anzuzeigen. Er wurde gnädig von der in Trauergewänder gehüllten Wittwe aufgenommen. Als aber wenige Stunden darauf ihr Sohn Ottaviano, der junge Herr von Forli, sich in die Arme seiner Mutter warf, empfing sie ihn im prächtigsten Schmucke. Der Knabe zerfloß in Thränen. Er war von Rechtswegen jetzt Herr von Imola und Forli, in der That aber war es seine Mutter. Wie diese ihre Herrschaft auszuüben gedachte, sollte sich bald zeigen.

(Schluß im nächsten Hefte.)

Ada Negri.

Wir sehen uns zu der Erklärung veranlaßt, daß Hedwig Jahn's Uebersetzung der Gedichte von Ada Negri „Schicksal“ (Fatalità), auf welche Herman Grimm im Decemberheft die Aufmerksamkeit unserer Leser gelenkt hat, die „einzig berechtigte deutsche Ausgabe“ ist; und daß wir diesem Rechte keinen Abbruch zu thun beabsichtigten, indem wir, in demselben Heft, eine Reihe jener Gedichte in der Uebersetzung von Paul Heyse gegeben haben. Wir wollten damit nur eine Huldigung dem Genius der italienischen Dichterin darbringen, deren vollständiges Werk man in der Uebertragung von Hedwig Jahn (Berlin, Verlag von Alexander Duncker) finden wird.

Die Redaction der „Deutschen Rundschau“.

Am Haremsbrunnen.

Von

J. T. von Eckardt.

[Nachdruck untersagt.]

Es war ein unendlich heißer Tag gewesen. Seit einer Woche hatte der aus der Sahara blasende Scirocco seine wirbelnden Staubsäulen über die Ebene von Karthago gejagt und die Sonnenscheibe mit einem rothen Dunstschleier verhüllt. Obgleich wir erst Mitte Mai schrieben, der Mastyxbaum im Garten sich kaum mit Frühlingsgrün gekleidet, die Granatbüsche eben ihre purpurnen Blüthen erschlossen hatten, so schien rings die Natur bereits unter dem Hauche des versengenden Windes erstorben. Der Olivenhain vor unserer Terrasse glich in seinem silbernen Grau der Erde, von welcher der Rasenteppich verschwunden. Die Hügel am Horizonte, die reifen Aehrenfelder, das sandige Meeresufer zeigten schon in allen Tönungen die an die Wüste gemahnende lichtgelbe Färbung, und auf dem fernen See glaubte das Auge bereits den krystallnen Schimmer der Salzschollen wahrzunehmen, die sonst erst die Gluth eines ganzen afrikanischen Sommers aus dem verdunsteten Wasser hervorzuzaubern vermag.

Tagsüber hatte sich im Garten keine Seele geregt. Die Hunde selbst waren vor der Hitze ins Haus geflüchtet, wo sie lang ausgestreckt, mit hängender Zunge auf den Marmorplatten der Eingangshalle Kühlung suchten, ihren Platz wechselnd, wenn der Stein die Frische verloren. Ohne das bekannte laute Summen war der Bienenschwarm, der auf den Würzpflanzen der Beeteinfassungen seinen wilden Honig sammelte, zur Mittagsstunde in den Stock unter dem Dachfirst des Hauses eingekehrt. Die großen Blüthenglocken des Stechapfels vor den Fenstern hatten müde ihre Kelche geschlossen. Die weißen Rosen am Gartenthor, vom Sturm zerzaust, zeigten die Rückseite der Blätter, den Hofplatz mit dem Schnee ihrer zerrissenen Blumen deckend, und wie vom Frost überraschtes Herbstlaub nahm der Jasminstrauch an der Stallwand sich aus, dessen kaum geöffnete und schon verwelkte Blüthen an ihren zierlichen Stielen duftlos und schlaff herabhingen. Nur die Palmen, der südlichen Windsbraut gewohnt, wiegten unangefochten in diesem allgemeinen tödtlichen Ermatten ihre Riesenkronen wie schlanke, biegsame Masten auf hoher See.

Endlich war es Abend geworden, und mit dem Augenblick, wo die Tagesreise der Sonne ihrem Ende zugeneigt und sie, noch immer blutroth ver-

schleiert, hinter den Bergen von Kamart versunken, hatte sich vom Meere eine leise Brise erhoben, die, immer mächtiger schwellend, dem Südwind Schweigen geboten. Mit den ersten Wellen dieses nördlichen Luftzuges war ein erfrischender Hauch durch die Natur gegangen. Wie aus einem Fiebertraume erwacht, den lavagleichen, körnigen Ueberzug, unter dem sie seit Tagen geschmachtet, von allen Poren schüttelnd, erhoben die Pflanzen ihre Häupter. Halb verwelkte Blüthen entrollten sich aufs Neue, und all' die ängstlich geschlossenen Kelche öffneten sich schon zur Dämmerstunde, in Erwartung des ersehnten lang entbehrten Nachtthaus.

Ueberall fing das Leben sich zu regen an. Draußen auf der Landstraße wurde der trippelnde Hufschlag von Eseln und Maulthieren laut. Auf dem Hofplatze versammelte sich die arabische Gärtnersfamilie um die Abendmahlzeit, deren aus dem thönernen Gefäß aufsteigender Geruch die Hunde herbeigelockt. Der sardische Kutscher begann den Wagen zu waschen, nachdem er vorher Gesicht und Hände im Eimer gekühlt. Salem, der Koch, machte sich auf den Weg ins Dorf, um im Kaffeehause am Meer mit dem Hofzwergen des Bey eine Partie Dame zu spielen. Und der Negerjunge aus der Küche stahl sich zu dem antiken Marmorbecken hinterm Hause, wo er die Wonne eines heimlichen Bades zu kosten hoffte.

Seit bald zwei Monaten hatte sich unser Leben in dem engen Rahmen jener Hofmauern abgesponnen. Nur des Abends, um eben jene Sonnenuntergangsstunde, wurde das Freie gesucht und auf dem Rücken einer trägen Eselin der Weg zum Meere eingeschlagen. Wenn bei einbrechender Dunkelheit das müde Saumthier uns unter dem Mimosenbaum am Rosenthor absetzte, dann war der Augenblick gekommen, wo wir, nach der eintönigen Stille des Tages ein wenig Zerstreuung und Erheiterung suchend, bei einer Nachbarfamilie vorzusprechen pflegten.

In der ersten Zeit unseres Aufenthalts in dem maurischen Palaste an der Landstraße von Marsa hatten wir uns in den gewölbten Kuppelzimmern mit ihren dicht vergitterten Fenstern, inmitten des weitläufigen mauerumschlossenen Gartens wie in einer Einsiedelei gefühlt. Lag doch der Landsitz, von Olivenhainen umgeben, scheinbar abseits von jeder menschlichen Behausung, etwa eine Viertelstunde Weges vom Schlosse des Bey entfernt. Und diese Sommereinsamkeit, wie sie dem Europäer nach Landessitte unmerklich zur Gewohnheit wird, wäre vollkommen geblieben ohne den täglichen Bedarf nach Nahrung, der überall einen zwingenden Grund bietet, die Außenwelt nicht zu vergessen.

Mit dem Marktkorb aus Palmenblättern drangen die ersten Neuigkeiten in unsere Abgeschiedenheit.

Allmorgendlich in der Frühe wurde der schwarze Koch ins Dorf geschickt, um in den kleinen Malteserläden, die dem fürstlichen Schlosse und den Villen der Würdenträger die nöthigen Lebensmittel liefern, auch seine Einkäufe zu machen. Kehrte er dann, wie Kaleb, der alttestamentliche Kundschafter, beladen mit den Früchten der Jahreszeit, heim, so ließ er es sich nicht nehmen, das Gesehene und Gehörte zum Besten zu geben und uns über Namen und Verhältnisse der näheren und ferneren Nachbarschaft bereitwillig

aufzuklären. Ganz erfüllt von den Begegnungen mit seinen Glaubensgenossen, den zahlreichen Köchen, Lakaien, Haremswächtern und Kutschern der Sommerresidenz, hatte er jedoch allein Sinn und Interesse für die großen Herren in ihren wohlverwahrten Gärten und für das unter der Dienerschaft umgehende Geklätsch. Nur mit Geringschätzung und bei Gelegenheit eines über dem allzu lebhaften Gedankenaustausch vergessenen Gemüsekaufs gedachte er unseres nächsten Nachbarn, eines alten Italieners, der in einer niedrigen Gartenwohnung dicht an unserer Hofmauer hauste und mit den Erzeugnissen seines Obstgartens ihm schon manches Mal bereitwillig ausgeholfen. „Ein Geizhals und Sonderling, der trotz beträchtlichen Vermögens Winter und Sommer auf dem Lande lebe, mit zwei Pfennigen den Tag zu wirthschaften wisse, dazu nicht Weib noch Kind habe, zum dereinstigen Beerben".

Diese Charakteristik aus dem Munde unseres schwarzen Kochs hatte einige Neugier erweckt, das Original kennen zu lernen, das sich für immer hier in die Einsamkeit verbannt.

Auf dem nächsten Abendspaziergange sahen wir uns nach dem Gartenhause um und entdeckten es in nächster Nähe unseres Thores, wo es dem der arabischen Bauart noch unkundigen Blick als eine niedrige Mauer erschienen war. Der Besitzer des Häuschens saß neben einer schönen Frau auf der steinernen Bank vor der Thüre. Er grüßte freundlich, als es unserer Eselin beifiel, eine an seiner Schwelle wachsende Distel auszurupfen. Und da er heiter und nichts weniger als menschenfeindlich erschien, so wurde mit einigen Bemerkungen über Wind und Wetter die Bekanntschaft eingeleitet. Der Alte zeigte sich lebhaft und gut unterrichtet. In Allem, was Kenntniß von Landessitte und Bewohnern betraf, wußte er aufs beste Auskunft zu ertheilen. Und mit der ersten, im friedlichen Gespräch mit Erinnerungen an Alt-Tunis und seine goldenen Zeiten verplauderten Abendstunde ward ein nachbarlicher Verkehr angebahnt, der uns bald zur täglichen Gewohnheit geworden.

Signor Pietro Malatesta war ein schlanker Mann, mit für seine sechzig Jahre noch jugendlichem Aeußern, das in keiner Weise an den eingefleischten Geizhals oder Sonderling erinnerte, als welchen ihn unseres Salem scharfe Zunge gemalt. Ein Geizhals vor Allem konnte Signor Pietro nicht sein, hatte er doch in seiner einsamen Junggesellenwohnung einer befreundeten Familie Obdach geboten. Ein Sonderling vielleicht, denn seit nun schon fünfzehn Jahren lebte er, obgleich einst Besitzer eines einträglichen Juwelierladens in der Goldschmidtgasse von Tunis, zurückgezogen auf dem Lande in seinem Obstgarten einzig und allein der Pflege einer Baumschule, die er selber angelegt.

Die Hälfte seines Gartenhauses hatte er der Familie Said überlassen. Diese bestand aus der schwarzäugigen Signora Maria, die wir bei unserer ersten Begegnung an seiner Seite gesehen, einer Malteserin mit starken Gliedern und bräunlichem Madonnengesicht, und ihrem Gatten Michele, sowie den drei Kindern des Paares. Der magere Michele, Mechanicus von Profession, erhielt die Seinen mit allerlei Arbeiten in den Schlössern der Umgegend, wenn er nicht, wie es nur zu oft geschah, taumelnd heimkehrte, um im Hinterstübchen einen Rausch auszuschlafen. Den Haushalt für beide Theile besorgte die Signora. Sie wußte sich und die drei wohlgerathenen

Kinder stets sauber zu kleiden, Haus und Küche aufs Beste zu verwalten. Wenn sie im dunkeln Kleide, die schwarze Faldetta über ihr glänzendes Haar gelegt, sich nach der Stadt aufmachte, gab sie in Haltung und Erscheinung der ehrsamsten und behäbigsten Bürgersfrau nichts nach. Von den Kindern waren die beiden ältesten, Alfredo und Matilde, in Tunis bei Verwandten zur Kost, um die Schule daselbst besuchen zu können. Sie verbrachten nur die freien Sommermonate in Marsa, Alfredo zumeist auf einem niedrigen Esel über die karthagische Ebene streifend, Matilde der Mutter im Haus und Garten behülflich. Nur das Jüngste, die dreijährige Teresa, war der Eltern Gesellschaft, dazu Signor Pietro's Liebling und Pathenkind.

Die Gartenwohnung bot, wenn man die eisenbeschlagene Eingangsthür geöffnet, einen überaus freundlichen Eindruck. Drei schmale Stuben mündeten auf den hellen Innenhof, dem ein Orangenbaum in der Mitte Schatten spendete. Hinter dem Haus breitete sich der weitläufige Garten aus, mit der wohlgepflegten Pflanzung junger Pfirsich-, Aprikosen- und Granatbäume. Im Grunde desselben war der Brunnen angelegt, mit Schöpfrad, vom Esel gedreht, und Röhren zur Bewässerung des Gartens. Zur Rechten des Brunnens lag, wohl noch von einem maurischen Besitzer herstammend, das Frauenbad, die ummauerte „Djabia," ein von dem Brunnen gespeistes erhöhtes Bassin. Um die Badestelle der Schönen vor neugierigen Blicken zu schützen, hatte der arabische Erbauer einen Weinstock hart an den Rand des Beckens gepflanzt. Und jetzt, nach Jahren, wo längst die Haremsdamen verschwunden, die einst in Gold und Seide, wahrscheinlich von unserem Palaste aus, den Weg zum Brunnen betreten, war der Weinstock in üppigster Fülle zum Blätterdache angewachsen, das tief, fast bis auf den Wasserspiegel gesenkt, wie ein Riesenschirm mit gewaltigen Armen die heimliche Stätte vor ungeweihtem Auge deckte.

Hier pflegte Signora Maria im Kreise der Kinder den Abend zu verbringen, Signor Pietro sein Pfeifchen zu rauchen, während der magere Michele in irgend einer gluthheißen Weinstube am Hafen von Goletta mit Matrosen um die Wette zechte. Hierher, an den Haremsbrunnen, lockte es auch uns, wenn es drüben gar zu einsam geworden, wenn die Cicaden ihr zirpendes Lied zu schlagen begonnen, wenn im Dorfe die Trompeter des Bey vor den Fenstern der Frauen bliesen, und der Seewind abgerissene Sätze der melancholischen Musik in der Abendluft zu uns herüber trug.

Es ist acht Uhr. Die Signora hat im Becken gebadet und trocknet, auf dem Mäuerlein sitzend, ihr langes Haar. Teresa und Matilde kauern zu ihren Füßen. Alfredo liegt auf dem Brunnenrande, lang ausgestreckt, den Kopf zwischen den Händen, und äfft sein Bild im Wasser, das unter dem Kranz von Weinlaub den bräunlichen Knaben wie einen jugendlichen „Bacchus an der Quelle" widerspiegelt. Signor Pietro hat vorhin die ersten Feigen im Garten gepflückt, jene zuckersüßen grünen Früchte mit dem gelblich-weißen Innern, die der Sommerfeige um einen Monat voran gehen. Er bietet sie grüßend an und wirft einen zufriedenen Blick auf die säuselnden Fruchtbäume. Die Abendfrische hat ihn heiter gestimmt, nachdem er Tags für seine Pfleglinge gefürchtet. In den Rinnen zwischen den Obstbäumen rieselt das

Brunnenwasser und tränkt die Wurzeln unter der Erde. Oben um den Brunnen geht der Esel mit den verbundenen Augen unter den geflochtenen Strohdeckeln noch fleißig in die Runde, während die schöpfenden Krüge am Rade auf- und niedertauchen und mit einem gurgelnden Ton das Wasser in die Röhren leeren. Die Brise weht frisch über uns hin und bringt einen feucht-salzigen Hauch vom Meere auf Hände und Lippen. — Nun spannt der Alte den Esel ab — der Garten ist getränkt — und führt das Thier in den Stall am Hause, nachdem er die Binde von den Augen gelöst. Als er wiederkommt, trägt er eine alte Guitarre in der Hand, die sonst in seinem Kämmerchen verstaubt an der Wand hängt und fängt an, mit schwacher aber klarer Stimme eine Romanze aus seiner Jugendzeit zu singen. Darüber wird es dunkler, und den Kindern fallen die Augen zu. Er lehnt das Instrument an die Mauer und stopft sich eine Pfeife. Das alte Lied hat die Erinnerung an alte Zeiten in ihm erweckt, wo er als jugendlicher Uhrmachergeselle von Rom und den Seinen Abschied genommen, um für Nimmerwiedersehen nach Tunis auszuwandern. Doch Maria unterbricht den redseligen Erzähler:

„Es ist Zeit, schlafen zu gehen," meint sie, „die Bambina ist müde. Sage gute Nacht, Teresa."

Die Kleine, auf der Mutter Knieen eingeschlafen, regt sich nicht.

„Mach' die Augen auf," ruft diese ihr ins Ohr. Aber das Kind drückt sich nur noch fester in ihren Arm. Drinnen ist es heiß, und selbst die Kleinen können in der erstickenden Zimmerluft nicht schlafen.

„Wart', so soll der Bu Kluba dich holen!"

Bei diesen Worten macht Teresa ein paar erschreckte Augen auf, und auch Matilde rückt näher an der Signora Knie.

„Ja, ja, Bu Kluba," wiederholt sie. „Er geht zur Nachtzeit um und holt die Kinder."

„Laßt Teresa in Frieden," legt sich Pietro ins Mittel. „Schon letzte Nacht hat Niemand vor Hitze und Moskitos die Augen zugethan. Gönnt ihr die frische Abendluft und macht dem Kinde nicht Angst mit Euren ungereimten Geschichten.

„Signor Pietro hat Recht," mischen wir uns ins Gespräch. „Bleibet, Signora, und sagt uns lieber, was es mit Eurem Bu Kluba auf sich hat. Ist's ein Gespenst oder gar ein wildes Thier, mit dem man den Kindern droht?"

Die Signora macht ein ernsthaftes Gesicht, froh im Stillen, am Brunnenrande bleiben zu können.

„Nicht das Eine und nicht das Andre," erwidert sie. „Gespenster gibt's hier nicht, und die Afriten und Dschnune der Muselmänner haben uns guten Christen nichts an, denn sie fürchten das Zeichen des heiligen Kreuzes."

„Was ist's denn aber mit dem ‚Bu Kluba'?"

„Bu Kluba sama Bu Kluba," ist die Antwort. (Mit dem Wörtchen „sama", fürwahr, das, fleißig in jeden Satz eingestreut, sich auf die verschiedenartigste Weise deuten läßt, glaubt der Malteser viel erklärt zu haben.) „S's ist eine lange Geschichte und eine wahre obendrein. Kein Märchen etwa, wie's die Tauï's auf den Märkten erzählen. Und mich grauft's selber, dran zu denken."

„Erzählt, Signora," bitten wir neugierig.

„Und erzähle Mutter!" bitten Alfredo und Matilde auf Maltesisch.

„Contate, Maria, contate pure," fügt der Alte hinzu.

Seine Zustimmung entscheidet die sich noch ein wenig sträubende Frau. Sie rückt näher heran, auch Alfredo verläßt sein Lager auf der Mauer und setzt sich herzu, zum Horchen bereit. Dann erzählt sie in lebhaftem Italienisch, hie und da mit maltesischen und arabischen Brocken durchwürzt:

„Es ist etwa zwölf Jahre her — es war um die Zeit, wo die Türken in Stambul gegen die Russen Krieg führten — da lebte in Tunis ein Hamal oder Lastträger genannt, Si Salah es Srir, der verdiente sein Brot sauer und in Ehren mit seiner Arbeit. Eines Tages, da die Sonne ihm besonders heiß auf den Nacken gebrannt, hatte er sich um die Stunde des Abendgebets der Muselmänner auf eine steinerne Bank neben der großen Moschee gesetzt. Da überwältigte ihn die Müdigkeit, und er schlief sanft ein. Er mochte einige Zeit geschlafen haben, denn es war inzwischen die Dämmerung hereingebrochen, als ihn eine Hand mit sanftem Schütteln weckte, und eine männliche Stimme in fremdländischer Mundart zu ihm sagte:

„Hamal, bist Du zur Arbeit bereit?"

Noch halb verschlafen erhob sich Si Salah, rieb sich die Augen und erblickte vor sich einen mageren Mann in grauem Gewand, der die Kapuze des Burnus tief übers Gesicht gezogen hatte, trotz des warmen Abends.

„Bist Du zur Arbeit bereit," wiederholte der Unbekannte, „dann folge mir, ich bezahle gut."

Der Hamal, in Erwartung eines guten Arbeitslohns, ergriff eilig sein Tragseil und seine Pantoffeln, hing den Mantel über die Schulter und folgte dem vorausschreitenden Fremden.

Dieser schlug den Weg durch abgelegene Straßen ein, die volkreichen Bazare und Märkte vermeidend, durcheilte den Hammelmarkt, die Siebmachergasse und wandte sich zur Linken in die obere Stadt. Endlich, nach längerer Wanderung durch allerlei Kreuz- und Quergassen, die der Hamal nur selten betreten, gelangten sie in eine enge und schmutzige Straße, die diesem völlig unbekannt war. Vor einem niedrigen Hause blieb der Fremde stehen, zog aus der inneren Tasche seines Gewandes, das von dem Schnitte war, wie es die Türken zu tragen pflegen, einen Schlüssel und steckte ihn in das Thürschloß. Ehe er jedoch geöffnet, drehte er sich zuvor nach dem Lastträger um und sprach:

„Ziehe den Zipfel deines Burnus über die Augen. Mein Harem ist im Hofe, und du möchtest sehen, was keines Mannes Auge schauen darf."

Si Salah, als guter Muselmann, folgte willig diesem Befehl, zog den Mantel ins Gesicht, streifte die Schuhe von den Füßen und trat dann, dem vorangehenden Fremdlinge nach, durch das Thor. Drinnen befand er sich in einem langen, dunkeln Gange. Jener schritt immer voraus und führte durch eine Reihe leerer Gemächer den Lastträger in einen offenen Innenhof, wo er ihn mit den Worten stille stehen hieß:

„Warte ein Weilchen. Ich will die Last holen, die du forttragen sollst. Doch erhebe beileibe die Augen nicht, denn mein Harem ist im Hofe."

Verließ ihn und ging in ein Seitengemach, dessen Thür er sorglich hinter sich verschloß.

Dem Hamal, der doch sein Lebtag fremde Häuser genug betreten, ward auf einmal sonderbar zu Muthe. Keine Seele regte sich im Hofe. Kein Laut war zu vernehmen von Pantoffelklappern, von Kichern, Flüstern oder Gewänderrascheln, mit dem sonst das neugierige arabische Weibervolk seine Nähe zu verrathen pflegt. Alles blieb todtenstill. Neugierig schob er den Zipfel des Burnus in die Höhe und blickte verstohlen umher. Der Hof war leer, die Thüren der Gemächer rings angelehnt. Schon wollte er sich ruhig in ein Eckchen kauern, um auf die versprochene Last zu warten, da öffnete ein plötzlicher Zugwind die nächste Kammerthür, und was er vor sich sah, machte sein Blut vor Entsetzen erstarren. Auf dem Kachelfußboden, der mit Blut getränkt, lagen drei Kinderleichen, die abgeschnittenen Köpfe und das mörderische Messer daneben, und in einem Häufchen in der Ecke des Gemaches waren die Kleider und Schuhe der armen Kleinen zusammengeworfen, an denen sich erkennen ließ, daß sie Christenkindern angehört. Todesangst erfaßte den Hamal. Im Nu, auf nackten Sohlen, lautlos, die Pantoffeln im Stiche lassend, eilte er dem Ausgange zu und floh durch die leeren Gemächer nach der Hausthür. Aber dort angelangt, fand er sie dreifach verschlossen und verriegelt. Zitternd, mit bebenden Knieen, glaubte er sein letztes Stündlein gekommen. Und in seinem wild erregten Hirn dämmerte die Erinnerung auf an seine Kinderzeit, wo es in der Stadt geheißen, Bu Kluba gehe um und morde Christenkinder. Schon wollte er an der verschlossenen Thüre rütteln und um Hülfe schreien, da entdeckte sein Blick ein Seitenthürchen zur linken des Eingangs. Es war nur angelehnt. So lautlos, wie er gekommen, floh Si Salah durch dasselbe, irrte durch Corridore und Gänge, bis er eine Treppe fand, die zum Dache führte. Er sprang in schnellen Sätzen hinauf. Kaum oben angelangt, hörte er den Fremden im Hofe die Thür öffnen und nach ihm rufen. Da kannte seine Furcht keine Grenzen mehr. Trotz seines Alters kletterte er ein Mäuerchen hinauf, welches das Dach des Nachbarhauses von dem des Fremdlings trennte. Noch ein Satz, und er war drüben.

Hier auf dem Nachbardache genossen die arabischen Weiber plaudernd und lachend die Abendfrische. Wie die Gestalt des Hamals ihnen sichtbar ward und er mit angstverstörten Zügen, winkend und Zeichen machend, auf sie zueilte, da gab es ein lautes Geschrei und Auseinanderstieben, das den Herrn des Hauses herbeilockte. Voll Wuth und Entrüstung ging dieser mit dem Stocke auf den fremden Mann los, der seinen Harem entweiht und der arme Si Salah mußte erst eine derbe Tracht Schläge über sich ergehen lassen, ehe er sich endlich hörbar machen und sein grausiges Erlebniß kund thun konnte.

Der Hausherr war nicht wenig entsetzt ob der Geschichte. Bebend ging er nach der Hausthür, zu sehen, ob sie wohl verriegelt, lud die Flinte und legte den Kettenhund aufs Dach. Dann sprach er zum Hamal:

„Bleibe über Nacht, Bruder Salah. Ich habe dir Unrecht gethan. Der Bu Kluba möchte dir auflauern und in der Dunkelheit dich morden. Morgen in aller Frühe wollen wir ausgehen und die Polizei holen, damit sie den Mörder

in Ketten lege. Denn sind es auch die Kinder der Ungläubigen, im Koran steht geschrieben: „Tödtet keinen Menschen es sei denn mit gutem Rechte."

So blieb der Hamal über die Nacht, nachdem er mit dem Gastgeber das Abendessen getheilt. Doch konnte weder der Eine noch der Andere die Nacht ein Auge schließen. Der Hund auf dem Dache heulte, als sei es im Nachbarhause nicht geheuer. Auch schien es ihnen, als vernähmen sie Pochen und Gehen und Schlüsselrasseln drüben.

Am andern Morgen in der Frühe machten die Beiden sich auf nach den Sapti's oder Polizeidienern des Bey. Wie der Oberste von ihnen die Geschichte hörte, lächelte er ungläubig, versprach jedoch, seine Leute zu senden. Doch die Sapti's sind langsamer als die Schnecken. Als sie den Abend mit Flinten und Säbeln ans Thor des verrufenen Hauses kamen, da fanden sie davor einen Bürger der Stadt sitzen, der auf ihr Befragen mittheilte, der Miether, ein Fremdling aus der Türkei, sei früh mit seinen Bündeln abgezogen, nachdem er gut bezahlt, und drinnen sei nichts Verdächtiges zu finden. So zogen auch sie ab, wie sie gekommen.

Der arme Hamal aber bestand auf der Wahrheit dessen, was er erzählt, und da er ein Ehrenmann war und in seinem Viertel wohlbekannt, so zweifelte Niemand an ihm. Durch ihn ward die grausige That ruchbar, und aus seinem eigenen Munde hat sie mancher von meinen Bekannten vernommen. Das allgemeine Entsetzen war um so größer, als dazumal im Malteserviertel mehrere Kinder verschwanden, ohne daß man sie je wieder gefunden hätte. Das erste Mal hatte man sich beruhigt, in der Vermuthung, das Kind sei in einem der Brunnen auf den Nachbarhöfen ertrunken. Als aber ein zweites und drittes Kind auf gleich unerklärliche Weise abhanden gekommen, da gab es eine große Aufregung im Viertel. Die Mütter hielten ihre Kleinen zu Hause oder hüteten sie sorgsam, sobald sie auf die Straße kamen.

Alte Leute wußten die Richtigkeit von Si Salah's Vermuthung zu bestätigen. Sie entsannen sich gleich ihm, vor vielen Jahren von einem ähnlichen Verbrechen gehört zu haben, und nannten den unbekannten Mörder „Bu Kluba". Er sei aber ein Muselmann und von den Türken ausgesandt, Christenkinder zu fangen, zu tödten und ihr Blut nach Constantinopel heimzubringen, um die Schwerter der Ungläubigen damit zu tränken und sie siegreich zu machen im Kampf gegen die Christen. — Das ist die Geschichte vom Bu Kluba, und für ihre Wahrheit kann ich manchen Zeugen aufrufen."

Signora Maria schweigt, auf dem Hofe des Bey blasen die Trompeter noch immer vor den Fenstern der Frauen. Im Grase zirpen die Cicaden. Es ist so dunkel geworden, daß über dem Erzählen eine Pharaoratte, mit ihren Jungen auf dem Rücken, sich bis an die Brunnenmauer gewagt hat. Sie huscht davon, als der Alte sein Pfeifchen ausklopft:

„Basta cosi" und „felice notte".

Während Maria ihre schlafende Teresa ins Haus trägt, muß uns Alfredo die wenigen Schritte bis ans Gartenthor geleiten. Denn was wir am Haremsbrunnen vom Bu Kluba im grauen Mantel gehört, hat uns große Kinder, trotz der warmen Nachtluft, leise erschauern machen.

Wirthschafts- und finanzpolitische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte December 1894.

Die Börse schwimmt in Geld und schwelgt in Hoffnungen. Die Course, so sagt man, steigen nicht mehr, sondern sie springen und fliegen. Als im vergangenen Sommer die sogenannten Schuckert-Actien (von der bekannten Nürnberger Elektricitäts-Gesellschaft) mit einem Betrage von zwei Millionen auf den Markt traten und von Seiten der Zeichner einen Begehr von 84 Millionen hervorriefen, als in Folge dessen die Actien nicht zu 140 Procent, sondern zu 170 Procent abgegeben wurden, da staunte man über den Erfolg. Jetzt staunt man über solche Dinge nicht mehr. Von einer Berliner Brauerei wurden bei einer Neuemission so colossale Beträge gezeichnet, daß die emittirende Bank es vorzog, die erste Notirung um einen Tag zu verschieben, in der Hoffnung, daß durch den Aufschub eine Anzahl Zeichner abspringen und es so ermöglichen würden, den ersten Cours nicht in einer Höhe anzugeben, welche einem soliden Hause peinlich sein mußte. Und dergleichen Vorfälle sind nur die Symptome einer ganz allgemeinen Hinaufsetzung aller Course von Werthpapieren. Die Wiener „Neue Freie Presse" hat sich am 1. November das Vergnügen gemacht, die Course der hauptsächlichsten dort gehandelten Papiere mit den Schlußcoursen des letzten Jahres zu vergleichen und danach auszurechnen, daß die Gesammtheit dieser Papiere im Laufe von zehn Monaten eine halbe Milliarde Gulden an Werth gewonnen hat.

Da die Berliner Börse an den Werthsteigerungen Theil nimmt, so sollte man meinen, daß es eine bündigere Widerlegung aller Befürchtungen, die man an die Erhöhung des Börsenstempels knüpfte, gar nicht geben könnte. Und trotzdem sind wir der Ansicht, daß jene Vorgänge, weit entfernt, die Befürchtung zu widerlegen, sie vielmehr auf das Genaueste bestätigen. Wir haben niemals die Ansicht ausgesprochen, daß unsere Börse nicht höhere Steuererträge liefern könnte. Wir haben uns nur gegen das Ignorantenthum gewendet, welches doppelte Steuererträge durch Verdoppelung des Steuerfußes herbeiführen will. Wir haben stets in dieser Frage den Standpunkt wahrgenommen, daß eine Steuer, welche gar nicht vom Gewinn, sondern nur vom gehandelten Betrage erhoben wird, in der ihr jetzt gegebenen Höhe das solide Geschäft zurückstoßen, aber jede dem unsoliden Treiben günstige Sachlage nur noch verstärken werde. Und eben dies ist eingetreten. Jene Coursteigerungen sind das erste Anzeichen von dem verhängnißvollen Uebergewicht, welches das unsolide Geschäft erlangt hat. Ein kurzer Ueberblick über das Entstehen der neuesten „Hausse" wird dies lehren.

Die bereits drei bis vier Jahre andauernde Geschäftsstille vermehrte zusehends die müßig liegenden Capitalien. Während auf der einen Seite dem Geldmarkte neue Mittel zuflossen, fehlte auf der anderen Seite der Abfluß, den neue industrielle Unternehmungen bewirken. Dazu kam, daß bei den sonderbaren Münzverhältnissen

Nordamerika's dieses Land, das eigentlich gesetzlich eine Goldwährung hat, thatsächlich mit silbernen Zahlungsmitteln überschwemmt war, welche kraft des mißbräuchlichen Einflusses der Silbermänner in Amerika Geldcharakter trugen. Da Niemand mit gutem Gelde zahlt, wo er mit schlechtem zu zahlen berechtigt ist, so überwog im internen Verkehr Amerika's das Silber, und das Gold wurde nach Möglichkeit an das Ausland abgegeben. Während das amerikanische Gold in Strömen auf dem Londoner Markte mündete, warf die russische Rubelpolitik gleichzeitig frei werdende Goldmassen auf die europäischen Plätze. Es dauerten also in dieser Bewegung einerseits die von uns schon öfter besprochenen Momente fort, welche in Folge der Geschäftsstille einen Geldüberfluß erzeugten, und es traten gewisse Vorgänge des Münzmarktes hinzu, welche den bereits vorhandenen Geldüberfluß noch in ganz auffallendem Maße vermehrten. War schon früher bares Geld zu immer billigeren Zinssätzen zu haben, so sank jetzt der Discont auf geradezu lächerlich geringe Sätze herab. Während aber früher die Capitalisten in einem gewissen Gefühl der Unsicherheit sich immer mehr zu den sichersten Verwahrungsstellen herandrängten und sich mit einem immer geringeren Zinsfuß begnügten, trat jetzt bei einem Theile derselben ein Rückschlag ein, und sie suchten, um ihre Einnahmen endlich zu erhöhen, Papiere mit höherem Zinsfuß, d. h. Speculationspapiere, zu erwerben. Dieses Andringen auf Speculationspapiere, welches mit steigender Nachfrage auch den Cours steigerte, hatte seinen Hauptsitz in Wien. Hatte hier einmal eine Coursteigerung begonnen, so war das leichtlebige Temperament der österreichischen Bevölkerung nur geeignet, immer weitere Kreise daran theilnehmen zu lassen. Große und kleine Leute drängten sich in gleicher Weise heran. Sprüchwörtlich wurden der Zahlkellner und das Stubenmädchen, die an der Börse speculirten. Der österreichischen Hauptstadt that es bald die ungarische gleich, und die Steigerung aller Werthe diente nach außen hin noch als Glorienschein für die Valutareform, welche Oesterreich-Ungarn noch immer durchzuführen hat. In den ersten Stadien dieser Bewegung beobachtete die Berliner Börse eine kühle Zurückhaltung. In der nüchternen Erwägung, daß für die Wiener Courstreibereien kein vernünftiger Grund zu finden sei, antwortete man auf die höheren Coursnotirungen damit, daß man Papiere zu dem gewünschten Course nach Wien abgab, d. h. es bildete sich gegen die Wiener Hausse in Berlin eine Contremine als Baisse-Partei. Aber jedes Vorgehen der Contremine wurde in Wien mit einer noch höheren Steigerung der Course beantwortet, welche noch weitere Kreise der Bevölkerung mit Vertrauen erfüllte und noch größere Capitalien herbeizog, bis schließlich der Rückschlag auch in Berlin eintrat und den Elementen, welche zum Steigen der Course Zutrauen hatten und Anderen Zutrauen beizubringen beflissen waren, auch hier die Oberhand gab. — In diese Stimmung fielen einige reelle Ereignisse, welche in der That den Geldmarkt nach oben hin zu beeinflussen geeignet waren. Während seit Jahrzehnten das Silber im Rückgang begriffen und in der letzten Zeit geradezu ein Silbersturz eingetreten war, eröffnete der Krieg, welcher in Asien zwischen zwei Staaten mit Silberwährung ausgebrochen war, dem Silber für den Kriegsbedarf dieser Staaten einen neuen und plötzlich wachsenden Markt. Als im Fortgang des Krieges der Sieg der Japaner immer deutlicher wurde, steigerte die Hoffnung auf die Erschließung China's für den Bau von Eisenbahnen und für die Einführung europäischer Erzeugnisse aller Art den Werth aller bestehenden industriellen Unternehmungen. Die sibirische Eisenbahn, größer als irgend ein europäisches Eisenbahnunternehmen, mußte einer ganzen Anzahl europäischer Geldmärkte eine Betheiligung an den bevorstehenden Anleihen sichern. Wir sind weit entfernt, diese Momente zu unterschätzen. Wir haben dies an dieser Stelle vielmehr früher und energischer betont, als die Börsenblätter (vergl. Aprilheft S. 134, Octoberheft S. 143/44). Aber Kriegsbedürfnisse, wie sie jetzt in Ostasien auftauchen, sind stets nur vorübergehender Natur. Siegt Japan, so hat es ein Interesse daran, seinen Sieg nicht bis zur völligen Niederwerfung China's auszunutzen, sondern sich noch immer in

der Rolle des bevorzugten Vetters zu erhalten, so daß die Erschließung China's zunächst mehr den Japanern als den Europäern zu gute kommt. Jedenfalls aber, mag man die vorhandenen reellen Momente anschlagen, so hoch man wolle, wird dies von der Höhe der Coursſteigerungen bedeutend übertroffen. Der heutige Courszettel zeigt gar kein vernünftiges Verhältniß mehr zwischen den gezahlten Dividenden und dem Cours der Actien, d. h. der Cours ist ein Speculationscours, der dem inneren Werth nicht entspricht. Sieht man von Einzelheiten ab, wie z. B., daß die Papiere des Silber producirenden Mexico mit dem Silbercourse sich heben, so ist eine organische Einwirkung der thatsächlichen Vorgänge auf die Entwicklung der Course überhaupt nicht mehr zu bemerken. Die Börsen zeigen vielmehr das Bild eines Spiels mit Spielerregeln. Gewisse „führende Papiere" geben den Ton an: in Wien „Creditactien", in Berlin „Commanditantheile". Werden ihre Course hinaufgesetzt, so folgen die anderen. Und das Ganze ist nicht einmal mehr ein Verstandesspiel, sondern ein Wetten und Wagen, in welchem das Temperament die Entschließung bestimmt.

Die Bankiers, die stark mit Privatpublicum „arbeiten" und ihnen zu jedem Sonntag einen Wochenbericht zuzuschicken pflegten, fingen bald an, zwei oder drei Mal wöchentlich, zuletzt gar täglich zu berichten und durch die schnelle Aufeinanderfolge immer günstigerer Hausse-Nachrichten den Empfänger in nervöse Hast zu jagen. Hierbei entwickelte sich eine Kunst, die Verhältnisse zu interpretiren, welche jeden Vorgang für die Entwicklung der Course nach oben zu deuten wußte. Starke Ankäufe bedeuten Steigerung, aber starkes Abgeben eines Papieres bedeutet auch Zutrauen, da nunmehr der Markt entlastet sei. In einem dieser für das Publicum bestimmten Bankiersberichte heißt es geradezu: „Wo Geldmächte wie die Rothschild's auf das Höchste an einer guten Temperatur der Börse interessirt sind, kann man sich vertrauensvoll dem Strome überlassen."

Das ist des Pudels Kern, die Berliner Börse liegt im Schlepptau der Wiener Geldmächte. Hat doch in diesem Treiben selbst ein Ort wie Budapest, den man vor wenigen Jahren noch gar nicht beachtete, eine Bedeutung gewonnen, die den Berliner nöthigt, sich nach dem Budapester Courszettel zu richten. Die vornehme Bankwelt Berlins ist einflußlos, es herrscht der Jobber. Hat die Börsensteuer diese Entwicklung gehindert oder befördert?

Allerdings ist unter den hochgehenden Wogen dieses maß- und regellosen Treibens für den Kundigen doch auch die in gleicher Richtung, aber in mäßigem Tempo fortschreitende Bewegung zu erkennen, welche einen Anspruch auf dauernde Beachtung hat. Wir sind eben in dem Sinken des Zinsfußes, welches seit den mittleren Jahrzehnten des Jahrhunderts fast ununterbrochene Fortschritte gemacht hat, wieder einmal ein Stück vorwärts geglitten. Da dem Sinken des Zinsfußes eine höhere Bewerthung aller derjenigen Papiere entspricht, die noch an den höheren Zinsfuß gebunden sind, so ist insofern in der vorübergehenden Courstreiberei auch ein Theilchen von dauernder Geltung zu constatiren. Unsere festen Reichs- und Staatspapiere sind natürlich von der allgemeinen Bewegung nicht in gleichem Maße hochgerissen worden, wie die eigentlichen Speculationspapiere. Wenn mit einigen Schwankungen unsere 3procentigen Anleihen etwa 95, unsere $3\frac{1}{2}$procentigen etwa 105 und die 4procentigen nur noch ganz unbedeutend höher stehen, so ist klar, daß der Zinsfuß für unseren Staatscredit die Neigung hat, sich auf annähernd 3 Procent festzusetzen, daß die 4procentige Rente allgemein für eine Zinsreduction reif erachtet wird und die Furcht vor derselben auch schon die $3\frac{1}{2}$procentige beeinflußt. Wenn Rußland soeben 5procentige Papiere in $3\frac{1}{2}$procentige verwandeln will, wenn Dänemark sogar seine $3\frac{1}{2}$procentige Rente (allerdings einstweilen ebenfalls mit einem Draufgeld) auf 3 Procent zu convertiren wagen kann, so werden wir den alten Theil unserer Schulden mit 4 Procent zu verzinsen nicht fortfahren können. Hieraus erwächst für unsere Reichs- und Staatsfinanzen die Möglichkeit einer Zinsersparniß. Setzt man dieselbe behutsam auch nur zwischen

½ und 1 Procent an, so ergibt dies für die 6 bis 7 Milliarden 4procentiger Schulden im Reiche und in den Einzelstaaten eine Zinsersparniß, deren Gesammtbetrag zwischen 30 und 70 Millionen sich bewegt und nach der höheren Ziffer, ja sogar möglicher Weise über dieselbe hinaus getrieben werden kann, wenn die 3½procentige Rente gleichfalls herangezogen wird.

Hierin liegt die Antwort auf den festen und siegesbewußten Widerstand, welchem die erneute Tabaksteuer-Vorlage begegnet. Eine Steuer, welche nichts Anderes für sich geltend machen kann, als ein Finanzbedürfniß, hat wenig Aussichten in einer Zeit, in welcher die Entwicklung des Geldmarktes dem Reiche und den Einzelstaaten weit größere Gewinne gewissermaßen aufzwingt.

Die letzten Winter haben in den großen Städten regelmäßig einen Nothstand herbeigeführt, und man fängt allmälig an, die Fürsorge dagegen als wiederkehrende Verwaltungsaufgabe zu betrachten. Der Hamburger Senat hat, und zwar mit dieser Motivirung, bei der Bürgerschaft einen Credit von 200 000 Mark beantragt, um die Planirung des Heiligengeistfeldes, welches eine Fläche von 3½ Millionen Quadratfuß deckt, je nach dem Umfang des eintretenden Nothstandes schneller oder langsamer, auszuführen. Das extreme Gegenbild freilich zeigt uns die Stadtvertretung von München, wo man sich weigerte, zur Einrichtung einer Wärmestube, für deren Heizung und sonstige Verwaltung die Geldmittel bereit waren, aus der Stadtkasse auch nur die Kosten für das Local herzugeben, obgleich der Armenpflegschaftsrath einen eigenen Antrag hierfür einbrachte und als nothwendig befürwortete. In den Kreisen Derer, die sich fachmäßig mit Nothständen irgend welcher Art beschäftigen, wird die Ansicht immer allgemeiner, daß die regel- und zügellose Privatwohlthätigkeit keineswegs mehr im Stande sei, dieser Dinge Herr zu werden. Zur Bekämpfung des Vagabondenthums, welches bei zunehmender Arbeitslosigkeit im Winter die Städte überschwemmt, besitzen wir fast überall im Reiche Naturalverpflegungs-Stationen, welche von eigenen Vereinen unterhalten werden. Jeder Arbeitslose, der sich auf der Station am Nachmittag meldet, erhält unentgeltlich Abendessen, Nachtquartier und Frühstück, sowie Gelegenheit, sich nach Arbeit umzusehen, und muß dann nach Einnahme eines Mittagessens suchen, zur nächsten Station zu kommen. Mit diesen Stationen glaubt man eine sichere Verpflegung der Arbeitslosen zu beschaffen und desto kräftiger der Bettelei entgegentreten zu dürfen. Hier zeigt sich nun recht deutlich, wie hoffnungsvolle Anläufe und plötzliches Nachlassen privater, d. h. zufälliger Thätigkeit wirken. Vor einigen Jahren wurden im Kreise Lübben in der Mark Naturalverpflegungs-Stationen eingerichtet, und eine Polizeiverordnung des Landraths stellte das Verabreichen von Almosen unter Strafe. Die Stationen gingen aber eine nach der andern ein, und statt jetzt jene Verordnung aufzuheben, brachte der Landrath aus Besorgniß, daß nunmehr die Vagabondage wieder zunehmen würde, jenes Verbot des Almosenverabreichens noch ausdrücklich in Erinnerung. Zwar stimmen wir der Zeitungsopposition, welche sich Monate lang mit dem Lübbener Landrath beschäftigte, in ihren Gründen durchaus nicht zu. Es ist keineswegs richtig, daß Almosenverabreichen stets eine moralische Handlung sei, welche unter keinen Umständen unter Strafe gestellt werden dürfe, und am allerwenigsten darf dies in einem Staate behauptet werden, welcher das Almosenerbitten immer und ausnahmslos bestraft. Wir sind aber der Ansicht, daß der Lübbener Landrath und seine journalistischen Gegner, die enthusiastischen Begründer der Naturalverpflegungs-Stationen und Diejenigen, welche sie, ohne Ersatz wieder eingehen lassen, sich allesammt in demselben Irrthum befinden. Begründet man Verpflegungsstationen, bloß, um sich den Bettel vom Halse zu halten, will man im Falle ihrer Aufhebung den Bettel mit erneuter Strenge bekämpfen, oder will man endlich mit moralischer Gebärde sich das Recht, seiner Weichherzigkeit jedem Bettler gegenüber nachzugeben, nicht rauben lassen, — in

allen diesen Fällen betrachtet man doch immer die Frage des Nothstandes und des Bettels vom Standpunkt des Besitzenden. Es wird aber hohe Zeit, daß wir alle diese Fragen auch vom Standpunkte des Besitzlosen aus betrachten. Und von diesem Standpunkte aus muß ein Zustand angestrebt werden, in welchem jedem Nothleidenden seine Verpflegung wirklich und nicht bloß auf dem Papiere gewährleistet ist; dann muß eine Verwaltung allerdings auch das Recht haben, der Verführung und moralischen Verschlechterung, welche durch leichtfertiges und überflüssig gewordenes Almosengeben bewirkt wird, durch Verordnung entgegenzutreten. Nicht darin lag das Unrecht, daß eine solche Verordnung überhaupt erlassen wurde, sondern daß sie unter unzulänglichen Voraussetzungen erlassen und unter noch unzulässigeren aufrecht erhalten wurde. Die mangelnde Leistungsfähigkeit der Verpflegungsstationen wird übrigens in den Vereinen selbst empfunden. Der Verein für Hessen und Hessen-Nassau hat in seiner letzten Versammlung darüber geklagt, daß ab und zu Stationen eingingen, ohne daß es auch nur dem Vorstande gemeldet würde; das Netz von Stationen sei zerrissen, und Provinz oder Staat müßten hier ergänzend eintreten. Die Verpflegungsstationen sind das deutlichste Beispiel dafür, daß die planlose Privatthätigkeit in diesen Dingen schlimmer als gänzliche Unthätigkeit wirken kann. Denn liegt ein Netz von Stationen in Zwischenräumen von zwei bis drei Meilen über das ganze Land verbreitet da, so vertheilen sich die Arbeitsuchenden gleichmäßig und sind desto mehr genöthigt, sich regelmäßig von Ort zu Ort zu bewegen, da die Bevölkerung im Vertrauen auf eine planmäßige Fürsorge sich dem Bettel unzugänglich erweisen wird. Wenn aber dieses Netz zerrissen wird und zuweilen Stationen sechs, sieben und mehr Meilen weit auseinander liegen, so bleibt dem Wanderer, der an der einen Station verpflegt worden ist, nichts übrig, als bis zur nächsten sich durch Bettel zu ernähren; und die Stationen, welche in einem verwaltungsmäßig geschlossenen Netz das Vagabondenthum vermindern könnten, dienen in ihrer planlos zufälligen Vertheilung gerade dazu, Vagabonden anzulocken, neue zu züchten und ihnen einen gerechten Anspruch auf milde Beurtheilung zu verschaffen.

Ein Hauptgrund, weswegen die Socialpolitik unserer Communen sich nur so langsam und so ungleichmäßig entwickelt, liegt in der passiven Haltung der Reichshauptstadt. Jahrzehnte hindurch hat Berlin mit vollem Recht für das Muster communaler Selbstverwaltung gegolten. Was Berlin in der Einrichtung seines Schulwesens, in der Verwaltung seiner Straßen, in der Verbesserung seiner Gesundheitsverhältnisse durch Wasserleitung und Canalisation gethan, hatte seinesgleichen nicht auf der ganzen Erde. Der reißend schnellen Zunahme der Bevölkerung und der damit ins Colossale gesteigerten Verwaltungsaufgaben wurden die städtischen Behörden Herr mit einer Leichtigkeit und einer Glätte, als ob es sich nur um die Fortführung laufender Geschäfte handelte. Wie sollte man sich wundern, wenn jetzt, wo die Stadt gegenüber den neuen socialpolitischen Aufgaben einer veränderten Zeit unthätig bleibt, man namentlich in den weiten Kreisen des östlichen Deutschland, wo man zu Berlin wie zu einer Musterstadt emporzublicken gewohnt ist, darin nur weise Zurückhaltung erblickt? Und doch zeigt sich in den internen Vorgängen dieser großstädtischen Verwaltung, daß mächtiger als die Weisheit hier das Vorurtheil geworden ist.

In Baden und in Sachsen besteht ein regelrecht geordnetes Fortbildungsschulwesen, welches am Sonntag ebenso gut wie jedes andere Schulwesen ruht. In jenen Ländern blüht die Fortbildungsschule, in Preußen liegt sie darnieder. Die Berliner Stadtverwaltung aber, noch immer in dem Wahne befangen, daß sie das beste Schulwesen Deutschlands besitze, hält sich für befugt, den Arbeitervertretern, welche die Berliner Fortbildungsschulen ebenfalls auf die Höhe jener Länder erhoben sehen wollen, Mangel an Sachkenntniß vorzuwerfen.

Zur Fürsorge für zurückgebliebene und verwahrloste Kinder hat man anderwärts in einigen Schulen besondere Klassen eingerichtet mit geringer Schülerzahl und ausgewähltem, besonders bezahltem Lehrermaterial. In Frankfurt a. M. hat sich die Einrichtung so bewährt, daß man zu vollständigen mehrklassigen Schulen für zurückgebliebene Kinder vorgeschritten ist. Der Berliner Magistrat, der sich einer besonderen Fürsorge für diese Kinder nicht mehr entziehen konnte, hat angeordnet, daß sie auf städtische Kosten Nachhülfestunden erhalten sollten, was dann einen sehr begreiflichen Widerspruch von ärztlicher Seite zur Folge hatte. Denn der Versuch, geistig oder körperlich zurückgebliebenen Kindern noch mehr Stunden als den normalen aufzunöthigen, läßt sich doch schwerlich anders erklären, als durch eine unüberwindliche Scheu vor neuen Verwaltungseinrichtungen. Aehnlich verhält es sich mit der Frage der Lehrerinnen-Besoldung. In Oesterreich ist die Gleichstellung von Lehrern und Lehrerinnen gesetzlich garantirt. In München hat der dortige Stadtschulrath sich für diese Gleichstellung ausgesprochen. In Berlin verlangen die Lehrerinnen gar nicht einmal die Gleichstellung, sondern nur eine auskömmliche Besoldung, und selbst diese wird ihnen verweigert.

Wir sind weit entfernt davon, unsere städtischen Verwaltungen in eine Socialpolitik hineindrängen zu wollen, welche aus ihnen etwas Anderes machen würde, als was sie bisher sind. Aber Armenpflege, Schule und Gesundheitspflege stellen schon jetzt den Communen weitgehende socialpolitische Aufgaben, die hier und da in das gewerbliche Gebiet hinübergreifen. Nimmt man dazu die bereits bestehenden Anfänge einer gewerblichen Verwaltung als besonderen communalen Ressorts, sowie den eigenen Gewerbebetrieb der Communen in Gasanstalten, elektrischen Werken, Pferdebahnen, Schlachthöfen ꝛc., den Einfluß bei der Vergebung städtischer Arbeiten, sowie endlich die allgemeine Communalverwaltung, welche als unterstes Organ der Staatsverwaltung überall zum Eingreifen berufen ist, so ergeben sich doch auch für den Freund allmäligen und conservativen Fortschrittes eine Reihe von Einsatzpunkten für socialpolitische Thätigkeit der Gemeinden.

Auch wer dem Eingreifen der Communen im gewerblichen Leben abhold ist, kann ihnen doch unmöglich das Recht bestreiten, von diesen Verhältnissen *Kenntniß zu nehmen*. Wieviel aber gerade durch mangelnde Forschungsthätigkeit gefehlt wird, davon haben wir soeben ein eclatantes Beispiel erlebt. Man wußte, daß die gewerbliche Nebenbeschäftigung von Kindern vielfach eine mißbräuchliche Ausdehnung findet. In Leipzig, Kassel, Hannover hat die Stadtverwaltung begonnen, sich um diese Dinge zu kümmern. In Berlin wurde ein Antrag, eine städtische Statistik hierüber zu schaffen, abgelehnt mit der Motivirung, daß man in die Familienverhältnisse dieser Kinder nicht eindringen wolle, und daß das Ergebniß schließlich doch unzuverlässig sein würde. Jetzt ist durch einen Lehrerverein eine Enquête über die gewerbliche Thätigkeit von Schulkindern in dem Vororte Rixdorf veranstaltet worden, welche geradezu erschütternde Ergebnisse geliefert hat. Als Semmeljungen und Zeitungsträger müssen die armen Schulkinder sich abquälen, bevor sie in die Schule kommen. Andere müssen als Kegeljungen bis in die späte Nacht hinein thätig sein. Laufburschen, kindliche Fabrikarbeiter, Tücherknüpfer u. A. m. sind in der Statistik vertreten. Im Ganzen zählte man in

Klasse	I	357	Kinder,	104	Nebenbeschäftigung =	29,13 Procent.
„	II	405	„	108	„ =	26,66 „
„	III	600	„	131	„ =	21,83 „
„	IV	580	„	122	„ =	21,03 „
„	V	664	„	119	„ =	17,92 „
„	VI	261	„	16	„ =	2,42 „

Die Tabelle ist äußerst lehrreich, weil sie zeigt, wie von unten nach oben der Procentsatz beständig wächst, wie man jeden Fortschritt des kindlichen Wachsthums sofort ausnutzt, um ihn auf dem Arbeitsmarkte zu verwerthen, so daß in der obersten Klasse beinahe auf zwei freie Kinder ein drittes, gewerblich beschäftigtes kommt.

Und noch ergreifender ist die Thatsache, daß selbst in der untersten Stufe unter den Kindern von meistens sechs bis sieben Jahren schon sechzehn arme Wesen gequält wurden, die außerhalb der Schulzeit für den Erwerb ihres Lebensunterhaltes thätig sein müssen. Eine andere Lehrer-Enquête zählte in Berlin SO unter 729 Kindern 54, welche vor dem Unterricht, und 78, welche nach demselben thätig waren. In einer Schule in Berlin N fand man aber sogar 12 Kinder, welche vor und nach dem Unterricht gewerblich angestrengt wurden. Die befragten Lehrer kannten diese Kinder und wußten, daß sie (begreiflich genug) durch häufiges Zuspätkommen, durch Mattigkeit und mangelnde Fortschritte sich kenntlich machten. Der Lehrer von der Strafanstalt in Plötzensee begutachtete, daß die Vergehen der dort ihre Strafe verbüßenden Kinder meistens mit ihrem Gewerbe zusammenhingen. Läßt sich in einer Stadt, welche ein vorzüglich leistungsfähiges statistisches Amt besitzt, der Standpunkt aufrecht erhalten, daß derartige Dinge nicht Gegenstand communaler Statistik werden dürfen?

Wird hier aber einmal der Bann durchbrochen, und sucht man die Statistik zu der Aufklärung in socialen Dingen zu verwenden, die uns so nothwendig ist, dann wird man sie noch viel weiter auf das gewerbliche Gebiet übertragen. Die Großstädte könnten mit Herstellung einer geordneten Arbeitslosen-Statistik unserer Socialpolitik einen großen Dienst erweisen, ohne sich irgend einer Intervention in gewerblichen Kämpfen schuldig zu machen. Besitzen wir eine gut begründete und fortlaufend weiter entwickelte Arbeitslosen-Statistik, so wird es nicht wieder vorkommen, daß in einer Versammlung, wie der oben erwähnten über die Münchener Wärmestube, ein Mitglied sein ablehnendes Votum kurzweg damit motivirt: in München könne Jeder, der arbeiten *wolle*, sich eine warme Wohnung verdienen.

Einen kleinen Schritt weiter über die bloße Kenntnißnahme geht man hinaus, wenn man die *Vermittelung der Arbeit* in die Hand nimmt. Die Uebelstände, welche heute in der Arbeitsvermittelung bestehen, sind von allen Parteien anerkannt. Die altmodische Art des Umgangs von Arbeitsstelle zu Arbeitsstelle, die sogenannte Umschau, kommt noch heute überall vor. Und die neumodische Art des Inserats ist kaum weniger umständlich. Dort macht ein Arbeiter hundert verschiedene Gänge, bis er endlich eine offene Stelle findet; hier kommen auf das Inserat eines Arbeitgebers Tausende gelaufen, von denen nur einige Wenige eingestellt werden können. Außer der Kraft- und Zeitvergeudung ist mit der Umschau noch die Unsitte verbunden, daß sie einen versteckten Bettel bei Kameraden oder Arbeitgebern befördert. Die Privatvermittelungs-Bureaux treiben eine Ausnutzung der Stellensuchenden, die namentlich den weiblichen Mitgliedern des Arbeiterstandes oft verhängnißvoll wird. Da nun bisher weder die Vereine der Arbeitgeber noch die der Arbeitnehmer mit ihren Vermittelungs-Bureaux sich ein allgemeines Vertrauen erwerben konnten, so ist im vorigen Jahre das Gewerbegericht Stuttgart als eine aus beiden Theilen zusammengesetzte Behörde mit dem Plane hervorgetreten, ein Arbeitsamt unter Autorität der Gemeinde zu errichten. Kurz darauf ist in Eßlingen das Gleiche geschehen. Die Württembergische Centralstelle für Gewerbe und Handel hat sich dafür ausgesprochen, daß der Staat dieses Vorgehen der Gemeinden nöthigenfalls durch Unterstützung mit Geldmitteln befördere. In Preußen ist der Handelsminister nicht darüber hinausgekommen, das Vortreffliche derartiger communaler Arbeitsämter in rein akademischer Weise anzuerkennen, und der Berliner Magistrat hat sich unmittelbar nach jenem Ministerial-Erlaß damit begnügt, einem dortigen privaten Verein (der übrigens innerhalb der Grenzen der Möglichkeit ganz Anerkennenswerthes leistet) die Subvention zu erhöhen und sich so von eigener Thätigkeit loszukaufen. In Preußen machen einstweilen nur die rheinischen Städte, in welche die aus Süddeutschland kommende Bewegung bereits eingedrungen ist, eine rühmliche Ausnahme. Freilich erwachsen einer Commune durch eigene Uebernahme des Arbeitsnachweises manche Schwierigkeiten. Von Seiten der Arbeitervertreter ist wiederholt verlangt worden, daß beim Ausbruch eines Streiks das

Arbeitsamt für keinen der beiden Teile thätig sein dürfe. Die Bewilligung dieser Forderung würde heißen: daß unter dem Scheine der Unparteilichkeit das Arbeitsamt thatsächlich für die Streikenden Partei ergreife. An diesem „Streikparagraphen" ist z. B. der communale Arbeitsnachweis in Braunschweig gescheitert. Aber derartige Schwierigkeiten tauchen immer auf, wo zwischen den streitenden Factoren eine autoritäre Gewalt sich einschieben soll. Hier besteht die Weisheit nicht im ängstlichen Fliehen jeder neuen Einrichtung, sondern im muthigen und besonnenen Weiterentwickeln. Schon ist es gelungen, an einzelnen Orten beide Theile für einen Mittelweg zu gewinnen: beim Ausbruch eines Streiks soll das Arbeitsamt sich immer gegen den Theil erklären, welcher sich weigert, sich einem Schiedsspruch des Gewerbegerichts zu unterwerfen. — Allerdings ist die Furcht, daß ein gut organisirter communaler Arbeitsnachweis auswärtige Arbeiter in unerwünschtem Maße anlocken werde, berechtigt. Aber diese Befürchtung darf nur Anlaß sein, den Arbeitsnachweis regelrecht über das ganze Land hin auszudehnen. Anregungen dazu sind in Württemberg und neuerdings auch im Herzogthum Braunschweig gegeben worden. — Wenn die Communen so in statistischer Erforschung und praktischer Vermittelung thätig sind, so wird die Berücksichtigung socialpolitischer Gesichtspunkte in der eigenen gewerblichen Thätigkeit der Communen bald ebenso sachkundig, warmherzig und allgemein werden, wie sie heute noch ungeschickt, kühl und vereinzelt auftritt.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte December.

Kaiser Wilhelm II. hat den deutschen Reichstag am 5. December im Rittersaale des königlichen Schlosses mit einer Thronrede eröffnet, in der auf die mannigfachen Arbeiten hingewiesen wird, die der parlamentarischen Erledigung in der gegenwärtigen Session harren. Bildet die Vorlage gegen die Umsturzbestrebungen, der „Entwurf eines Gesetzes, betreffend Aenderungen und Ergänzungen des Strafgesetzbuches, des Militärstrafgesetzbuches und des Gesetzes über die Presse" den Mittelpunkt dieser Aufgaben, so mußte es sich empfehlen, zunächst zu betonen, daß gerade in Deutschland der Staat sich bisher bereits angelegen sein ließ, das Loos der unteren arbeitenden Classen zu verbessern, so daß für diese kein Grund vorliegt, in gewaltsamer Weise Veränderungen herbeizuführen. Daher wird in der Thronrede als die vornehmste Aufgabe des Staates bezeichnet, die schwächeren Classen der Gesellschaft zu schützen und ihnen zu einer höheren wirthschaftlichen Entwicklung zu verhelfen. Erscheint die Pflicht, dieses Ziel mit allen Kräften anzustreben, um so zwingender, je ernster und schwieriger der Kampf um das Dasein für einzelne Gruppen der Nation sich gestaltet hat, so wird in der Thronrede angekündigt, daß die Reichsregierung gegenüber den streitenden Interessen der verschiedenen Elemente fortfahren werde, das Gesammtinteresse des Gemeinwesens und die Grundsätze der ausgleichenden Gerechtigkeit zur Geltung zu bringen, sowie durch Milderung der wirthschaftlichen und socialen Gegensätze das Gefühl der Zufriedenheit und der Zusammengehörigkeit im Volke zu erhalten und zu fördern.

Wie anerkennenswerth dieses Bestreben auch ist, muß doch hervorgehoben werden, daß zu den schwächeren Classen der Gesellschaft sicherlich auch der mittlere Bürgerstand gehört, der nicht durch allzu einseitige „Reformen" in seiner Existenz gefährdet werden darf. Hier gerade wird sich die „ausgleichende Gerechtigkeit" um so mehr bewähren müssen, als die lärmende Art, mit der die Socialdemokratie ihre vermeintlichen Ansprüche zu verfechten pflegt, nicht im Charakter dieser mittleren Schichten der bürgerlichen Gesellschaft liegt, die oft genug durch äußere Rücksichten genöthigt sind, den Schein zu wahren. Keinem Zweifel unterliegen kann, daß die verschiedenen Gesetzentwürfe, die in der Thronrede angekündigt worden sind, mannigfache Anfechtung erfahren werden. In der dem Reichstage bereits unterbreiteten Vorlage gegen die Umsturzbestrebungen bietet insbesondere das zweite Alinea des § 130 Anlaß zur Kritik, wonach eine Geldbuße bis zu sechshundert Mark oder Gefängnißstrafe bis zu zwei Jahren nicht bloß denjenigen treffen soll, der in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise verschiedene Classen der Bevölkerung zu Gewaltthätigkeiten gegen einander öffentlich anreizt, sondern auch denjenigen, der in der bezeichneten Art die Religion, die Monarchie, die Ehe,

die Familie oder das Eigenthum durch beschimpfende Aeußerungen öffentlich angreift. Hier wird der Streit der Parteien sicherlich am Lebhaftesten entbrennen; auch wird es darauf ankommen, zu verhüten, daß durch allzu dehnbare Bestimmungen der Willkür in der Gesetzesanwendung Vorschub geleistet werde.

Spiegelt der auf die innere Politik bezügliche Theil der Thronrede mancherlei Sorgen und Bedenken wieder, die sich, wie in den übrigen Ländern, auch in Deutschland an die Entwicklung auf socialem und wirthschaftlichem Gebiete knüpfen, so bleiben die Aspecten für die auswärtige Politik nach wie vor friedlich. Kaiser Wilhelm II. konnte daher mit lebhafter Befriedigung betonen, daß die Zuversicht in die Erhaltung des europäischen Friedens in den letzten Jahren neue Kräftigung erfahren habe, und daß Deutschland, getreu dem Geiste seiner Bündnisse, mit allen Mächten gute und freundliche Beziehungen pflege. In pietätvoller Weise wurde auf die erschütternden Ereignisse hingewiesen, von denen Frankreich und Rußland, das eine durch die Ermordung des Präsidenten der Republik, Carnot, das andere durch das Hinscheiden des Kaisers Alexander III., betroffen worden sind. Wie Deutschland sich aufrichtig der allseitigen Theilnahme angeschlossen hat, die von Neuem für die Solidarität menschlicher Gefühle und friedlicher Wünsche Zeugniß ablegt, konnte Kaiser Wilhelm II. im Hinblick auf den verstorbenen Zaren auch der Trauer um einen Freund und bewährten Mitarbeiter an den Werken des Friedens Ausdruck leihen. Mögen diese den thatsächlichen Verhältnissen entsprechenden Friedensversicherungen auch für Deutschlands innere Politik vorbildlich werden, so daß in dem neuen Reichstagshause, das, von Meister Wallot herrlich errichtet, Deutschlands Ruhm verkünden soll, der Geist der Versöhnung und das erhebende Bewußtsein vorwalte, wie aus der Zersplitterung der deutschen Stämme deren unverletzliche Einheit hervorgegangen ist! Müssen doch hinter diesem stolzen Gefühle alle die kleinlichen Gegensätze weit zurückstehen, die im Streite der Parteien leider nur zu oft aufgebauscht und als das Wesentliche betrachtet werden.

Wie feste Wurzeln überall in Europa das Bewußtsein gefaßt hat, daß die Aufrechterhaltung des Friedens gesichert sei, zeigte sich unlängst bei Gelegenheit des durch einen Theil der französischen Presse hervorgerufenen Zwischenfalls, in den die Person des Kriegsministers, General Mercier, hineingezogen wurde. Im Anschlusse an die vor einiger Zeit vollzogene Verhaftung des des Landesverrathes angeschuldigten Capitäns im französischen Generalstabe Dreyfus wurden von verschiedenen Pariser Blättern die in Frankreich den Botschaften und Gesandtschaften beigegebenen Militärattachés im Allgemeinen und die bei der deutschen Botschaft insbesondere bezichtigt, systematisch Spionage zu betreiben. Im Zusammenhange mit diesen grundlosen Anschuldigungen wurde die französische Regierung aufgefordert, die Einrichtung der Militärattachés überhaupt zu beseitigen und solche weder im eigenen Lande zuzulassen noch ins Ausland zu entsenden. Offenbar hatten die Blätter, die sich in diesem Sinne vernehmen ließen, auch nicht die geringste Vorstellung von der wirklichen Bedeutung und Wirksamkeit der für solche Missionen verwendeten Officiere. Allerdings müßte gerade in Frankreich noch die Erinnerung an den französischen Militärattaché in Berlin, Oberstlieutenant Baron von Stoffel, lebendig sein, der vom Jahre 1866 bis in den Juli 1870 über die Entwicklung des deutschen Heerwesens in der sachkundigsten Weise nach Paris berichtete. Weit entfernt, den chauvinistischen Bestrebungen Vorschub zu leisten, die damals am französischen Hofe gepflegt wurden und in der Kaiserin Eugenie eine eifrige Gönnerin fanden, warnte der französische Militärattaché vor einer Unterschätzung des preußischen Heeres, so daß, falls diese Warnungen beherzigt worden wären, Napoléon III. die Katastrophe vermieden hätte, von der Frankreich und das kaiserliche Haus betroffen wurden. Nur darf daran erinnert werden, daß ein Theil der Berichte nach dem Sturze des Kaisers in den Tuilerien noch versiegelt aufgefunden wurde. Der später veröffentlichte „Rapport militaire écrit de Berlin“ müßte aber auch heute noch in den Augen eines jeden denkenden Franzosen vollgültiges Zeugniß

dafür ablegen, wie ersprießlich gerade die Einrichtung der Militärattachés zu wirken vermag. Meminisse juvat!

Hätten die in Betracht kommenden Pariser Blätter sich auf akademische Erörterungen über die Einrichtung selbst beschränkt, so hätten sie diesen Faden ungestört fortspinnen können; allein die unmittelbaren Anschuldigungen gegen Mitglieder der deutschen Botschaft nöthigten zu einer Abwehr. Insbesondere war es der militärische Mitarbeiter des „Figaro", der in einem „L'espionnage militaire" überschriebenen Artikel in ziemlich unverhüllter Form die Person des französischen Kriegsministers, General Mercier, in die Angelegenheit hineinzog. Mit diesem hatte er, wie er später versicherte, eine länger als anderthalb Stunden währende Unterredung, und ihm schrieb er im Hinblick auf die Verhaftung des Capitäns Dreyfus die wörtlich angeführte Aeußerung zu: „Ich habe dem Conseilpräsidenten und meinen Collegen die erdrückenden Berichte unterbreitet, die mir mitgetheilt worden waren, und ohne jedes Zögern ist die Verhaftung des Capitäns Dreyfus angeordnet worden. Man hat in dieser Hinsicht viel Unrichtiges geschrieben; insbesondere hat man behauptet, Capitän Dreyfus habe der italienischen Regierung geheime Actenstücke angeboten. Dies ist ein Irrthum. Es ist mir nicht gestattet, mehr darüber zu sagen, da die Untersuchung noch nicht abgeschlossen ist. Alles, was man wiederholen kann, ist, daß die Schuld dieses Officiers durchaus gewiß ist." Unmittelbar daran knüpfte der Gewährsmann des „Figaro" die Versicherung, im großen französischen Generalstabe wisse man seit mehr als drei Jahren, daß Dreyfus mit den Agenten einer fremden Regierung in Beziehungen stände, die weder die italienische noch die österreichisch-ungarische wäre.

An Deutlichkeit ließen diese nach einer mehr als anderthalbstündigen Unterhaltung mit dem Kriegsminister, General Mercier, gemachten angeblichen Enthüllungen nichts zu wünschen übrig. Es konnte daher nicht überraschen, daß der deutsche Botschafter in Paris, Graf Münster, Veranlassung nahm, die Angelegenheit bei einer Unterredung mit dem französischen Minister des Auswärtigen, Hanotaux, ernsthaft zur Erörterung zu bringen, und dieser verfehlte nicht, in Folge der erhobenen Beschwerde, sein Bedauern über den Vorgang auszudrücken. Vergebens haben einige Pariser Blätter die Bedeutung der Beschwerde des deutschen Botschafters sowie der vom Minister des Auswärtigen, Hanotaux, abgegebenen Erklärung abzuschwächen gesucht. Der Hinweis, daß die Presse in Frankreich frei sei, konnte jedenfalls nicht ausreichend erscheinen, die vom Grafen Münster geltend gemachten Gesichtspunkte zu entkräften; war doch eben der französische Kriegsminister, General Mercier, selbst redend eingeführt worden, so daß es diesem und der Regierung, der er angehört, oblag, mit einem bündigen Dementi nicht zurückzuhalten. Im „Temps" wurde allerdings eine Richtigstellung veröffentlicht; diese bezog sich aber überwiegend nur auf einen untergeordneten Punkt in den Angaben des „Figaro", der, charakteristisch genug, später selbst die französische Presse vor ähnlichen Unvorsichtigkeiten gewarnt hat, wie er sie sich hatte zu Schulden kommen lassen.

An einer ausreichenden Erklärung für das Verhalten des Kriegsministers in dieser Angelegenheit fehlte es jedenfalls; oder man müßte sie darin suchen, daß General Mercier, dessen Stellung durch sein Vorgehen bei den ersten parlamentarischen Verhandlungen über die für die Madagaskar-Expedition geforderten Credite gefährdet zu sein schien, durch eine „patriotische" Ablenkung das verlorene Terrain wiedergewinnen wollte. Obgleich von Anfang an feststand, daß sowohl der Senat als auch die Deputirtenkammer die für diese Expedition erforderlichen Credite mit großer Stimmenmehrheit genehmigen würde, herrschte in den parlamentarischen Kreisen doch die Auffassung vor, daß die nach Madagaskar zu entsendenden Streitkräfte ausschließlich den Colonialtruppen entnommen werden müßten. In der Kammer wurde es daher gerügt, als die Absicht des Kriegsministers bekannt wurde, auch Bataillone der französischen Landarmee dem Expeditionscorps

einzuverleiben. Eine Zeit lang gewann es sogar den Anschein, als ob General Mercier bei Gelegenheit dieser Organisationsfrage gestürzt werden sollte. Soviel darf als feststehend gelten, daß der gegenwärtige französische Kriegsminister durch verschiedene Maßnahmen bereits Mißstimmung hervorgerufen hat, und es ist bezeichnend, daß er sich durchaus nicht auf sein Ressort beschränkt.

Sogar in der Angelegenheit der Generalvicare, die in jüngster Zeit das gute Einvernehmen zwischen der römischen Curie und der französischen Regierung zu stören drohte, wird General Mercier als derjenige genannt, der durch seinen Protest die Streitfrage verschärft haben soll. Wurde nach der vom Papste an die Clericalen in Frankreich ergangenen Weisung, sich den republikanischen Einrichtungen anzuschließen, angenommen, daß die Beziehungen zwischen dem Vatikan und der französischen Regierung nichts zu wünschen übrig ließen, so verlautete nunmehr, daß der französische Botschafter beim Papste eine diplomatische Note erhalten habe, in der er angewiesen worden sei, bei Leo XIII. Vorstellungen in dem Sinne zu erheben, daß drei Bischöfe, darunter der Cardinal-Erzbischof von Paris, die dem Cultusminister der Republik Anlaß zu Beschwerden gegeben, rectificirt werden. Das Vergehen, dessen der Cardinal-Erzbischof sowie der Bischof von Quimper, Valleau, und der Bischof von Mende, Baptifolier, sich schuldig gemacht haben sollen, besteht in der Ernennung von Generalvicaren, die dem französischen Ministerium nicht genehm sind. Die an den Botschafter Lefebvre de Behaine gesandte Note enthielt insofern eine Drohung gegen die römische Curie, als darauf hingewiesen wird, daß das Verhalten der drei französischen Kirchenfürsten den Radicalen in der Deputirtenkammer Waffen zur Bekämpfung gewisser Forderungen liefern könnte, mit deren Ablehnung sich die Budgetcommission bereits einverstanden erklärt habe. Von Seiten des Papstes sind zunächst keine Instructionen an die drei Bischöfe gelangt, obgleich wohl angenommen werden darf, daß er sich in diesem Conflicte auf ihre Seite stellen wird. Dagegen ist ein Schreiben des Bischofs von Quimper, Valleau, veröffentlicht worden, der zugesteht, daß er im Vorjahre bereits der Regierung einen Generalvicar präsentirt, der nicht die Genehmigung des Ministeriums erhalten habe, unter der Begründung, daß er sich mit den republikanischen Einrichtungen im Widerspruche befinde. Trotzdem hat der Bischof den von ihm designirten Prälaten zum „vicaire général honoraire" ernannt und ihn jüngst von neuem präsentirt. Auch will Mgr. Valleau jetzt den Bescheid erhalten haben, daß das Ministerium die Genehmigung vollziehen würde, falls der Präfect des Département Finistère keinen Einspruch erheben sollte. Zugleich wird seltsamer Weise versichert, daß der Kriegsminister gegen die Ernennung des Abbé Fleiter zum Generalvicar des Bischofs von Quimper Verwahrung eingelegt habe. Die Angelegenheit verwickelt sich dadurch, daß das ablehnende Verhalten der französischen Regierung gegenüber dem vom Cardinal-Erzbischofe von Paris, Richard, als Generalvicar präsentirten Abbé Odelin nach reiflicher Ueberlegung im Ministerrathe beschlossen worden ist, sodaß das Cabinet Dupuy sich schwer zur Nachgiebigkeit entschließen wird. Ein französisches Blatt, das mit den leitenden clericalen Kreisen regelmäßig Fühlung unterhält, äußert sich denn auch wie folgt: „Wie es auch sein möge, so sieht man doch, daß wir nicht übertrieben, als wir von einem Conflicte sprachen. Es ist sogar offenkundig, daß dieser Conflict heute einen gewissen Ernst zeigt und sich noch bis zu dem Punkte verschärfen könnte, daß er für die Freiheit oder für die Würde der Kirche bedauernswerthe Folgen hervorruft."

Die französische Regierung würde allem Anscheine nach Bedenken tragen, unter den obwaltenden Verhältnissen den Wünschen der Radicalen in der Deputirtenkammer Rechnung zu tragen, die am liebsten das ganze Cultusbudget beseitigt sehen möchten. Vielmehr darf angenommen werden, daß auch für die vorliegende Streitfrage eine Lösung gefunden werden wird. Immerhin ist es von Interesse, festgestellt zu sehen, daß es mit der neuen Tripelallianz: Rußland, Frankreich und

der Vatikan, von der bereits in französischen Organen gegenüber derjenigen der europäischen Centralmächte die Rede war, noch gute Wege hat. Inzwischen ist im Anschlusse an die Aeußerungen des Leiters der auswärtigen Politik Englands, Lord Rosebery, nach denen eine Annäherung Großbritanniens an Rußland in Aussicht stehen sollte, eine neue Kombination aufgetaucht. „Angleterre, Russie, France" überschreibt der Pariser „Temps" am 8. December seinen Leitartikel, in dem die Möglichkeit eines Einvernehmens der beiden Westmächte und Rußlands erörtert wird. Der Reise des Prinzen von Wales an den russischen Hof wird gewissermaßen die magische Wirkung zugeschrieben, tiefgehende Gegensätze, die bisher für unversöhnlich erachtet wurden, ausgeglichen oder doch dem Ausgleiche nahe gebracht zu haben.

In Deutschland, sowie in den mit diesem durch die abgeschlossenen Bündnisse vereinigten Monarchien würde es sicherlich mit Genugthuung aufgenommen werden, falls die von der Tripelallianz als hauptsächliches Ziel angestrebte Aufrechterhaltung des europäischen Friedens in dem guten Einvernehmen der übrigen Großmächte weitere Bürgschaften erhielte. Vom realpolitischen Gesichtspunkte aus darf aber nicht verschwiegen werden, daß England jetzt ebenso wenig wie früher in der Lage ist, an eine längere Dauer gebundene Allianzen zu schließen. Wie oft auch früher davon die Rede war, daß England mit Rücksicht auf seine Interessen im Mittelländischen Meere, die durch Frankreich und Rußland gefährdet werden könnten, mit dem Dreibunde, insbesondere mit Italien innigere Fühlung gewinnen sollte, wurde doch gerade von englischer Seite geltend gemacht, daß die parlamentarische Regierung in England nicht ermögliche, dauernde internationale Verpflichtungen zu übernehmen. Man wird daher nicht bei der Annahme fehlgehen, daß das Cabinet Rosebery, nachdem es aus Anlaß des Krieges zwischen China und Japan mit seinen auf eine Intervention der europäischen Mächte abzielenden Vorschlägen Fiasco gemacht hat und insbesondere auf den Widerstand Deutschlands gestoßen ist, einen Frontwechsel vollziehen möchte. Liegt doch die Gefahr nahe, daß der chinesisch-japanische Conflict eine den englischen Interessen ungünstige Lösung finden könnte, und dem soll durch eine Annäherung an Rußland wohl vorgebeugt werden. Wenn jedoch von einer Isolirung Deutschlands die Rede ist, so ist völlig unerfindlich, welchen Anstoß gerade die deutsche Politik daran nehmen sollte, daß im fernen Orient ein Zusammenprall zwischen Großbritannien und Rußland vermieden wird. Glaubt die englische Regierung ihre Position in Indien und im übrigen Asien durch das Zusammengehen mit Rußland besser wahren zu können, so werden skeptische Beurtheiler in Deutschland und anderwärts vielleicht an der Weitsichtigkeit einer solchen Politik zweifeln; allein von einer Isolirung Deutschlands, das nach wie vor an dem Dreibunde festhält, kann deshalb sicherlich nicht die Rede sein. Die Vorgänge in Siam haben überdies gezeigt, daß England sich in Asien nicht bloß mit Rußland, sondern auch mit Frankreich auseinandersetzen muß.

Ebenso wenig einfach liegen die Verhältnisse am Mittelländischen Meere. Sicherlich versteht der „Temps" dort unter einer „entente" mit England, daß dieses auf seinen maßgebenden Einfluß in Aegypten verzichte, während die liberalen englischen Staatsmänner ebenso wenig wie die conservativen daran denken, in absehbarer Zukunft die Truppen aus Aegypten zurückzuziehen. Sollte es trotz dieser widerstreitenden Interessen gelingen, eine Annäherung zwischen Frankreich und England herbeizuführen, so würde dies in Deutschland keinerlei Verstimmung erzeugen. Der Vorwurf, der gegen England von deutscher Seite zu wiederholten Malen erhoben worden ist, bezog sich nur darauf, daß es in Colonialangelegenheiten, weit entfernt, Entgegenkommen an den Tag zu legen, der Reichsregierung regelmäßig Schwierigkeiten zu bereiten suchte. Es mußte daher überraschen, daß dasselbe englische Cabinet, das auf die berechtigten Anforderungen Deutschlands immer nur, der Noth gehorchend, einging, von diesem gute Dienste verlangte, zu denen die Reichsregierung sich auch unter anderen Verhältnissen nicht hätte bereit finden lassen können. Mag

immerhin Japan, als es China den Krieg erklärte, sich allzu leicht über die Rathschläge der europäischen Mächte hinweggesetzt haben, so wäre doch der Augenblick, in dem es durch die eigene Tüchtigkeit bedeutsame Waffenerfolge erzielt hat, schlecht gewählt, in einseitigem Interesse zu interveniren. Gerade in England, wo stets die eigene Interessenpolitik entscheidend war, muß Verständniß dafür vorhanden sein, wenn Deutschland die gewichtigsten Bedenken trägt, etwa zum Nutzen und Frommen Großbritanniens eine Einmischung der europäischen Mächte zu unterstützen.

Großer Werth wurde in England stets auf die guten Beziehungen zu Italien gelegt, das am Mittelländischen Meere, ohne die britische Machtstellung zu beeinträchtigen, Frankreich gegenüber das Gleichgewicht aufrecht erhält. Sicherlich würden nun die leitenden englischen Staatsmänner Bedenken tragen, ohne zwingenden Grund in den Beziehungen zu Italien eine Aenderung eintreten zu lassen, so daß keinem Zweifel unterliegen kann, daß der angekündigte Frontwechsel in der auswärtigen Politik des englischen Cabinets lediglich den Zweck hat, in Asien von den Ereignissen nicht überrascht zu werden. In der Thronrede, mit der König Umberto das italienische Parlament am 4. December eröffnet hat, wird daher mit Recht betont, daß Alles in Europa auf eine Ruhe hinweist, die Niemand zu stören denkt oder wagen wird.

Mit Rücksicht auf die mannigfachen Aufgaben, mit deren Lösung das italienische Parlament in der gegenwärtigen Session betraut sein wird, war die auf Montecitorio verlesene Thronrede hauptsächlich den inneren Verhältnissen des Landes gewidmet; auch kann es nicht Wunder nehmen, daß die finanziellen Maßnahmen behufs Wiederherstellung des Gleichgewichtes im Staatshaushalte in den Vordergrund gerückt wurden. Nicht minder wurden Reformen auf socialpolitischem Gebiete angekündigt; nur daß es dringender geboten erscheint, der Bevölkerung der durch die jüngsten Erdbeben auf der Insel Sicilien und in Calabrien heimgesuchten Districte zu Hülfe zu kommen. Wiederum hat sich der König selbst — „Il cuore del Re“ lautet die Ueberschrift einer ständigen Rubrik in den italienischen Blättern, in denen dieser Hülfsbereitschaft regelmäßig gedacht wird — an die Spitze gestellt, um den Nothstand zu lindern. In der Thronrede konnte zugleich hervorgehoben werden, daß, wie bei früheren Katastrophen, auch bei der jüngsten das italienische Heer sich auf der vollen Höhe seiner Aufgabe gezeigt hat, indem es der Bevölkerung unter Aufbietung aller Kräfte beistand. „Im Unglück bewunderungswürdig,“ hieß es in der Thronrede, „war das Heer, das einen neuen Beweis geliefert hat, daß es nicht bloß tapfer im Kriege, sondern auch bei Unglücksfällen des Gemeinwesens diensteifrig und voll Selbstverleugnung ist.“ Mit allgemeinem Beifalle wurde dieser Hinweis des Königs Umberto aufgenommen, der auch an das tapfere Verhalten der italienischen Truppen in der Colonie Eritrea hätte erinnern können. Gerade in Afrika zeigte sich bei der Einnahme Kassala's die Interessengemeinschaft Italiens und Englands, auf die überdies der Minister des Auswärtigen, Blanc, in der Sitzung der italienischen Deputirtenkammer vom 9. December ausdrücklich hingewiesen hat. In Italien scheint hiernach die Annäherung Englands an Frankreich zunächst ebenso kühl und skeptisch beurtheilt zu werden wie anderwärts.

Mit großer Genugthuung darf es aufgenommen werden, daß der leitende italienische Staatsmann Crispi aus der von dem früheren Conseilpräsidenten Giolitti mittelbar hervorgerufenen parlamentarischen Untersuchung in Bezug auf die von diesem dem Kammerpräsidenten Biancheri überreichten Schriftstücke ohne den leisesten Makel hervorgegangen ist. Da außerdem das Finanzexposé des Schatzmeisters Sonnino zu den besten Hoffnungen auf die Wiederherstellung des Gleichgewichts im italienischen Staatshaushalte berechtigt, darf der Erwartung auf eine gedeihliche Fortentwicklung der inneren Verhältnisse des Landes Ausdruck verliehen werden.

Literarische Rundschau.

Briefe von Gregorovius.

[Nachdruck untersagt.]

Briefe von Ferdinand Gregorovius an den Staatssecretär Hermann von Thile. Herausgegeben von Herman von Petersdorff. Mit einem Bildniß von Ferdinand Gregorovius. Berlin, Gebrüder Paetel. 1894.

Der intime Gedankenaustausch zweier bedeutender Männer, von denen der eine den Büchern und Studien gelebt, der andere sich in wichtigen Staatsgeschäften hervorgethan hat, kann nicht anders als in mannigfacher Hinsicht anziehend und belehrend sein, und dies um so mehr, wenn er, wie hier, über eine Reihe von Jahren reicht, die für sich allein schon ein Stück Geschichte ausmachen. Wir erhalten in diesem vorzüglich ausgestatteten Bande zwar nur die Briefe von Gregorovius; aber man gewinnt auch aus ihnen das deutliche Bild einer lebhaft geführten Unterhaltung, und sie dürfen außerdem, nach der Stellung ihres Verfassers, ein selbständiges literarisches Interesse beanspruchen.

Der Empfänger der Briefe, Herr von Thile, während der denkwürdigen Jahre 1862—1872 als Unterstaats- und dann Staatssecretär ein Mitarbeiter Bismarck's, war zuvor, von 1854—1858, preußischer Gesandter in Rom und Frau von Thile die Schwester des berühmten Augenarztes Albrecht von Graefe, der, selber ein Leidender, dennoch bis an sein frühes Ende nicht aufgehört hat, die Leiden Anderer zu lindern. Die Trauerkunde von seinem Tode ging fast unter in dem Waffenlärm des beginnenden deutsch-französischen Krieges; aber ein Standbild im Charitégarten zu Berlin erinnert jetzt an den „Heiland des Lichtes", wie Gregorovius der um den Verlust des großen Bruders trauernden Frau von Thile schrieb, und Niemand wird auf dem Jerusalemer Kirchhof ohne Rührung vor dem epheubewachsenen Hügel und Grabstein stehen, der das Relief seines leicht gesenkten, von langem Haar umwallten Antlitzes trägt, mit den Worten des Predigers darüber: „Es ist das Licht süße und lieblich, die Sonne zu sehen". Wir täuschen uns wohl auch nicht in der Annahme, daß es gleichfalls eine Schwester Graefe's und der Frau von Thile sei, die unter dem Pseudonym „Walther Schwarz" das Vorwort geschrieben zu den vom Herausgeber mit orientirenden Anmerkungen und einem guten Register versehenen Briefen.

Indessen, so lesenswerth, geistvoll und schön stilisirt sie sind, der Eindruck, den sie hinterlassen, ist kein ganz reiner. Es geht ein Zug des Zwiespältigen, der Unbefriedigung durch sie hin, der vielfach in nicht eben erquicklicher Weise zu Tage tritt. Gregorovius selbst sagt einmal in diesen Briefen, daß er sich nie für einen Gelehrten gehalten habe, was offenbar nicht die ganze Wahrheit ist; denn man schreibt nicht die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter, ohne daß man ein

beträchtliches Stück Gelehrsamkeit besäße. Dennoch nährt er eine beständige Sehnsucht nach der Beschäftigung mit der Poesie: sobald sein großes Werk gethan, will er „zu den leicht geschürzten Musen zurückkehren“; die Ausführung seiner dichterischen Pläne betrachtet er als den besten Lohn seiner „unter so großen Anstrengungen und Entsagungen durchgeführten Arbeit“, und Rom ist ihm der große Stein, unter welchem die gequälten Keime seiner poetischen Natur erdrückt lagen. Wir haben keine Veranlassung, die literarischen Verdienste Gregorovius' hier des Näheren zu würdigen. Sicher ist, daß seine dichterischen wie seine wissenschaftlichen Schriften sich beim Publicum der größten Beliebtheit erfreuten und daß namentlich sein Hauptwerk ihm die höchsten, ungewöhnlichen Ehren zahlreicher Auflagen und der römischen Civität eingetragen hat. Ebenso sicher aber ist auch, daß ein beträchtlicher und maßgebender Theil der gelehrten deutschen Kritik ihm gegenüber stets eine kühle Zurückhaltung beobachtet hat. Ob mit Recht, ob mit Unrecht — auch das soll hier nicht untersucht werden. Kein Mensch jedoch, der mit Dingen dieser Art nur einigermaßen bekannt ist, wird andere Motive dabei voraussetzen als rein sachliche; der verletzten Eitelkeit, von der man Gregorovius nicht freisprechen kann, blieb es vorbehalten, diesen Mangel an Anerkennung aus Mißgunst, Neid und Bosheit abzuleiten. Daher die Verstimmung, die sich an den verschiedensten Stellen dieser Briefe, früh und spät, Luft macht wider die „bezopfte Zunft der Katheder-professoren“, „die als feindlich geschlossene Phalanx gegen mich steht“, die „gern meine Lebensarbeit todt geschwiegen“ hätte, diese „Scharen von Pedanten“, diese „banausischen Handwerker“; daher die Bitterkeit, die nicht einmal vor der Ehrfurcht gebietenden Gestalt Ranke's Halt zu machen weiß und Mommsen als Mangel an Urbanität ankreidet, was doch wohl nur der — immerhin sarkastische — Ausdruck seines wohlbegründeten Urtheils gewesen sein wird. In der That, man muß eine sehr hohe Meinung von sich selbst haben, um eine so geringe von der deutschen Wissenschaft zu hegen.

Auch über die Begegnungen mit hohen Persönlichkeiten und die von diesen dem Briefschreiber zu Theil gewordenen Auszeichnungen wird in einem Tone berichtet, der uns nicht immer gefällt. Entweder man freut sich mit dergleichen und gesteht es offen ein; oder man legt keinen Werth darauf und schweigt davon. Aber sich des Dinges rühmen und dennoch thun, als ob man darüber erhaben sei — z. B. sagen: „Der Großherzog konnte es freilich nicht unterlassen, mir etwas an den Hals zu hängen, was ich dann mit geziemendem Dank zu den anderen Vanitäten gelegt habe,“ das ist nicht die Sprache der ehrlichen Ueberzeugung. Man möchte stolz erscheinen, und ist doch abermals nur eitel.

Wir haben mit diesen Bemerkungen Gregorovius weder persönlich noch als Schriftsteller herabsetzen wollen. Man kann ein Feind der Professoren und dennoch ein anhänglich treuer Freund seiner Freunde sein, ein eitler und dennoch ein vielseitig gebildeter Mann, der die Gabe kluger Beobachtung und die Kunst, gut zu schreiben, besitzt. Aber wir mußten diesen Vorbehalt machen, um weiterhin das wirklich Werthvolle dieser brieflichen Mittheilungen hervorzuheben, die, wenn sie zu den Thatsachen kaum etwas wesentlich Neues beibringen, sie doch überall mit geistreichen Bemerkungen begleiten, wie hübsche Randzeichnungen einen bekannten Text.

Gregorovius kam gerade noch frühe genug, um das „eisenbahnlose“ Rom zu sehen, und blieb lange genug, um von dort, wie „von einer Insel“, das Anschwellen der italienischen Einheitsbewegung zu beobachten, den Einmarsch und den Ausmarsch der Franzosen mit zu erleben, den Sturz des Dominium Temporale und die Transformation, durch welche die mittelalterliche Stadt der Päpste zu der modernen Residenz der Könige von Italien ward. Wie richtig sein Urtheil, geht aus einer Briefstelle vom Jahre 1859 hervor: „Mit Tractaten und Congressen ist diesem Lande nicht zu helfen; wenn nicht die agrarischen Verhältnisse und der Volksunterricht Reformen erfahren, ist alle politische Veränderung nichts als eben solche.“ Das paßt genau noch auf das Italien von 1895.

Nicht minder verfolgt er, mit immer sich steigernder Wärme, die Geschicke des Vaterlandes seit jenem Moment, wo sie, mit dem dänischen Krieg (1864) die entscheidende Wendung nehmen. Abermals sieht er es klar voraus, daß jetzt an Deutschland die Frage gestellt sei: „ob es eine Macht sein oder in schimpflicher Ohnmacht verharren will". Es war genau die Zeit, wo, wie sich unsere Leser aus den Denkwürdigkeiten Theodor von Bernhardi's in einem früheren Heft erinnern werden, Droysen den Versuch machte, im Sinne der nationalen Sache eine Pression auf Herrn von Thile zu üben. Eben da schrieb Gregorovius an diesen: „Wenn es doch heute einen Mann gäbe, der, wie der alte Fritz, die Dinge, ohne viel zu fackeln und am Recht zu deuteln, beim Kragen nähme." . . . Wozu der Herausgeber die Anmerkung macht: „Das jetzige Geschlecht weiß, daß dieser Mann damals bereits am Werke war." — Als Gregorovius den um seiner Verdienste willen 1870 in den Grafenstand erhobenen ehemaligen Gesandten und Botschafter Harry von Arnim 1880 in Rom wiedersieht, einen gebrochenen und landesflüchtigen Mann, da kann er sich freilich nicht enthalten, zu sagen: „il modo m'offende" — ein Wort, das auf manche Vorkommnisse dieser und der folgenden Jahre passen möchte; dennoch, nachdem er die große Rede Bismarck's vom 6. Februar 1888 gelesen („Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt") ruft er aus: „Dies scheint mir doch festzustehen, daß er eine heldenhafte Natur ist, der staatsmännische Luther unserer politischen Reformation."

Es ist keine Frage, daß die Deutschen, die lange im Auslande gelebt, sich einen freieren Blick und ein unbefangeneres Urtheil auch über die heimischen Dinge bewahrt haben. Sieben Jahre nach der Bewältigung Frankreichs gibt die Betrachtung von Paris Gregorovius zu folgender Aeußerung Anlaß: „Als ich von der Mühle auf Mont Martre auf diesen städtischen Makrokosmus niedersah, erhoben sich vor meinem Blick immer jene drei geschichtlichen Gestalten, welche Paris noch heute beherrschen: Heinrich IV., Ludwig XIV., Napoleon, und neben ihnen auch Voltaire — und doch mußte ich mir mit Genugthuung sagen, daß diese unermeßliche Welt voll Leben, Geist und That nur eben erst durch die bescheidene deutsche, vom kategorischen Imperativ Kant's disciplinirte Willenskraft hat erobert werden können." Aber später warnt er davor, daß wir nicht fortfahren mögen, „uns durch Unliebenswürdigkeit dem Auslande verhaßt zu machen". Gelegentlich der Carolinenfrage (1885) schreibt er: „Die Macht einer Nation, ja selbst ihre Suprematie läßt sich die Welt nur dann gefallen, wenn sie zugleich durch Eigenschaften versöhnlich stimmt, welche bezaubern."

Wiewohl ein Ostpreuße, hatte Gregorovius zu Berlin kein Verhältniß. Es sind ihm zu viel Geheimräthe (verkappte Professoren?) dort; er nennt es das „harthörige", was wohl persönlich zu verstehen ist; „ungeschichtlich, unmonumental" hat es schon vor ihm Frau von Staël gefunden. „Nein," sagt er 1860, „Berlin kann nicht die Hauptstadt des künftigen Deutschen Reiches werden": um so größer ist das Wunder, das sich in weniger als einem Menschenalter vollzieht: „In Wahrheit," heißt es 1887, „eine prachtvolle Großstadt, wo Alles in großen und schönen Formen zusammengedacht ist und von modernem Leben überquillt: das würdige Haupt des Deutschen Reichs, vielleicht der neue Stern, der in Europa aufgeht, wenn Paris niedersinkt. Ich glaube, daß Berlin schon heute das schönste Städtebild der modernen Welt ist."

Unserem Kaiser Wilhelm I. ist Gregorovius einmal begegnet, in Baden-Baden, wohin der Monarch, der diesen friedlichen Aufenthalt immer sehr geliebt, nach den Attentaten des Sommers 1878 sich zurückgezogen hatte. „Mir fehlen Worte, auszusprechen, wie sehr mich die ehrwürdige Gestalt dieses milden, gütigen Greises erschütterte, des Helden und auch des Opfers unseres augenblicklich so tief erkrankten Vaterlandes. Der Kaiser trägt noch den Arm in der Binde; er bewegt sich zwar frei und spricht mit gewohnter Freundlichkeit zu den Vielen, die sich um ihn drängen, aber doch erschien er mir tief kummervoll, fast schattenhaft, und es mag

wahr sein, was mir der Großherzog gesagt hat, daß er erst jetzt ganz zum Greise geworden ist."

Das tragische Jahr 1888 breitet auch über diese Briefe seinen Trauerflor. Gregorovius hatte den Kronprinz Friedrich noch in seiner vollen Kraft und Gesundheit gekannt, und zuletzt bei der Leichenfeier für Ludwig II. in München (1886) hinter dem Sarge, „welcher den unglücklichsten der Könige barg", schreiten sehen, „das Abbild schöner, edler Männlichkeit, mit dem Marschallstab in der Hand, dem Symbol eines thatenreichen Lebens". Nicht volle zwei Jahre später, am Idus des Märzen, sieht er den Zug vorüberfahren, welcher den kranken Friedrich III. aus dem fernen Süden in die winterliche Heimath trägt — „nie hat ein ähnlicher Eisenbahnzug sich durch die Länder fortbewegt. Der Tod schien ihn zu führen, und jetzt hat der große Augenblick dem Sterbenden tausendfache Lebenskraft verliehen." Gregorovius freut sich, daß es dem edlen Dulder noch vergönnt gewesen, „seinen Namen in die Reihe der deutschen Kaiser einzuzeichnen", und wie ein Lichtschimmer des scheidenden Jahres erscheint ihm die Romfahrt, mit welcher der jugendliche „Hadrian", der „sie als Apostel des Friedens unternimmt", die Reihe seiner „historischen Visiten" beginnt. Wie würde der Freund in Berlin, zu der Zeit, wo er als Gesandter Preußens in summo Capitolio saß, den sibyllinischen Propheten genannt haben, der ihm geweissagt hätte, „daß im October 1888 ein junger Prinz des Hauses Hohenzollern, schon als dritter Kaiser Deutschlands, unter dem Jubel des S. P. Q. R. in die ewige Stadt einziehen werde!"

Nicht viel über ein Jahr später starb Herr von Thile nach einem langen Leben, in welchem er dem Vaterlande treu gedient und nicht aufgehört hatte, für Anregungen des Geistes empfänglich zu sein. Unter dem ersten Eindruck des Schmerzes über den Hingang des Freundes schreibt Gregorovius aus Rom an die hinterbliebene Gemahlin: „Ich sende etwas in Ihr Haus — es ist kein prunkvoller Kranz; es sind ein paar Zweige von Palmen, Lorbeer und Oliven, frisch von der Natur, aus Ihrem ehemaligen Garten auf dem Capitol: Sinnbilder einer schönen Vergangenheit." Aber auch er hat nach diesem Aufenthalte Rom nicht wiedergesehen: in einem der letzten an Frau von Thile gerichteten Briefe, welche gleichsam den Epilog der Sammlung bilden, schreibt er zwar Ende 1890 aus München, daß er im nächsten Herbst dorthin zurückkehren wolle, doch er sollte diesen Herbst nicht erleben. Wenige Monate nach der Feier seines siebzigsten Geburtstages, am 1. Mai 1891, ist er gestorben.

J. R.

Eine neue Goethe-Biographie.

Goethe. Von Richard M[oritz]. Meyer. Preisgekrönte Arbeit. Berlin, E. Hofmann & Co. 1895.

Der Markt wimmelt heute mehr denn je von Büchern über Goethe, guten und schlechten, und viele gehen, ein Faustwort zu parodiren, breit ins Breite: je höher die Forschung schwillt, um so ferner bleibt uns die Kunst französischer Biographien, klar zusammenzufassen. Man erschrickt vor Studien, die wahrscheinlich nur der Verfasser und sein Setzer ausharrend lesen. Dazu kommt in weiten Kreisen, auch der Goethe-Gesellschaft, ein unterschiedsloser Abscheu vor aller „Goethe-Philologie", so daß selbst Zeitungsschreiber, die ihren Goethe nur von „Premieren" her kennen, sich leicht aufs hohe Pferd gegen die Zünftler schwingen mögen. Man hat unermüdlich auf Lewes gescholten, ihn aber nicht durch ein zugleich solides und lesbares deutsches Buch ausgestochen. Neben Herman Grimm's vom Berge zum Berge

schreitendem Kunstwerk, das nur ein bornirter fachwissenschaftlicher Dünkel mißachten kann, ist oft eine verweilendere und entwickelndere Darstellung gewünscht worden. Endlich liegt sie vor, preisgekrönt als Theil der trefflichen Bettelheim'schen Sammlung „Geisteshelden" und des Preises werth, eine Arbeit des Muthes und des Könnens. Der Verfasser, Privatdocent an der Berliner Universität, ist einer der begabtesten und vielseitigsten jüngeren Germanisten, von Scherer ausgegangen, aber selbständig fortgebildet, philologisch geschult, aber kein Buchstabenmensch, mit der Literatur vertraut, aber auch mit dem Leben. Die besten Preisarbeiten sind die, die auch ohne Preis und Preisrichter entstanden wären. Meyer hätte seinen „Goethe" gewiß geschrieben, obwohl vermuthlich etwas später und anders, nicht beengt von strengen Gesetzen des Umfangs, wie sie Menzel als Illustrator Friedrich's des Großen durch das Büchchen mit dem Zirkelmaß ausgedrückt hat. Allerlei Incongruenzen, manchmal ein Hasten, eine Reihe mörtelloser Angaben, ein gewisses Abschnappen entspringen diesem Zwang und unvollkommener Streichkunst, die eigentlich immer völlige Neuschöpfung erheischt. Doch ein Zug vom Einzelnen ins Große, Totale begünstigte von vornherein prägnante Haltung, organische Anlage, indem Meyer Goethe's „Natur" und Goethe's eigene Ansicht von der Spiralität der Bildung zu durchdringen und darzustellen suchte. Er erzählt wenig, gewiß zu wenig, und sollte auch in der Analyse der Werke manchmal mehr berichten als reflectiren, aber was er z. B. über Goethe und Schiller vorträgt, ist geistreich und von allgemeiner Bedeutung, sein Capitel über „Dichtung und Wahrheit" höchst anregend. Den zweiten Theil des „Faust" hat er freier behandelt als den ersten, dessen Pforten hier ein Gestrüpp von Hypothesen ungebührlich überwuchert. Nirgends wird declamirt, und auch die kleinen Steifheiten des Greisenalters kommen neben der ehrfurchtgebietenden Arbeit zur Anschauung. Meyer will Vorzüge und Schwächen der „Eugenie" abwägen, aber auch den Stil der „Iphigenie" nur zweifelnd bewundern. Am besten sind ihm vielleicht die runden Capitel über die Romane gelungen, überhaupt die Abschnitte, in denen ein großes Werk herrscht; am kargsten ist die Lyrik bedacht . . .

Das Buch macht seinem Urheber und der deutschen Literaturgeschichte Ehre. Es ist fesselnd, persönlich, ohne Manier geschrieben, die Schöpfung eines selbstständigen Kopfes, einer gewandten Hand. Warum hat sich Meyer vom Verleger den abscheulichen Pecht'schen Theater-Goethe, frei nach Stieler, vorheften und vom Herausgeber der „Geisteshelden" ein eingeklammertes Fragezeichen mitten im Satz gefallen lassen?

E. S.

Peru.

Peru, Beobachtungen und Studien über das Land und seine Bewohner während eines fünfundzwanzigjährigen Aufenthaltes. Von E. W. Middendorf. Erster Band: Lima. Mit 21 Textbildern und 32 Tafeln. Zweiter Band: Das Küstenland von Peru. Mit 56 Textbildern und 38 Tafeln. Berlin, Robert Oppenheim (Gustav Schmidt). 1893—94.

Ein deutscher Arzt, der nach Ablegung seines Staatsexamens 1854 als Schiffsarzt sich in Hamburg einschiffte, über Australien nach Peru gelangte und hier heimisch wurde, um endlich in Berlin die Erinnerungen aus der Fremde zusammenzufassen, veröffentlicht in den vorliegenden, außerordentlich starken Bänden ein breit angelegtes Werk, welches selber in einer längeren Reihe von Jahren entstanden ist. Eine historische Einleitung gibt aus den bekannten Quellen ein Bild der voran-

gegangenen Jahrhunderte; der weitaus größere Theil behandelt die Gegenwart und beruht auf der Anschauung des Verfassers. Frisch und ansprechend geschrieben, nicht im gelehrten, sondern im behaglicheren Erzählertone, ist dennoch das Werk durch die Menge des Stoffes und die vielerlei trocknen statistischen Zugaben theilweise mehr ein Nachschlagebuch als ein Buch zum Lesen. Bevölkerung, Kirchen und Klöster, Staatsgebäude, Gerichte, Gesetze und Rechtspflege, die öffentlichen Unterrichtsanstalten, die Verkehrseinrichtungen (Münze, Post, Eisenbahn u. s. w.), die Wohlthätigkeitsanstalten und Krankenhäuser, als Schluß die öffentlichen Vergnügungsorte — alles Das wird eingehend dargestellt und erinnert in seiner Weise an die älteren Handbücher der Staatenkunde, zum Theil an die neueren Reisehandbücher. Wir zweifeln nicht, daß bei dem Mangel anderer Literatur über das merkwürdige Land durch das neue Werk eine Lücke ausgefüllt wird. Wir hätten nur gewünscht, daß der Herr Verfasser bei der Beendigung seiner Arbeit Gelegenheit gefunden, am Schlusse des Ganzen die vielen Fäden seiner Darstellung zu vereinigen und ein deutliches Bild von der neueren Entwicklung Peru's in Beziehung auf Cultur, Volkswirthschaft und Politik zu geben. Bei den langjährigen Beobachtungen, die er gemacht hat, ist sein Urtheil gewiß von großem Werthe.

Die Behandlungsweise ist unter Anderem dadurch charakterisirt, daß die Mittheilungen über die gegenwärtige Verfassung und Regierung von Peru sich in dem Abschnitte über „Die Gebäude des Staates für Regierung, Landesvertretung und Militärzwecke" finden. Das hindert nicht, daß die darauf sich beziehenden Angaben sehr lehrreiche sind. Nur ist, gerade in dem Maße, als sie werthvoll sind, eine derartige Zerstreuung der Gegenstände zu bedauern und freilich mancherlei minder Interessantes breit dazwischen gelegt (so etwa die Aufzählung der Klöster von Lima).

Aus der Fülle bedeutsamer Aeußerungen heben wir diejenige heraus, welche sich auf die Mißbräuche der Staatsverwaltung bezieht, auf die verbreitete Bestechung, die Ueberfüllung der Aemter mit unthätigen und unfähigen Personen u. dgl. Hier heißt es (Bd. I, S. 365 f.): „So offenkundig und schreiend alle diese Mißbräuche sind, so läßt sich doch nicht absehen, wie ihnen gesteuert werden könnte. Sie stammen zum großen Theil aus den Zeiten der Colonialherrschaft her und sind durch Jahrhunderte lange Gewohnheit mit sämmtlichen socialen Verhältnissen der Bevölkerung aufs Engste verwachsen. Man kann sie daher den heutigen Peruanern kaum zum Vorwurf machen, denn Decrete vermögen das Wesen der Menschen nicht zu ändern, und Gesetze, die nicht im Rechtsbewußtsein des Volkes wurzeln, bleiben todte Buchstaben, es sei denn, daß sie durch äußere Strenge aufrecht erhalten werden. Diese Strenge fehlt aber, denn die mit Aufrechterhaltung der Gesetze Beauftragten sind ja wiederum Peruaner. Auch darf man billiger Weise die Peruaner darum nicht zu hart tadeln, daß sie sich in den Handlungen des öffentlichen Lebens nicht von Vaterlandsliebe und Nationalgefühl leiten lassen; denn sie sind ja keine Nation. Daß die Bevölkerung eines Landes sich nach den Gesetzen einer einheitlichen republikanischen Verfassung regiere, ist nur unter der Bedingung möglich, daß die verschiedenen Stämme, aus denen sie zusammengesetzt ist, einer Rasse angehören, oder daß eine Rassenverschmelzung stattgefunden hat, daß alle sich einer Sprache bedienen oder sie wenigstens verstehen, und daß unter den einzelnen Elementen ein Gefühl der Zusammengehörigkeit herrsche, aus welchem das Streben zum allgemeinen Besten und damit die Liebe zum Vaterlande hervorgeht . . . Wenn daher eine freisinnige Verfassung auf peruanischem Boden so schlechte Früchte trägt, so liegt die Schuld weniger am Volke, als an der Verfassung, welche nicht für das Volk paßt. Die Peruaner waren von jeher gewohnt, monarchisch regiert zu werden, und waren damit zufrieden. So zahlreich und lästig auch die Mißstände der spanischen Colonialregierung sein mochten, so hätten doch die Peruaner schwerlich das Joch abgeschüttelt. Die Unabhängigkeit wurde ihnen von ihren Nachbarn zum Geschenk gemacht, und bis zum heutigen Tage wissen sie nicht, was

sie mit einem Gute thun sollen, das sie sich nicht selbst erworben haben. Die große Mehrzahl der Bevölkerung, und zwar nicht allein die indianische, sondern auch die weiße, würde wahrscheinlich mit Freuden auf das Recht der Selbstregierung Verzicht leisten, wenn ihnen dagegen die Aussicht geboten würde, unter dem gerechten, wenn auch strengen Scepter eines Monarchen in Frieden zu leben."

Es ist lehrreich, zu hören, daß schon die Männer, welchen Peru seine Unabhängigkeit verdankte, San Martin und Bolivar, monarchische Einrichtungen für die von Spanien losgerissenen Colonialländer, besonders für Peru, als die geeignete Staatsform ansahen; daß aber in den Anschauungen dieser beiden Männer bereits der Zwiespalt hervorbrach, welcher die kommenden endlosen Wirren ankündigte. San Martin wollte ein unabhängiges Königreich unter einem europäischen Prinzen, womöglich des spanisch-bourbonischen Hauses, in Peru errichten. Bolivar war entschieden dagegen — sein Ziel war eine demokratisch-monarchische Gewalt in seinen eigenen Händen, eine unverantwortliche lebenslängliche Präsidentschaft. Die Erfahrungen, die Bolivar in Peru und den anderen neuen Republiken des spanischen Amerika alsbald machte, leiteten die politischen Schicksale ein, welche jene Länder seitdem bis zum heutigen Tage bewegt haben. Es hat in Peru überhaupt nur einen einzigen Präsidenten gegeben — Manuel Pardo (1872—1876) — welcher nach dem Wortlaut der Verfassung vier Jahre regiert und alsdann die Regierung friedlich seinem Nachfolger übergeben hat.

Den Zustand der Armee beleuchtet eine Denkschrift des Kriegsministers (dem Congresse von 1870 vorgelegt), nach welcher es 2668 Officiere (darunter 1 Marschall, 30 Generale, 544 Obersten) bei 4171 Mannschaften gab.

Von der Rechtspflege sagt ein einheimischer Jurist: „Die Nothwendigkeit, einen Proceß zu führen, ist eine der größten Calamitäten. Zu der schleppenden Proceßführung kommt die Unerfahrenheit oder Schwäche des Richters, die Faulheit, Beschränktheit und Unzuverlässigkeit des Schreibers, und, was noch schlimmer ist, Bestechung und Beeinflussung verdrehen die Gerechtigkeit und rauben den Sieg Demjenigen, der zwar Recht hatte, aber nicht die Mittel, es zur Geltung zu bringen. Die Mehrzahl der Verbrechen, die in Lima begangen werden, bleibt unbemerkt." Das war im Jahre 1866 geschrieben: seitdem hat sich Einiges, aber nicht Vieles gebessert. Man hat jetzt eine Strafanstalt gebaut, in der die Verbrecher aufbewahrt werden können. Aber die Strenge des Gesetzes trifft nur das niedere Volk; den besseren Ständen gegenüber walten Rücksichten, die sie vor der Strafe beschützen.

Vom Unterrichtswesen meint der Verfasser, zu Zeiten der so viel getadelten spanischen Herrschaft hätten die Lehranstalten der Stadt, dank den Bemühungen der Jesuiten, mehr geleistet als in der Gegenwart. Nach der Aufhebung des Ordens und der Ausweisung seiner Mitglieder habe der Verfall der Schulen begonnen.

Der zweite Band hat (verschieden von dem ersten) ein überwiegend archäologisches Interesse. Die Angelegenheiten der Gegenwart spielen freilich auch in die Erzählung dieses Bandes mit hinein — so wird der Ursprung und die Entwicklung der Guanogewinnung und des Guanoexports in ausführlicher Weise dargelegt. Aber weit überwiegend sind es Wanderungen des Herrn Verfassers, welche der Aufsuchung und Beschreibung der Alterthümer gelten, die in dem heutigen Lande Peru durch die Zerstörung der Jahrhunderte übrig gelassen sind von jenen Zeiten her, die vor die europäische Eroberung zurückreichen. Hierbei betont der Verfasser, daß zwar die Incas das mächtigste und am besten organisirte Culturvolk Südamerika's waren, jedoch keineswegs das einzige, noch das älteste derselben. Gleichzeitig und vor den Incas, sowohl an der Küste wie auch im Hochlande, hatten andere Rassen einen gleichen, vielleicht in mancher Hinsicht höheren Bildungsgrad erreicht. Was sehr viel bedeuten will, da bekanntlich die Cultur der Incas zur Zeit der Conquistadoren selber eine merkwürdig hohe war, wie das namentlich in dem classischen Werke von Prescott (Conquest of Peru) gründlich und anziehend geschildert ist.

Die Bauwerke der Incas sind in der Menge der noch vorhandenen Ueberbleibsel die neueren und daher besser erhaltenen. Aber die ganze Küste entlang findet sich eine Fülle von Denkmalen der älteren Völker, von einer Gleichförmigkeit, die merkwürdig ist bei der weiten Ausdehnung und der räumlichen Zerstreuung der einzelnen Ansiedlungen.

Den Charakter des ersten Bandes hält auch der zweite insofern fest, als die Darstellung eine mehr topographisch beschreibende ist, welche den Rahmen bildet für die Einreihung der an sich verschiedensten Gegenstände.

X.

γ. **Geschichte Europa's seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871.** Von Alfred Stern. Erster Band. Berlin, Wilhelm Hertz. 1894.

Der Verfasser des vorliegenden Werkes, Professor der Geschichte am Züricher Polytechnicum, hat sich durch das Beispiel von Gervinus nicht davon abschrecken lassen, eine auf eine lange Reihe von Bänden berechnete Geschichte des 19. Jahrhunderts in Angriff zu nehmen. Den fünfzehn Jahren zwischen 1815 und 1830 sollen allein drei Bände von durchschnittlich je vierzig Bogen gewidmet werden: man kann also unschwer sich ausrechnen, daß das ganze Werk auf etwa zwölf Bände angelegt sein muß. Stern hat sich nicht begnügt, die gedruckten Quellen zu verwerthen; er hat außerdem namentlich aus den Archiven zu Berlin, Wien, Bern, Paris und Florenz geschöpft und auch von Privatpersonen werthvolle Aufschlüsse bekommen. Proben davon theilt er im Anfang des ersten Bandes mit: wir erhalten da drei Schriftstücke von Metternich, eines von Richelieu, den Hardenbergischen Verfassungsentwurf vom 3. Mai 1819 u. A. Man kann aus dem Gesagten entnehmen, daß wir es hier mit einem in mannigfacher Hinsicht bedeutsamen Werke zu thun haben, soweit der Inhalt in Betracht kommt: in formeller Hinsicht ist zu sagen, daß der reiche Stoff vom Verfasser in klarer, fesselnder Weise verarbeitet ist. Unter den mancherlei neuen Gesichtspunkten, die er uns erschließt, sei hingewiesen auf das Urtheil über die heilige Allianz, der jede Bedeutung abgesprochen wird. Wenn man die reactionären Maßnahmen in der Zeit von 1819 ab ihr auf die Rechnung setzt, so ist das Folge einer Verwechslung: diese Maßnahmen wurden nicht von der heiligen Allianz getroffen, der England nie angehört hat, sondern von dem Vierbund, den Rußland, Oesterreich, England und Preußen am 20. November 1815 unter einander abschlossen, und der den ausgesprochenen Zweck verfolgte, den revolutionären Grundsätzen, welche Frankreich wieder zerfleischen und die Ruhe Europas aufs Neue bedrohen könnten, einen Damm entgegenzuwerfen. Diese Allianz wurde als „die große" bezeichnet; sie ist ohne ausreichende Berechtigung mit der „heiligen" zusammengeworfen worden, mit der sie aber, das wird auch Stern zugeben müssen, die geistigen Voraussetzungen im Wesentlichen gemein hat. Es versteht sich, daß Stern nicht selten ausgesprochen oder unausgesprochen gegen H. v. Treitschke polemisirt: wenn dieser z. B. II. 192 behauptet, daß Gneisenau das Verbot des rheinischen Merkur „ganz in der Ordnung" gefunden habe, so weist Stern S. 305 auf einen Brief des Feldherrn an Schleiermacher hin, laut dessen er die betreffende Maßregel „um unseres Namens willen" bedauert hat.

γ. **Griechische Geschichte.** Von Julius Beloch. Erster Band. Straßburg, Karl J. Trübner. 1893.

Während die griechische Geschichte von Busolt noch im Erscheinen begriffen ist und die von Holm soeben erst zum Abschluß gedeiht, bietet uns ein schon längst bewährter Forscher ein neues Werk über den gleichen Gegenstand dar. Beloch darf von sich mit Recht aussagen, daß er das Gebäude von den Grundlagen auf aus den Quellen selbständig aufgeführt hat; in der That, jeder Blick in das Buch überzeugt uns davon, daß er den weithin zersplitterten Stoff völlig beherrscht. Der eigenthümliche Werth, der Leistung Beloch's liegt nun aber darin, daß er namentlich die wirthschaftlichen Voraussetzungen der griechischen Geschichte von Grund aus untersucht hat und sie in einer Weise zur Anschauung bringt, wie dies vor ihm noch Niemand gethan hat. Bis zum Anfang des 7. Jahrhunderts vor Christo war Hellas nach ihm ein wesentlich Ackerbau treibendes Land; der Gewerbebetrieb hatte zwar eine achtungswerthe Stufe erreicht, diente aber hauptsächlich der Befriedigung des häuslichen, höchstens des örtlichen Bedürfnisses; der Markt war von den Erzeugnissen des orientalischen Kunsthandwerks beherrscht, und selbst der Seehandel lag noch zum großen Theil in den Händen der Phönicier. Das begann sich zu ändern, seit ein Kranz griechischer Kolonien rings um das Aegäische Meer entstand; es erwuchs eine eigene griechische Industrie, man befreite sich von der Bevormundung des Orients, man prägte eigene Münzen, und mit dem allen ward eine Entwicklung eingeleitet, die das Uebergewicht der grundbesitzenden und handeltreibenden Klassen brach. Mit dem wirthschaftlichen Umschwung ging auch ein geistiger vor sich, der z. B. auf religiösem Gebiet die Ansätze zum Monotheismus, zum Glauben an eine Vergeltung im Jenseits aufweist. Was vor den Perserkriegen angebahnt war, das wurde unter dem Einfluß des nationalen Kampfes, seiner direkten und indirekten Folgen vollendet. Es ist für Beloch's selbständige Betrachtungsweise bezeichnend, daß er in seinem ersten Band die griechische Geschichte mit dem Frieden des Nikias schließt und in zwei Kapiteln („die Blüthe der Dichtung und Kunst" — „die Begründung der Wissenschaft") den gewaltigen Umbildungsproceß des griechischen Geistes um jene Zeit uns in meisterhafter Weise vorführt. Beloch's Werk ist nicht ohne erhebliche Mängel, vor Allem einen scharfen Subjectivismus. Seine Auffassung des Perikles ist geradezu als oberflächlich getadelt worden, und er zeigt hierbei gelegentlich eine souveräne Mißachtung der historischen Regeln; auch die Hintansetzung des Sophokles hinter Euripides ist geeignet, die größten Bedenken wachzurufen, und die dorische Wanderung läßt er in einer Art von Versenkung verschwinden. Neben diesen und ähnlichen Schattenseiten steht aber eine so unverkennbare bedeutende Befähigung zu historischer Untersuchung und Darstellung, daß man immer wieder zur Bewunderung fortgerissen wird und das Werk schließlich doch mit dem Gefühl aus der Hand legt, daß man es mit einem zwar öfters einseitigen, aber doch hochbegabten, ja beinahe genialen Mann zu thun hat. Dem Abschluß des ganzen Werkes, der in einem zweiten Bande verheißen ist, darf man mit berechtigter Spannung entgegensehen.

λξ. **Das Zerwürfniß Gustaf's III. von Schweden mit seiner Mutter Luise Ulrike, der Schwester Friedrich's des Großen, und die Gesandtschaft Anastasius Ludwig Mencken's in Stockholm** (1777—1782). Unter Mitwirkung von Fritz Arnheim dargestellt von Hermann Hüffer. (S.-A. aus den Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte, Bd. VI.) Leipzig, Duncker & Humblot. 1893.

Der liebenswürdigen Feder Hüffer's verdanken wir eine neue Gabe, die in gewissem Sinne eine Ergänzung zu seinen umfassenden Arbeiten über die preußische Cabinetsregierung bildet, aber doch auch ein ganz eigenes Interesse beansprucht. In seinem schönen Buch über Lombard, das auch in diesen Blättern von berufener Hand seine Würdigung fand (April 1892), hat uns Hüffer den bedeutendsten und zugleich unheilvollsten Vertreter der Cabinetsregierung vorgeführt. Er ist aber auch den übrigen Beamten des Cabinets von den Anfängen der Institution unter Friedrich Wilhelm I. bis zu ihrer Auflösung i. J. 1808 nachgegangen und hat die zerstreuten Nachrichten, die uns von diesen Männern aufbehalten sind, mit liebevollem Eifer zusammengetragen. (Forschungen zur brandenburgisch-preußischen Geschichte Bd. V.) Besonders eingehend hat er sich dabei mit A. L. Mencken, dem Großvater des Fürsten Bismarck beschäftigt. Nachdem er ihm schon früher eine Rectoratsrede (Bonn 1890) gewidmet, hat er jetzt seine diplomatische Thätigkeit in Stockholm zum Gegenstande einer eingehenden Darstellung gemacht. Allerdings tritt Mencken, der nicht einmal Gesandter, nur Legationssecretär war, hierbei sehr in die zweite Linie, man kann von ihm nur sagen, daß er unter schwierigen Verhältnissen Tact und gesunde nüchterne Auffassung an den Tag legte; der Schwerpunkt der Erzählung liegt dagegen in der Darstellung des unseligen Zerwürfnisses zwischen Gustaf III. und seiner Mutter, dessen Kenntniß hier aus den preußischen Acten eine dankenswerthe Bereicherung empfängt. Nachdem man bisher diese unerquicklichen Verhältnisse vorwiegend aus schwedischen Quellen kennen gelernt hatte, war es von besonderem Interesse, sie auch einmal unter einer anderen Beleuchtung zu sehen. Ließ sich etwas zu Gunsten der Schwester Friedrich's sagen, so durfte man es in den Depeschen der preußischen Gesandtschaft suchen. Es ist entscheidend für Luise Ulrike, daß diese Berichte unser bisheriges Urtheil über sie keineswegs in irgend einem wesentlichen Punkte mildern oder einschränken, sondern im großen und ganzen nur bekräftigen. Weder empfängt ihre abscheuliche Verleumdung gegen ihre Schwiegertochter den Schatten eines Beweises noch ihr Verhalten bei der Geburt ihres Enkels eine Rechtfertigung (hier scheint uns Hüffer zu milde zu urtheilen) — das Gräßlichste aber ist doch der Brief, den sie auf dem Todbette an ihren Sohn richtete, und den Hüffer zum ersten Mal im Original mittheilt. Unser Gefühl ist sonst sehr geneigt, sich bei einem Streit zwischen Mutter und Sohn für die Mutter zu äußern, — gegenüber soviel infernalischer Bosheit und unversöhnlicher Rachsucht bleibt es stumm. Auch Friedrich hat sich, wie uns Hüffer authentisch nachweist, wohl gehütet, für seine Schwester auch nur mit einem einzigen Wort Partei zu nehmen; wo seine Gesandten in dieser Beziehung einmal zu weit gehen, weist er sie sehr empfindlich zurecht. Uns scheint, als sei dieser Zug besonders significant und spreche nicht gerade zu Gunsten der Königin.

ν. **Karl August als Chef des 6. Preuß. Kürassier-Regiments.** 1787—1794. Von P. von Bojanowski. Mit einer Silhouette des Herzogs. Weimar, Herm. Böhlau. 1894.

Wer uns über Karl August Neues zu bieten vermag, der ist gewiß des Dankes der Gebildeten in Deutschland sicher. Zu dem, was an anderen Orten zerstreut über den Stoff bereits vorlag, tritt in dieser sehr anerkennungswerthen Arbeit noch die Ausnutzung einigen handschriftlichen Materials, das auf der von Bojanowski geleiteten Weimarischen Großherzoglichen Bibliothek vorhanden ist. Die Persönlichkeit Karl August's ist auch unter dem militärischen Gesichtspunkte interessant; er befand sich nach Goethe's Ausdruck beim Heer so wohl, wie der Fisch im Wasser, und er war nicht bloß ein tapferer Soldat, sondern besaß auch Verständniß für organisatorische, taktische und strategische Fragen. Unter den Beilagen ist von besonderer Wichtigkeit die erste, welche die Bedenken enthält, die Karl August gegen die Cabinetsordre vom 7. März 1803 entwickelte. Diese Ordre verfügt, daß Officiere, die sich trotz aller Ermahnungen nicht tadelfrei aufführten, durch ihre Hintermänner beim Vorrücken sollten übersprungen werden können, ohne deshalb den Dienst ganz aufgeben zu müssen. Der Herzog war der Ansicht, daß ein Officier, der sich dieses **avancement sur passe-droit** gefallen lasse, den Ehrgeiz verloren habe, und des Geistes, der in der preußischen Armee herrschen solle, bar sein müsse. Man sieht, der Herzog würde in einer wichtigen, im Reichstag oft verhandelten Frage nicht von der Linken als Eideshelfer angerufen werden können; so freisinnig und aufgeklärt er sonst auch gewesen ist, in diesem Punkte des Corpsgeistes dachte er mit gutem Grund streng militärisch. Wenn Karl August 1794 aus dem preußischen Heeresverbande trat, so war daran nach Bojanowski gerade eine solche Ehrenfrage schuld, die Bevorzugung des Generals von Schönfeld, obwohl dieser später als Karl August in das Heer eingetreten war. Zwar wurde zunächst (Frühjahr 1793) ein Ausweg gefunden, indem der Herzog mit seinem Regiment dem Grafen Kalkreuth unterstellt wurde; aber der Stachel blieb zurück, und Karl August beschloß unwiderruflich, mit dem Ende des Feldzugs seine Entlassung zu nehmen, was dann am 5. Februar 1794 auch geschah.

ρσ. **Erläuterungen zu den Tag- und Jahresheften von Goethe.** Von Woldemar Freiherrn von Biedermann. (Anhang an Goethe's Werke. Abtheilung für Erläuterungen. Band 35 und 36. Zu den Tag- und Jahresheften.) Leipzig, F. W. v. Biedermann. 1894.

Zu den Aufgaben, die mit durch die Weimarer Ausgabe gestellt werden, gehört eine neue Commentirung der Schriften Goethe's. Jedermann weiß, welches Verdienst sich gerade in diesem Punkte die Hempel'sche Ausgabe und die sonstwie mit ihr zusammenhängenden Erläuterungsschriften erworben haben. Aber fast zwanzig Jahre lebhafter Weiterarbeit sind seitdem vergangen, und eine Zusammenfassung des zerstreut Geleisteten ist jetzt unabweislich. Biedermann beginnt seine in zwangloser Folge erscheinenden Erläuterungen zu Goethe mit dem Commentar der Tag- und Jahreshefte, die er selbst für Hempel bearbeitet hatte, und deren Text von ihm in der Weimarer Ausgabe, Bd. 35 und 36, herausgegeben worden ist. Commentare haben naturgemäß etwas Vergängliches an sich, namentlich wenn sie solchen Schriften zu dienen bestimmt sind, deren Erforschung noch im Flusse ist. Deswegen dürfte es sich empfehlen, großen monumentalen Ausgaben überhaupt keine Erläuterungen mitzugeben, sondern die an sich nothwendige Arbeit, wie im vorliegenden Falle, dem Privatbetrieb zu überlassen. Biedermann hat den Weg eingeschlagen, daß er seinen alten Hempel'schen Commentar im Wesentlichen beibehielt und ihn nur, wo es nöthig schien, ergänzte, berichtigte oder modificirte. Wir erhalten also der Hauptsache nach einen Abdruck seines Handexemplars. Dieses Verfahren, bei dem Biedermann niemals von der soliden Grundlage seiner früheren Arbeit abzugehen brauchte, war aber doch nicht so ganz ungefährlich. Manche Erläuterungen wären, bei seiner ausgezeichneten Kenntniß der Dinge, ohne Zweifel anders ausgefallen, wenn er sie ganz frei geschrieben hätte, ohne Rücksicht auf das bereits Vorhandene oder nach und nach Hinzunotirte. So hätte z. B. die Heranziehung der Weimarer Ausgabe (III, 365) den Irrthum zu 304 verhindern können, daß Goethe's Brief betreffs des Ponce de Leon vom 16. Januar 1802 datire, und nicht, wie es richtig ist, vom 16. October. Diesen Ponce hatte Goethe auch zu 844 im Sinne, während die dort genannten „Schauspiele Arnim's" die 1813 erschienene Schaubühne sind. Die Bemerkung zu 195 trifft so, wie sie dasteht, gegenüber Sophie v. Laroche's „Schattenrissen abgeschiedener Stunden", S. 442 ff. wohl formell, aber nicht sachlich das Richtige. Manches wird noch ein längerer praktischer Gebrauch des Buches nachzutragen oder abzunehmen haben. Wie dem auch sei: feststeht, daß Biedermann seinen früheren Commentar weit überholt hat. Hinfort wird nur nach dem gegenwärtig vorgelegten zu citiren sein. Biedermann hat eine verdienstliche Arbeit geliefert, für die ihm Dank gebührt, und deren Fortsetzung zu wünschen ist.

ρ. **Die Geschichte des Erstlingswerks.** Selbstbiographische Aufsätze. Eingeleitet von Karl Emil Franzos. Mit den Jugendbildnissen der Dichter. Leipzig, Adolf Titze.

Es ist ein hübscher Gedanke von Karl Emil Franzos, dem Herausgeber der „Deutschen Dichtung", gewesen, die bedeutenderen der jetzt lebenden Schriftsteller zu Mittheilungen über ihr erstes in die Oeffentlichkeit getretenes Werk zu veranlassen. Wir verdanken dieser Anregung den vorliegenden Band, der aus den Aufsätzen hervorgegangen ist, wie sie nach und nach in jener Zeitschrift erschienen sind. Als ein ernstes Unternehmen geplant, ist es auch ernst ausgeführt worden. Ein eigenthümlicher, bald frühlingshafter, bald wehmüthiger Reiz liegt über den literarischen Anfängen, je nach der zeitlichen Entfernung, aus der sie betrachtet werden: aber zusammen gestatten sie einen merkwürdigen psychologischen Einblick in die dichterische Persönlichkeit, das Werden des Talents, und es ist gewiß nicht zufällig, daß Mehrere von den Aelteren das erste Schaffen mit der ersten Liebe verglichen haben. Theodor Fontane, Hermann Lingg, Conrad Ferdinand Meyer, Friedrich Spielhagen, Paul Heyse, Marie von Ebner-Eschenbach und Ernst Wichert eröffnen als die Aeltesten die Reihe, die mit Ludwig Fulda als dem Jüngsten schließt. Nicht alle haben durch ihre späteren Leistungen das Erstlingswerk übertroffen: für alle jedoch, auch wenn es heute vergessen sein mag, ist es charakteristisch geblieben, und es verlohnte sich daher wohl, seine Geschichte zu erzählen. Die, je weiter wir zurückgehen, nach alten Gemälden und Daguerreotypen hergestellten Jugendbildnisse vervollständigen den Eindruck eines Buches, das, von der Verlagshandlung seines Gegenstandes würdig ausgestattet, sicher in weiten Kreisen Anklang finden, unterhalten und zum Nachdenken anregen wird.

λ. **Württembergische Künstler in Lebensbildern.** Von A. Wintterlin. Mit 22 Bildnissen in Holzschnitt. Deutsche Verlagsanstalt. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Die Mehrzahl dieser vierzig Künstlerbiographien ist schon in der „Allgemeinen Deutschen Biographie" veröffentlicht worden. Daher auch die knappe, auf das Thatsächliche gerichtete Fassung. Doch sind sie zum Theil für diese Sammlung überarbeitet und zu wärmer ausgeführten Lebensbildern erweitert. Die Reihe beginnt mit einem Meister der Spätrenaissance, dem Baukünstler H. Schickhart, und geht bis zur Gegenwart herab. Der Löwenantheil fällt aber auf das Zeitalter des Herzogs Carl, unter dem eine Fülle von künstlerischen Talenten in Stuttgart sich zusammenfand, und auch ein künstlerischer Nachwuchs herangebildet wurde. Bekannt ist Goethe's Wort, der im Jahre 1797 eine Woche lang mit Dannecker und Rapp in diesen Kreisen verkehrt hatte: er habe hier Tage verlebt, wie er sie in Rom lebte. Von den Malern, Bildhauern, Baumeistern, Kupferstechern, deren Leben und Wirken hier erzählt wird, haben zwar viele kaum mehr als eine locale Bedeutung, originelle Charakterköpfe sind aber die meisten; manche, wie Dannecker, Schick, Wächter, die beiden Kupferstecher Müller u. A., behaupten auch ihren Platz in der allgemeinen Kunstgeschichte, und da überhaupt die verschiedenen Richtungen, in denen sich die neuere Kunst entwickelt hat, auch im schwäbischen Kunstleben sich widerspiegeln, ist Wintterlin's Buch zugleich ein nützlicher Beitrag zur deutschen Kunstgeschichte. Die Darstellung ist geschmackvoll und stets aus den ersten Quellen geschöpft.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 13. December zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Armand's ausgewählte Romane. Erster Band. Lieferung 5. 6. Weimar. Verlag der Schriftenvertriebsanstalt.

Aus dem Leben König Karls von Rumänien. Aufzeichnungen eines Augenzeugen. Zweiter Band. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1894.

Backhaus. — Sittliche oder ästhetische Weltordnung? Eine Abhandlung von Wilhelm Emanuel Backhaus. Braunschweig, Albert Limbach. 1895.

Bauer. — Gedichte von Otto Bauer. Berlin, Bernhard Paul. 1895.

Bender. — Luise von François. Von Hedwig Bender. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1894.

Bersezio. — Primi Albori Componimenti di allieve della scuola superiore femminile Margherita di Savoia. Seconda Edizione con prefazione di Vittorio Bersezio. Torino, Francesco Casanova. 1895.

Betz. — Heine in Frankreich. Eine litterarhistorische Untersuchung von Dr. Louis P. Betz. Zürich, Albert Müller's Verlag. 1895.

Bibliothek Russischer Denkwürdigkeiten. Herausgegeben von Theodor Schiemann. Fünfter Band. Erinnerungen eines Dorfgeistlichen. Ein Beitrag zur Geschichte der Leibeigenschaft und ihrer Aufhebung. Aus dem Russischen übertragen von M. von Oettingen. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1894.

Blätter für deutsche Dichtung. Jahrbuch des Vereins für deutsche Literatur, „Ostarrichi" in monatlichen Lieferungen: Zweiter Jahrgang. Nr. 8—10. Wien, Verlag des Vereins. 1894.

Bleibtreu. — Die Weltbefreier. Schweizer Schauspiel in fünf Acten von Karl Bleibtreu. Zürich, Verlagsmagazin (J. Schabelitz.) 1895.

Böttcher. — „Wegen Preßvergehen!" Gefängnißstudien. Von Karl Böttcher. Berlin, Verlag des Bibliographischen Bureaus. 1895.

Bourget. — Das gelobte Land. Roman von Paul Bourget. Aus dem Französischen von E. Hecker. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger. 1894.

Brandt. — Eine lyrische Geschichte. Von Ernst Brandt. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1894.

Bütow. — Die Weltordnung. Von Otto Bütow, Ingenieur. Erster Band. Zweite Lieferung. Geburt und Jugend der Menschheit. Braunschweig, Albert Limbach. 1894.

Carriere. — Fichtes Geistesentwicklung in den Reden über die Bestimmung des Gelehrten. Jena 1794, Erlangen 1805, Berlin 1811. Von M. Carriere. München, G. Franz'scher Verlag. 1894.

Causeret. — Béranger par Charles Causeret. Agrégé de l'université, docteur ès lettres, inspecteur d'académie. Paris, Lecène, Oudin et Cie. 1895.

Claretie. — Lesage par Léo Claretie. Ancien élève de l'école normale supérieure agrégé des lettres, docteur ès lettres. Ce volume contient plusieurs illustrations. Paris, Lecène, Oudin et Cie. 1894.

Claveau. — A de Musset par A. Claveau. Ancien élève de l'école normale supérieure. Ce volume est orné d'un portrait d'A. de Musset. Paris, Lecène, Oudin et Cie. 1894.

Collignon. — Geschichte der Griechischen Plastik von Maxime Collignon, Professor an der Faculté des Lettres in Paris. Ins Deutsche übertragen und mit Anmerkungen begleitet von Eduard Thraemer, Privatdocent an der Universität Strassburg. Erster Band: Anfänge. — Früharchaische Kunst. — Reifer Archaismus. — Die grossen Meister des fünften Jahrhunderts. Mit 12 Tafeln in Chromolithographie oder Heliogravure und 278 Abbildungen im Text. Strassburg, Karl J. Trübner. 1895.

Cordes. — Schwurgericht oder Schöffengericht? Ein Beitrag zur Reform unserer Strafgerichte und Schwurgerichte. Vortrag gehalten von Richter Cordes in Bremen. Bremen, M. Heinsius Nachfolger. 1895.

Cornill. — Der israelitische Prophetismus. In fünf Vorträgen für gebildete Laien geschildert von Karl Heinrich Cornill, der Theologie und Philosophie Doctor, ordentlicher Professor der Theologie an der Universität Königsberg. Straßburg, Karl J. Trübner. 1894.

Crampe. — Philopatris. Ein heidnisches Konventikel des siebenten Jahrhunderts zu Konstantinopel. Von Robert Crampe. Halle, Max Niemeyer. 1894.

Czaykowski. — Sündige Liebe. Roman von E. v. Czaykowski. Zwei Bände. Wien, Karl Konegen. 1895.

Dahle. — Das Leben nach dem Tode und die Zukunft des Reiches Gottes. Von Pastor L. Dahle, Secretär der norwegischen Missionsgesellschaft. Autorisirte deutsche Ausgabe von C. Gleiß, P. Leipzig, Fr. Richter. 1895.

Dannbacher. — Epigramme und Gnomen. Von A. Dannbacher. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1894.

Dernburg. — Ein Berliner auf Helgoland und andere Novellen. Von Friedrich Dernburg. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt von S. Schottlaender. 1895.

Dietrich. — Gedichte von W. Dietrich. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1894.

Dioskuren, Die. — Literarisches Jahrbuch des ersten allgemeinen Beamtenvereins der österreichisch-ungarischen Monarchie. Vierundzwanzigster Jahrgang. Wien, Carl Gerold's Sohn. 1895.

Dromery. — Der Flüchtling. Psychologische Studie von L. Dromery. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1895.

Ebers. — Im Schmiedefeuer. Roman aus dem alten Nürnberg von Georg Ebers. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1895.

Engelmann. — Der Märchenwald für das deutsche Haus von Emil Engelmann. Mit sechs Vollbildern von R. E. Kepler und E. Weißer. Stuttgart, Paul Neff. 1895.

Engels. — Die Darstellung der Gestalten Gottes des Vaters, der getreuen und gefallenen Engel in der Malerei. Eine kunsthistorische Studie mit 112 Abbildungen auf 65 Tafeln, geschrieben und gezeichnet von Michel Engels, Maler und Lehrer des Freihandzeichnens am grossherzoglichen Athenäum zu Luxemburg. Luxemburg, Druck der Hofbuchdruckerei V. Buck Nachfolger. 1894.

Erzählungen. — Sibirische Erzählungen. Von O. O., Verfasser der „Sibirischen Briefe". Leipzig, Duncker & Humblot. 1894.

Existenzkampf, Der, der Frau im modernen Leben. Seine Ziele und Aussichten. Zwanglos erscheinende Hefte, herausgegeben von Gustav Dahms. Heft 2: Der Frauenberuf im Theater. Von Dr. Paul Schlenther. Berlin, Richard Taendler. 1895.

Faguet. — Voltaire par Émile Faguet. Ancien élève de l'école normale supérieure, chargé de cours à la Sorbonne, docteur ès lettres. Ce volume contient deux portraits. Paris, Lecène, Oudin et Cie. 1895.

Federn. — König Philipp's Frauen. Tragödie von Karl Federn. Stuttgart, Paul Neff.

Fitger. — Fahrendes Volk. Gedichte von A. Fitger. Vierte Auflage. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung (A. Schwartz).

Flaischlen. — Martin Lehnhardt. Ein Kampf um Gott. Fünf Scenen. Von Cäsar Flaischlen. Berlin, F. Fontane & Co. 1895.

Forel. — Gehirn und Seele. Ein Vortrag, gehalten bei der 66. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Wien am 26. September 1894 von August Forel, Professor an der Universität Zürich. Bonn, Emil Strauss. 1894.

Franken. — Einer von der rothen Fahne. Die Tragödie eines Arbeiters von Paul Franken. Berlin, Oskar Haebringer. 1895.

Friedens- und Kriegsmoral der Heere am Ausgange des 19. Jahrhunderts. Eine Streitschrift von C. v. B.-K. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller, k. u. k. Hof- und Univ.-Buchh. 1895.

Fumagalli. — Chi l'ha detto? Repertorio metodico e ragionato di MDLXXV citazioni e frasi di origine letteraria e storica italiane, greche, latine, francesi, ecc., che sono popolari in Italia, ordinate et spiegate con traduzioni, raffronti et illustrazioni, e con indici copiosi da Giuseppe Fumagalli. Milano, Ulrico Hoepli. 1895.

Ganghofer. — Die Martinsklause. Roman aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts von Ludwig Ganghofer. Illustrirt von A. F. Seligmann. 2 Bde. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1895.

Geiger. — Berlin 1688—1840. Geschichte des geistigen Lebens der preußischen Hauptstadt. Von Ludwig Geiger. Zweiter (Schluß-) Band. 1786—1840. Berlin, Gebrüder Paetel. 1895.

Geisteshelden. Herausgegeben von Anton Bettelheim. 16. u. 17. Band. Luther. 1483—1525. Von Arnold

E. Berger, Privatdocent an der Universität Bonn. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1895.

Goldenring. — Bemerkungen zu dem Entwurf eines Gesetzes, betreffend Aenderungen und Ergänzungen des Gerichtsverfassungs-Gesetzes und der Strafprozess-Ordnung. Von Landgerichtsrath Dr. G. Goldenring in Strassburg i. E. Strassburg i. E., W. Heinrich. 1894.

Goethe. — Le Faust de Goethe. Traduction métrique par Georges Pradez. Avec le texte original en regard et le portrait du poète et du traducteur. Lausanne, B. Benda. 1895.

Goethe-Brevier. — Goethe's Leben in seinen Gedichten herausgegeben von Otto Erich Hartleben. München, Karl Schüler (A. Ackermann's Nachf.). 1895.

Gottlieb. — Das Lied vom Schläger. Ein studentisches Epos von Arthur Gottlieb. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1894.

Grisebach. — G. A. Bürger's Werke. Herausgegeben von Eduard Grisebach. Mit einer biographischen Einleitung und bibliographischem Anhang. Fünfte, vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1894.

Groß. — Moment Bilder in Versen. Von Ferdinand Groß. Wien, Georg Szelinski, k. k. Univ.-Buchhandlung. 1895.

Groß. — Ungebundene Geschichten und Skizzen von Ferdinand Groß. Wien, Georg Szelinski, k. k. Univ.-Buchhandlung. 1895.

Grothe-Harkányi. — Frauenprofile. Illusionen. Von Hugo Grothe-Harkányi. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz.) 1895.

Hango. — Faust und Prometheus. Eine Dichtung von Hermann Hango. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben's Verlag. 1895.

Hanffon. — Frau Ester Bruce. Roman von Ola Hanffon. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt von S. Schottlaender. 1895.

Henschel. — Gedichte von Anna Henschel. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1894.

Heyden. — Jury und Kunstausstellungen. Von August von Heyden. Berlin, F. Fontane & Co. 1894.

Heyse. — Meluſine und andere Novellen von Paul Heyse. Berlin, Wilhelm Herz (Beſſer'sche Buchhandlung). 1895.

Hirsch. — Sonnets et chansons. (1893—1894). Par Paul-Armand Hirsch. Paris, Librairie de l'art indépendant.

Höcker. — Im goldenen Augsburg. Culturgeschichtliche Erzählung aus der Blüthezeit des süddeutschen Handels und Gewerbes im Mittelalter. Der reiferen Jugend zugeeignet von Oskar Höcker. Mit vielen Abbildungen von Johannes Gehrts. Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn. 1895.

Jacobsen. — Niels Lyhne. Doctor Faust. Eines begabten jungen Mannes Tagebuch. Von J. P. Jacobsen. Aus dem Dänischen von H. Mann. Mit dem Bildniß des Verfassers und einer Vorrede von Theodor Wolff. Paris und Leipzig, Albert Langen. 1895.

Ilg. — Leben und Werke Joh. Bernh. Fischer's von Erlach des Vaters. Von Albert Ilg. Wien, Carl Konegen. 1895.

Keller. — Das Leben des Meeres von Dr. Conrad Keller, Professor der Zoologie am Schweizerischen Polytechnikum zu Zürich. Mit botanischen Beiträgen von Prof. Carl Cramer und Prof. Hans Schinz. Lieferung 8—10. Leipzig, T. O. Weigel Nachfolger (Chr. Herm. Tauchnitz). 1894.

Kellner. — Die Rothenburg! Dichtung von der Wende des 14. Jahrhunderts. Von August Kellner. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung (A. Schwartz).

Klein. — Es ist ein Gott! Juden und Christen zugeeignet von Dr. G. Klein, Rabbiner in Stockholm. Berlin, Verlag des Bibliographischen Bureaus. 1895.

Kluckhohn. — Vorträge und Aufsätze. Von August Kluckhohn, weiland o. ö. Professor in Göttingen. Herausgegeben von R. Th. Heigel und Ad. Wrede. München, R. Oldenbourg. 1894.

Kralik. — Weltgerechtigkeit. Versuch einer allgemeinen Ethik von Richard Kralik. Wien, Carl Konegen. 1895.

Kroeker. — A century of German lyrics. Selected, arranged, and translated by Kate Freiligrath Kroeker. London, William Heinemann. 1894.

Kunst, Moderne, in Meister-Holzschnitten. Nach Gemälden und Skulpturen berühmter Meister der Gegenwart. 8. Band. Berlin, Rich. Bong.

Lanzky. — Auf Dionysospfaden. Gedichte von Paul Lanzky. Leipzig, Robert Claußner's Verlags-Anstalt. 1895.

Lauff. — Die Hauptmannsfrau. Ein Totentanz aus dem 16. Jahrhundert. Roman von Josef Lauff. Mit dem Bildniß des Verfassers. Original-Radirung von Frant Willis in Düsseldorf. Berlin, Köln, Leipzig, Druck und Verlag von Albert Ahn. 1895.

Lauterburg's Illustrirter Abreiss-Kalender 1895. 365 Bilder aus Deutschlands Gauen mit geschichtlichen und geographischen Notizen. Hannover, J. C. König & Ebhardt.

Lemaitre. — Impressions de Théâtre par Jules Lemaitre. Huitième Série. Paris, Lecène, Oudin & Cie., Editeurs. 1895.

Lindau. — Die Gebilfin. Berliner Roman in drei Büchern von Paul Lindau. 2 Bde. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst und Verlagsanstalt von S. Schottlaender. 1895.

Lindner. — Geschichte des deutschen Volkes. Von Theodor Lindner, ordentl. Professor der Geschichte an der Universität Halle. 2 Bde Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1894.

Linke. — Schlummere, Schwert, unter Myrthen. Neue Gedichte. (1883—1893). Von Oscar Linke. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter). 1894.

Litten. — Der Bandwurm. Eine ärztliche Humoreske von Julius Litten. Berlin, F. A. Günther's Zeitungsverlag.

Lombroso. — Grafologia di Cesare Lombroso. Con 470 Fac-Simili. Milano, Ulrico Hoepli. 1895.

Maack. — Eine neue Zeit. Schauspiel aus der Reformationszeit in 4 Akten von Martin Maack. Leipzig, Robert Claußner's Verlags-Anstalt.

Maël. — Dernière pensée par Pierre Maël. Deuxième édition. Paris, Paul Ollendorff. 1894.

Magos. — Poste restante! Humoresken und Novellen von Hermine Magos. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1895.

Manzoni. — I promissi sposi. Storia Milanese del secolo XVII. di Alessandro Manzoni. Milano, Ulrico Hoepli. 1895.

Marfels. — Die wahre Ursache der schlechten Zeiten. Fünf Abhandlungen von Carl Marfels. Inhalt: Die Ursache der häufigen Handelskrisen. — Die schlechten Zeiten und ihre Entstehung. — Die Arbeitslosigkeit und ihre wahre Ursache. Was verursacht den niedrigen Verdienst der Erwerbsthätigen. — Die Lösung der sozialen Frage auf friedlichem Wege. Berlin, W. H. Kühl. 1894.

Marholm. — Das Buch der Frauen. Zeitpsychologische Porträts. Mit 6 Autotypien nach Photographien. Paris, Albert Langen. 1895.

Mehring. — „Nichts". Reimklänge von Sigmar Mehring. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1894.

Meili. — Die Gesetzgebung und das Rechtsstudium der Neuzeit. Reformgedanken von Dr. F. Meili, ordentl. Professor des internationalen Privatrechts, des modernen Verkehrsrechts und der vergleichenden Rechtswissenschaft an der Universität Zürich, Advokat. Dresden, v. Zahn & Jaensch. 1894.

Mengs. — Vollendung oder Zerstörung? Eine Künstlergeschichte von Georg Mengs. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1895.

Meyer's Konversations-Lexikon. Fünfte Auflage. Siebenter Band. Gain bis Großkophta. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut. 1894.

Morillot. — André Chénier par Paul Morillot. Ancien élève de l'école normale supérieure. Professeur à la faculté des lettres de Grenoble. Orné de plusieurs reproductions d'après Cazes fils, Mallet et Suvée. Paris, Lecène, Oudin et Cie. 1894.

Mosso. — Die körperliche Erziehung der Jugend. Von Angelo Mosso, Professor der Physiologie an der Universität zu Turin. Uebersetzt von Johanna Glinzer. Hamburg, Leopold Voss. 1894.

Moulin-Eckart. — Bayern unter dem Ministerium Montgelas 1799—1817. Von Dr. Richard Graf Du Moulin-Eckart, Privatdocent der Geschichte an der Universität Heidelberg. Band I. (1799—1800.) München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck. 1895.

Müller. — Die Nachtigall von Zesenheim. Goethe's Frühlingstraum. Ein heiter ernster Sang vom Rhein. Von Gustav Adolf Müller, Leipzig, Walther Fiedler.

Müller. — Walter. Erlebnisse und Abenteuer eines jungen Deutschen in Norwegen. Erzählt und illustrirt

von Eduard J. Müller. Mit 60 Illustrationen, darunter 12 Vollbilder. Leipzig, Kesselring'sche Hofbuchhandlung.

Mysing. — Die Bildungsmüden. Roman von Oskar Mysing (Otto Mora). Berlin, Verein für Freies Schriftthum.

Naaff. — Der Sonne zu. Lieder und Dichtungen von Anton August Naaf. Wien, „Lyra"-Verlag. 1894/95.

Nietzsche. — Der Fall Wagner. Götzen-Dämmerung. Nietzsche contra Wagner. Der Antichrist. Gedichte von Friedrich Nietzsche. (Nietzsche's Werke. I. Abthlg. Band VIII.) Leipzig, C. G. Naumann. 1895.

Nissel. — Dramatische Werke von Franz Nissel. Zweite Folge. Inhalt: Die Jakobiten. Der Königsrichter. Dido. Die Zauberin am Stein. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Hofbuchhandlung Nachfolger. 1894.

Omptеda. — Unser Regiment. Ein Reiterbild von Georg Freiherr v. Omptеda. Berlin, F. Fontane & Co. 1895.

Panizza. — Das Liebesconcil. Eine Himmels-Tragödie in fünf Aufzügen von Oskar Panizza. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz). 1895.

Pauls. — Träume der Jugend. Gedichte von August Pauls. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1894.

Pellissier. — Nouveaux essais de littérature contemporaine. Paris, Lecène, Oudin et Cie. 1895.

Pfitzner. — Frische und welke Blüthen. Gedichte von Wilhelm Pfitzner. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1894.

Pogio. — Korea. Von M. A. Pogio, kaiserlich russischer Geschäftsträger. Aus dem Russischen übersetzt von St. Ritter von Ursyn-Pruszynski, k. u. k. Rittmeister im k. u. k. Dragoner-Regimente Herzog von Lothringen Nr. 7. Mit einer Karte von Korea. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller, k. u. k. Hof- und Universitätsbuchhandlung. 1895.

Pötzl. — Stadtmenschen. Ein Wiener Skizzenbuch von Eduard Pötzl. Wien, Robert Mohr. 1895.

Pudor. — Hohe Schule des Sinnenlebens. Beiträge zu derselben von Heinrich Pudor. I. Theil: Der Gefühls-, Geruchs-, Geschmacks-Sinn. München, Verlag von Heinrich Pudor. 1895.

Pudor. — Tragödie. Gedichte von Heinrich Pudor. Nebst einem Anhang: Lady Tryon, dramatisches Stück in einem Akt von Heinrich Pudor. München, Heinrich Pudor.

Quensel. — Wiedersehn. Drama in einem Aufzuge von Paul Quensel. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1894.

Raatz. — Wahrheit und Dichtung in Fritz Reuter's Werken. Urbilder bekannter Reuter-Gestalten von Gustav Raatz. Mit Porträts, Skizzen, Ansichten 2c., zum Theil nach Originalen von Fritz Reuter's Hand. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung, Verlagsconto. 1895.

Raphilber. — Das Reichstagshaus in Berlin. Eine Darstellung der Baugeschichte und der künstlerischen Ausgestaltung des Hauses von Maximilian Raphilber. Mit zwei Illustrationen und dem Bildniß des Erbauers. Berlin, Georg Siemens. 1894.

Raspi. — Emancipirt. Nach den Aufzeichnungen eines Professors der Sociologie für eine Dame des XX. Jahrhunderts mitgetheilt von Eugen Raspi. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz). 1894.

Report of the Commissioner of Education for the year 1890—91. 2 Vol. Washington: Government Printing Office. 1894.

Ribbeck. — Geschichte der Römischen Dichtung von Otto Ribbeck. I. Dichtung der Republik. Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1894.

Richter. — Im alten Reichstag. Erinnerungen von Eugen Richter, Mitglied des Reichstages. Berlin, Verlag „Fortschritt", Actiengesellschaft. 1894.

Rivista Musicale Italiana. Anno I. — Fascicolo 4. Torino, Fratelli Bocca Editori. 1894.

Rohrer. — Aus Hadlaubs Heim. Gedichte von Fritz Rohrer. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1895.

Roland. — Gedichte von Emil Roland. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung (A. Schwartz).

Roellig. — Lutardi's Poetische Erzählung aus der Blüthezeit der Schlösser Rudelsburg und Saaleck. Von P. Roellig. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1894.

Roquette. — Sonderlinge. Novellen von Otto Roquette. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt von S. Schottlaender. 1895.

Roscher. — System der Armenpflege und Armenpolitik. Ein Hand- und Lesebuch für Geschäftsmänner und Studirende von Wilhelm Roscher. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1894.

Sachs. — Ein Lobspruch der Stadt Salzburg von Hans Sachs. Mit einer literaturgeschichtlichen Einleitung, Wort und Sacherklärungen. Herausgegeben von Emil Haeis. Wien, Carl Konegen. 1895.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Heft 203. Kosmetik. Von Hermann Schelenz-Ahlgreen. Heft 204. Ueber die südslavische Guslaren-Epik. Von Conrad Thuemmel. Heft 207: Ueber Nervosität. Von Professor Dr. F. Martius in Rostock. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A. G. (vorm. J. F. Richter). 1894.

Sammlung pädagogischer Vorträge. Herausgegeben von Wilhelm Meyer-Markau. Bd. VII, Heft 6. Der preussische Volksschullehrerstand. Von J. Tews. Bielefeld, A. Helmich's Buchhandlung (Hugo Anderss).

Schacht. — Sociologische Studien. Von Maximilian Schacht. I. Das Mysterium der Zweiheit. Studien über Liebe und geschlechtliche Moral. II. Versittlichung der Ehe. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz). 1895.

Schacht. — Wie sie fielen. Frauenlieder von Maximilian Schacht. Zürich, Verlags Magazin (J. Schabelitz). 1895.

Schafheitlin. — Der Geistertampf und Neue hebräische Lieder. Nachtrag zu den „Letzten Gedichten" von Adolf Schafheitlin. Berlin, Druck und Verlag von Rosenbaum u. Hart.

Schanz — Aehrenlese. Neue Sprüche von Frida Schanz. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing 1895.

Schanz. — Neue Gedichte von Frida Schanz. Mit dem Porträt der Dichterin. Leipzig, J. J. Weber. 1895.

Scherenberg. — Gedichte von Ernst Scherenberg. Gesammtausgabe. Fünfte, stark vermehrte Auflage. Leipzig, Ernst Keil's Nachfolger. 1894.

Schilf. — Gedichte von Hans Schilf. Erster Band. Leipzig, K. F. Koehler. 1893.

Schilling. — Erich und Astrid. Eine epische Dichtung aus der Zeit Barbarossa's. Von Hermann Schilling. Leipzig, Rob. Claußner. 1894.

Schlieper. — Neue Holzbrand-Vorlagen für Gebrauchsgegenstände. Entworfen und ausgeführt von C. Schlieper. 12 Tafeln. Berlin, W. Schultz-Engelhard.

Schmidt. — Reise nach Südindien. Mit 39 Abbildungen im Text. Von Emil Schmidt. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann. 1894.

Schmitt. — Was muß geschehen, wenn es besser werden soll? Von Director E. Schmitt. Berlin, Kürze & Herzfeld.

Schnitzler. — Das Märchen. Schauspiel in drei Aufzügen von Arthur Schnitzler. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1894.

Schönthan. — Geberden der Liebe. Von Paul von Schönthan. Wien, Georg Szelinski, k. k. Univ.-Buchhandlung. 1895.

Schopenhauer. — Gespräche und Briefwechsel mit Arthur Schopenhauer. Aus dem Nachlasse von Karl Bähr herausgegeben von Ludwig Schemann. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1894.

Schubin. — Woher tönt dieser Mißklang durch die Welt? Roman von Ossip Schubin. 3 Bde. Braunschweig, George Westermann.

Schultz. — Blitzschrift von Carl Schultz. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1894.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Erwin Paetel** in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Effi Briest.

Roman

von

Theodor Fontane.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Auf dem Friedrichsstraßen-Bahnhofe war ein Gedränge; aber trotzdem, Effi hatte schon vom Coupé aus die Mama erkannt und neben ihr den Vetter Briest. Die Freude des Wiedersehens war groß, das Warten in der Gepäckhalle stellte die Geduld auf keine allzu harte Probe, und nach wenig mehr als fünf Minuten rollte die Droschke neben dem Pferdebahngeleise hin, in die Dorotheenstraße hinein und auf die Schadowstraße zu, an deren nächstgelegener Ecke sich die ‚Pension' befand. Roswitha war entzückt und freute sich über Annie, die die Händchen nach den Lichtern ausstreckte.

Nun war man da. Effi erhielt ihre zwei Zimmer, die nicht, wie erwartet, neben denen der Frau v. Briest, aber doch auf demselben Corridor lagen, und als Alles seinen Platz und Stand hatte, und Annie in einem Bettchen mit Gitter glücklich untergebracht war, erschien Effi wieder im Zimmer der Mama, einem kleinen Salon mit Kamin, drin ein schwaches Feuer brannte; denn es war mildes, beinah warmes Wetter. Auf dem runden Tische mit grüner Schirmlampe waren drei Couverts gelegt, und auf einem Nebentischchen stand das Theezeug.

„Du wohnst ja reizend, Mama," sagte Effi, während sie dem Sopha gegenüber Platz nahm, aber nur um sich gleich danach an dem Theetisch zu schaffen zu machen. „Darf ich wieder die Rolle des Theefräuleins übernehmen?"

„Gewiß, meine liebe Effi. Aber nur für Dagobert und Dich selbst. Ich meinerseits muß verzichten, was mir beinah schwer fällt."

„Ich versteh', Deiner Augen halber. Aber nun sage mir, Mama, was ist es damit? In der Droschke," die noch dazu so klapperte, „haben wir immer nur von Innstetten und unserer großen Carrière gesprochen, viel zu viel, und das geht nicht so weiter; glaube mir, Deine Augen sind mir wichtiger, und in Einem finde ich sie, Gott sei Dank, ganz unverändert. Du siehst mich

immer noch so freundlich an wie früher." Und sie eilte auf die Mama zu und küßte ihr die Hand.

„Effi, Du bist so stürmisch. Ganz die Alte."

„Ach nein, Mama. Nicht die Alte. Ich wollte, es wäre so. Man ändert sich in der Ehe."

Vetter Briest lachte. „Cousine, ich merke nicht viel davon; Du bist noch hübscher geworden, das ist Alles. Und mit dem Stürmischen wird es wohl auch noch nicht vorbei sein."

„Ganz der Vetter," versicherte die Mama; Effi selbst aber wollte davon nichts hören und sagte: „Dagobert, Du bist Alles, nur kein Menschenkenner. Es ist sonderbar, Ihr Officiere seid keine guten Menschenkenner, die jungen gewiß nicht. Ihr guckt Euch immer nur selber an oder Eure Rekruten, und die von der Cavallerie haben auch noch ihre Pferde. Die wissen nun vollends nichts."

„Aber Cousine, wo hast Du denn diese ganze Weisheit her? Du kennst ja keine Officiere. Kessin, so habe ich gelesen, hat ja auf die ihm zugedachten Husaren verzichtet, ein Fall, der übrigens einzig in der Weltgeschichte dasteht. Und willst Du von alten Zeiten sprechen? Du warst ja noch ein halbes Kind, als die Rathenower zu Euch herüberkamen."

„Ich könnte Dir erwidern, daß Kinder am besten beobachten. Aber ich mag nicht, das sind ja alles bloß Allotria. Ich will wissen, wie's mit Mama's Augen steht."

Frau v. Briest erzählte nun, daß es der Augenarzt für Blutandrang nach dem Gehirn ausgegeben habe. Daher käme das Flimmern. Es müsse mit Diät gezwungen werden; Bier, Kaffee, Thee — Alles gestrichen und gelegentlich eine locale Blutentziehung, dann würde es bald besser werden. Er sprach so von vierzehn Tagen. Aber ich kenne die Doctorangaben; vierzehn Tage heißt sechs Wochen, und ich werde noch hier sein, wenn Innstetten kommt und Ihr in Eure neue Wohnung einzieht. Ich will auch nicht leugnen, daß das das Beste von der Sache ist und mich über die muthmaßlich lange Kurdauer schon vorweg tröstet. Sucht Euch nur recht 'was Hübsches. Ich habe mir Landgrafen- oder Keithstraße gedacht, elegant und doch nicht allzu theuer. Denn Ihr werdet Euch einschränken müssen. Innstetten's Stellung ist sehr ehrenvoll, aber sie wirft nicht allzuviel ab. Und Briest klagt auch. Die Preise gehen herunter, und er erzählt mir jeden Tag, wenn nicht Schutzzölle kämen, so müss' er mit einem Bettelsack von Hohen-Cremmen abziehen. Du weißt, er übertreibt gern. Aber nun lange zu, Dagobert, und wenn es sein kann, erzähle uns 'was Hübsches. Krankheitsberichte sind immer langweilig, und die liebsten Menschen hören bloß zu, weil es nicht anders geht. Effi wird wohl auch gern eine Geschichte hören, etwas aus den Fliegenden Blättern oder aus dem Kladderadatsch. Er soll aber nicht mehr so gut sein."

„O, er ist noch ebenso gut wie früher. Sie haben immer noch Strudelwitz und Prudelwitz, und da macht es sich von selber."

„Mein Liebling ist Karlchen Mießnick und Wippchen von Bernau."

„Ja, das sind die Besten. Aber Wippchen, der übrigens — Pardon, schöne Cousine — keine Kladderadatschfigur ist, Wippchen hat gegenwärtig nichts zu

thun, es ist ja kein Krieg mehr. Leider. Unsereins möchte doch auch 'mal an die Reihe kommen und hier diese schreckliche Leere," und er strich vom Knopfloch nach der Achsel hinüber, „endlich los werden."

„Ach, das sind ja bloß Eitelkeiten. Erzähle lieber. Was ist denn jetzt dran?"

„Ja, Cousine, das ist ein eigen Ding. Das ist nicht für Jedermann. Jetzt haben wir nämlich die Bibelwitze."

„Die Bibelwitze? Was soll das heißen? . . . Bibel und Witze gehören nicht zusammen."

„Eben deshalb sagte ich, es sei nicht für Jedermann. Aber ob zulässig oder nicht, sie stehen jetzt hoch im Preise. Modesache, wie Kibitzeier."

„Nun, wenn es nicht zu toll ist, so gieb uns eine Probe. Geht es?"

„Gewiß geht es. Und ich möchte sogar hinzusetzen dürfen, Du triffst es besonders gut. Was jetzt nämlich cursirt, ist etwas hervorragend Feines, weil es als Combination auftritt und in die einfache Bibelstelle noch das dativisch Wrangel'sche mit einmischt. Die Fragestellung — alle diese Witze treten nämlich in Frageform auf — ist übrigens in vorliegendem Falle von großer Simplicität und lautet: ‚Wer war der erste Kutscher?' Und nun rathe."

„Nun vielleicht Apollo."

„Sehr gut. Du bist doch ein Daus, Effi. Ich wäre nicht darauf gekommen. Aber trotzdem, Du triffst damit nicht ins Schwarze."

„Nun, wer war es dann?"

„Der erste Kutscher war ‚Leid'. Denn schon im Buche Hiob heißt es: ‚Leid soll mir nicht widerfahren,' oder auch ‚wieder fahren' in zwei Wörtern und mit einem e."

Effi wiederholte kopfschüttelnd den Satz, auch die Zubemerkung, konnte sich aber trotz aller Mühe nicht d'rin zurechtfinden; sie gehörte ganz ausgesprochen zu den Bevorzugten, die für derlei Dinge durchaus kein Organ haben, und so kam denn Vetter Briest in die nicht beneidenswerthe Situation, immer erneut erst auf den Gleichklang und dann auch wieder auf den Unterschied von ‚widerfahren' und ‚wieder fahren' hinweisen zu müssen.

„Ach, nun versteh' ich. Und Du mußt mir verzeihen, daß es so lange gedauert. Aber es ist wirklich zu dumm."

„Ja, dumm ist es," sagte Dagobert kleinlaut.

„Dumm und unpassend und kann einem Berlin ordentlich verleiden. Da geht man nun aus Kessin fort, um wieder unter Menschen zu sein, und das Erste, was man hört, ist ein Bibelwitz. Auch Mama schweigt, und das sagt genug. Ich will Dir aber doch den Rückzug erleichtern . . ."

„Das thu', Cousine."

„. . . den Rückzug erleichtern und es ganz ernsthaft als ein gutes Zeichen nehmen, daß mir, als Erstes hier, von meinem Vetter Dagobert gesagt wurde: ‚Leid soll mir nicht widerfahren'. Sonderbar, Vetter, so schwach die Sache als Witz ist, ich bin Dir doch dankbar dafür."

Dagobert, kaum aus der Schlinge heraus, versuchte über Effi's Feierlichkeit zu spötteln, ließ aber ab davon, als er sah, daß es sie verdroß.

Bald nach zehn Uhr brach er auf und versprach am anderen Tage wiederzukommen, um nach den Befehlen zu fragen.

Und gleich, nachdem er gegangen, zog sich auch Effi in ihre Zimmer zurück.

* * *

Am anderen Tage war das schönste Wetter, und Mutter und Tochter brachen früh auf, zunächst nach der Augenklinik, wo Effi im Vorzimmer verblieb und sich mit dem Durchblättern eines Albums beschäftigte. Dann ging es nach dem Thiergarten und bis in die Nähe des ‚Zoologischen', um dort herum nach einer Wohnung zu suchen. Es traf sich auch wirklich so, daß man in der Keithstraße, worauf sich ihre Wünsche von Anfang an gerichtet hatten, etwas durchaus Passendes ausfindig machte, nur daß es ein Neubau war, feucht und noch unfertig. „Es wird nicht gehen, liebe Effi," sagte Frau v. Briest, „schon einfach Gesundheitsrücksichten werden es verbieten. Und dann, ein Geheimrath ist kein Trockenwohner."

Effi, so sehr ihr die Wohnung gefiel, war umso einverstandener mit diesen Bedenken, als ihr an einer raschen Erledigung überhaupt nicht lag, ganz im Gegentheil: ‚Zeit gewonnen, Alles gewonnen', und so war ihr denn ein Hinausschieben der ganzen Angelegenheit eigentlich das Liebste, was ihr begegnen konnte. „Wir wollen diese Wohnung aber doch im Auge behalten, Mama, sie liegt so schön und ist im Wesentlichen das, was ich mir gewünscht habe." Dann fuhren beide Damen in die Stadt zurück, aßen im Restaurant, das man ihnen empfohlen, und waren am Abend in der Oper, wozu der Arzt unter der Bedingung, daß Frau v. Briest mehr hören als sehen wolle, die Erlaubniß gegeben hatte.

Die nächsten Tage nahmen einen ähnlichen Verlauf; man war aufrichtig erfreut, sich wieder zu haben und nach so langer Zeit wieder ausgiebig mit einander plaudern zu können. Effi, die sich nicht bloß auf Zuhören und Erzählen, sondern, wenn ihr am wohlsten war, auch auf Medisiren ganz vorzüglich verstand, gerieth mehr als einmal in ihren alten Uebermuth, und die Mama schrieb nach Hause, wie glücklich sie sei, das ‚Kind' wieder so heiter und lachlustig zu finden; es wiederhole sich ihnen allen die schöne Zeit von vor fast zwei Jahren, wo man die Ausstattung besorgt habe. Auch Vetter Briest sei ganz der Alte. Das war nun auch wirklich der Fall, nur mit dem Unterschiede, daß er sich seltener sehen ließ, als vordem, und auf die Frage nach dem ‚Warum' anscheinend ernsthaft versicherte: „Du bist mir zu gefährlich, Cousine." Das gab dann jedesmal ein Lachen bei Mutter und Tochter, und Effi sagte: „Dagobert, Du bist freilich noch sehr jung, aber zu solcher Form des Courmachens doch nicht mehr jung genug."

So waren schon beinah vierzehn Tage vergangen. Innstetten schrieb immer dringlicher und wurde ziemlich spitz, fast auch gegen die Schwiegermama, so daß Effi einsah, ein weiteres Hinausschieben sei nicht mehr gut möglich, und es müsse nun wirklich gemiethet werden. Aber was dann? Bis zum Umzuge nach Berlin waren immer noch drei Wochen, und Innstetten drang auf rasche Rückkehr. Es gab also nur ein Mittel: sie mußte wieder eine Komödie spielen, mußte krank werden.

Das kam ihr aus mehr als einem Grunde nicht leicht an; aber es mußte sein, und als ihr das feststand, stand ihr auch fest, wie die Rolle, bis in die kleinsten Einzelheiten hinein, gespielt werden müsse.

„Mama, Innstetten, wie Du siehst, wird über mein Ausbleiben empfindlich. Ich denke, wir geben also nach und miethen heute noch. Und morgen reise ich. Ach, es wird mir so schwer, mich von Dir zu trennen."

Frau v. Briest war einverstanden. „Und welche Wohnung wirst Du wählen?"

„Natürlich die erste, die in der Keithstraße, die mir von Anfang an so gut gefiel und Dir auch. Sie wird wohl noch nicht ganz ausgetrocknet sein, aber es ist ja das Sommerhalbjahr, was einigermaßen ein Trost ist. Und wird es mit der Feuchtigkeit zu arg und kommt ein bißchen Rheumatismus, so hab' ich ja schließlich immer noch Hohen-Cremmen."

„Kind, beruf' es nicht; ein Rheumatismus ist mitunter da, man weiß nicht wie."

Diese Worte der Mama kamen Effi sehr zu paß. Sie miethete denselben Vormittag noch und schrieb eine Karte an Innstetten, daß sie den nächsten Tag zurückwolle. Gleich danach wurden auch wirklich die Koffer gepackt und alle Vorbereitungen getroffen. Als dann aber der andere Morgen da war, ließ Effi die Mama an ihr Bett rufen und sagte: „Mama, ich kann nicht reisen. Ich habe ein solches Reißen und Ziehen, es schmerzt mich über den ganzen Rücken hin, und ich glaube beinah, es ist ein Rheumatismus. Ich hätte nicht gedacht, daß das so schmerzhaft sei."

„Siehst Du, was ich Dir gesagt habe; man soll den Teufel nicht an die Wand malen. Gestern hast Du noch leichtsinnig darüber gesprochen, und heute ist es schon da. Wenn ich Schweigger sehe, werde ich ihn fragen, was Du thun sollst."

„Nein, nicht Schweigger. Der ist ja ein Specialist. Das geht nicht und er könnt' es am Ende übelnehmen, in so was Anderem zu Rathe gezogen zu werden. Ich denke, das Beste ist, wir warten es ab. Es kann ja auch vorübergehen. Ich werde den ganzen Tag über von Thee und Sodawasser leben, und wenn ich dann transpirire, komm' ich vielleicht d'rüber hin."

Frau v. Briest drückte ihre Zustimmung aus, bestand aber darauf, daß sie sich gut verpflege. Daß man nichts genießen müsse, wie das früher Mode war, das sei ganz falsch und schwäche bloß; in diesem Punkte stehe sie ganz zu der jungen Schule: tüchtig essen.

Effi sog sich nicht wenig Trost aus diesen Anschauungen, schrieb ein Telegramm an Innstetten, worin sie von dem „leidigen Zwischenfall" und einer ärgerlichen, aber doch nur momentanen Behinderung sprach, und sagte dann zu Roswitha: „Roswitha, Du mußt mir nun auch Bücher besorgen; es wird nicht schwer halten, ich will alte, ganz alte."

„Gewiß, gnäd'ge Frau. Die Leihbibliothek ist ja gleich hier nebenan. Was soll ich besorgen?"

„Ich will es aufschreiben, allerlei zur Auswahl, denn mitunter haben sie nicht das Eine, was man grade haben will." Roswitha brachte Bleistift und

Papier, und Effi schrieb auf: Walter Scott, Ivanhoe oder Quentin Durward; Cooper, Der Spion; Dickens, David Copperfield; Willibald Alexis, Die Hosen des Herrn v. Bredow.

Roswitha las den Zettel durch und schnitt in der anderen Stube die letzte Zeile fort; sie genirte sich ihret- und ihrer Frau wegen, den Zettel in seiner ursprünglichen Gestalt abzugeben.

Ohne besondere Vorkommnisse verging der Tag. Am anderen Morgen war es nicht besser und am dritten auch nicht.

„Effi, das geht so nicht länger. Wenn so 'was einreißt, dann wird man's nicht wieder los; wovor die Doctoren am meisten warnen und mit Recht, das sind solche Verschleppungen."

Effi seufzte. „Ja, Mama, aber wen sollen wir nehmen? Nur keinen jungen; ich weiß nicht, aber es würde mich geniren."

„Ein junger Doctor ist immer génant, und wenn er es nicht ist, desto schlimmer. Aber Du kannst Dich beruhigen; ich komme mit einem ganz alten, der mich schon behandelt hat, als ich noch in der Hecker'schen Pension war, also vor etlichen zwanzig Jahren. Und damals war er nah an Fünfzig und hatte schönes graues Haar, ganz kraus. Er war ein Damenmann, aber in den richtigen Grenzen. Aerzte, die das vergessen, gehen unter, und es kann auch nicht anders sein; unsere Frauen, wenigstens die aus der Gesellschaft, haben immer noch einen guten Fond."

„Meinst Du? ich freue mich immer, so 'was Gutes zu hören. Denn mitunter hört man doch auch Andres. Und schwer mag es wohl oft sein. Und wie heißt denn der alte Geheimrath? Ich nehme an, daß es ein Geheimrath ist."

„Geheimrath Rummschüttel."

Effi lachte herzlich. „Rummschüttel! Und als Arzt für Jemanden, der sich nicht rühren kann."

„Effi, Du sprichst so sonderbar. Große Schmerzen kannst Du nicht haben."

„Nein, in diesem Augenblicke nicht; es wechselt beständig."

* * *

Am anderen Morgen erschien Geheimrath Rummschüttel. Frau v. Briest empfing ihn, und als er Effi sah, war sein erstes Wort: „Ganz die Mama."

Diese wollte den Vergleich ablehnen und meinte, zwanzig Jahre und drüber seien doch eine lange Zeit; Rummschüttel blieb aber bei seiner Behauptung, zugleich versichernd: nicht jeder Kopf präge sich ihm ein, aber wenn er überhaupt erst einen Eindruck empfangen habe, so bleibe der auch für immer. „Und nun, meine gnädigste Frau v. Innstetten, wo fehlt es, wo sollen wir helfen?"

„Ach, Herr Geheimrath, ich komme in Verlegenheit, Ihnen auszudrücken, was es ist. Es wechselt beständig. In diesem Augenblick ist es wie weggeflogen. Anfangs habe ich an Rheumatisches gedacht, aber ich möchte beinah glauben, es sei eine Neuralgie, Schmerzen den Rücken entlang, und dann kann ich mich nicht aufrichten. Mein Papa leidet an Neuralgie, da hab' ich es früher beobachten können. Vielleicht ein Erbstück von ihm."

„Sehr wahrscheinlich," sagte Rummschüttel, der den Puls gefühlt und die Patientin leicht, aber doch scharf beobachtet hatte. „Sehr wahrscheinlich, meine gnädigste Frau." Was er aber still zu sich selber sagte, das lautete: „Schulkrank und mit Virtuosität gespielt; Evastochter comme il faut." Er ließ jedoch nichts davon merken, sondern sagte mit allem wünschenswerthen Ernst: „Ruhe und Wärme sind das Beste, was ich anrathen kann. Eine Medicin, übrigens nichts Schlimmes, wird das Weitere thun."

Und er erhob sich, um das Recept aufzuschreiben: Aqua Amygdalarum amararum eine halbe Unze, Syrupus florum Aurantii zwei Unzen. „Hiervon, meine gnädigste Frau, bitte ich Sie, alle zwei Stunden einen halben Theelöffel voll nehmen zu wollen. Es wird Ihre Nerven beruhigen. Und worauf ich noch dringen möchte: keine geistigen Anstrengungen, keine Besuche, keine Lectüre." Dabei wies er auf das neben ihr liegende Buch.

„Es ist Scott."

„O, dagegen ist nichts einzuwenden. Das Beste sind Reisebeschreibungen. Ich spreche morgen wieder vor."

Effi hatte sich wundervoll gehalten, ihre Rolle gut durchgespielt. Als sie wieder allein war — die Mama begleitete den Geheimrath —, schoß ihr trotzdem das Blut zu Kopf; sie hatte recht gut bemerkt, daß er ihrer Komödie mit einer Komödie begegnet war. Er war offenbar ein überaus lebensgewandter Herr, der Alles recht gut sah, aber nicht Alles sehen wollte, vielleicht weil er wußte, daß dergleichen auch 'mal zu respectiren sein könne. Denn gab es nicht zu respectirende Komödien? war nicht die, die sie selber spielte, eine solche?

Bald danach kam die Mama zurück, und Mutter und Tochter ergingen sich in Lobeserhebungen über den feinen alten Herrn, der trotz seiner beinah Siebzig noch etwas Jugendliches habe. „Schicke nur gleich Roswitha nach der Apotheke . . . Du sollst aber nur alle drei Stunden nehmen, hat er mir draußen noch eigens gesagt. So war er schon damals, er verschrieb nicht oft und nicht viel; aber immer Energisches, und es half auch gleich."

* * *

Rummschüttel kam den zweiten Tag und dann jeden dritten, weil er sah, welche Verlegenheit sein Kommen der jungen Frau bereitete. Dies nahm ihn für sie ein, und sein Urtheil stand ihm nach dem dritten Besuche fest: „Hier liegt Etwas vor, was die Frau zwingt, so zu handeln, wie sie handelt." Ueber solche Dinge den Empfindlichen zu spielen, lag längst hinter ihm.

Als Rummschüttel seinen vierten Besuch machte, fand er Effi auf, in einem Schaukelstuhl sitzend, ein Buch in der Hand, Annie neben ihr.

„Ah, meine gnädigste Frau! Hocherfreut. Ich schiebe es nicht auf die Arznei; das schöne Wetter, die hellen, frischen Märztage, da fällt die Krankheit ab. Ich beglückwünsche Sie. Und die Frau Mama?"

„Sie ist ausgegangen, Herr Geheimrath, in die Keithstraße, wo wir gemiethet haben. Ich erwarte nun innerhalb weniger Tage meinen Mann, den ich mich, wenn in unserer Wohnung erst Alles in Ordnung sein wird, herzlich

freue, Ihnen vorstellen zu können. Denn ich darf doch wohl hoffen, daß Sie auch in Zukunft sich meiner annehmen werden."

Er verbeugte sich.

„Die neue Wohnung," fuhr sie fort, „ein Neubau, macht mir freilich Sorge. Glauben Sie, Herr Geheimrath, daß die feuchten Wände . . ."

„Nicht im Geringsten, meine gnädigste Frau. Lassen Sie drei, vier Tage lang tüchtig heizen und immer Thüren und Fenster auf, da können Sie's wagen, auf meine Verantwortung. Und mit Ihrer Neuralgie, das war nicht von solcher Bedeutung. Aber ich freue mich Ihrer Vorsicht, die mir Gelegenheit gegeben hat, eine alte Bekanntschaft zu erneuern und eine neue zu machen."

Er wiederholte seine Verbeugung, sah noch Annie freundlich in die Augen und verabschiedete sich unter Empfehlungen an die Mama.

Kaum daß er fort war, so setzte sich Effi an den Schreibtisch und schrieb: „Lieber Innstetten! Eben war Rummschüttel hier und hat mich aus der Kur entlassen. Ich könnte nun reisen, morgen etwa; aber heut' ist schon der 24., und am 28. willst Du hier eintreffen. Angegriffen bin ich ohnehin noch. Ich denke, Du wirst einverstanden sein, wenn ich die Reise ganz aufgebe. Die Sachen sind ja ohnehin schon unterwegs, und wir würden, wenn ich käme, in Hoppensack's Hôtel wie Fremde leben müssen. Auch der Kostenpunkt ist in Betracht zu ziehen, die Ausgaben werden sich ohnehin häufen; unter Anderem ist Rummschüttel zu honoriren, wenn er uns auch als Arzt verbleibt. Uebrigens ein sehr liebenswürdiger alter Herr. Er gilt ärztlich nicht für ersten Ranges, ‚Damendoctor' sagen seine Gegner und Neider. Aber dies Wort umschließt doch auch ein Lob; es kann eben nicht Jeder mit uns umgehen. Daß ich von den Kessinern nicht persönlich Abschied nehme, hat nicht viel auf sich. Bei Gieshübler war ich. Die Frau Majorin hat sich immer ablehnend gegen mich verhalten, ablehnend bis zur Unart; bleibt nur noch der Pastor und Dr. Hannemann und Crampas. Empfiehl mich Letzterem. An die Familien auf dem Lande schicke ich Karten; Güldenklee's, wie Du mir schreibst, sind in Italien (was sie da wollen, weiß ich nicht) und so bleiben nur die drei Anderen. Entschuldige mich, so gut es geht. Du bist ja der Mann der Formen und weißt das richtige Wort zu treffen. An Frau v. Padden, die mir am Sylvesterabend so außerordentlich gut gefiel, schreibe ich vielleicht selber noch und spreche ihr mein Bedauern aus. Laß mich in einem Telegramm wissen, ob Du mit Allem einverstanden bist. Wie immer Deine Effi."

Effi brachte selber den Brief zur Post, als ob sie dadurch die Antwort beschleunigen könne, und am nächsten Vormittage traf denn auch das erbetene Telegramm von Innstetten ein: „Einverstanden mit Allem." Ihr Herz jubelte, sie eilte hinunter und auf den nächsten Droschkenstand zu. „Keithstraße 1c." Und erst die Linden und dann die Thiergartenstraße hinunter flog die Droschke, und nun hielt sie vor der neuen Wohnung.

Oben standen die den Tag vorher eingetroffenen Sachen noch bunt durcheinander, aber es störte sie nicht, und als sie auf den breiten aufgemauerten

Balkon hinaustrat, lag jenseits der Canalbrücke der Thiergarten vor ihr, dessen Bäume schon überall einen grünen Schimmer zeigten. Darüber aber ein klarer blauer Himmel und eine lachende Sonne.

Sie zitterte vor Erregung und athmete hoch auf. Dann trat sie, vom Balkon her, wieder über die Thürschwelle zurück, erhob den Blick und faltete die Hände.

„Nun, mit Gott, ein neues Leben! Es soll anders werden."

Vierundzwanzigstes Capitel.

Drei Tage danach, ziemlich spät, um die neunte Stunde, traf Innstetten in Berlin ein. Alles war am Bahnhof, Effi, die Mama, der Vetter; der Empfang war herzlich, am herzlichsten von Seiten Effi's, und man hatte bereits eine Welt von Dingen durchgesprochen, als der Wagen, den man genommen, vor der neuen Wohnung in der Keithstraße hielt. „Ach, da hast Du gut gewählt, Effi," sagte Innstetten, als er in das Vestibul eintrat, „kein Haifisch, kein Krokodil und hoffentlich auch kein Spuk."

„Nein, Geert, damit ist es nun vorbei. Nun bricht eine andere Zeit an, und ich fürchte mich nicht mehr und will auch besser sein als früher und Dir mehr zu Willen leben." Alles das flüsterte sie ihm zu, während sie die teppichbedeckte Treppe bis in den zweiten Stock hinanstiegen. Der Vetter führte die Mama.

Oben fehlte noch Manches, aber für einen wohnlichen Eindruck war doch gesorgt, und Innstetten sprach seine Freude darüber aus. „Effi, Du bist doch ein kleines Genie," aber diese lehnte das Lob ab und zeigte auf die Mama, die habe das eigentliche Verdienst. „Hier muß es stehen," so hab' es unerbittlich geheißen, und immer habe sie's getroffen, wodurch natürlich viel Zeit gespart und die gute Laune nie gestört worden sei. Zuletzt kam auch Roswitha, um den Herrn zu begrüßen, bei welcher Gelegenheit sie sagte: „Fräulein Annie ließe sich für heute entschuldigen" — ein kleiner Witz, auf den sie stolz war und mit dem sie auch ihren Zweck vollkommen erreichte.

Und nun nahmen sie Platz um den schon gedeckten Tisch, und als Innstetten sich ein Glas Wein eingeschenkt und „auf glückliche Tage" mit Allen angestoßen hatte, nahm er Effi's Hand und sagte: „Aber Effi, nun erzähle mir, was war das mit Deiner Krankheit?"

„Ach, lassen wir doch das, nicht der Rede werth; ein bißchen schmerzhaft und eine rechte Störung, weil es einen Strich durch unsere Pläne machte. Aber mehr war es nicht, und nun ist es vorbei. Rummschüttel hat sich bewährt, ein feiner, liebenswürdiger, alter Herr, wie ich Dir, glaub' ich, schon schrieb. In seiner Wissenschaft soll er nicht gerade glänzen, aber Mama sagt, das sei ein Vorzug. Und sie wird wohl Recht haben wie in allen Stücken. Unser guter Dr. Hannemann war auch kein Licht und traf es doch immer. Und nun sage, was macht Gieshübler und die Anderen alle?"

„Ja, wer sind die Anderen alle? Crampas läßt sich der gnäd'gen Frau empfehlen . . ."

„Ah, sehr artig."

„Und der Pastor will Dir desgleichen empfohlen sein; nur die Herrschaften auf dem Lande waren ziemlich nüchtern und schienen auch mich für Deinen Abschied ohne Abschied verantwortlich machen zu wollen. Unsere Freundin Sidonie war sogar spitz, und nur die gute Frau von Padden, zu der ich eigens vorgestern noch hinüberfuhr, freute sich aufrichtig über Deinen Gruß und Deine Liebeserklärung an sie. ‚Du seist eine reizende Frau,' sagte sie, ‚aber ich sollte Dich gut hüten.' Und als ich ihr erwiderte: ‚Du fändest schon, daß ich mehr ein ‚Erzieher' als ein Ehemann sei,' sagte sie halblaut und beinahe wie abwesend: ‚Ein junges Lämmchen weiß wie Schnee.' Und dann brach sie ab."

Vetter Briest lachte. „‚Ein junges Lämmchen weiß wie Schnee . . .' Da hörst Du's, Cousine." Und er wollte sie zu necken fortfahren, gab es aber auf, als er sah, daß sie sich verfärbte.

Das Gespräch, das meist zurückliegende Verhältnisse berührte, spann sich noch eine Weile weiter, und Effi erfuhr zuletzt aus diesem und jenem, was Innstetten mittheilte, daß sich von dem ganzen Kessiner Hausstande nur Johanna bereit erklärt habe, die Uebersiedlung nach Berlin mitzumachen. Sie sei natürlich noch zurückgeblieben, werde aber in zwei, drei Tagen mit dem Rest der Sachen eintreffen; er sei froh über ihren Entschluß, denn sie sei immer die brauchbarste gewesen und von einem ausgesprochen großstädtischen Chic. Vielleicht ein bißchen zu sehr. Kristel und Friedrich hätten sich beide für zu alt erklärt, und mit Kruse zu verhandeln, habe sich von vornherein verboten. „Was soll uns ein Kutscher hier?" schloß Innstetten, „Pferd und Wagen, das sind tempi passati, mit diesem Luxus ist es in Berlin vorbei. Nicht einmal das schwarze Huhn hätten wir unterbringen können. Oder unterschätz' ich die Wohnung?"

Effi schüttelte den Kopf, und als eine kleine Pause eintrat, erhob sich die Mama: es sei bald Elf, und sie habe noch einen weiten Weg, übrigens solle sie Niemand begleiten, der Droschkenstand sei ja nah — ein Ansinnen, das Vetter Briest natürlich ablehnte. Bald danach trennte man sich, nachdem noch Rendez-vous für den anderen Vormittag verabredet war.

Effi war ziemlich früh auf und hatte — die Luft war beinahe sommerlich warm — den Kaffeetisch bis nahe an die geöffnete Balkonthür rücken lassen, und als Innstetten nun auch erschien, trat sie mit ihm auf den Balkon hinaus und sagte: „Nun, was sagst Du? Du wolltest den Finkenschlag aus dem Thiergarten hören und die Papageien aus dem zoologischen. Ich weiß nicht, ob beide Dir den Gefallen thun werden, aber möglich ist es. Hörst Du wohl? Das kam von drüben, drüben aus dem kleinen Park. Es ist nicht der eigentliche Thiergarten, aber doch beinah'."

Innstetten war entzückt und von einer Dankbarkeit, als ob Effi ihm das Alles persönlich herangezaubert habe. Dann setzten sie sich, und nun kam auch Annie. Roswitha verlangte, daß Innstetten eine große Veränderung an dem Kinde finden solle, was er denn auch schließlich that. Und dann plauderten sie weiter, abwechselnd über die Kessiner und die in Berlin zu machenden

Visiten, und ganz zuletzt auch über eine Sommerreise. Mitten im Gespräch aber mußten sie abbrechen, um rechtzeitig beim Rendez-vous erscheinen zu können.

* * *

Man traf sich, wie verabredet, bei Helms, gegenüber dem rothen Schloß, besuchte verschiedene Läden, aß bei Hiller und war bei guter Zeit wieder zu Haus. Es war ein gelungenes Beisammensein gewesen, Innstetten herzlich froh, das großstädtische Leben wieder mitmachen und auf sich wirken lassen zu können. Tags darauf, am 1. April, begab er sich in das Kanzlerpalais, um sich einzuschreiben (eine persönliche Gratulation unterließ er aus Rücksicht), und ging dann aufs Ministerium, um sich da zu melden. Er wurde auch angenommen, trotzdem es ein geschäftlich und gesellschaftlich sehr unruhiger Tag war, ja, sah sich seitens seines Chefs durch besonders entgegenkommende Liebenswürdigkeit ausgezeichnet. „Er wisse, was er an ihm habe und sei sicher, ihr Einvernehmen nie gestört zu sehen."

Auch im Hause gestaltete sich Alles zum Guten. Ein aufrichtiges Bedauern war es für Effi, die Mama, nachdem diese, wie gleich anfänglich vermuthet, fast sechs Wochen lang in Kur gewesen, nach Hohen-Cremmen zurückkehren zu sehen, ein Bedauern, das nur dadurch einigermaßen gemildert wurde, daß sich Johanna denselben Tag noch in Berlin einstellte. Das war immerhin 'was, und wenn die hübsche Blondine dem Herzen Effi's auch nicht ganz so nahe stand wie die ganz selbstsuchtslose und unendlich gutmüthige Roswitha, so war sie doch gleichmäßig angesehen, ebenso bei Innstetten wie bei ihrer jungen Herrin, weil sie sehr geschickt und brauchbar und der Männerwelt gegenüber von einer ausgesprochenen und selbstbewußten Reservirtheit war. Einem Kessiner on dit zu Folge ließen sich die Wurzeln ihrer Existenz auf eine längst pensionirte Größe der Garnison Pasewalk zurückführen, woraus man sich auch ihre vornehme Gesinnung, ihr schönes blondes Haar und die besondere Plastik ihrer Gesammterscheinung erklären wollte. Johanna selbst theilte die Freude, die man allerseits über ihr Eintreffen empfand, und war durchaus einverstanden damit, als Hausmädchen und Jungfer, ganz wie früher, den Dienst bei Effi zu übernehmen, während Roswitha, die der Kristel in beinahe Jahresfrist ihre Kochkünste so ziemlich abgelernt hatte, dem Küchendepartement vorstehen sollte. Annie's Abwartung und Pflege fiel Effi selber zu, worüber Roswitha freilich lachte. Denn sie kannte die jungen Frauen.

Innstetten lebte ganz seinem Dienst und seinem Haus. Er war glücklicher als vordem in Kessin, weil ihm nicht entging, daß Effi sich unbefangener und heiterer gab. Und das konnte sie, weil sie sich freier fühlte. Wohl blickte das Vergangene noch in ihr Leben hinein, aber es ängstigte sie nicht mehr, oder doch um Vieles seltener und vorübergehender, und Alles, was davon noch in ihr nachzitterte, gab ihrer Haltung einen eigenen Reiz. In Jeglichem, was sie that, lag etwas Wehmüthiges, wie eine Abbitte, und es hätte sie glücklich gemacht, dies Alles noch deutlicher zeigen zu können. Aber das verbot sich freilich.

Das gesellschaftliche Leben der großen Stadt war, als sie während der ersten Aprilwochen ihre Besuche machten, noch nicht vorüber, wohl aber im

Erlöschen, und so kam es für sie zu keiner rechten Theilnahme mehr daran. In der zweiten Hälfte des Mai starb es dann ganz hin, und mehr noch als vorher war man glücklich, sich in der Mittagsstunde, wenn Innstetten von seinem Ministerium kam, im Thiergarten treffen oder Nachmittags einen Spaziergang nach dem Charlottenburger Schloßgarten machen zu können. Effi sah sich, wenn sie die lange Front zwischen dem Schloß und den Orangeriebäumen auf und ab schritt, immer wieder die massenhaft dort stehenden römischen Kaiser an, fand eine merkwürdige Aehnlichkeit zwischen Nero und Titus, sammelte Tannenäpfel, die von den Trauertannen gefallen waren, und ging dann, Arm in Arm mit ihrem Manne, bis auf das nach der Spree hin einsam gelegene „Belvedere" zu.

„Da drin soll es auch einmal gespukt haben," sagte sie.

„Nein, bloß Geistererscheinungen."

„Das ist dasselbe."

„Ja, zuweilen," sagte Innstetten. „Aber eigentlich ist doch ein Unterschied. Geistererscheinungen werden immer gemacht — wenigstens soll es hier in dem ‚Belvedere' so gewesen sein, wie mir Vetter Briest erst gestern noch erzählte — Spuk aber wird nie gemacht, Spuk ist natürlich."

„Also glaubst Du doch dran?"

„Gewiß glaub' ich dran. Es gibt so 'was. Nur an das, was wir in Kessin davon hatten, glaub' ich nicht recht. Hat Dir denn Johanna schon ihren Chinesen gezeigt?"

„Welchen?"

„Nun, unsern. Sie hat ihn, eh' sie unser altes Haus verließ, oben von der Stuhllehne abgelöst und ihn ins Portemonnaie gelegt. Als ich mir neulich ein Markstück bei ihr wechselte, hab' ich ihn gesehen. Und sie hat es mir auch verlegen bestätigt."

„Ach, Geert, das hättest Du mir nicht sagen sollen. Nun ist doch wieder so 'was in unserm Hause."

„Sag' ihr, daß sie ihn verbrennt."

„Nein, das mag ich auch nicht, und das hilft auch nichts. Aber ich will Roswitha bitten . . ."

„Um was? Ah, ich verstehe schon, ich ahne, was Du vorhast. Die soll ein Heiligenbild kaufen und es dann auch ins Portemonnaie thun. Ist es so 'was?"

Effi nickte.

„Nun, thu' was Du willst. Aber sag' es Niemandem."

Effi meinte dann schließlich, es lieber doch lassen zu wollen, und unter allerhand kleinem Geplauder, in welchem die Reisepläne für den Sommer mehr und mehr Platz gewannen, fuhren sie bis an den großen Stern zurück und gingen dann durch die Corso-Allee und die breite Friedrich-Wilhelmsstraße auf ihre Wohnung zu.

* * *

Sie hatten vor, schon Ende Juli Urlaub zu nehmen und ins bayerische Gebirge zu gehen, wo gerade in diesem Jahre wieder die Oberammergauer

Spiele stattfanden. Es ließ sich aber nicht thun; Geheimrath v. Wüllersdorf, den Innstetten schon von früher her kannte und der jetzt sein Specialcollege war, erkrankte plötzlich, und Innstetten mußte bleiben und ihn vertreten. Erst Mitte August war Alles wieder beglichen und damit die Reisemöglichkeit gegeben; es war aber nun zu spät geworden, um noch nach Oberammergau zu gehen, und so entschied man sich für einen Aufenthalt auf Rügen. „Zunächst natürlich Stralsund, mit Schill, den Du kennst, und mit Scheele, den Du nicht kennst und der den Sauerstoff entdeckte, was man aber nicht zu wissen braucht. Und dann von Stralsund nach Bergen und dem Rugard, von wo man, wie mir Wüllersdorf sagte, die ganze Insel übersehen kann, und dann zwischen dem Großen und Kleinen Jasmunder Bodden hin, bis nach Saßnitz. Denn nach Rügen reisen heißt nach Saßnitz reisen. Binz ginge vielleicht auch noch, aber da sind — ich muß Wüllersdorf noch einmal citiren — so viele kleine Steinchen und Muschelschalen am Strande, und wir wollen doch baden."

Effi war einverstanden mit Allem, was von Seiten Innstetten's geplant wurde, vor Allem auch damit, daß der ganze Hausstand auf vier Wochen aufgelöst werden und Roswitha mit Annie nach Hohen-Cremmen, Johanna aber zu ihrem etwas jüngeren Halbbruder reisen sollte, der bei Pasewalk eine Schneidemühle hatte. So war Alles gut untergebracht. Mit Beginn der nächsten Woche brach man denn auch wirklich auf, und am selben Abende noch war man in Saßnitz. Ueber dem Gasthause stand „Hôtel Fahrenheit". „Die Preise hoffentlich nach Réaumur," setzte Innstetten, als er den Namen las, hinzu, und in bester Laune machten beide noch einen Abendspaziergang an dem Klippenstrande hin und sahen von einem Felsenvorsprung aus auf die stille, vom Mondschein überzitterte Bucht. Effi war entzückt. „Ach, Geert, das ist ja Capri, das ist ja Sorrent. Ja, hier bleiben wir. Aber natürlich nicht im Hôtel; die Kellner sind mir zu vornehm, und man genirt sich, um eine Flasche Sodawasser zu bitten . . ."

„Ja, lauter Attachés. Es wird sich aber wohl eine Privatwohnung finden lassen."

„Denk' ich auch. Und wir wollen gleich morgen danach aussehen."

Schön wie der Abend war der Morgen, und man nahm das Frühstück im Freien. Innstetten empfing etliche Briefe, die schnell erledigt werden mußten, und so beschloß Effi, die für sie frei gewordene Stunde sofort zur Wohnungssuche zu benutzen. Sie ging erst an einer eingepferchten Wiese, dann an Häusergruppen und Haferfeldern vorüber und bog zuletzt in einen Weg ein, der schluchtartig auf das Meer zulief. Da, wo dieser Schluchtenweg den Strand traf, stand ein von hohen Buchen überschattetes Gasthaus, nicht so vornehm wie das Fahrenheit'sche, mehr ein bloßes Restaurant, in dem, der frühen Stunde halber, noch Alles leer war. Effi nahm an einem Aussichtspunkte Platz, und kaum daß sie von dem Sherry, den sie bestellt, genippt hatte, so trat auch schon der Wirth an sie heran, um halb aus Neugier und halb aus Artigkeit ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen.

„Es gefällt uns sehr gut hier," sagte sie, „meinem Manne und mir; welch' prächtiger Blick über die Bucht, und wir sind nur in Sorge wegen einer Wohnung."

„Ja, gnädigste Frau, das wird schwer halten . . ."

„Es ist aber schon spät im Jahr . . ."

„Trotzdem. Hier in Saßnitz ist sicherlich nichts zu finden, dafür möcht' ich mich verbürgen; aber weiterhin am Strand, wo das nächste Dorf anfängt, Sie können die Dächer von hier blinken sehen, da möcht' es vielleicht sein."

„Und wie heißt das Dorf?"

„Crampas."

Effi glaubte, nicht recht gehört zu haben. „Crampas," wiederholte sie mit Anstrengung. „Ich habe den Namen als Ortsnamen nie gehört . . . Und sonst nichts in der Nähe?"

„Nein, gnädigste Frau. Hier herum nichts. Aber höher hinauf, nach Norden zu, da kommen noch wieder Dörfer, und in dem Gasthause, das dicht neben Stubbenkammer liegt, wird man Ihnen gewiß Auskunft geben können. Es werden dort von Solchen, die gerne noch vermiethen wollen, immer Adressen abgegeben."

Effi war froh, das Gespräch allein geführt zu haben, und als sie bald danach ihrem Manne Bericht erstattet und nur den Namen des an Saßnitz angrenzenden Dorfes verschwiegen hatte, sagte dieser: „Nun, wenn es hier herum nichts gibt, so wird es das Beste sein, wir nehmen einen Wagen (wodurch man sich beiläufig einem Hôtel immer empfiehlt) und übersiedeln ohne Weiteres da höher hinauf, nach Stubbenkammer hin. Irgend 'was Idyllisches mit einer Geisblattlaube wird sich ja da wohl finden lassen, und finden wir nichts, so bleibt uns immer noch das Hôtel selbst. Eins ist schließlich wie das andere."

Effi war einverstanden, und gegen Mittag schon erreichten sie das neben Stubbenkammer gelegene Gasthaus, von dem Innstetten eben gesprochen, und bestellten daselbst einen Imbiß. „Aber erst nach einer halben Stunde; wir haben vor, zunächst noch einen Spaziergang zu machen und uns den Herthasee anzusehen. Ein Führer ist doch wohl da?"

Dies wurde bejaht, und ein Mann von mittleren Jahren trat alsbald an unsere Reisenden heran. Er sah so wichtig und feierlich aus, als ob er mindestens ein Adjunct bei dem alten Herthadienst gewesen wäre.

Der von hohen Bäumen umstandene See lag ganz in der Nähe, Binsen säumten ihn ein, und auf der stillen, schwarzen Wasserfläche schwammen zahlreiche Mummeln.

„Es sieht wirklich noch so 'was aus," sagte Effi.

„Ja, gnäd'ge Frau . . . Dessen sind auch noch die Steine Zeugen."

„Welche Steine?"

„Die Opfersteine."

Und während sich das Gespräch in dieser Weise fortsetzte, traten alle Drei vom See her an eine senkrecht abgestochene Kies- und Lehmwand heran, an die sich etliche glatt polirte Steine lehnten, alle mit einer flachen Höhlung und etlichen nach unten laufenden Rinnen.

„Und was bezwecken die?"

„Daß es besser abliefe, gnäd'ge Frau."

„Laß uns gehen," sagte Effi, und den Arm ihres Mannes nehmend, ging sie mit ihm wieder auf das Gasthaus zurück, wo nun, an einer Stelle mit weitem Ausblick auf das Meer, das vorher bestellte Frühstück aufgetragen wurde. Die Bucht lag im Sonnenlichte vor ihnen, einzelne Segelboote glitten darüber hin, und um die benachbarten Klippen haschten sich die Möwen. Es war sehr schön, auch Effi fand es, aber wenn sie dann über die glitzernde Fläche hinweg sah, bemerkte sie nach Süden zu wieder die hell aufleuchtenden Dächer des langgestreckten Dorfes, dessen Name sie heute früh so sehr erschreckt hatte.

Innstetten, wenn auch ohne Wissen und Ahnung dessen, was in ihr vorging, sah doch deutlich, daß es ihr an aller Lust und Freude gebrach. „Es thut mir leid, Effi, daß Du der Sache hier nicht recht froh wirst. Du kannst den Herthasee nicht vergessen und noch weniger die Steine."

Sie nickte. „Es ist so wie Du sagst. Und ich muß Dir bekennen, ich habe nichts in meinem Leben gesehen, was mich so traurig gestimmt hätte. Wir wollen das Wohnungssuchen ganz aufgeben; ich kann hier nicht bleiben."

„Und gestern war es Dir noch der Golf von Neapel und alles mögliche Schöne."

„Ja, gestern."

„Und heute? Heute keine Spur mehr von Sorrent?"

„Eine Spur noch, aber auch nur eine Spur; es ist Sorrent, als ob es sterben wollte."

„Gut dann, Effi," sagte Innstetten und reichte ihr die Hand. „Ich will Dich mit Rügen nicht quälen, und so geben wir's denn auf. Abgemacht. Es ist nicht nöthig, daß wir uns an Stubbenkammer anklammern oder an Saßnitz oder da weiter hinunter. Aber wohin?"

„Ich denke, wir bleiben noch einen Tag und warten das Dampfschiff ab, das, wenn ich nicht irre, morgen von Stettin kommt und nach Kopenhagen hinüberfährt. Da soll es ja so vergnüglich sein, und ich kann Dir gar nicht sagen, wie sehr ich mich nach etwas Vergnüglichem sehne. Hier ist mir, als ob ich in meinem ganzen Leben nicht mehr lachen könnte und überhaupt nie gelacht hätte, und Du weißt doch, wie gern ich lache."

Innstetten zeigte sich voll Theilnahme mit ihrem Zustand, und das um so lieber, als er ihr in Vielem Recht gab. Es war wirklich Alles schwermüthig, so schön es war.

Und so warteten sie denn das Stettiner Schiff ab und trafen am dritten Tage in aller Frühe in Kopenhagen ein, wo sie auf Kongens Nytorv Wohnung nahmen. Zwei Stunden später waren sie schon im Thorwaldsen-Museum, und Effi sagte: „Ja, Geert, das ist schön, und ich bin glücklich, daß wir uns hierher auf den Weg gemacht haben." Bald danach gingen sie zu Tisch und machten an der Table d'hôte die Bekanntschaft einer ihnen gegenüber sitzenden jütländischen Familie, deren bildschöne Tochter, Thora v. Penz, ebenso Innstetten's wie Effi's beinah bewundernde Aufmerksamkeit sofort in Anspruch nahm. Effi konnte sich nicht satt sehen an den großen, blauen Augen und dem flachsblonden Haar, und als man sich nach anderthalb Stunden von Tisch erhob, wurde seitens der Penz'schen Familie — die leider, denselben Tag

noch, Kopenhagen wieder verlassen mußte — die Hoffnung ausgesprochen, das junge preußische Paar mit Nächstem in Schloß Aggerhuus (eine halbe Meile vom Limfjord) begrüßen zu dürfen, eine Einladung, die von den Innstettens auch ohne langes Zögern angenommen wurde. So vergingen die Stunden im Hôtel. Aber damit war es nicht genug des Guten an diesem denkwürdigen Tage, von dem Effi denn auch versicherte, daß er im Kalender roth angestrichen werden müsse. Der Abend brachte, das Maß des Glücks voll zu machen, eine Vorstellung im Tivoli-Theater: eine italienische Pantomime, Arlequin und Colombine. Effi war wie berauscht von den kleinen Schelmereien, und als sie spät am Abend nach ihrem Hôtel zurückkehrten, sagte sie: „Weißt Du, Geert, nun fühl ich doch, daß ich allmälig wieder zu mir komme. Von der schönen Thora will ich gar nicht erst sprechen; aber wenn ich bedenke, heute Vormittag Thorwaldsen und heute Abend diese Colombine . . ."

„. . . Die Dir im Grunde doch noch lieber war als Thorwaldsen . . ."

„Offen gestanden, ja. Ich habe nun 'mal den Sinn für dergleichen. Unser gutes Kessin war ein Unglück für mich. Alles fiel mir da auf die Nerven. Rügen beinah auch. Ich denke, wir bleiben noch ein paar Tage hier in Kopenhagen, natürlich mit Ausflug nach Fredericksborg und Helsingör, und dann nach Jütland hinüber; ich freue mich aufrichtig, die schöne Thora wiederzusehen, und wenn ich ein Mann wäre, so verliebte ich mich in sie."

Innstetten lachte. „Du weißt noch nicht, was ich thue."

„Wär' mir schon recht. Dann gibt es einen Wettstreit, und Du sollst sehen, dann hab' ich auch noch meine Kräfte."

„Das brauchst Du mir nicht erst zu versichern."

* * *

So verlief denn auch die Reise. Drüben in Jütland fuhren sie den Limfjord hinauf, bis Schloß Aggerhuus, wo sie drei Tage bei der Penz'schen Familie verblieben, und kehrten dann mit vielen Stationen und kürzeren und längeren Aufenthalten in Viborg, Flensburg, Kiel, über Hamburg (das ihnen ungemein gefiel) in die Heimath zurück — nicht direct nach Berlin in die Keithstraße, wohl aber vorher nach Hohen-Cremmen, wo man sich nun einer wohlverdienten Ruhe hingeben wollte. Für Innstetten bedeutete das nur wenige Tage, da sein Urlaub abgelaufen war, Effi blieb aber noch eine Woche länger und sprach es aus, erst zum dritten October, ihrem Hochzeitstage, wieder zu Haus eintreffen zu wollen.

Annie war in der Landluft prächtig gediehen, und was Roswitha geplant hatte, daß sie der Mama in Stiefelchen entgegen laufen sollte, das gelang auch vollkommen. Briest gab sich als zärtlicher Großvater, warnte vor zu viel Liebe, noch mehr vor zu viel Strenge, und war in Allem der Alte. Eigentlich aber galt all' seine Zärtlichkeit doch nur Effi, mit der er sich in seinem Gemüth immer beschäftigte, zumeist auch wenn er mit seiner Frau allein war.

„Wie findest Du Effi?"

„Lieb und gut wie immer. Wir können Gott nicht genug danken, eine so liebenswürdige Tochter zu haben. Und wie dankbar sie für Alles ist und immer so glücklich, wieder unter unserm Dach zu sein."

„Ja," sagte Briest, „sie hat von dieser Tugend mehr als mir lieb ist. Eigentlich ist es, als wäre dies hier immer noch ihre Heimstätte. Sie hat doch den Mann und das Kind, und der Mann ist ein Juwel und das Kind ist ein Engel, aber dabei thut sie als wäre Hohen-Cremmen immer noch die Hauptsache für sie, und Mann und Kind kämen gegen uns beide nicht an. Sie ist eine prächtige Tochter, aber sie ist es mir zu sehr. Es ängstigt mich ein bißchen. Und ist auch ungerecht gegen Innstetten. Wie steht es denn eigentlich damit?"

„Ja, Briest, was meinst Du?"

„Nun, ich meine, was ich meine, und Du weißt auch 'was. Ist sie glücklich? Oder ist da doch irgend 'was im Wege? Von Anfang an war mir's so, als ob sie ihn mehr schätze als liebe. Und das ist in meinen Augen ein schlimm Ding. Liebe hält auch nicht immer vor, aber Schätzung gewiß nicht. Eigentlich ärgern sich die Weiber, wenn sie wen schätzen müssen; erst ärgern sie sich, und dann langweilen sie sich, und zuletzt lachen sie."

„Hast Du so 'was an Dir selber erfahren?"

„Das will ich nicht sagen. Dazu stand ich nicht hoch genug in der Schätzung. Aber schrauben wir uns nicht weiter, Luise. Sage, wie steht es?"

„Ja, Briest, Du kommst immer wieder auf diese Dinge zurück. Da reicht ja kein Dutzend mal, daß wir darüber gesprochen und unsere Meinungen ausgetauscht haben, und immer bist Du wieder da mit Deinem alles Wissenwollen und fragst dabei so schrecklich naiv, als ob ich in alle Tiefen sähe. Was hast Du nur für Vorstellungen von einer jungen Frau und ganz speciell von Deiner Tochter? Glaubst Du, daß das Alles so plan da liegt? Oder daß ich ein Orakel bin (ich kann mich nicht gleich auf den Namen der Person besinnen) oder daß ich die Wahrheit sofort klipp und klar in Händen halte, wenn mir Effi ihr Herz ausgeschüttet hat? Oder was man wenigstens so nennt. Denn was heißt Herz ausschütten? Das Eigentliche bleibt doch zurück. Sie wird sich hüten, mich in ihre Geheimnisse einzuweihen. Außerdem, ich weiß nicht, von wem sie's hat, sie ist ... ja, sie ist eine sehr schlaue kleine Person, und diese Schlauheit an ihr ist um so gefährlicher, weil sie so sehr liebenswürdig ist."

„Also das gibst Du doch zu ... liebenswürdig. Und auch gut?"

„Auch gut. Das heißt, voll Herzensgüte. Wie's sonst steht, da bin ich mir doch nicht sicher; ich glaube, sie hat einen Zug, den lieben Gott einen guten Mann sein zu lassen und sich zu trösten, er werde wohl nicht allzu streng mit ihr sein."

„Meinst Du?"

„Ja, das mein' ich. Uebrigens glaube ich, daß sich Vieles gebessert hat. Ihr Charakter ist wie er ist, aber die Verhältnisse liegen seit ihrer Uebersiedlung um Vieles günstiger, und sie leben sich mehr und mehr in einander

ein. Sie hat mir so 'was gesagt, und was mir wichtiger ist, ich hab' es auch bestätigt gefunden, mit Augen gesehen."

„Nun, was sagte sie?"

„Sie sagte: Mama, es geht jetzt besser. Innstetten war immer ein vortrefflicher Mann, so einer, wie's nicht viele gibt, aber ich konnte nicht recht an ihn heran, er hatte so 'was Fremdes. Und fremd war er auch in seiner Zärtlichkeit. Ja, dann am meisten; es hat Zeiten gegeben, wo ich mich davor fürchtete."

„Kenn' ich, kenn' ich."

„Was soll das heißen, Briest? Soll ich mich gefürchtet haben oder willst Du Dich gefürchtet haben? Ich finde beides gleich lächerlich . . ."

„Du wolltest von Effi erzählen."

„Nun also, sie gestand mir, daß dies Gefühl des Fremden sie verlassen habe, was sie sehr glücklich mache. Kessin sei nicht der rechte Platz für sie gewesen, das spukige Haus und die Menschen da, die einen zu fromm, die anderen zu platt, aber seit ihrer Uebersiedlung nach Berlin fühle sie sich ganz an ihrem Platz. Er sei der beste Mensch, etwas zu alt für sie und zu gut für sie, aber sie sei nun über den Berg. Sie brauchte diesen Ausdruck, der mir allerdings auffiel."

„Wie so? Er ist nicht ganz auf der Höhe, ich meine der Ausdruck. Aber . . ."

„Es steckt Etwas dahinter. Und sie hat mir das auch andeuten wollen."

„Meinst Du?"

„Ja, Briest; Du glaubst immer, sie könne kein Wasser trüben. Aber darin irrst Du. Sie läßt sich gern treiben, und wenn die Welle gut ist, dann ist sie auch selber gut. Kampf und Widerstand sind nicht ihre Sache."

Roswitha kam mit Annie, und so brach das Gespräch ab.

* * *

Dies Gespräch führten Briest und Frau an demselben Tage, wo Innstetten von Hohen-Cremmen nach Berlin hin abgereist war, Effi auf wenigstens noch eine Woche zurücklassend. Er wußte, daß es nichts Schöneres für sie gab, als so sorglos in einer weichen Stimmung hinträumen zu können, immer freundliche Worte zu hören und die Versicherung, wie liebenswürdig sie sei. Ja, das war das, was ihr vor Allem wohl that, und sie genoß es auch diesmal wieder in vollen Zügen und aufs Dankbarste, trotzdem jede Zerstreuung fehlte; Besuch kam selten, weil es seit ihrer Verheirathung, wenigstens für die junge Welt, an dem rechten Anziehungspunkte gebrach, und selbst die Pfarre und die Schule waren nicht mehr das, was sie noch vor Jahr und Tag gewesen waren. Zumal im Schulhause stand Alles halb leer. Die Zwillinge hatten sich im Frühjahr an zwei Lehrer in der Nähe von Genthin verheirathet, große Doppelhochzeit mit Festbericht im „Anzeiger fürs Havelland", und Hulda war in Friesack zur Pflege einer alten Erbtante, die sich übrigens, wie gewöhnlich in solchen Fällen, um sehr viel langlebiger erwies, als Niemeyers angenommen hatten. Hulda schrieb aber trotzdem immer zufriedene Briefe, nicht weil sie wirklich zufrieden war (im Gegentheil), sondern weil sie den Verdacht nicht

aufkommen lassen wollte, daß es einem so ausgezeichneten Wesen anders als sehr gut ergehen könne. Niemeyer, ein schwacher Vater, zeigte die Briefe mit Stolz und Freude, während der ebenfalls ganz in seinen Töchtern lebende Jahnke sich herausgerechnet hatte, daß beide junge Frauen am selben Tage, und zwar am Weihnachtsheiligabend, ihre Niederkunft halten würden. Effi lachte herzlich und drückte dem Großvater in spe zunächst den Wunsch aus, bei beiden Enkeln zu Gevatter geladen zu werden, ließ dann aber die Familienthemata fallen und erzählte von „Kjöbnhavn" und Helsingör, vom Limfjord und Schloß Aggerhuus, und vor Allem von Thora von Penz, die, wie sie nur sagen könne, „typisch skandinavisch" gewesen sei, blauäugig, flachsen und immer in einer rothen Plüschtaille, wobei sich Jahnke verklärte und einmal über das andere sagte: „Ja, so sind sie; rein germanisch, viel deutscher als die Deutschen."

An ihrem Hochzeitstage, dem dritten October, wollte Effi wieder in Berlin sein. Nun war es der Abend vorher, und unter dem Vorgeben, daß sie packen und Alles zur Rückreise vorbereiten wolle, hatte sie sich schon verhältnißmäßig früh auf ihr Zimmer zurückgezogen. Eigentlich lag ihr aber nur daran, allein zu sein; so gern sie plauderte, so hatte sie doch auch Stunden, wo sie sich nach Ruhe sehnte.

Die von ihr im Oberstock bewohnten Zimmer lagen nach dem Garten hinaus; in dem kleineren schlief Roswitha und Annie, die Thür nur angelehnt, in dem größeren, das sie selber inne hatte, ging sie auf und ab; die unteren Fensterflügel waren geöffnet, und die kleinen, weißen Gardinen bauschten sich in dem Zuge, der ging, und fielen dann langsam über die Stuhllehne, bis ein neuer Zugwind kam und sie wieder frei machte. Dabei war es so hell, daß man die Unterschriften unter den über dem Sopha hängenden und in schmale Goldleisten eingerahmten Bildern deutlich lesen konnte: „Der Sturm auf Düppel, Schanze V", und daneben: „König Wilhelm und Graf Bismarck auf der Höhe von Lipa". Effi schüttelte den Kopf und lächelte. „Wenn ich wieder hier bin, bitt' ich mir andere Bilder aus; ich kann so 'was Kriegerisches nicht leiden." Und nun schloß sie das eine Fenster und setzte sich an das andere, dessen Flügel sie offen ließ. Wie that ihr das Alles so wohl. Neben dem Kirchthurm stand der Mond und warf sein Licht auch auf den Rasenplatz mit der Sonnenuhr und den Heliotropbeeten. Alles schimmerte silbern, und neben den Schattenstreifen lagen weiße Lichtstreifen, so weiß, als läge Leinwand auf der Bleiche. Weiterhin aber standen die hohen Rhabarberstauden wieder, die Blätter herbstlich gelb, und sie mußte des Tages gedenken, nun erst wenig über zwei Jahre, wo sie hier mit Hulda und den Jahnke'schen Mädchen gespielt hatte. Und dann war sie, als der Besuch kam, die kleine Steintreppe neben der Bank hinaufgestiegen, und eine Stunde später war sie Braut.

Sie erhob sich und ging auf die Thür zu und horchte; Roswitha schlief schon und Annie auch.

Und mit einem Male, während sie das Kind so vor sich hatte, traten ungerufen allerlei Bilder aus den Kessiner Tagen wieder vor ihre Seele: das landräthliche Haus mit seinem Giebel und die Veranda mit dem Blick auf

die Plantage, und sie saß im Schaukelstuhl und wiegte sich; und nun trat Crampas an sie heran, um sie zu begrüßen, und dann kam Roswitha mit dem Kinde, und sie nahm es und hob es hoch in die Höhe und küßte es.

„Das war der erste Tag; da fing es an." Und während sie dem nachhing, verließ sie das Zimmer, drin die Beiden schliefen, und setzte sich wieder an das offene Fenster und sah in die stille Nacht hinaus.

„Ich kann es nicht los werden," sagte sie. „Und was das Schlimmste ist und mich ganz irre macht an mir selbst . . ."

In diesem Augenblicke setzte die Thurmuhr drüben ein, und Effi zählte die Schläge.

„Zehn . . . Und morgen um diese Stunde bin ich in Berlin. Und wir sprechen davon, daß unser Hochzeitstag sei, und er sagt mir Liebes und Freundliches und vielleicht Zärtliches. Und ich sitze dabei und höre es und habe die Schuld auf meiner Seele."

Und sie stützte den Kopf auf ihre Hand und starrte vor sich hin und schwieg.

„Und habe die Schuld auf meiner Seele," wiederholte sie. „Ja, da *hab'* ich sie. Aber *lastet* sie auch auf meiner Seele? Nein. Und das ist es, warum ich vor mir selbst erschrecke. Was da lastet, das ist etwas ganz Anderes — Angst, Todesangst und die ewige Furcht: es kommt doch am Ende noch an den Tag. Und dann außer der Angst . . . Scham. Ich schäme mich. Aber wie ich nicht die rechte Reue habe, so hab' ich auch nicht die rechte Scham. Ich schäme mich bloß von wegen dem ewigen Lug und Trug; immer war es mein Stolz, daß ich nicht lügen könne und auch nicht zu lügen brauche, lügen ist so gemein, und nun habe ich doch immer lügen müssen, vor ihm und vor aller Welt, im Großen und im Kleinen, und Rummschüttel hat es gemerkt und hat die Achseln gezuckt, und wer weiß was er von mir denkt, jedenfalls nicht das Beste. Ja, Angst quält mich und dazu Scham über mein Lügenspiel. Aber Scham über meine Schuld, die hab' ich *nicht* oder doch nicht so recht oder doch nicht genug, und das bringt mich um, daß ich sie nicht habe. Wenn alle Weiber so sind, dann ist es schrecklich, und wenn sie nicht so sind, wie ich hoffe, dann steht es schlecht um mich, dann ist Etwas nicht in Ordnung in meiner Seele, dann fehlt mir das richtige Gefühl. Und das hat mir der alte Niemeyer in seinen guten Tagen noch, als ich noch ein halbes Kind war, 'mal gesagt: auf ein richtiges Gefühl, darauf käme es an, und wenn man das habe, dann könne Einem das Schlimmste nicht passiren, und wenn man es nicht habe, dann sei man in einer ewigen Gefahr, und das, was man den Teufel nenne, das habe dann eine sichere Macht über uns. Um Gottes Barmherzigkeit willen, steht es so mit mir."

Und sie legte den Kopf auf ihre Arme und weinte bitterlich.

Als sie sich wieder aufrichtete, war sie ruhiger geworden und sah wieder in den Garten hinaus. Alles war so still, und ein leiser, feiner Ton, wie wenn es regnete, traf von den Platanen her ihr Ohr.

So verging eine Weile. Herüber von der Dorfstraße klang ein Geplärr: der alte Nachtwächter Kulicke rief die Stunden ab, und als er zuletzt schwieg,

vernahm sie von fernher, aber immer näher kommend, das Rasseln des Zuges, der, auf eine halbe Meile Entfernung, an Hohen-Cremmen vorüber fuhr. Dann wurde der Lärm wieder schwächer, endlich erstarb er ganz, und nur der Mondschein lag noch auf dem Grasplatz, und nur auf die Platanen rauschte es nach wie vor wie leiser Regen nieder.

Aber es war nur die Nachtluft, die ging.

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Am anderen Abend war Effi wieder in Berlin, und Innstetten empfing sie am Bahnhof, mit ihm Rollo, der, als sie plaudernd durch den Thiergarten hinfuhren, nebenher trabte.

„Ich dachte schon, Du würdest nicht Wort halten."

„Aber Geert, ich werde doch Wort halten, das ist doch das Erste."

„Sage das nicht. Immer Wort halten, ist sehr viel. Und mitunter kann man auch nicht. Denke doch zurück. Ich erwartete Dich damals in Kessin, als Du die Wohnung miethetest, und wer nicht kam, war Effi."

„Ja, das war 'was Anderes."

Sie mochte nicht sagen „ich war krank," und Innstetten hörte drüber hin. Er hatte seinen Kopf auch voll anderer Dinge, die sich auf sein Amt und seine gesellschaftliche Stellung bezogen. „Eigentlich, Effi, fängt unser Berliner Leben nun erst an. Als wir im April hier einzogen, damals ging es mit der Saison auf die Neige, kaum noch daß wir unsere Besuche machen konnten, und Wüllersdorf, der Einzige, dem wir näher standen — nun, der ist leider Junggeselle. Von Juni an schläft dann Alles ein, und die heruntergelassenen Rouleaux verkünden Einem schon auf hundert Schritt ‚Alles ausgeflogen'; ob wahr oder nicht, macht keinen Unterschied . . . Ja, was blieb da noch? Mal mit Vetter Briest sprechen, 'mal bei Hiller essen, das ist kein richtiges Berliner Leben. Aber nun soll es anders werden. Ich habe mir die Namen aller Räthe notirt, die noch mobil genug sind, um ein Haus zu machen. Und wir wollen es auch, wollen auch ein Haus machen, und wenn der Winter dann da ist, dann soll es im ganzen Ministerium heißen: ‚Ja, die liebenswürdigste Frau, die wir jetzt haben, das ist doch die Frau von Innstetten'."

„Ach, Geert, ich kenne Dich ja gar nicht wieder, Du sprichst ja wie ein Courmacher."

„Es ist unser Hochzeitstag, und da mußt Du mir schon 'was zu Gute halten."

* * *

Innstetten war ernsthaft gewillt, auf das stille Leben, das er in seiner landräthlichen Stellung geführt, ein gesellschaftlich angeregteres folgen zu lassen, um seinet- und noch mehr um Effi's willen; es ließ sich aber Anfangs nur schwach und vereinzelt damit an, die rechte Zeit war noch nicht gekommen, und das Beste, was man zunächst von dem neuen Leben hatte, war genau so wie während des zurückliegenden Halbjahres, ein Leben im Hause. Wüllersdorf kam oft, auch Vetter Briest, und waren die da, so schickte man zu Gizicki's

hinauf, einem jungen Ehepaare, das über ihnen wohnte. Gizicki selbst war Landgerichtsrath, seine kluge, aufgeweckte Frau ein Fräulein von Schmettau. Mitunter wurde musicirt, kurze Zeit sogar ein Whist versucht; man gab es aber wieder auf, weil man fand, daß eine Plauderei gemüthlicher wäre. Gizicki's hatten bis vor Kurzem in einer kleinen oberschlesischen Stadt gelebt, und Wüllersdorf war sogar, freilich vor einer Reihe von Jahren, in den verschiedensten kleinen Nestern der Provinz Posen gewesen, weshalb er denn auch den bekannten Spottvers:

Schrimm
Ist schlimm,
Rogasen
Zum Rasen,
Aber weh' Dir nach Samter
Verdammter —

mit ebenso viel Emphase wie Vorliebe zu citiren pflegte. Niemand erheiterte sich dabei mehr als Effi, was dann meistens Veranlassung wurde, kleinstädtische Geschichten in Hülle und Fülle folgen zu lassen. Auch Kessin mit Gieshübler und der Trippelli, mit Oberförster Ring und Sidonie Grasenabb — kam dann wohl an die Reihe, wobei sich Innstetten, wenn er guter Laune war, nicht leicht genug thun konnte. „Ja," so hieß es dann wohl, „unser gutes Kessin! Das muß ich zugeben, es war eigentlich reich an Figuren, obenan Crampas, Major Crampas, ganz Beau und halber Barbarossa, den meine Frau, ich weiß nicht, soll ich sagen unbegreiflicher oder begreiflicher Weise, stark in Affection genommen hatte . . ." — „Sagen wir begreiflicher Weise," warf Wüllersdorf ein, „denn ich nehme an, daß er Ressourcenvorstand war und Komödie spielte, Liebhaber oder Bonvivants. Und vielleicht noch mehr, vielleicht war er auch ein Tenor." Innstetten bestätigte das Eine wie das Andere, und Effi suchte lachend darauf einzugehen, aber es gelang ihr nur mit Anstrengung, und wenn dann die Gäste gingen und Innstetten sich in sein Zimmer zurückzog, um noch einen Stoß Akten abzuarbeiten, so fühlte sie sich immer aufs Neue von den alten Vorstellungen gequält, und es war ihr zu Sinn, als ob ihr ein Schatten nachginge.

Solche Beängstigungen blieben ihr auch. Aber sie kamen doch seltener und schwächer, was bei der Art, wie sich ihr Leben gestaltete, nicht Wunder nehmen konnte. Die Liebe, mit der ihr nicht nur Innstetten, sondern auch fernerstehende Personen begegneten, und nicht zum wenigsten die beinah zärtliche Freundschaft, die die Ministerin, eine selbst noch junge Frau, für sie an den Tag legte — all' das ließ die Sorgen und Aengste zurückliegender Tage sich wenigstens mindern, und als ein zweites Jahr ins Land gegangen war und die Kaiserin bei Gelegenheit einer neuen Stiftung sie mit ausgewählt und in die Zahl der Ehrendamen eingereiht, der alte Kaiser Wilhelm aber auf einem Hofball gnädige, huldvolle Worte an die schöne, junge Frau, „von der er schon gehört habe," gerichtet hatte, da fiel es allmälig von ihr ab. Es war einmal gewesen, aber weit, weit weg, wie auf einem anderen Stern, und Alles löste sich wie ein Nebelbild und wurde Traum.

Die Hohen-Cremmener kamen dann und wann auf Besuch und freuten sich des Glücks der Kinder, Annie wuchs heran — „schön wie die Großmutter," sagte der alte Briest — und wenn es an dem klaren Himmel eine Wolke gab, so war es die, daß es, wie man nun beinahe annehmen mußte, bei Klein-Annie sein Bewenden haben werde; Haus Innstetten (denn es gab nicht einmal Namensvettern) stand also muthmaßlich auf dem Aussterbeetat. Briest, der den Fortbestand anderer Familien obenhin behandelte, weil er eigentlich nur an die Briest's glaubte, scherzte mitunter darüber und sagte: „Ja, Innstetten, wenn das so weiter geht, so wird Annie seiner Zeit wohl einen Banquier heirathen (hoffentlich einen christlichen, wenn's deren dann noch gibt) und mit Rücksicht auf das alte freiherrliche Geschlecht der Innstetten wird dann Seine Majestät Annie's Haute finance-Kinder unter dem Namen ‚von der Innstetten' im Gothaischen Kalender, oder was weniger wichtig ist, in der preußischen Geschichte fortleben lassen" — Ausführungen, die von Innstetten selbst immer mit einer kleinen Verlegenheit, von Frau von Briest mit Achselzucken, von Effi dagegen mit Heiterkeit aufgenommen wurden. Denn so adelsstolz sie war, so war sie's doch nur für ihre Person, und ein eleganter und welterfahrener und vor Allem sehr, sehr reicher Banquierschwiegersohn wäre durchaus nicht gegen ihre Wünsche gewesen.

Ja, Effi nahm die Erbfolgefrage leicht, wie junge, reizende Frauen das thun; als aber eine lange, lange Zeit — sie waren schon im siebenten Jahre in ihrer neuen Stellung — vergangen war, wurde der alte Rummschüttel, der auf dem Gebiete der Gynäkologie nicht ganz ohne Ruf war, durch Frau von Briest doch schließlich zu Rathe gezogen. Er verordnete Schwalbach. Weil aber Effi seit letztem Winter auch an katarrhalischen Affectionen litt und ein paarmal sogar auf Lunge hin behorcht worden war, so hieß es abschließend: „Also zunächst Schwalbach, meine Gnädigste, sagen wir drei Wochen, und dann ebenso lange Ems. Bei der Emser Kur kann aber der Geheimrath zugegen sein. Bedeutet mithin Alles in Allem drei Wochen Trennung. Mehr kann ich für Sie nicht thun, lieber Innstetten."

Damit war man denn auch einverstanden, und zwar sollte Effi, dahin ging ein weiterer Beschluß, die Reise mit einer Geheimräthin Zwicker zusammen machen, wie Briest sagte „zum Schutze dieser Letzteren", worin er nicht ganz Unrecht hatte, da die Zwicker, trotz guter Vierzig, eines Schutzes erheblich bedürftiger war als Effi. Innstetten, der wieder viel mit Vertretung zu thun hatte, beklagte, daß er, von Schwalbach gar nicht zu reden, wahrscheinlich auch auf gemeinschaftliche Tage in Ems werde verzichten müssen. Im Uebrigen wurde der 24. Juni (Johannistag) als Abreisetag festgesetzt, und Roswitha half der gnädigen Frau beim Packen und Aufschreiben der Wäsche. Effi hatte noch immer die alte Liebe für sie, war doch Roswitha die Einzige, mit der sie von all' dem Zurückliegenden, von Kessin und Crampas, von dem Chinesen und Capitän Thomsen's Nichte frei und unbefangen reden konnte.

„Sage, Roswitha, Du bist doch eigentlich katholisch. Gehst Du denn nie zur Beichte?"

„Nein."

„Warum nicht?"

„Ich bin früher gegangen. Aber das Richtige hab' ich doch nicht gesagt."

„Das ist sehr Unrecht. Dann freilich kann es nicht helfen."

„Ach, gnädigste Frau, bei mir im Dorfe machten es Alle so. Und welche waren, die kicherten bloß."

„Hast Du denn nie empfunden, daß es ein Glück ist, wenn man Etwas auf der Seele hat, daß es 'runter kann?"

„Nein, gnädigste Frau. Angst habe ich wohl gehabt, als mein Vater damals mit dem glühenden Eisen auf mich los kam; ja, das war eine große Furcht, aber weiter war es nichts."

„Nicht vor Gott?"

„Nicht so recht, gnädigste Frau. Wenn man sich vor seinem Vater so fürchtet, wie ich mich gefürchtet habe, dann fürchtet man sich nicht so sehr vor Gott. Ich habe bloß immer gedacht, der liebe Gott sei gut und werde mir armem Wurm schon helfen."

Effi lächelte und brach ab und fand es auch natürlich, daß die arme Roswitha so sprach, wie sie sprach. Sie sagte aber doch: „Weißt Du, Roswitha, wenn ich wiederkomme, müssen wir doch noch 'mal ernstlich drüber reden. Es war doch eigentlich eine große Sünde."

„Das mit dem Kinde, und daß es verhungert ist? Ja, gnädigste Frau, das war es. Aber ich war es ja nicht, das waren ja die Anderen . . . Und dann ist es auch schon so sehr lange her."

Sechsundzwanzigstes Capitel.

Effi war nun schon in die fünfte Woche fort und schrieb glückliche, beinahe übermüthige Briefe, namentlich seit ihrem Eintreffen in Ems, wo man doch unter Menschen sei, d. h. unter Männern, von denen sich in Schwalbach nur ausnahmsweise was gezeigt habe. Geheimräthin Zwicker, ihre Reisegefährtin, habe freilich die Frage nach dem Kurgemäßen dieser Zuthat aufgeworfen und sich aufs Entschiedenste dagegen ausgesprochen, Alles natürlich mit einem Gesichtsausdrucke, der so ziemlich das Gegentheil versichert habe; die Zwicker sei reizend, etwas frei, wahrscheinlich sogar mit einer Vergangenheit, aber höchst amüsant, und man könne viel, sehr viel von ihr lernen; nie habe sie sich, trotz ihrer fünfundzwanzig, so als Kind gefühlt, wie nach der Bekanntschaft mit dieser Dame. Dabei sei sie so belesen, auch in fremder Literatur, und als sie, Effi, beispielsweise neulich von Nana gesprochen und dabei gefragt habe, „ob es denn wirklich so schrecklich sei," habe die Zwicker geantwortet: „Ach, meine liebe Baronin, was heißt schrecklich? Da gibt es noch ganz Anderes." „Sie schien mich auch," so schloß Effi ihren Brief, „mit diesem ‚Anderen' bekannt machen zu wollen. Ich habe es aber abgelehnt, weil ich weiß, daß Du die Unsitte unserer Zeit aus Diesem und Aehnlichem herleitest, und wohl mit Recht. Leicht ist es mir aber nicht geworden. Dazu kommt noch, daß Ems in einem Kessel liegt. Wir leiden hier außerordentlich unter der Hitze."

Instetten hatte diesen letzten Brief mit getheilten Empfindungen gelesen, etwas erheitert, aber doch auch ein wenig mißmuthig. Die Zwicker war keine Frau für Effi, der nun 'mal ein Zug innewohnte, sich nach links hin treiben zu lassen; er gab es aber auf, irgend was in diesem Sinne zu schreiben, einmal weil er sie nicht verstimmen wollte, mehr noch, weil er sich sagte, daß es doch zu nichts helfen würde. Dabei sah er der Rückkehr seiner Frau mit Sehnsucht entgegen und beklagte des Dienstes nicht bloß „immer gleichgestellte", sondern jetzt, wo jeder Ministerialrath fort war oder fort wollte, leider auch auf Doppelstunden gestellte Uhr.

Ja, Innstetten sehnte sich nach Unterbrechung von Arbeit und Einsamkeit, und verwandte Gefühle hegte man draußen in der Küche, wo Annie, wenn die Schulstunden hinter ihr lagen, ihre Zeit am liebsten verbrachte, was insoweit ganz natürlich war, als Roswitha und Johanna nicht nur das kleine Fräulein in gleichem Maße liebten, sondern auch unter einander nach wie vor auf dem besten Fuße standen. Diese Freundschaft der beiden Mädchen war ein Lieblingsgesprächsstoff zwischen den verschiedenen Freunden des Hauses, und Landgerichtsrath Gizicki sagte dann wohl zu Wüllersdorf: „Ich sehe darin nur eine neue Bestätigung des alten Weisheitssatzes: ‚Laßt fette Leute um mich sein'; — Cäsar war eben ein Menschenkenner und wußte, daß Dinge, wie Behaglichkeit und Umgänglichkeit, eigentlich nur beim Embonpoint sind." Von einem solchen ließ sich denn nun bei beiden Mädchen auch wirklich sprechen, nur mit dem Unterschiede, daß das in diesem Falle nicht gut zu umgehende Fremdwort bei Roswitha schon stark eine Beschönigung, bei Johanna dagegen einfach die zutreffende Bezeichnung war. Diese Letztere durfte man nämlich nicht eigentlich corpulent nennen, sie war nur prall und drall und sah jederzeit mit einer eigenen, ihr übrigens durchaus kleidenden Siegermiene gradlinig und blauäugig über ihre Normalbüste fort. Von Haltung und Anstand getragen, lebte sie ganz in dem Hochgefühl, die Dienerin eines guten Hauses zu sein, wobei sie das Ueberlegenheitsbewußtsein über die halb bäuerisch gebliebene Roswitha in einem so hohen Maße hatte, daß sie, was gelegentlich vorkam, die momentan bevorzugte Stellung dieser nur belächelte. Diese Bevorzugung, — nun ja, wenn's dann 'mal so sein sollte, war eine kleine liebenswürdige Sonderbarkeit der gnädigen Frau, die man der guten alten Roswitha mit ihrer ewigen Geschichte „von dem Vater mit der glühenden Eisenstange" schon gönnen konnte. „Wenn man sich besser hält, so kann dergleichen nicht vorkommen." Das Alles dachte sie, sprach's aber nicht aus. Es war eben ein freundliches Miteinanderleben. Was aber wohl ganz besonders für Frieden und gutes Einvernehmen sorgte, das war der Umstand, daß man sich, nach einem stillen Uebereinkommen, in die Behandlung und fast auch Erziehung Annie's getheilt hatte. Roswitha hatte das poetische Departement, die Märchen- und Geschichtenerzählung, Johanna dagegen das des Anstands, eine Theilung, die hüben und drüben so fest gewurzelt stand, daß Competenzconflicte kaum vorkamen, wobei der Charakter Annie's, die eine ganz entschiedene Neigung hatte, das vornehme Fräulein zu betonen, allerdings

mithalf, das vornehme Fräulein, eine Rolle, bei der sie keine bessere Lehrerin als Johanna haben konnte.

Noch einmal also: Beide Mädchen waren gleichwerthig in Annie's Augen. In diesen Tagen aber, wo man sich auf die Rückkehr Effi's vorbereitete, war Roswitha der Rivalin 'mal wieder um einen Pas voraus, weil ihr, und zwar als etwas ihr Zuständiges, die ganze Begrüßungsangelegenheit zugefallen war. Diese Begrüßung zerfiel in zwei Haupttheile: Guirlande mit Kranz und dann, abschließend, Gedichtvortrag. Kranz und Guirlande, — nachdem man über „W." oder „E. v. J." eine Zeit lang geschwankt, — hatte zuletzt keine sonderlichen Schwierigkeiten gemacht („W.", in Vergißmeinnicht geflochten, war bevorzugt worden), aber eine desto größere Verlegenheit schien die Gedichtfrage heraufbeschwören zu sollen und wäre vielleicht ganz unbeglichen geblieben, wenn Roswitha nicht den Muth gehabt hätte, den von einer Gerichtssitzung heimkehrenden Landgerichtsrath auf der zweiten Treppe zu stellen und ihm mit einem auf einen „Vers" gerichteten Ansinnen muthig entgegenzutreten. Gizicki, ein sehr gütiger Herr, hatte sofort Alles versprochen, und noch am selben Spätnachmittage war seitens seiner Köchin der gewünschte Vers und zwar folgenden Inhalts abgegeben worden:

Mama, wir erwarten Dich lange schon,
Durch Wochen und Tage und Stunden,
Nun grüßen wir Dich von Flur und Balkon
Und haben Kränze gewunden.
Nun lacht Papa voll Freudigkeit,
Denn die gattin- und mutterlose Zeit
Ist endlich von ihm genommen,
Und Roswitha lacht und Johanna dazu,
Und Annie springt aus ihrem Schuh
Und ruft: willkommen, willkommen.

Es versteht sich von selbst, daß die Strophe noch an demselben Abend auswendig gelernt, aber doch nebenher auch auf ihre Schönheit bezw. Nicht-Schönheit kritisch geprüft worden war. Das Betonen von Gattin und Mutter, so hatte sich Johanna geäußert, erscheine zunächst freilich nur in der Ordnung; aber es läge doch auch Etwas darin, was Anstoß erregen könne, und sie persönlich würde sich als „Gattin und Mutter" dadurch verletzt fühlen. Annie, durch diese Bemerkung einigermaßen geängstigt, versprach, das Gedicht am andern Tage der Classenlehrerin vorlegen zu wollen und kam mit dem Bemerken zurück: „Das Fräulein sei mit ‚Gattin und Mutter' durchaus einverstanden, aber desto mehr gegen ‚Roswitha und Johanna' gewesen," — worauf Roswitha erklärt hatte: „Das Fräulein sei eine dumme Gans; das käme davon, wenn man zu viel gelernt habe."

* * *

Es war an einem Mittwoch, daß die Mädchen und Annie das vorstehende Gespräch geführt und den Streit um die bemängelte Zeile beigelegt hatten. Am andern Morgen — ein erwarteter Brief Effi's hatte noch den muthmaßlich erst in den Schluß der nächsten Woche fallenden Ankunftstag

festzustellen — ging Innstetten auf das Ministerium. Jetzt war Mittag heran, die Schule aus, und als Annie, ihre Mappe auf dem Rücken, eben vom Canal her auf die Keithstraße zuschritt, traf sie Roswitha vor ihrer Wohnung.

„Nun laß sehen," sagte Annie, „wer am ehesten von uns die Treppe heraufkommt." Roswitha wollte von diesem Wettlauf nichts wissen, aber Annie jagte voran, gerieth, oben angekommen, ins Stolpern und fiel dabei so unglücklich, daß sie mit der Stirn auf den dicht an der Treppe befindlichen Abkratzer aufschlug und stark blutete. Roswitha, mühevoll nachkeuchend, riß jetzt die Klingel, und als Johanna das etwas verängstigte Kind hineingetragen hatte, berathschlagte man, was nun wohl zu machen sei. „Wir wollen nach dem Doctor schicken, . . . wir wollen nach dem gnädigen Herrn schicken . . . des Portiers Lene muß ja jetzt auch aus der Schule wieder da sein." Es wurde aber Alles wieder verworfen, weil es zu lange dauere, man müsse gleich 'was thun, und so packte man denn das Kind aufs Sopha und begann, mit kaltem Wasser zu kühlen. Alles ging auch gut, so daß man sich zu beruhigen begann. „Und nun wollen wir sie verbinden," sagte schließlich Roswitha. „Da muß ja noch die lange Binde sein, die die gnädige Frau letzten Winter zuschnitt, als sie sich auf dem Eise den Fuß verknickt hatte . . ." „Freilich, freilich," sagte Johanna, „bloß wo die Binde hernehmen? . . . Richtig, da fällt mir ein, die liegt im Nähtisch. Er wird wohl zu sein, aber das Schloß ist eine Spielerei; holen Sie nur das Stemmeisen, Roswitha, wir wollen den Deckel aufbrechen." Und nun wuchteten sie auch wirklich den Deckel ab und begannen, in den Fächern umherzukramen, oben und unten, die zusammengerollte Binde jedoch wollte sich nicht finden lassen. „Ich weiß aber doch, daß ich sie geseh'n habe," sagte Roswitha, und während sie halb ärgerlich immer weiter suchte, flog Alles, was ihr dabei zu Händen kam, auf das breite Fensterbrett: Nähzeug, Nadelkissen, Rollen mit Zwirn und Seide, kleine vertrocknete Veilchensträußchen, Karten, Billets, zuletzt ein kleines Convolut von Briefen, das unter dem dritten Einsatz gelegen hatte, ganz unten, mit einem rothen Seidenfaden umwickelt. Aber die Binde hatte man noch immer nicht.

In diesem Augenblicke trat Innstetten ein.

„Gott," sagte Roswitha und stellte sich erschreckt neben das Kind. „Es ist nichts, gnädiger Herr; Annie ist auf das Kratzeisen gefallen . . . Gott, Gott, was wird die gnädige Frau sagen. Und doch ist es ein Glück, daß sie nicht mit dabei war."

Innstetten hatte mittlerweile die vorläufig aufgelegte Compresse fortgenommen und sah, daß es ein tiefer Riß, sonst aber ungefährlich war. „Es ist nicht schlimm," sagte er; „trotzdem, Roswitha, wir müssen seh'n, daß Rummschüttel kommt. Lene kann ja geh'n, die wird jetzt Zeit haben. Aber was in aller Welt ist denn das da mit dem Nähtisch?"

Und nun erzählte Roswitha, wie sie nach der gerollten Binde gesucht hätten; aber sie woll' es nun aufgeben und lieber eine neue Leinwand schneiden.

Innstetten war einverstanden und setzte sich, als bald danach beide Mädchen das Zimmer verlassen hatten, zu dem Kinde. „Du bist so wild, Annie, das hast Du von der Mama. Immer wie ein Wirbelwind. Aber dabei kommt nichts heraus oder höchstens so 'was.“ Und er wies auf die Wunde und gab ihr einen Kuß. „Du hast aber nicht geweint, das ist brav, und darum will ich Dir die Wildheit verzeihen . . . Ich denke, der Doctor wird in einer Stunde hier sein; thu' nur Alles, was er sagt, und wenn er Dich verbunden hat, so zerre nicht und rücke und drücke nicht dran, dann heilt es schnell, und wenn die Mama dann kommt, dann ist Alles wieder in Ordnung oder doch beinah'. Ein Glück ist es aber doch, daß es noch bis nächste Woche dauert, Ende nächster Woche, so schreibt sie mir; eben habe ich einen Brief von ihr bekommen; sie läßt Dich grüßen und freut sich, Dich wiederzuseh'n.“

„Du könntest mir den Brief eigentlich vorlesen, Papa.“

„Das will ich gern.“

Aber eh' er dazu kam, kam Johanna, um zu sagen, daß das Essen aufgetragen sei. Annie, trotz ihrer Wunde, stand mit auf, und Vater und Tochter setzten sich zu Tisch.

Siebenundzwanzigstes Capitel.

Innstetten und Annie saßen sich eine Weile stumm gegenüber; endlich als ihm die Stille peinlich wurde, that er ein paar Fragen über die Schulvorsteherin und welche Lehrerin sie eigentlich am liebsten habe. Annie antwortete auch, aber ohne rechte Lust, weil sie fühlte, daß Innstetten wenig bei der Sache war. Es wurde erst besser, als Johanna, nach dem zweiten Gericht, ihrem Anniechen zuflüsterte, es gäbe noch was. Und wirklich, die gute Roswitha, die dem Liebling an diesem Unglückstage was schuldig zu sein glaubte, hatte noch ein Uebriges gethan und sich zu einer Omelette mit Apfelschnitten aufgeschwungen.

Annie wurde bei diesem Anblicke denn auch etwas redseliger, und ebenso zeigte sich Innstetten's Stimmung gebessert, als es gleich danach klingelte und Geheimrath Rummschüttel eintrat. Ganz zufällig. Er sprach nur vor, ohne jede Ahnung, daß man nach ihm geschickt und um seinen Besuch gebeten habe. Mit den aufgelegten Compressen war er zufrieden. „Lassen Sie noch etwas Bleiwasser holen und Annie morgen zu Hause bleiben. Ueberhaupt Ruhe.“ Dann frug er noch nach der gnädigen Frau und wie die Nachrichten aus Ems seien; er werde den anderen Tag wieder kommen und nachsehen.

* * *

Als man von Tisch aufgestanden und in das nebenan gelegene Zimmer — dasselbe, wo man mit so viel Eifer und doch vergebens nach dem Verbandstück gesucht hatte —, eingetreten war, wurde Annie wieder auf das Sopha gebettet. Johanna kam und setzte sich zu dem Kinde, während Innstetten die zahllosen Dinge, die bunt durcheinander gewürfelt noch auf dem Fensterbrett

umherlagen, wieder in den Nähtisch einzuräumen begann. Dann und wann wußte er sich nicht recht Rath und mußte fragen.

„Wo haben die Briefe gelegen, Johanna?"

„Ganz zu unterst", sagte diese „hier in diesem Fach."

Und während so Frage und Antwort ging, betrachtete Innstetten etwas aufmerksamer als vorher das kleine, mit einem rothen Faden zusammengebundene Paket, das mehr aus einer Anzahl zusammengelegter Zettel, als aus Briefen zu bestehen schien. Er fuhr, als wäre es ein Spiel Karten, mit dem Daumen und Zeigefinger an der Seite des Päckchens hin und einige Zeilen, eigentlich nur vereinzelte Worte, flogen dabei an seinem Auge vorüber. Von deutlichem Erkennen konnte keine Rede sein, aber es kam ihm doch so vor, als habe er die Schriftzüge schon irgend wo gesehen. Ob er nachsehen solle?

„Johanna, Sie könnten uns den Kaffee bringen. Annie trinkt auch eine halbe Tasse. Der Doctor hat's nicht verboten, und was nicht verboten ist, ist erlaubt."

Als er das sagte, wand er den rothen Faden ab und ließ, während Johanna das Zimmer verließ, den ganzen Inhalt des Päckchens rasch durch die Finger gleiten. Nur zwei, drei Briefe waren adressirt: „An Frau Landrath von Innstetten." Er erkannte jetzt auch die Handschrift; es war die des Majors. Innstetten wußte nichts von einer Correspondenz zwischen Crampas und Effi, und in seinem Kopfe begann sich Alles zu drehen. Er steckte das Paket zu sich und ging in sein Zimmer zurück. Etliche Minuten später und Johanna, zum Zeichen, daß der Kaffee da sei, klopfte leis an die Thür. Innstetten antwortete auch, aber dabei blieb es; sonst Alles still. Erst nach einer Viertelstunde hörte man wieder sein Auf- und Abschreiten auf dem Teppich. „Was nur Papa hat?" sagte Johanna zu Annie. „Der Doctor hat ihm doch gesagt, es sei nichts."

* * *

Das Auf- und Abschreiten nebenan wollte kein Ende nehmen. Endlich erschien Innstetten wieder im Nebenzimmer und sagte: „Johanna, achten Sie auf Annie und daß sie ruhig auf dem Sopha bleibt. Ich will eine Stunde gehen oder vielleicht zwei."

Dann sah er das Kind aufmerksam an und entfernte sich.

„Hast Du gesehen, Johanna, wie Papa aussah?"

„Ja, Annie. Er muß einen großen Aerger gehabt haben. Er war ganz blaß. So hab ich ihn noch nie gesehen."

Es vergingen Stunden. Die Sonne war schon unter, und nur ein rother Widerschein lag noch über den Dächern drüben, als Innstetten wieder zurück kam. Er gab Annie die Hand, fragte wie's ihr gehe und ordnete dann an, daß ihm Johanna die Lampe in sein Zimmer bringe. Die Lampe kam auch. In dem grünen Schirm befanden sich halb durchsichtige Ovale mit Photographien, allerlei Bildnisse seiner Frau, die noch in Kessin, damals als man den Wichert'schen „Schritt vom Wege" aufgeführt hatte, für die verschiedenen Mitspielenden angefertigt waren. Innstetten drehte den Schirm langsam von links

nach rechts und musterte jedes einzelne Bildniß. Dann ließ er davon ab, öffnete, weil er es schwül fand, die Balkonthür und nahm schließlich das Briefpaket wieder zur Hand. Es schien, daß er, gleich beim ersten Durchsehen, ein paar davon ausgewählt und obenauf gelegt hatte. Diese las er jetzt noch einmal mit halblauter Stimme.

„Sei heute Nachmittag wieder in den Dünen, hinter der Mühle. Bei der alten Adermann können wir uns ruhig sprechen, das Haus ist abgelegen genug. Du mußt Dich nicht um Alles so bangen. Wir haben auch ein Recht. Und wenn Du Dir das eindringlich sagst, wird, denk ich, alle Furcht von Dir abfallen. Das Leben wäre nicht des Lebens werth, wenn das alles gelten sollte, was zufällig gilt. Alles Beste liegt jenseits davon. Lerne Dich daran freuen."

„. . . Fort, so schreibst Du, Flucht. Unmöglich. Ich kann meine Frau nicht im Stich lassen, zu allem Andern auch noch in Noth. Es geht nicht, und wir müssen es leicht nehmen, sonst sind wir arm und verloren. Leichtsinn ist das Beste, was wir haben. Alles ist Schicksal. Es hat so sein sollen. Und möchtest Du, daß es anders wäre, daß wir uns nie gesehen hätten?"

„Dann kam der dritte Brief.

„. . . Sei heute noch einmal an der alten Stelle. Wie sollen meine Tage hier verlaufen ohne Dich! In diesem öden Nest. Ich bin außer mir, und nur darin hast Du Recht: es ist die Rettung, und wir müssen schließlich doch die Hand segnen, die diese Trennung über uns verhängt."

Innstetten hatte die Briefe kaum wieder bei Seite geschoben, als draußen die Klingel ging. Gleich danach meldete Johanna: „Geheimrath Wüllersdorf."

Wüllersdorf trat ein und sah auf den ersten Blick, daß etwas vorgefallen sein müsse.

„Pardon, Wüllersdorf," empfing ihn Innstetten, „daß ich Sie gebeten habe, noch gleich heute bei mir vorzusprechen. Ich störe Niemand gern in seiner Abendruhe, am wenigsten einen geplagten Ministerialrath. Es ging aber nicht anders. Ich bitte Sie, machen Sie sich's bequem. Und hier eine Cigarre."

Wüllersdorf setzte sich. Innstetten ging wieder auf und ab und wäre bei der ihn verzehrenden Unruhe gern in Bewegung geblieben, sah aber, daß das nicht gehe. So nahm er denn auch seinerseits eine Cigarre, setzte sich Wüllersdorf gegenüber und versuchte ruhig zu sein.

„Es ist," begann er, „um zweier Dinge willen, daß ich Sie habe bitten lassen: erst um eine Forderung zu überbringen und zweitens um hinterher, in der Sache selbst, mein Secundant zu sein; das eine ist nicht angenehm und das andere noch weniger. Und nun Ihre Antwort."

„Sie wissen, Innstetten, Sie haben über mich zu verfügen. Aber eh' ich die Sache kenne, verzeihen Sie mir die naive Vorfrage: muß es sein? Wir sind doch über die Jahre weg, Sie, um die Pistole in die Hand zu nehmen, und ich, um dabei mitzumachen. Indessen mißverstehen Sie mich nicht, Alles

dies soll kein „nein“ sein. Wie könnte ich Ihnen etwas abschlagen. Aber nun sagen Sie, was ist es?“

„Es handelt sich um einen Galan meiner Frau, der zugleich mein Freund war oder doch beinah.“

Wüllersdorf sah Innstetten an. „Innstetten, das ist nicht möglich.“

„Es ist mehr als möglich, es ist gewiß. Lesen Sie.“

Wüllersdorf flog drüber hin. „Die sind an Ihre Frau gerichtet?“

„Ja. Ich fand sie heut in ihrem Nähtisch.“

„Und wer hat sie geschrieben?“

„Major Crampas.“

„Also Dinge, die sich abgespielt, als Sie noch in Kessin waren?“

Innstetten nickte.

„Liegt also sechs Jahre zurück oder noch ein halb Jahr länger.“

„Ja.“

Wüllersdorf schwieg. Nach einer Weile sagte Innstetten: „Es sieht fast so aus, Wüllersdorf, als ob die sechs oder sieben Jahre einen Eindruck auf Sie machten. Es gibt eine Verjährungstheorie, natürlich, aber ich weiß doch nicht, ob wir hier einen Fall haben, diese Theorie gelten zu lassen.“

„Ich weiß es auch nicht,“ sagte Wüllersdorf. „Und ich bekenne Ihnen offen, um diese Frage scheint sich hier Alles zu drehen.“

Innstetten sah ihn groß an. „Sie sagen das in vollem Ernst?“

„In vollem Ernst. Es ist keine Sache, sich in jeu d'esprit oder in dialektischen Spitzfindigkeiten zu versuchen.“

„Ich bin neugierig, wie Sie das meinen. Sagen Sie mir offen, wie stehen Sie dazu?“

„Innstetten, Ihre Lage ist furchtbar, und Ihr Lebensglück ist hin. Aber wenn Sie den Liebhaber todtschießen, ist Ihr Lebensglück so zu sagen doppelt hin, und zu dem Schmerz über empfangenes Leid kommt noch der Schmerz über gethanes Leid. Alles dreht sich um die Frage, müssen Sie's durchaus thun? Fühlen Sie sich so verletzt, beleidigt, empört, daß einer weg muß, er oder Sie? Steht es so?“

„Ich weiß es nicht.“

„Sie müssen es wissen.“

Innstetten war aufgesprungen, trat ans Fenster und tippte voll nervöser Erregung an die Scheiben. Dann wandte er sich rasch wieder, ging auf Wüllersdorf zu und sagte: „Nein, so steht es nicht.“

„Wie steht es dann?“

„Es steht so, daß ich unendlich unglücklich bin; ich bin gekränkt, schändlich hintergangen, aber trotzdem, ich bin ohne jedes Gefühl von Haß oder gar von Durst nach Rache. Und wenn ich mich frage, warum nicht? so kann ich zunächst nichts Anderes finden, als die Jahre. Man spricht immer von unsühnbarer Schuld; vor Gott ist es gewiß falsch, aber vor den Menschen auch. Ich hätte nie geglaubt, daß die Zeit, rein als Zeit, so wirken könne. Und dann als Zweites: ich liebe meine Frau, ja, seltsam zu sagen, ich liebe sie noch, und so furchtbar ich Alles finde, was geschehen, ich bin so sehr im Bann

ihrer Liebenswürdigkeit, eines ihr eignen heitren Charmes, daß ich mich, mir selbst zum Trotz, in meinem letzten Herzenswinkel zum Verzeihen geneigt fühle."

Wüllersdorf nickte. „Kann ganz folgen, Innstetten, würde mir vielleicht ebenso gehen. Aber wenn Sie so zu der Sache stehen und mir sagen: ‚Ich liebe diese Frau so sehr, daß ich ihr Alles verzeihen kann;' und wenn wir dann das Andere hinzunehmen, daß Alles weit, weit zurückliegt, wie ein Geschehniß auf einem anderen Stern, ja, wenn es so liegt, Innstetten, so frage ich, wozu die ganze Geschichte?"

„Weil es trotzdem sein muß. Ich habe mir's hin und her überlegt. Man ist nicht bloß ein einzelner Mensch, man gehört einem Ganzen an, und auf das Ganze haben wir beständig Rücksicht zu nehmen, wir sind durchaus abhängig von ihm. Ging' es, in Einsamkeit zu leben, so könnt' ich es gehen lassen; ich trüge dann die mir aufgepackte Last, das rechte Glück wäre hin, aber es müssen so viele leben ohne dies „rechte Glück", und ich würde es auch müssen und — auch können. Man braucht nicht glücklich zu sein, am allerwenigsten hat man einen Anspruch darauf, und den, der einem das Glück genommen hat, den braucht man nicht nothwendig aus der Welt zu schaffen. Man kann ihn, wenn man weltabgewandt weiter existiren will, auch laufen lassen. Aber im Zusammenleben mit den Menschen hat sich ein Etwas ausgebildet, das nun mal da ist und nach dessen Paragraphen wir uns gewöhnt haben, Alles zu beurtheilen, die andern und uns selbst. Und dagegen zu verstoßen, geht nicht; die Gesellschaft verachtet uns, und zuletzt thun wir es selbst und können es nicht aushalten und jagen uns die Kugel durch den Kopf. Verzeihen Sie, daß ich Ihnen solche Vorlesung halte, die schließlich doch nur sagt, was sich Jeder selber hundertmal gesagt hat. Aber freilich, wer kann was Neues sagen! Also noch einmal, nichts von Haß oder dergleichen, und um eines Glückes willen, das mir genommen wurde, mag ich nicht Blut an den Händen haben; aber jenes, wenn Sie wollen, uns tyrannisirende Gesellschafts-Etwas, das fragt nicht nach Charme und nicht nach Liebe und nicht nach Verjährung. Ich habe keine Wahl. Ich muß."

„Ich weiß doch nicht, Innstetten . . ."

Innstetten lächelte. „Sie sollen selbst entscheiden, Wüllersdorf. Es ist jetzt zehn Uhr. Vor sechs Stunden, diese Concession will ich Ihnen vorweg machen, hatt' ich das Spiel noch in der Hand, konnt' ich noch das Eine und noch das Andere, da war noch ein Ausweg. Jetzt nicht mehr, jetzt stecke ich in einer Sackgasse. Wenn Sie wollen, so bin ich selber Schuld daran; ich hätte mich besser beherrschen und bewachen, Alles in mir verbergen, Alles im eigenen Herzen auskämpfen sollen. Aber es kam mir zu plötzlich, zu stark, und so kann ich mir kaum einen Vorwurf machen, meine Nerven nicht geschickter in Ordnung gehalten zu haben. Ich ging zu Ihnen und schrieb Ihnen einen Zettel, und damit war das Spiel aus meiner Hand. Von dem Augenblicke an hatte mein Unglück und, was schwerer wiegt, der Fleck auf meiner Ehre einen halben Mitwisser, und nach den ersten Worten, die wir hier gewechselt, hat es einen ganzen. Und weil dieser Mitwisser da ist, kann ich nicht mehr zurück."

„Ich weiß doch nicht," wiederholte Wüllersdorf. „Ich mag nicht gerne zu der alten abgestandenen Phrase greifen, aber doch läßt sich's nicht besser sagen: Innstetten, es ruht Alles in mir wie in einem Grabe."

„Ja, Wüllersdorf, so heißt es immer. Aber es gibt keine Verschwiegenheit. Und wenn Sie's wahr machen und gegen Andere die Verschwiegenheit selber sind, so wissen Sie es, und es rettet mich nicht vor Ihnen, daß Sie mir eben Ihre Zustimmung ausgedrückt und mir sogar gesagt haben: ich kann Ihnen in Allem folgen. Ich bin, und dabei bleibt es, von diesem Augenblicke an ein Gegenstand Ihrer Theilnahme (schon nicht etwas sehr Angenehmes), und jedes Wort, das Sie mich mit meiner Frau wechseln hören, unterliegt Ihrer Controle, Sie mögen wollen oder nicht, und wenn meine Frau von Treue spricht oder, wie Frauen thun, über eine andere zu Gericht sitzt, so weiß ich nicht, wo ich mit meinen Blicken hin soll. Und ereignet sich's gar, daß ich in irgend einer ganz alltäglichen Beleidigungssache zum Guten rede, „weil ja der dolus fehle" oder so was Aehnliches, so geht ein Lächeln über Ihr Gesicht, oder es zuckt wenigstens darin, und in Ihrer Seele klingt es: „der gute Innstetten, er hat doch eine wahre Passion, alle Beleidigungen auf ihren Beleidigungsgehalt chemisch zu untersuchen, und das richtige Quantum Stickstoff findet er nie. Er ist noch nie an einer Sache erstickt . . . Habe ich Recht, Wüllersdorf, oder nicht?"

Wüllersdorf war aufgestanden. „Ich finde es furchtbar, daß Sie Recht haben, aber Sie haben Recht. Ich quäle Sie nicht länger mit meinem ‚muß es sein'. Die Welt ist einmal wie sie ist, und die Dinge verlaufen nicht wie wir wollen, sondern wie die Andern wollen. Das mit dem ‚Gottesgericht', wie Manche hochtrabend versichern, ist freilich ein Unsinn, nichts davon, umgekehrt unser Ehrenkultus ist ein Götzendienst, aber wir müssen uns ihm unterwerfen, so lange der Götze gilt."

Innstetten nickte.

Sie blieben noch eine Viertelstunde mit einander, und es wurde festgestellt, Wüllersdorf solle noch denselben Abend abreisen. Ein Nachtzug ging um Zwölf.

Dann trennten sie sich mit einem kurzen: „Auf Wiedersehen in Kessin."

Achtundzwanzigstes Capitel.

Am andern Abend, wie verabredet, reiste Innstetten. Er benutzte denselben Zug, den am Tage vorher Wüllersdorf benutzt hatte und war bald nach fünf Uhr früh auf der Bahnstation, von wo der Weg nach Kessin links abzweigte. Wie immer, so lange die Saison dauerte, ging, auch heute, gleich nach Eintreffen des Zuges das mehrerwähnte Dampfschiff, dessen erstes Läuten Innstetten schon hörte, als er die letzten Stufen der vom Bahndamm hinabführenden Treppe erreicht hatte. Der Weg bis zur Anlegestelle war keine drei Minuten; er schritt darauf zu und begrüßte den Capitän, der etwas verlegen war, also im Laufe des gestrigen Tages von der ganzen Sache schon gehört haben mußte, und nahm dann seinen Platz in Nähe des Steuers.

Gleich danach löste sich das Schiff von dem Brückensteg los; das Wetter war herrlich, helle Morgensonne, nur wenig Passagiere an Bord. Innstetten gedachte des Tages, als er, mit Effi von der Hochzeitsreise zurückkehrend, hier am Ufer der Kessine hin in offenem Wagen gefahren war, — ein grauer Novembertag damals, aber er selber froh im Herzen; nun hatte sich's verkehrt: das Licht lag draußen, und der Novembertag war in ihm. Viele, viele Male war er dann des Weges hier gekommen, und der Frieden, der sich über die Felder breitete, das Zuchtvieh in den Koppeln, das aufhorchte, wenn er vorüberfuhr, die Leute bei der Arbeit, die Fruchtbarkeit der Aecker, das alles hatte seinem Sinne wohlgethan, und jetzt, in hartem Gegensatz dazu, war er froh, als etwas Gewölk heranzog und den lachenden blauen Himmel leise zu trüben begann. So fuhren sie den Fluß hinab, und bald, nachdem sie die prächtige Wasserfläche das „Breitling" passirt, kam der Kessiner Kirchthurm in Sicht und gleich danach auch das Bollwerk und die lange Häuserreihe mit Schiffen und Booten davor. Und nun waren sie heran. Innstetten verabschiedete sich von dem Capitän und schritt auf den Steg zu, den man, bequemeren Aussteigens halber, herangerollt hatte. Wüllersdorf war schon da. Beide begrüßten sich, ohne zunächst ein Wort zu sprechen, und gingen dann, quer über den Damm, auf den Hoppensack'schen Gasthof zu, wo sie unter einem Zeltdach Platz nahmen.

„Ich habe mich gestern früh hier einquartiert," sagte Wüllersdorf, der nicht gleich mit den Sachlichkeiten beginnen wollte. „Wenn man bedenkt, daß Kessin ein Nest ist, ist es erstaunlich, ein so gutes Hôtel hier zu finden. Ich bezweifle nicht, daß mein Freund, der Oberkellner, drei Sprachen spricht; seinem Scheitel und seiner ausgeschnittnen Weste nach können wir dreist auf vier rechnen . . . Jean, bitte, wollen Sie uns Kaffee und Cognac bringen."

Innstetten begriff vollkommen, warum Wüllersdorf diesen Ton anschlug, war auch damit einverstanden, konnte aber seiner Unruhe nicht ganz Herr werden und zog unwillkürlich die Uhr.

„Wir haben Zeit," sagte Wüllersdorf. „Noch anderthalb Stunden oder doch beinah. Ich habe den Wagen auf $8^1/_4$ bestellt; wir fahren nicht länger als zehn Minuten."

„Und wo?"

„Crampas schlug erst ein Waldeck vor, gleich hinter dem Kirchhof. Aber dann unterbrach er sich und sagte: ‚Nein, da nicht.' Und dann haben wir uns über eine Stelle zwischen den Dünen geeinigt. Hart am Strand; die vorderste Düne hat einen Einschnitt, und man sieht aufs Meer."

Innstetten lächelte. „Crampas scheint sich einen Schönheitspunkt ausgesucht zu haben. Er hatte immer die Alluren dazu. Wie benahm er sich?"

„Wundervoll."

„Uebermüthig? frivol?"

„Nicht das Eine und nicht das Andere. Ich bekenne Ihnen offen, Innstetten, daß es mich erschütterte. Als ich Ihren Namen nannte, wurde er todtenblaß und rang nach Fassung, und um seine Mundwinkel sah ich ein Zittern. Aber all' das dauerte nur einen Augenblick, dann hatte er sich wieder ge-

faßt, und von da ab war Alles an ihm wehmüthige Resignation. Es ist mir ganz sicher, er hat das Gefühl, aus der Sache nicht heil herauszukommen, und will auch nicht. Wenn ich ihn richtig beurtheile, er lebt gern und ist zugleich gleichgültig gegen das Leben. Er nimmt Alles mit und weiß doch, daß es nicht viel damit ist."

„Wer wird ihm secundieren? Oder sag' ich lieber, wen wird er mitbringen?"

„Das war, als er sich wieder gefunden hatte, seine Hauptsorge. Er nannte zwei, drei Adlige hier aus der Nähe, ließ sie dann aber wieder fallen, sie seien zu alt und zu fromm, er werde nach Treptow hin telegraphiren an seinen Freund Buddenbrook. Und der ist auch gekommen, famoser Mann, schneidig und doch zugleich wie ein Kind. Er konnte sich nicht beruhigen und ging in größter Erregung auf und ab. Aber als ich ihm Alles gesagt hatte, sagte er grade so wie wir: „Sie haben Recht, es muß sein!"

Der Kaffee kam. Man nahm eine Cigarre, und Wüllersdorf war wieder darauf aus, das Gespräch auf mehr gleichgültige Dinge zu lenken.

„Ich wundere mich, daß keiner von den Kessinern sich einfindet, Sie zu begrüßen. Ich weiß doch, daß Sie sehr beliebt gewesen sind. Und nun gar Ihr Freund Gieshübler . . ."

Innstetten lächelte. „Da verkennen Sie die Leute hier an der Küste; halb sind es Philister und halb Pfiffici, nicht sehr nach meinem Geschmack; aber eine Tugend haben sie, sie sind alle sehr manierlich. Und nun gar mein alter Gieshübler. Natürlich weiß Jeder, um was sich's handelt, aber eben deshalb hütet man sich, den Neugierigen zu spielen."

In diesem Augenblicke wurde von links her ein zurückgeschlagener Chaisewagen sichtbar, der, weil es noch vor der bestimmten Zeit war, langsam herankam.

„Ist das unser?" fragte Innstetten.

„Muthmaßlich."

Und gleich danach hielt der Wagen vor dem Hôtel, und Innstetten und Wüllersdorf erhoben sich.

Wüllersdorf trat an den Kutscher heran und sagte: „Nach der Mole."

Die Mole lag nach der entgegengesetzten Strandseite, rechts statt links, und die falsche Weisung wurde nur gegeben, um etwaigen Zwischenfällen, die doch immerhin möglich waren, vorzubeugen. Im Uebrigen, ob man sich nun weiter draußen nach rechts oder links zu halten vor hatte, durch die Plantage mußte man jedenfalls, und so führte denn der Weg unvermeidlich an Innstetten's alter Wohnung vorüber. Das Haus lag noch stiller da als früher; ziemlich vernachlässigt sah's in den Parterreräumen aus; wie mocht es erst da oben sein! Und das Gefühl des Unheimlichen, das Innstetten an Effi so oft bekämpft oder auch wohl belächelt hatte, jetzt überkam es ihn selbst, und er war froh, als sie dran vorüber waren.

„Da hab' ich gewohnt," sagte er zu Wüllersdorf.

„Es sieht sonderbar aus, etwas öd' und verlassen."

„Mag auch wohl. In der Stadt galt es als ein Spukhaus, und wie's heute da liegt, kann ich den Leuten nicht Unrecht geben."

„Was war es denn damit?"

„Ach, dummes Zeug: alter Schiffscapitän mit Enkelin oder Nichte, die eines schönen Tages verschwand, und dann ein Chinese, der vielleicht ein Liebhaber war, und auf dem Flur ein kleiner Haifisch und ein Krokodil, beides an Strippen und immer in Bewegung. Wundervoll zu erzählen, aber nicht jetzt. Es spukt einem doch allerhand Anderes im Kopf."

„Sie vergessen, es kann auch Alles glatt ablaufen."

„Darf nicht. Und vorhin, Wüllersdorf, als Sie von Crampas sprachen, sprachen Sie selber anders davon."

Bald danach hatte man die Plantage passirt, und der Kutscher wollte jetzt rechts einbiegen auf die Mole zu. „Fahren Sie lieber links. Das mit der Mole kann nachher kommen."

Und der Kutscher bog links in eine breite Fahrstraße ein, die hinter dem Herrenbade grad auf den Wald zulief. Als sie bis auf dreihundert Schritt an diesen heran waren, ließ Wüllersdorf den Wagen halten, und beide gingen nun, immer durch mahlenden Sand hin, eine ziemlich breite Fahrstraße hinunter, die die hier dreifache Dünenreihe senkrecht durchschnitt. Ueberall zur Seite standen dichte Büschel von Strandhafer, um diesen herum aber Immortellen und ein paar blutrothe Nelken. Innstetten bückte sich und steckte sich eine der Nelken ins Knopfloch. „Die Immortellen nachher."

So gingen sie fünf Minuten. Als sie bis an die ziemlich tiefe Senkung gekommen waren, die zwischen den zwei vordersten Dünenreihen hinlief, sahen sie, nach links hin, schon die Gegenpartei: Crampas und Buddenbrook und mit ihnen den guten Dr. Hannemann, der seinen Hut in der Hand hielt, so daß das weiße Haar im Winde flatterte.

Innstetten und Wüllersdorf gingen die Sandschlucht hinauf, Buddenbrook kam ihnen entgegen. Man begrüßte sich, worauf beide Secundanten bei Seite traten, um noch ein kurzes sachliches Gespräch zu führen. Es lief darauf hinaus, daß man a tempo avanciren und auf zehn Schritt Distance feuern solle. Dann kehrte Buddenbrook an seinen Platz zurück; Alles erledigte sich rasch, und die Schüsse fielen. Crampas stürzte.

Innstetten, einige Schritt zurücktretend, wandte sich ab von der Scene. Wüllersdorf aber war auf Buddenbrook zugeschritten, und beide warteten jetzt auf den Ausspruch des Doctors, der die Achseln zuckte. Zugleich deutete Crampas durch eine Handbewegung an, daß er etwas sagen wollte. Wüllersdorf beugte sich zu ihm nieder, nickte zustimmend zu den paar Worten, die kaum hörbar von des Sterbenden Lippen kamen, und ging dann auf Innstetten zu.

„Crampas will Sie noch sprechen, Innstetten. Sie müssen ihm zu Willen sein. Er hat keine drei Minuten Leben mehr."

Innstetten trat an Crampas heran.

„Wollen Sie . . ." das waren seine letzten Worte.

Noch ein schmerzlicher und doch beinah freundlicher Schimmer in seinem Antlitz, und dann war es vorbei.

(Fortsetzung folgt.)

Caterina Sforza.

Von

Otto Hartwig.

[Nachdruck untersagt.]

V.

Aus dem Castell Ravaldino, in das die Heerführer des Herzogs von Mailand, der Graf Galeazzo d'Aragona-Sanseverino, der Graf Giovanni von Bergamo, genannt Brambilla, der Marchese Rodolfo Gonzaga von Mantua, der Graf Giovanni Bentivoglio und viele Andere eingezogen waren, ritt am 30. April im Triumphzuge Caterina in die ihr wieder unterworfene Stadt ein. In langen Reihen waren die Fähnlein des großen Heeres aufgestellt, zwischen denen sie hindurch nach der Kirche des h. Mercuriale, des Schutzpatrons der Stadt, sich begab. Es war gerade der Festtag des Heiligen. Dort hörte die Gräfin die Messe an und dankte für ihre Rettung. Dann wandte sie sich sofort den weltlichen Geschäften zu. Mit den üblichen Ceremonien wurde Ottaviano Riario nochmals als Herr der Stadt ausgerufen. Doch fand Caterina das immer noch nicht genügend. Am 3. Mai gab sie den vier genannten Heerführern in ihrer Burg ein Bankett. Nachdem es beendet war, ließ die Gräfin in einem anderen Saale der Burg alle Familienhäupter von Forli nach und nach vor ihren erhöhten Sitz hintreten und, die Hände auf ein Meßbuch gelegt, Ottaviano als ihrem Herrn und ihr als seiner Vormünderin feierlichst den Treueid schwören. Nachdem sie geschworen hatten, traten die Bürger in den Bankettsaal, wo die stolzen und berühmten Kriegsmänner sie freundlich empfingen, ihnen für den geleisteten Eidschwur im Namen des Herzogs von Mailand dankten und sie zum Halten desselben ermahnten. Schon waren aber zahlreiche Forliveſen nicht unter den Schwörenden. Denn so sehr Caterina sich die Herzen ihrer Unterthanen durch Freundlichkeit und Prachtentfaltung zu gewinnen bemühte, so unerbittlich wollte sie doch auch die Mörder ihres Mannes und alle ihre Feinde treffen. Daß die Forliveſen, welche zu Lebzeiten des Grafen Girolamo aus der Stadt ausgewieſen worden waren, wieder in die Verbannung geſchickt wurden, die Auslieferung aller an dem Aufſtand Betheiligten befohlen, wie auch die Rückgabe der im Palazzo

Riario geraubten Gegenstände verlangt wurde, wird man natürlich finden. Ebenso, daß Alle, die an dem Morde und der Verstümmelung des Grafen irgendwie Schuld trugen, mit den schwersten Strafen belegt wurden. Aber die eigentlichen Mörder waren sämmtlich entflohen, und es half wenig, daß man tausend Dukaten Belohnung auf deren Einlieferung setzte. Dagegen hatte man im Burgverließe den Vater der Mörder, einen mehr als achtzigjährigen Greis, die Weiber und Kinder der Geflohenen und einige der Unmenschen, die den Leichnam des Grafen verstümmelt hatten. Um diese zunächst zu strafen, ließ Caterina einen greulichen Henkersknecht aus Castell Bolognese kommen. In der schauderhaftesten Weise wurden die drei schlimmsten Verbrecher zu Tode gequält und von dem rohen Volke verstümmelt, dann der alte Orso, nachdem er die vollkommene Zerstörung des Palastes seiner Väter hatte mit ansehen müssen, zu Tode geschleift. Nur gegen die Frau und Kinder der Mörder erwies sich Caterina jetzt noch barmherzig. Denuncianten hetzten das an sich schon harte Weib immer von Neuem auf, und es mußten noch viele angesehene Bürger, ja solche, welche ihr bei der Wiedergewinnung der Herrschaft gute Dienste geleistet hatten, ins Exil wandern. Verließen diese dann ihren Verbannungsort und kehrten in die Umgegend Forli's zurück, so waren sie noch nach Jahr und Tag vor den Häschern und Meuchelmördern der Gräfin nicht sicher. Das wilde romagnolische Blut erhitzt sich rasch zu furchtbaren Thaten und kühlt sich nur langsam wieder ab. Ermordete doch in demselben Monat Mai, da Caterina in Forli ihre Feinde zu Tode hetzte, in dem ganz nahe liegenden Fano Francesca Manfredi, die Tochter Giovanni Bentivoglio's, auf Anstiften eines Pfaffen, und mit Hülfe von Meuchelmördern ihren eigenen Gemahl, und Caterina sandte der Mörderin ihren Oberbefehlshaber Brambilla zur Hülfe. Aber auch er wurde dann dort einige Tage darauf bei einem Tumulte erstochen. Wie war es möglich, unter solchen Menschen eine Herrschaft dauernd zu begründen! Mochte Caterina noch so viel Geld für den Bau von Capellen ausgeben und ihre Kirchlichkeit durch fromme Werke zeigen, mochte sie ihren Unterthanen die Steuern wieder erleichtern und der Papst ihren Sohn mit der Herrschaft von Forli und Imola belehnen, es war doch Alles auf Sand gebaut. Nichtsdestoweniger hat diese Frau unter den schwierigsten Verhältnissen und schlimmen Fehltritten ihre Herrschaft noch zwölf Jahre lang behauptet und ist nur äußerer Gewalt erlegen!

Caterina zählte fünfundzwanzig Jahre, als ihr erster Gemahl ermordet wurde. Sie hatte ihn wohl nie geliebt, sicher nicht hoch geachtet. Heimtückisch und feig, roh und grausam, durch und durch eine Verbrechernatur, hat zweifellos auch seine Frau schwer von dem Emporkömmling zu leiden gehabt. Hatte sie seinen Ehrgeiz angestachelt, den früh gealterten, durch schwere Krankheitsanfälle geschwächten Mann zuletzt beherrscht und durch ihre kühne Entschlossenheit ihm seine Herrschaft gerettet, so war er ihr doch immerhin auch ein Halt im Leben gewesen, den sie als Wittwe verlor. Durch Schönheit und Rang verführerische Frauen erliegen nur zu rasch den Wirkungen ihrer Reize. Und nun gar in den Zeiten, bei den Männern, unter den Verhältnissen, in denen Caterina lebte! Sie hat einmal an Lorenzo de' Medici geschrieben: „Ich muß erst

Schläge sehen, ehe ich Furcht bekomme," und Pasolini hat dieses Wort auf den Titel seines Buches gesetzt[1]), um anzudeuten, was er an ihr, seiner Heldin, am meisten bewundere.

Caterina war auch klug, eine gute Rechnerin. Und doch, was konnte alles das einer fünfundzwanzigjährigen, in Liebe und Haß leidenschaftlichen Frau bei der Lage, in der sich Italien und sie sich persönlich befand, auf die Dauer helfen? Sie verlangte nach Herrschaft, und war nur Vormünderin. Sie begehrte nach dem Grausigen der Zwangsehe nach einem geliebten Manne, und konnte ihn nicht erreichen. Denn wenn sie heirathete, verlor sie die Vormundschaft über ihre Kinder, und ihre Herrschaft war dahin. Und selbst, wenn sie hätte auf ihre Herrschaft verzichten können, sie wußte nur zu gut, daß ihre Kinder, die sie doch liebte, sich selbst überlassen oder unter der Hand treuloser Vormünder, sicher und bald ihres Lebens oder ihrer Güter verlustig gehen würden. Das aber wollte sie gerade mit allen Kräften ihrer starken und leidenschaftlichen Seele verhindern. Also schier unlösbare Conflicte überall. Nicht einmal „wie durch Feuer" hätte sie sich hindurchretten können. Ein tragisches Ende mußte das Leben dieser Frau doch nehmen. Es fragte sich nur, woher der Anstoß kommen würde, dem sie werde unterliegen müssen. Die Unsicherheit aller Verhältnisse, in denen sie sich bewegte, die Gewaltthätigkeit und Corruption der Herrscher, die damals ganz Italien erfüllten, und nicht zuletzt ihre eigene Leidenschaftlichkeit ließen aber 1488 noch Niemanden ahnen, von welcher Seite das Unheil herannahen werde. Der strotzende Lebensmuth, die kühne Selbstherrlichkeit und der trotzige Wagemuth, mit dem Caterina unbekümmert um Alles sich, und nur sich überall durchzusetzen wußte, erfüllt uns mit immer neuem Staunen.

Girolamo Riario war noch nicht allzulange todt, als sich durch die ganze Romagna das Gerücht verbreitete, seine Wittwe wolle den Erben der Ordelaffi von Forli, einen schönen und gewandten jungen Mann von einundzwanzig Jahren, heirathen. Unzweifelhaft hatte sie selbst durch ihr Benehmen gegen den sich ihr antragenden Antonio Maria den Anlaß zu diesem Geschwätz gegeben. Sei es, daß sie sich in ihren Erwartungen durch ihn getäuscht sah, oder ihr Plan auf irgend sonst ein Hinderniß stieß, sie ließ die Idee plötzlich wieder fallen und bestrafte mit Gefangenschaft alle die, von denen sie gehört hatte, daß sie die Nachricht verbreitet hätten. Diese war auch nicht ohne Schaden für ihren Ruf und ihre Stellung geblieben. Denn die Befehlshaber ihrer Castelle, welche in erster Linie ihrem Sohne Ottaviano Treue geschworen hatten, wurden ihr jetzt aufsässiger als vorher. Gegen den Commandanten von Imola mußte ihr der Cardinal Raffaelo Riario zu Hülfe kommen. Aber auch Tommaso Feo, der Verwandte ihres Mannes und ein Savonese, der durch seine Treue gegen die Herrin soviel zur Herstellung ihrer Macht und zur Niederwerfung des Aufstandes der Orsi beigetragen hatte und noch immer Castellan von der Burg Ravaldino in Forli war, wurde argwöhnisch gegen sie und unfolgsam. Um ihn für sich und ihre Pläne zu gewinnen, gab sie ihm

[1]) Sum prima per sentire le botte che havere paura.

ihre Stiefschwester Bianca zum Weibe. Aber auch das beugte nicht den Willen des Kriegsmannes. Da betrog sie ihn, lockte ihn durch ihre verführerischen Künste aus der Burg und ließ den Liebetrunkenen plötzlich gefangen nehmen. Sein jüngerer Bruder Giacomo, auf den die Gräfin in Wirklichkeit ihr Auge geworfen hatte, mußte sich zu Verhandlungen mit dem Gefangenen hergeben, der sein Amt als Castellan niederlegte und, nachdem er seine Rechnungen mit der Herrin beglichen hatte, ehrenvoll nach Savona entlassen wurde. Bald rief sie ihn auch zurück. Dem Herzog von Ferrara schrieb sie, Tommaso habe sich ungebührlich gegen sie aufgeführt und deshalb habe sie ihn festnehmen lassen. Aehnliches wird sie wohl auch an den Herzog von Mailand geschrieben haben, der ihr seine Glückwünsche sendete und Giacomo Feo zum Ritter ernannte. Ihn setzte nun auch Caterina zum Castellan von Ravaldino ein. Das war der Zweck der Intrigue gewesen. An dem dürftigen, bis dahin ärmlich gekleideten jungen Manne, der noch nicht viel mehr als zwanzig Jahre zählte, hatte sie jetzt einen ihr gefügigen Burgwart und Liebhaber. Heimlich ließ Caterina den dann auch zum Befehlshaber ihrer Truppen und ihrem Stellvertreter in Imola und Forli erhobenen Diener sich antrauen. Ihn trug die Fortuna gleichzeitig in den Himmel des Mars und der Venus empor, wie sich ein Chronist ausdrückt. Aber wehe dem Forlivesen, der seinem Nachbarn oder Freunde zuflüsterte oder gar erzählte, Caterina sei Mutter geworden.

Anfänglich ließ sich das alles schön und gut an. Auf die Kunde von der Absetzung Tommaso Feo's hatte der Castellan von Imola sofort auf seine Stelle verzichtet und war außer Landes gegangen. Caterina setzte an seine Stelle ihren Stiefvater Giampietro Landriani und Forlimpopoli gab sie an dessen legitimen Sohn Pietro. So waren die wichtigsten Stützpunkte ihrer Macht ganz in ihren Händen. Aber bald war sie nicht mehr die Herrin, sondern die Sklavin ihres jungen Gemahls.

Der Buhle der Gräfin — denn als solcher mußte Giacomo Feo den Forlivesen erscheinen — hatte durch die Arroganz seines Auftretens gar bald die vornehmen Familien der Stadt verletzt. Vor Allem fühlten sich die Orcioli und Marcobelli, die sich um die Wiederherstellung des Regiments der Gräfin Verdienste erworben und deshalb in großer Gunst bei ihr gestanden hatten, in ihrem Einflusse und in ihren Interessen beeinträchtigt. Auch den eigentlichen Herrn von Forli, den jungen Grafen Ottaviano, behandelte der Emporkömmling so hochfahrend und ungebührlich, daß dieser ihn hassen mußte. Diese Stimmung des Volkes und seines zukünftigen Gebieters konnte Giacomo Feo nicht unbekannt bleiben. Würde sie nicht am Ende auch die Gräfin ergreifen und diese ihn abschütteln, wie sie sich schon von so Manchem befreit hatte? Eine solche Befürchtung mußte Giacomo gegen sein Weib argwöhnisch machen. Er überwachte sie und duldete nicht, daß sie mit einem Dritten unter vier Augen sprach. Und doch gab es gerade in dieser Zeit die wichtigsten, die Verhältnisse ganz Italiens berührenden Angelegenheiten zu behandeln.

Im Juli 1492 war Papst Innocenz VIII. gestorben, und Alexander VI., der Ottaviano Riario aus der Taufe gehoben hatte, war sein Nachfolger ge-

worden. Der Borgia erinnerte sich dessen sehr wohl und versprach, sein Pathenkind wie ein Vater zu behandeln: Caterina könne sich auf ihn verlassen, wie auf Sixtus IV. Caterina hielt sich deshalb von dieser Seite geborgen. Sie feierte mit großem Gepränge die Wahl des Papstes. Innocenz dem Achten war in demselben Jahre Lorenzo de' Medici im Tode vorausgegangen. Mag man über die innere Politik dieses Mannes urtheilen, wie man will, er war doch ein genialer Mensch gewesen und hatte der Sindfluth, welche nach seinem Ableben nur zu bald über ganz Italien hereinbrach, die Schleußen verschlossen gehalten. Seitdem die Riario das schändliche Attentat gegen ihn ausgeführt hatten, war er ihr Freund nicht gewesen. Daß er aber die Seele aller der Anschläge gegen ihre Herrschaft in der Romagna gewesen, und die Ermordung Girolamo's auf ihn in letzter Instanz zurückzuführen sei, wie Pasolini will, scheint nicht erwiesen. Wäre Caterina nicht ein Kind des fünfzehnten Jahrhunderts, so könnte man glauben, daß ihre fortgesetzten Bemühungen, sich persönlich in Gunsten bei Lorenzo zu erhalten, dem Gefühle entsprungen seien, daß sie das Verbrechen ihres Mannes gegen Lorenzo wieder gut zu machen habe. In Wirklichkeit war diese ihre persönliche Politik jedoch wohl nur die Frucht kluger Berechnung und einer, ich möchte sagen, instinctiven Empfindung von dem, was ihr schließlich einmal nützen werde.

Auf diesen ihren politischen Instinct mußte sie sich auch jetzt in den Stürmen verlassen, die über sie, wie über ganz Italien hereinbrachen.

Die Halbinsel war in zwei große Lager gespalten, deren Häupter sich wechselseitig bemühten, die Herrin von Imola und Forli auf ihre Seite zu ziehen. Man wußte, daß sie nach Kräften, ja über diese hinaus, ihren kleinen Staat in Vertheidigungszustand setze. Die Lage dieses Staates an der großen Heerstraße von Oberitalien nach Neapel war es, die demselben nun eine besondere Wichtigkeit gab. Man wußte zwar auch, daß in ihm Unzufriedenheit herrsche und daß die ihn regierende Familie in sich gespalten sei. Der florentinische Gesandte Puccio Pucci berichtete schon 1493 nach Hause, die Lage habe sich so zugespitzt, daß es zu einer Katastrophe kommen müsse; entweder werde Caterina ihren Buhlen (amante) ermorden lassen oder dieser werde sie und ihre Kinder umbringen, oder Ottaviano werde seine Mutter sammt ihrem Liebhaber aus der Welt schaffen. Nichtsdestoweniger blieben die Dinge noch in der Schwebe. Die großen Ereignisse zogen sie nicht in die Tiefe, sondern hielten sie über dem Wasser. Die allgemeine Noth, die über das Land kam, zwang Alle, von der inneren Lage abzusehen.

Als Karl VIII. endlich 1494 nach Italien gekommen war, von dem Vetter, aber Gegner ihres ersten Mannes, dem Cardinal Giuliano della Rovere (Julius II.) angestachelt und von ihrem Onkel, Ludwig dem Mohren, der ihre Geschwister der Herrschaft über Mailand beraubt hatte, gerufen, da beschloß Caterina nach langem Zaudern und zweideutigen Neutralitätsverhandlungen, sich auf die Seite des Papstes, Piero's von Medici und des Königs von Neapel zu stellen. Als aber die Truppen des letzteren vor dem Theile des französischen Heeres, das durch die Romagna nach Neapel ziehen sollte, ohne Widerstand nach dem Süden zurückgingen, die Franzosen einen befestigten Ort

nach dem andern einnahmen und ausplünderten, da sprang sie entschlossenen Sinnes in das feindliche Lager hinüber und rettete Forli vor der Plünderung durch die ausgehungerten, beuteluſtigen Franzosen. Sie zogen nach Toscana ab. Wie Caterina ihren Staat in diesem schweren Momente vor dem Untergange gerettet hatte, so wußte sie auch, als kurz darauf wieder alle Alliancen sich von Grund aus geändert hatten, als Florenz französisch und Mailand antifranzösisch geworden war, sich hindurchzuwinden. Wenn nur die verzweifelte Lage im Innern und in ihrer Familie selbst zu überwinden gewesen wäre! Das aber blieb unmöglich.

Ottaviano Riario war jetzt sechzehn Jahre alt. Auf ihn hofften die Feinde Giacomo Feo's, ihn hetzten sie gegen den Eindringling auf. Der von Natur aus schüchterne und schwache Jüngling wollte sich nicht Alles von dem Manne, der sein Knecht gewesen war, bieten lassen. Eines Tages widersprach er Feo. Da gab ihm dieser eine Ohrfeige. Das empörte den Waffenträger des jungen Grafen, den Imolesen Antonio Ghetti, der eine Zofe der Caterina zur Frau hatte und bei der Gefangennahme Tommaso Feo's der Gräfin die schlimmsten Dienste geleistet hatte. Er wendete sich sofort an die Orcioli und Francobelli und eröffnete ihnen seinen Plan, Giacomo Feo zu ermorden. Einige Spießgesellen, darunter zwei verkommene Geistliche, waren leicht gefunden, die bereit waren, sich an dem Frevel zu betheiligen. Am Abend des 27. Auguſt 1495 kehrte Caterina mit ihrer Tochter Bianca, einigen Damen, ihren Söhnen Ottaviano und Cesare, und Giacomo Feo von einem Jagdausflug zurück. Die Gräfin saß in einem Wagen, die Uebrigen folgten zu Pferde. Eine ganze Anzahl Reisige diente zur Bedeckung. Mit Jagdbeute beladen zog die Gesellschaft, heitere Lieder singend, durch Forli. An einer Brücke stockte der Zug ein wenig. Die Gräfin mit ihrem Gefolge war bis auf Giacomo Feo hinüber. Da bemerkte dieser Ghetti und rief ihm zu: „Wie geht es, Gian Antonio?" — „Es geht mir gut," erwiderte der Angesprochene. In diesem Momente stößt ein Knecht Ghetti's dem Schlachtopfer eine Partisane in die Seite, durch und durch, man reißt den Halbtodten vom Pferde, entstellt ihn bis zur Unkenntlichkeit und wirft ihn in einen Graben.

Auf das erste Geschrei des Unglücklichen hatte die Gräfin die Kutsche verlassen, sich auf ein Pferd geworfen und war in die Citadelle gesprengt. Ihre Söhne flüchteten sich schuldbewußt in das Haus eines Paolo Denti. Nur zwei der Begleiter der Gräfin wendeten sich gegen die Mörder, welche sie anschrieen, das, was sie gethan, hätten sie im Auftrage ihrer Herrin und Ottaviano's gethan. Dann ließen sie die Gräfin und Ottaviano hochleben, und das Volk stimmte ein. Der Polizeimeister stand dem rathlos gegenüber. Er schickte, da er so etwas doch für möglich hielt, zur Gräfin ins Schloß, die wüthend vor Aufregung und Schmerz Alles für Verrath erklärte. Der Polizeimeister suchte nun die Mörder, namentlich Ghetti, zu verhaften. Sie entsprangen. Aber Ghetti wurde auf der Flucht nach tapferer Gegenwehr niedergestochen, die Uebrigen zum Theil verhaftet.

Noch in derselben Nacht wurden alle Angehörigen Ghetti's eingezogen und die Mitschuldigen nach und nach in die Gefängnisse der Burg gebracht.

Caterina war zu einer Megäre geworden, die ihren Schmerz über den Tod des geliebten Mannes nur in einem Blutbade lindern zu können glaubte. Die Mörder Feo's wurden in geradezu bestialischer Weise zu Tode gequält, die Familien Marcobelli und Orcioli eingekerkert und ihr Eigenthum eingezogen, ihre Paläste ausgeraubt. In den Verließen der Burg sind ihre Angehörigen, man weiß nicht wie, ums Leben gekommen. Unschuldige Kinder der Mitverschworenen wurden umgebracht, und als ob deren Blut nicht schon laut genug zum Himmel schrie, wurden noch einige unmündige Nachkommen der Orsi, der Mörder von Girolamo Riario, jetzt dazu abgeschlachtet. Einen unehelichen Sohn Riario's, der Caterina Vorstellungen machte, ließ diese achtzehn Monate im Kerker schmachten, aus dem er als Krüppel hervorging. Erst drei Tage nach dem Tode des Geliebten ließ Caterina ihre Söhne aus dem Hause Denti's abholen. Wie sie sie empfangen hat, weiß man nicht. Ottaviano wurde eingesperrt. Niemand durfte ihn sehen und sprechen. In den Händen des furchtbaren Weibes scheint das Leben ihres Erstgeborenen bedrohter, als einst in den Händen der Mörder seines Vaters gewesen zu sein. Es ziert das Andenken Caterina's wahrlich nicht, daß einzelne ihrer Gefangenen ein Jahr später auf Verwendung ihres neuen Gemahls ihre Freiheit wieder erhielten.

Im Jahre 1496 hatten die Florentiner, welche 1494 Piero de' Medici, den Sohn Lorenzo's, verjagt und unter Leitung Savonarola's ihr Staatswesen reformirt hatten, Giovanni de' Medici, der mit seinem Vetter Piero seit lange verfeindet gewesen war und deshalb nach Florenz hatte zurückkehren dürfen, als ihren Gesandten noch Forli geschickt, um Caterina auf die französische Seite hinüber zu ziehen. Sie hätten keinen besseren Botschafter finden können. Denn Giovanni war ein sehr geschickter und — ein sehr schöner Mann. Nicht allzulange war er in Forli, so verbreitete sich das Gerücht, Caterina sei mit dem Florentiner verheirathet, und dann später, sie habe ihrem dritten Gemahl einen Sohn geboren. Ihr Onkel, der Herzog von Mailand, und die Venetianer, die Herren von Ravenna waren, sahen diese Verbindung aus politischen Gründen sehr ungern. Waren sie doch jetzt Gegner Frankreichs. Sie suchten daher auf alle Weise hinter das Geheimniß zu kommen. Aber Caterina hatte die Forlivesen so eingeschüchtert, daß sie nur in den allgemeinsten Ausdrücken darüber sprachen. Caterina selbst leugnete Alles, obgleich der Medici mit Gefolge in der Burg Wohnung genommen hatte und auch 1497 noch dort blieb. Schließlich war aber doch das Geheimniß nicht mehr den Verwandten gegenüber zu bewahren [1]). Der Herzog von Mailand gab seine Einwilligung zur Ehe und ebenso Caterina's eigener Sohn Ottaviano, der in Florenz Kriegsdienste genommen hatte. Nur der Außenwelt gegenüber mußte Alles geheim gehalten werden. Denn sonst hätte der Cardinal Riario, der schon an der Ermordung Giacomo Feo's nicht unbetheiligt gewesen war und mit Caterina sich verfeindet hatte, auf der Aufhebung der Vormundschaft über seine Vettern bestanden. Um die der Gräfin von dieser Seite drohenden Gefahren nach Kräften zu vermindern, nahm Florenz sie mit all' ihren

[1]) Giovanni de' Medici II ist geboren am 6. April 1498.

Kindern und denen, die noch geboren werden könnten, in seine Bürgerschaft auf. Dadurch erst wurde ihr und Giovanni's Sohn, der nachmals unter dem Namen Giovanni delle Bande nere berühmt gewordene Condottiere, Bürger von Florenz. Cosimo de' Medici, der erste Großherzog von Toscana, war dann ein dieses Vaters nicht unwürdiger Sohn.

Die Ehe Caterina's mit Giovanni de' Medici sollte nicht von langer Dauer sein. Um den Florentinern, welche Pisa belagerten und eine schwere Niederlage erlitten hatten, Hülfe zu bringen, hatte Caterina ihren Erstgeborenen mit einem trefflich ausgerüsteten Heerhaufen zu ihnen geschickt und ihren Gemahl dem noch unerfahrenen Befehlshaber an die Seite gestellt. Stolz erfüllte das Herz des kriegerischen Weibes, als sie von den tüchtigen Waffenthaten ihres Sohnes hörte. Doch bald kamen schlechte Nachrichten aus dem Kriegslager. Ihr Mann war so krank, daß er es verlassen und in das Bad von S. Piero in Bagno abreisen mußte. Dort ist er in der Nacht vom 14. auf den 15. September in den Armen seiner untröstlichen Frau gestorben. Mit diesem Manne war die beste Stütze, die sie vor dem hereinbrechenden Unheil vielleicht hätte bewahren können, ins Grab gesunken. Schon hatten sich ihr die Schatten des Verderbens gezeigt.

Im Frühjahre 1498 war ganz unerwartet in Forli ein Abgesandter Alexander's VI. erschienen und hatte der Gräfin vorgeschlagen, ihrem Sohne die Tochter des Papstes, Lucrezia, zum Weibe zu geben. Daß diese schon seit 1493 mit Giovanni Sforza verheirathet gewesen war, hatte dem Papste nicht als ein Hinderniß seiner Pläne mit dieser Tochter gegolten. War sie doch auch von ihrem mit dem Tode bedrohten Gemahle im December 1497 geschieden worden. Diesen Antrag, der auf den ersten Augenblick etwas Verlockendes für Caterina haben konnte, und dessen Ablehnung schwere Gefahren in sich barg, wies sie jedoch sofort ab. „Der Papst wird wüthend werden," schrieb sie an einen Vertrauten, „aber was liegt daran?"[1]). Es war ihr ein unerträglicher Gedanke, daß ihr Sohn ein Weib nehmen solle, das Jahre lang die Frau eines Verwandten von ihr, eines Sforza, gewesen war; sie wolle ihn, der jetzt eben in die Welt getreten sei, nicht sofort in ein Labyrinth verwickeln, ließ sie ihrem Onkel sagen. Ausschlaggebend war für sie wohl die Erwägung, daß sie selbst mit ihrem Manne nach dem Vollzuge dieser Ehe die Herrschaft werde niederlegen müssen. Die Befürchtung, daß das Ganze nur eine Intrigue des Cesare Borgia sei, um einen Vorwand zur Einmischung in die Angelegenheiten ihres Landes zu gewinnen und die Riario ganz zu depossediren, mag ihr dabei auch vorgeschwebt haben. —

Das Ländchen, über welches Caterina gebot, empfing seine Widerstandskraft gegen die nächsten und schlimmsten Feinde, die Venetianer, nur durch die Energie der Herrscherin und deren politische Klugheit. Waren die Romagnolen auch tapfere Soldaten, so besaß doch Caterina nur einen kleinen Theil der Landschaft, konnte also nicht mit eigenen Kräften einem Staate wie dem von San Marco entgegentreten. Sie mußte sich an einen anderen mächtigeren

[1]) Il papa anderà sulle furie, ma che fa questo?

anlehnen. Ihr natürlichster Stützpunkt blieb immer noch ihr Onkel, Ludovico il Moro von Mailand, obwohl er ihre Geschwister entthront hatte. Mit Venedig verfeindet, sendete er ihr auch Beistand. Aber die Befehlshaber der Truppen, die er ihr geschickt hatte, waren nur rohe Kriegsleute. Sie leisteten Caterina keinen oder nur geringen Gehorsam, obwohl sie officiell an die Spitze aller Streitkräfte von Mailand in der Romagna gestellt war. In voller Rüstung ritt sie mit den Unterbefehlshabern, von denen der berühmte Capitano Fracassa, ein Graf von San Severino, ihr trotz aller gegen ihn verschwendeten Liebenswürdigkeit am unbotmäßigsten sich bezeigte, an die vom Feinde bedrohten Punkte, und nur ihrer persönlichen Wachsamkeit war es zu danken, daß Forli nicht einmal von den Venetianern überrumpelt wurde. Dazu kam, daß sie fast den ganzen Sommer 1498 hindurch leidend war und von ihren anderen Bundesgenossen, von den Florentinern, viel Aerger auszustehen hatte.

Die Florentiner, von dem Kriege gegen Pisa ganz erschöpft, sollten Caterina für die ihnen gesendeten Hülfstruppen Sold zahlen und sie, die ihnen die Apenninenpässe gegen die Venetianer in der Romagna vertheidigte, noch mit Gelde unterstützen. Das konnte die Republik, auch wenn sie besseren Willen gehabt hätte, kaum noch leisten. Bei aller Freundschaft für Florenz war die Gräfin daher fast gezwungen, sich von Florenz zu trennen. Aber konnte sie das so leicht ausführen? Drohte nicht soeben ihre stärkste Stütze, der Herzog von Mailand, zusammenzubrechen? Und lauerte nicht Cesare Borgia im Hintergrunde, um die ganze Romagna für sich mit Hülfe der Franzosen zu gewinnen, welche den Herzog von Mailand mit Krieg zu überziehen sich anschickten? Es war kaum noch möglich bei der Unberechenbarkeit aller Verhältnisse, in denen sich Italien in dem letzten Jahrzehnt des Jahrhunderts befand, vor Allem bei der Unzuverlässigkeit aller der Männer, welche an den entscheidenden Stellen die Geschicke leiteten, eine Entscheidung zu treffen, die nicht die schlimmsten Folgen in ihrem Schoße getragen hätte. Was für ein Verlaß war auf den Herzog von Mailand? Wer konnte gar dem Papste Alexander VI. trauen? Venedig und Florenz waren wahrlich auch keine sicheren Partner. Bei diesem Chaos der einander durchkreuzenden, sich gegenseitig aufhebenden und doch wieder ineinander fließenden Combinationen, die damals den Kopf der Herrin von Forli beschäftigten, wollte es der Zufall, daß mit ihr der Mann in eine wenn auch nur vorübergehende Beziehung kommen sollte, welcher der wahrste und reinste Typus dieser Zeiten ist, Niccolo Machiavelli. Die erste Legation, die der Kanzler des Raths der Acht auszuführen hatte, führte ihn nach Forli zu Caterina, welche dem Novizen in der Diplomatie an Menschen- und Geschäftskenntniß weit überlegen war. Dazu hatte sie den großen Vortheil, selbständig entscheiden zu können, während Machiavelli von seinen Auftraggebern abhing. Waren beide auch bald über die Frage einig geworden, die der Verhandlung zum Vorwande diente, so war doch kein Resultat über die Hauptfrage zu erzielen. Die Florentiner wollten die Gräfin auf ihrer Seite erhalten, diese aber forderte nach manchen Umschweifen schließlich von ihnen, daß sie ihren

Staat vertheidigen, d. h. ihr garantiren sollten. Da das die vorsichtigen Herren von Florenz nicht zugestanden, verliefen die Verhandlungen im Sande. Doch wurden sie nicht abgebrochen, und Florenz und Caterina blieben in freundlichen Beziehungen zu einander. Hätte die Sendung Machiavelli's aber auch zu einem echten Garantievertrage geführt, so würde dieser doch schwerlich der Herrin von Forli viel genützt haben. Denn ein Stärkerer war über sie gekommen, dem auch Florenz weichen mußte.

Auf demselben Wege und mit denselben Mitteln, mit denen Sixtus IV. seinen Nepoten zum Besitz eines Staates verholfen hatte, suchte Alexander VI. seinen Sohn Cesare zu einem weltlichen Fürsten zu machen. Wie die Verruchtheit an der päpstlichen Curie seitdem ins Dämonische gewachsen war, so wurden jetzt auch größere Pläne für den Papstsohn ins Auge gefaßt und ins Werk gesetzt. Hatte Sixtus IV. einst seinem Nepoten durch eine Ehe mit einer Angehörigen des Hauses Sforza einen Rückhalt gegeben, um ihm einen Theil der Romagna zuzuwenden, so suchte Alexander VI. für seinen Sohn eine noch vornehmere Verbindung abzuschließen, und dann die ganze Romagna in seinen Besitz zu bringen. Und dieses gelang. Cesare Borgia, der auf seine Cardinalswürde verzichtet hatte, ging nach Frankreich, brachte dem König Ludwig XII. einen sehr begehrten Ehedispens und erhielt dafür Charlotte d'Albert, die Verwandte des Königs Ludwig und Schwester des Königs von Navarra, mit reicher Mitgift zur Frau. Noch Größeres wurde ihm in Aussicht gestellt durch das Bündniß, welches sein Vater mit dem Könige zur Bekämpfung des Herzogs von Mailand und zur Umgestaltung der Karte Italiens abschloß. Der Papst verpflichtete sich, Frankreich Hülfstruppen zur Niederwerfung Ludovico Moro's zu senden, wofür dem Cesare Borgia ein französisches Corps zur Eroberung der Romagna zugesichert wurde. Caterina zu stürzen und sie ihrer Staaten zu berauben, war jetzt das erste und vornehmste Ziel der Borgia. Hatte der Papst sie doch schon im Monat März 1499 feierlich für eine „Tochter der Ungerechtigkeit" erklären lassen, weil sie und ihr Sohn den schuldigen Lehnszins nicht gezahlt hätten. Das war freilich nur ein Vorwand. Denn Caterina hatte ja noch viel größere Forderungen an die Curie zu stellen, die Girolamo Riario niemals den ihm 1484 versprochenen Sold von vier Kriegsjahren gezahlt hatte. Im Namen der Kirche zog nichtsdestoweniger Cesare Borgia mit den Truppen, welche der Papst dem König von Frankreich zu Hülfe nach Mailand geschickt hatte, und von 15 000 Franzosen und Schweizern unterstützt, gegen die Romagna heran. War er doch im Rücken vollständig gedeckt, da die Regierung von Mailand binnen zwölf Tagen vollständig zusammengebrochen und Ludovico nach Deutschland geflohen war.

Die Lage Caterina's war eine ganz verzweifelte. Man würde es auch dem tapfersten und genialsten Staatsmanne nicht haben verübeln können, wenn er jetzt auf jeden Widerstand verzichtet hätte. Anders diese Frau!

Trotzdem daß noch im August 1499 die Pest in ihrem Ländchen gewüthet hatte, und ihr jüngster Sohn, an dem sie mit leidenschaftlicher Liebe hing, wiederholt schwer erkrankte, rüstete sie sich zur verzweifeltesten Gegenwehr. Alles,

was sie an waffenfähiger Mannschaft zusammenbringen konnte, wurde täglich unter ihren Augen einexercirt, ihre Schlösser wurden mit Lebensmitteln und Munition versehen, dem Feind wurde der Einmarsch in ihr Land durch Inundationen erschwert. Sie selbst reiste über den Apennin nach Florenz, um ihre alten Freunde durch persönliche Einwirkungen zu ihrem Schutze in Bewegung zu setzen. Doch auch das half nichts. Denn der Papst hatte die Florentiner bedrohen lassen, daß er, wenn sie Caterina unterstützten, das immer noch nicht unterworfene Pisa seinem Sohne geben werde. Caterina war also ganz auf sich angewiesen. Doch hielt sie die Florentiner noch für ihre besten Freunde. Denn ihrem Schutze vertraute sie alle ihre Kinder bis auf ihren ältesten Sohn an; den behielt sie bei sich, um ihn dann, als ihre Lage ganz unhaltbar geworden war, gleichfalls nach der Arnostadt zu entlassen. Auch ihre Kleinodien und wichtigsten Papiere ließ sie mit den Kindern auf ein einsam gelegenes Gut ihres letzten Mannes bringen.

So stellte das heroische Weib sich allein mit ihren geringen Streitkräften, nur von unzuverlässigen Unterthanen umgeben, dem furchtbaren Cesare Borgia und seinem weit überlegenen Heere entgegen. Man kann es eine That der Verzweiflung nennen. Aber Verzweifelnde pflegen in der Regel weniger umsichtig und Alles ruhig überlegend zu handeln, als diese tapfere und kluge, in ihrem Untergange furchtbar große Frau. Hatte ihr Onkel sich feige und elend benommen, so wollte die Tochter des großen Condottierengeschlechtes die Ehre der Sforza aufrecht erhalten.

Mitte November rückte das Heer Cesare Borgia's von Norden her in die Romagna ein. Imola hatte also den ersten Angriff auszuhalten. Die Bürger der Stadt, die die Thore hatten vermauern lassen und ihrem Herrn, Ottaviano Riario, noch die besten Versprechungen gegeben hatten, lieferten dieselbe aber sofort an den Befehlshaber der Vorhut des feindlichen Heeres aus. Dieser, ein früherer vertrauter Freund von Caterina, Achille Tiberti, hatte sie jetzt verrathen. Wie sollten da die Bürger von Imola ihr Treue bewahren! Doch der Castellan der Burg, Dionigi Naldi, wahrte sie. Er ließ sich durch die Drohungen Cesare's, ihn mit seiner ganzen Familie aufzuhängen, nicht einschüchtern, eröffnete vielmehr das Feuer gegen die Stadt, in die am 25. November an fünfzehntausend Mann Truppen eingezogen waren. Da verrieth ein Schreiner, der die Burg genau kannte, an Cesare eine schwache Stelle ihrer Befestigungen. Auf diese ließen nun die Belagerer ihre Geschütze richten, und eine Bresche war bald in die Mauer geschossen. Naldi, selbst am Kopfe verwundet, mußte sich auf Verhandlungen einlassen. Cesare gestand einen Waffenstillstand von drei Tagen zu, innerhalb deren der Castellan die Befehle seiner Herrin einholen werde. Als keine Hülfe kam, übergab Naldi die Burg unter den für ihn ehrenvollsten Bedingungen.

Langsamer, als man hätte erwarten können, wälzte sich nun das siegreiche Heer gegen Forli. Hier hatte Caterina inzwischen noch mit dem Aufgebot aller Kräfte an der Herstellung der Vertheidigungswerke gearbeitet. Vor Allem war das Castell Ravaldino gut bewehrt worden. Jedes Haus in seiner Nähe, jede der Gräfin noch so liebe Anlage, die den Feinden

zum Stützpunkt ihres Angriffs hätte dienen können, war rasirt worden. Auch die Forlivesen selbst zeigten sich entschlossen, ihre Stadt gegen die Feinde tapfer zu vertheidigen. Denn es war wahrlich kein guter Ruf, der dem Heere Cesare's voranging. Doch traute Caterina ihren Unterthanen keine Heldenthaten zu. Sie ließ sie durch einen Abgesandten wiederholt fragen, was sie zu thun gedächten; sie möchten es ihr nur offen sagen. Der Magistrat der Stadt gab darauf unbestimmte und ausweichende Antworten: „Caterina möge doch überlegen, ob es nicht räthlicher sei, der Uebermacht zu weichen; ein anderer Papst werde sie und die Ihrigen wieder einsetzen, es hätten ja nicht alle Cardinäle der Verleihung der Romagna an Cesare zugestimmt." Die Gräfin antwortete ihnen: „Kaninchen! Begreift ihr nicht, daß ein ruinirter Staat immer noch besser ist als ein verlorener? Macht was ihr wollt mit Eurer Stadt; was aber die Burg anbetrifft, so will ich dem Borgia zeigen, daß auch ein Weib fähig ist, mit Kanonen zu schießen." Nachdem es so weit gekommen war, ist das Ende leicht voraus zu sehen. Auf eine Rede hin, welche einer der angesehensten Männer der Stadt und bisher ein treuer Anhänger der Riario, der Graf Luffo Numai, an seine Mitbürger hielt, war jetzt die Bürgerschaft der Stadt einmüthig entschlossen, den Widerstand gegen Cesare aufzugeben. Die Uebergabe der Stadt wurde ihm angezeigt, gleichzeitig aber auch der Gräfin davon durch zwei Abgesandte Kenntniß gegeben. Diese setzten der verlassenen Herrin die Motive des Beschlusses auseinander. Caterina ließ sich Alles aufs genaueste erzählen und verabschiedete dann freundlich ihre ehemaligen Unterthanen. Kaum waren diese in die Stadt zurückgekehrt, so ließ sie einige Kanonenkugeln über sie hinfegen, zum Zeichen, daß sie zum äußersten Widerstand entschlossen sei. Hatte sie doch auch außer der gewöhnlichen Besatzung jetzt an zweitausend Söldner, zahlreiche Freiwillige aus der Stadt und der Grafschaft und vierhundert deutsche und französische Landsknechte um sich, die von tapferen und zuverlässigen Capitänen geführt wurden. Drei ihrer Brüder, welche aus Mailand nach der Besetzung der Stadt durch die Franzosen geflohen waren, befanden sich unter ihnen. War das Castell auch zu klein für eine solche Menschenmenge und Unordnungen deshalb unvermeidlich, so waren doch Geld, Lebensmittel und Munition zur Genüge da, und Caterina unermüdlich, Allen Muth einzuflößen.

Am 19. December hielt Cesare Borgia seinen Einzug in Forli. Er selbst schloß auf einem weißen Roß den Zug seiner vierzehntausend Mann. Vor ihm her wurde die Standarte der Kirche getragen. Ihm zur Seite ritt der Befehlshaber der französischen Truppen, Monseigneur Ivo d'Allègre. Die Schweizer befehligte der Bailly von Dijon, Antoine de Bussey. Ununterbrochen strömte ein heftiger Regen herab. Um so rascher suchten die Truppen und die Tausende von Gesindel, das ihnen folgte, in die Häuser zu dringen, um sich dort einzurichten, Alles mit Beschlag zu belegen und gegen Männer und Frauen alle Arten von Gewalt zu gebrauchen. Auch in die Frauenklöster drangen die Banden ein und vergriffen sich an den Nonnen, die Sturm läuteten. „Unsere Qualen waren denen der Hölle ähnlich," versichert ein Chronist. Nur mit der größten Mühe konnte einige Ordnung hergestellt

werden. Der Herzog, welcher seine Bürger nicht von vornherein gegen sich aufbringen wollte, hörte geduldig die unendlichen Klagen der Jammernden an, aber kaum konnte er etwas zu ihrer Abstellung beitragen.

So sehr Cesare wünschte, bald mit der Besitzergreifung des Castells zu Ende zu kommen, so wenig zeigte sich Aussicht dazu. Es fehlte noch an Belagerungsgeschütz. Als Caterina am ersten Weihnachtstage eine Fahne, die einen Löwen zeigte, auf ihrer Burg aufhissen ließ, geriethen die Belagerer sogar in ängstliche Aufregung, da sie glaubten, Caterina habe sich in den Schutz Venedig's gestellt und die Republik von San Marco diesen übernommen. Aber es war nur eine Kriegslist der Gräfin. Um sie, die die Belagerer noch durch Kanonenschüsse zum Angriff herausforderte, zu einer friedlichen Lösung des Conflicts zu bewegen, demüthigte sich der Borgia soweit, daß er eines Morgens mit einem Trompeter an das Hauptthor der Citadelle heranritt und mit der Gräfin persönlich zu parlamentiren begehrte. Als Caterina sofort auf der Zinne des Brückenkopfes erschienen war, lüftete der Herzog ehrerbietig den Hut und redete seine Feindin an. Was die Beiden mit einander verhandelt haben, wissen spätere Chronisten zu erzählen; die zeitgenössischen berichten nichts darüber. Die Gräfin zog sich grüßend, nachdem sie ihre Antwort gegeben hatte, zurück, und Cesare warf sein Pferd herum und ritt ab. Aber er hatte die Hoffnung noch nicht aufgegeben, sein Ziel auf diesem Wege zu erreichen.

Nochmals ritt der Graf am 26. December an die Burg heran. Es wird berichtet, daß Cesare der Gräfin, die ihm das erste Mal ihr Mißtrauen gegen seine Verhandlungen ausgedrückt habe, den Monsieur d'Allègre, den Bailly von Dijon und den Herzog von Vendôme als Bürgen für sein Wort angeboten habe. Aber auch diese wies die Gräfin zurück. Und so mußten die Kanonen das letzte Wort sprechen.

Am 28. December eröffneten die Belagerer das Feuer auf die Burg aus zwei Batterien. Caterina, welche die Aufstellung ihrer Kanonen selbst geleitet hatte, antwortete mit Erfolg. Der Ingenieurhauptmann der einen französischen Batterie wurde gleich auf den ersten Schuß getödtet. Am 29. verstummte dann das Feuer der Angreifer. Sie wollten sich für das Schießen einer Bresche besser vorbereiten. Die Bauern der Umgegend mußten Faschinen zum Ausfüllen der Gruben herbeischaffen.

Caterina hatte sich in den Bergfried des Castells zurückgezogen. Ihr Wohnhaus überließ sie den Befehlshabern der Truppen. Von der Spitze des Thurmes konnte sie die Gegend weit überschauen und die Bewegungen der Belagerer verfolgen. Von dort aus sah sie die Sonne am ersten Tage eines neuen Jahrhunderts sich erheben. Sie wird ihr wohl blutroth erschienen sein. Es gab kein Rückweichen, kein Verhandeln mehr. Als der Herzog auf den Kopf eines Ingenieurs der Festungsartillerie einen Preis von 2000 Dukaten gesetzt hatte, bot sie dem, der ihr den Herzog todt einliefere, 5000, und dem, der ihn lebendig bringe, 10000 Dukaten. Darauf schrieb der Herzog einen Preis von 100000 Dukaten auf ihr Haupt aus.

Anfänglich brachte das am 5. Januar 1500 von Neuem aufgenommene Feuer der französischen Bombarden den Festungswerken keinen großen Schaden bei. Was am Tage verletzt war, wurde des Nachts wieder ausgebessert. Caterina war unermüdlich unter den Ihrigen. Einen Küraß über dem Gewande, eilte sie von Ort zu Ort, wo die Kugeln pfiffen, und betheiligte sich persönlich an Ausfällen aus der Festung. Doch rasirten die französischen Kugeln bald die obersten Stockwerke des Bergfrieds und zweier Seitenthürme weg. Endlich legte auch die große Batterie von zehn Kanonen, welche das Castell von der Westseite her beschossen, zwei Breschen in die Courtine. Die Vertheidiger leisteten hinter den Resten derselben tapferen Widerstand. Da wurde auch diese zusammengeschossen und ein Theil der Festungsmauer, von einem Thurm zum anderen, dem directen Angriff ausgesetzt. Um dem nun drohenden Sturm zu begegnen, ließ Caterina im Hofe der Festung eine Batterie auffahren und sie mit Balken und Sandsäcken ausbauen. Diese kam aber zu keinem Schuß. Denn als am 12. Januar die Bresche gangbar geworden war und der Sturm auf die Festung begonnen hatte, blieb sie stumm und der Schweizer Cupizer konnte sich der Fahne auf dem Thurme Ravaldino bemächtigen. Der Castellan Giovanni de Casale hatte keinen Befehl zum Abfeuern der Batterie gegeben. Man hat den Mann, dem man ein Liebesverhältniß mit Caterina nachsagte, des Verrathes beschuldigt. Wie es scheint mit Unrecht. Die Burg war nicht sehr glücklich angelegt, und der Castellan hatte den Fehler begangen, statt die Bresche mit aller Macht zu vertheidigen, die Besatzung an einzelne Punkte zu vertheilen, so daß also diese, als die Feinde einmal in der Burg waren, sofort auseinander gerissen war. Doch gab Caterina die Vertheidigung nicht auf, und Casale zündete das Pulvermagazin eines Thurmes an, der von Feinden erfüllt war. Er selbst entkam glücklich auf einer geheimen Treppe, und die Eingedrungenen verbrannten oder wurden emporgeschleudert und zerrissen. Doch immer größere Haufen dringen in die Burg, in der allein noch der Bergfried Widerstand leistet. Caterina bricht aus ihm hervor, umgeben von ihren Brüdern und ihrem Gefolge. Ein wildes Handgemenge entbrennt. Das Weib stürzt sich auf die Feinde, die sie erkennen, wird aber immer glücklich von den Ihrigen wieder herausgehauen. Zwei Stunden dauert im Hofe das Gemetzel. Vierhundertfünfundsiebzig Leichen, die zahlreichen Verwundeten nicht gerechnet, hat man später aufgelesen!

Als Caterina sah, daß Alles verloren sei, befiehlt sie die aufgehäuften Faschinen und Reisigbündel anzuzünden, um die Angreifer hinauszuräuchern. Da springt der Wind um, und der dicke Qualm wälzt sich den Vertheidigern entgegen. Ruhe tritt im Getümmel für einen Moment ein. Kaum hat sich aber der Rauch ein wenig verzogen, da stürmt das furchtbare Weib noch einmal vorwärts. Jetzt sieht sie vor sich auf dem Thurm die weiße Fahne wehen. Giovanni von Casale hatte sie ohne ihren Befehl aufgezogen. Sofort verschwindet Caterina mit ihren Vertrautesten und ihrer Dienerschaft. Dann werden auch an anderen Stellen weiße Tücher auf die Lanzen gebunden, und der Kampf erstirbt. Aber nicht das Morden. Die durch den verzweifelten Widerstand in

Wuth versetzten Söldner stoßen Alles nieder, was ihnen in den Weg kommt, und plündern und rauben und sengen die ganze Nacht hindurch in der eroberten Veste.

Cesare Borgia hatte sich in die Stadt zurückgezogen, als der Sturm auf die Burg begonnen. Da ihm gemeldet wurde, daß die Niederlage Caterina's entschieden sei, und vielleicht noch ein Durchbruchsversuch der Belagerten gewagt werden könne, stieg er zu Pferde, umkreiste die Burg und ließ den Trompeter das Signal zum Parlamentiren geben. Er wußte nicht, was unterdessen innerhalb der Burg vorgegangen war. Sofort erschien an einem Fenster eines vom letzten Kampfgewühle freien Thurmes Caterina, und Cesare forderte sie auf, dem Gemetzel ein Ende zu machen und sich zu ergeben. Caterina antwortete eben, als sie sich von einer eisernen Faust von hinten gefaßt fühlte. Ein Deutscher oder Gascogner in Diensten des Bailly von Dijon war mit mehreren Soldaten in den Thurm gedrungen und erklärte sie zur Gefangenen seines Feldobersten. Caterina wendete sich um, verabschiedete sich mit einer ungezwungenen Miene vom Herzog, als wollte sie sagen: Es ist Alles vorüber, und gab sich dem Constabler gefangen[1]). In der That war für sie Alles vorbei.

VI.

Das war ein anderer Auszug aus der Burg, den jetzt Caterina in Begleitung Cesare Borgia's und des Monsieur d'Allègre nach der Stadt antrat, als damals, da sie, nach Niederwerfung des Aufstandes der Orsi durch die Feldobersten Mailands, triumphirend wieder in ihre Stadt einritt! Ueber zusammengeschossene Mauern und Trümmer jeder Art, über die Leichen der Gefallenen und die Körper der Verunglückten hinweg, stieg sie jetzt durch die Bresche in das Wasser des nur halb ausgefüllten Burggrabens hinab; und dann wurde sie durch die Stadt in den Palazzo Numai geführt, wo Cesare Borgia Wohnung genommen hatte. Hatte der Unhold sich bis dahin noch als Cavalier gegen die Gefangene betragen, welche er dem Bailly von Dijon gegen eine hohe Summe abgekauft, so zeigte er sich jetzt gar bald in seiner wahren Natur. Denn er hatte geglaubt, mit der Mutter auch deren Kinder in seinen Besitz bekommen zu haben, und sah sich nun hierin betrogen. Caterina konnte in Wahrheit sagen, daß diese in Sicherheit gebracht seien, und alles Suchen nach ihnen in den Ueberresten der Burg bestätigte nur ihre Worte. Darüber wüthend, erlaubte sich der Unmensch Thaten gegen seine Gefangene, der sich nur ein Cesare Borgia rühmen konnte. Sein würdiger Vater, der Papst, der erbost über den Widerstand der Gräfin diese hatte hingerichtet

[1]) Von dem Feldzuge des Borgia in der Romagna gibt es keinen Generalstabsbericht, wie sich Pasolini ausdrückt. Es bleibt daher Vieles von den Vorgängen, namentlich bei der Einnahme der Burg von Forli, unsicher. Die Chronologie ist schwer festzustellen, selbst entscheidende Acte sind uns ganz widerspruchsvoll überliefert. Natürlich hat sich auch die Sage sofort der wunderbaren Thaten der Gräfin bemächtigt. Vielleicht ließe sich aber durch Feststellung eines Grundrisses der zum Theil noch erhaltenen Burg und durch schärfere Scheidung der Quellen weiter kommen.

sehen wollen, änderte seinen Entschluß und befahl, sie lebendig nach Rom zu bringen, weil man nur so ihrer Nachkommen werde habhaft werden können. Und doch wäre Caterina fast noch den Klauen des Frevlers entwischt. Als am 21. Januar der Borgia im Begriff war, mit seiner Beute von Forli abzuziehen, stellte sich ihm der Bailly von Dijon auf der Straße entgegen und erklärte, es sei eine Schande für ihn, daß Caterina, die sich ihm ergeben habe, gegen französisches Recht, das keine Kriegsgefangenschaft der Frauen anerkenne, doch als Gefangene abgeführt werde. Cesare hatte dem Wächter der französischen Ehre die ihm für Caterina versprochene Summe nicht ganz ausgezahlt, und dieser trat nun mit seinen Schweizern dem Herzog so drohend entgegen, daß der feige Borgia Caterina mit dem Bailly in dessen Quartier abziehen ließ. Doch wurde, nachdem der Monsieur d'Allègre von Forlimpopoli herbeigerufen war, ein Abkommen über die Frau zu Stande gebracht: Caterina blieb nicht als Gefangene, sondern als eine dem Borgia in Depôt gegebene Unterthanin des Königs von Frankreich in dessen Händen; der Bailly von Dijon erhielt dafür eine reiche Soldzahlung für alle seine Leute. Am 23. Januar verließ dann Borgia mit d'Allègre Forli. Zwischen ihnen ritt in ein schwarzes Atlaskleid gehüllt und den Kopf mit einem Tuche umwunden die Gräfin. Zwei Diener und zwei Hoffräulein folgten ihr. In Cesena war das erste Nachtquartier. Um das unglückliche Weib den fortgesetzten Attentaten Cesare's zu entziehen, versuchte Monsieur d'Allègre sie in sein Quartier zu bekommen. Aber er empfing Ordre von seinem König, sofort nach Oberitalien aufzubrechen. Und so blieb Caterina in den Händen des Borgia, der sie mit sich nach Rom schleppte. Am 26. Februar 1500 hielt Cesare seinen Einzug in die ewige Stadt.

Man hat erzählt, Cesare habe die Gefangene von Forli der schaulustigen Menge vorgeführt, wie einst der Kaiser Aurelian die Königin Zenobia von Palmyra. Die römischen Chronisten, die den Triumphzug genau beschreiben, wissen jedoch nichts davon. Vielmehr wird berichtet, der Papst habe die Gefangene höflich empfangen und behandelt und im Belvedere des Vatikans, von zwanzig Wächtern wohl gehütet, in Gefangenschaft gehalten. Hier ereilte sie kurz darauf die Nachricht von dem Untergang ihres ganzen Hauses. War doch ihr Onkel Ludwig der Mohr und der einst in Rom so mächtige Cardinal Ascanio Sforza am 10. April bei Novara in die Hände der Franzosen gefallen, die beide als Gefangene nach Frankreich abführten. Auch dieser Schlag warf Caterina noch nicht ganz darnieder. Sie plante einen Fluchtversuch, der jedoch scheiterte.

Jetzt ließen sie die Borgia in das Castell Sant' Angelo abführen und in strenger Haft halten. Zu der Besorgniß, daß man sie hier, wie so viele Opfer der Borgia, vergiften werde, kamen Gemüthsaufregungen fast noch schlimmerer Art. Ihre beiden ältesten Söhne Ottaviano und Cesare quälten sie mit Bitten, ihnen zu einem Abkommen mit dem Papste zu verhelfen, durch das sie auf ihre Rechte auf Imola und Forli gegen eine Geldentschädigung, einen Cardinalshut und das Erzbisthum Pisa verzichten wollten. Ein einfacher Priester, ein alter Vertrauter der Familie, hielt den

würdigen Söhnen Girolamo Riario's die Thorheit und Schändlichkeit dieses Handels vor; Caterina dagegen schrieb gelassen an ihre Kinder, sie sollten sich nicht um sie kümmern und nicht ihren Besitz aufgeben; ehe sie nur ihretwillen sich ruinirten, sei sie bereit, Alles zu ertragen. Daß man sie auch der Vormundschaft über ihren jüngsten Sohn, Giovanni de Medici, entheben wollte, griff der Mutter noch stärker ans Herz. Sie erkrankte im Juli. Doch ihre wunderbare Elasticität hob sie auch hierüber hinweg. Da sie gar nicht sterben wollte und der Papst diese Gefangene des Königs von Frankreich und Schwester der Gemahlin des römischen Kaisers Maximilian nicht, wie so viele andere seiner Schlachtopfer, einfach aus dem Wege räumen mochte, suchte er ihr mit einer Anklage beizukommen. Caterina wurde beschuldigt, daß sie durch einen vergifteten Brief, den sie im November 1499 an den Papst, als dessen Sohn im Anzuge gegen sie war, geschrieben und dem Papste persönlich zu übergeben befohlen, den Versuch gemacht habe, den heiligen Vater ums Leben zu bringen. Drei Forlivesen, welche diesen Brief angeblich hatten überbringen sollen, aber vorher ergriffen worden waren, saßen seit dem November 1499 in den Gefängnissen des Castells von S. Angelo. Es wurde ein Verhör mit ihr angestellt. Da sie nicht gut gefoltert werden konnte, erpreßte man aber kein Geständniß aus ihr. Auch vor dem Papste, der sie in seiner Gegenwart vernehmen ließ, leugnete sie die That rundweg und ging zu solchen Anklagen gegen ihn und seinen Sohn über, daß die Beschuldigung nicht nur fallen gelassen wurde, sondern man Schweigen über sie nach allen Seiten auferlegte. In dem päpstlichen Geheimarchive befindet sich daher auch kein auf diesen Proceß bezügliches Document, wie Pasolini hat constatiren lassen. Dagegen sind die Chronisten der Zeit voll von Angaben darüber. Die Wahrheit scheint zu sein, daß das Ganze eine von den Borgia der Caterina gelegte Falle war, in die sie aber nicht gegangen ist.

Trotz dieses ihres Sieges hätte Caterina aber noch lange in den Verließen der Engelsburg schmachten können, wenn ihr nicht in Ivo d'Allègre ein Befreier erstanden wäre. Dieser war im Juni 1501 als ein Befehlshaber der französischen Truppen gegen Neapel nach Rom gekommen. Er hatte in Oberitalien, wo das Volk die tragischen Geschicke der Caterina in volksthümlichen Liedern besang[1]), davon gehört, wie Cesare Borgia sein Wort, Caterina nicht als Gefangene zu behandeln, gehalten hatte, und wußte, daß sein König über die Schändlichkeiten der Borgia in Italien aufgebracht sei. Er verlangte daher sofort die Freilassung der Gefangenen. Cesare Borgia widersetzte sich anfänglich dieser Forderung, mußte aber doch nachgeben.

Nachdem Caterina in einem formellen Actenstücke in ihrem und ihrer Kinder Namen auf ihre Staaten verzichtet hatte, erhielt sie die Freiheit und die Erlaubniß, Rom zu verlassen, nachdem sie 2000 Dukaten Unkosten bezahlt habe.

---

[1]) Ein uns erhaltenes derartiges Lamento von einem Nobel Marsilio Compagnon hat Pasolini, Bd. III, S. 811—823 abdrucken lassen. Sein Refrain lautet: Scolta questa sconsolata Catherina da forlivo.

Am 30. Juni 1501 ritt die Heldin von Forli, abgemagert und bleichen Angesichts, aus dem Thore der Engelsburg hervor. Auch innerlich war Caterina eine andere geworden. In den feuchten Verließen der Engelsburg, unter den Händen der Henker der Borgia, hatte sie Zeit und Muße gehabt, an ihre eigenen Blutthaten zu denken. Ihre Söhne hatten sie vermahnen müssen, „sich nicht von dem Teufel in Verzweiflung führen zu lassen, wenn er ihr alle ihre Irrthümer vor die Augen stelle; denn ein einziger Tropfen des Blutes Christi genüge, alle Sünden der Hölle zu sühnen und ihre Excellenz zu rechtfertigen."

Caterina nahm ihre Wohnung in Rom im herrlichen Palaste des Cardinals Riario, der sogenannten Cancellaria. Doch lange litt es sie dort nicht. Während der heilige Vater „die in Christo geliebte Tochter, das edle Weib [1]) Caterina Sforza" jetzt dem Wohlwollen der Florentiner in einem besonderen Schreiben dringend empfahl, zog diese es vor, heimlich zu Schiffe von Civitavecchia oder Ostia nach Livorno zu gehen, um nicht den etwa von Cesare Borgia gedungenen Mördern auf dem Landwege in die Hände zu fallen.

Gegen die Mitte Juli zog die Bürgerin von Florenz, von ihren Söhnen eingeholt, in die Arnostadt ein und stieg im Hause des Giuliano Scali im Borgo Pinti ab. Dort holte sie sofort ihr Schwager Lorenzo di Piero Francesco de' Medici ab und führte sie in das Haus seines verstorbenen Bruders Giovanni als in ihr eigenes.

Hier in Florenz und in seiner nächsten Umgebung hat dann Caterina den Rest ihres Lebens zugebracht. Sie bewohnte besonders gern die Besitzung ihres letzten Gemahls, die an dem Fuße des Monte Morello, nordwestlich von der Stadt, über der Arnoebene köstlich gelegene Villa di Castello, welche mit der Villa della Petraia noch jetzt einen wahrhaft königlichen Landsitz bildet. Im Sommer ging sie auf eine andere mediceische Besitzung, al Trebbio, im kühleren Casentinothale, wo sie ihrer auch schon in Forli gepflegten Liebhaberei für Landwirthschaft und Thierzucht nachgehen konnte. Hatte sie jetzt mehr Zeit zu derartigen Beschäftigungen als in ihrem sturmbewegten Jugendleben, so waren doch immer ihre Tage mit schweren Gedanken und Sorgen belastet. Man hat wohl die letzten Lebensjahre von Caterina als lediglich von religiösen Bußübungen und frommen Meditationen ausgefüllt hingestellt. Ein geistlicher Biograph geht sogar so weit zu behaupten, daß die Erinnerung an ihre eigene Vergangenheit, namentlich aber die Reue über die von ihr nach der Ermordung ihres zweiten Gemahls begangenen Grausamkeiten, insbesondere die Tödtung der unschuldigen Kinder der Orsi, ihr die Lebenstage abgekürzt habe. Ich halte das für ganz unwahrscheinlich, so wenig ich leugnen will, daß sich Caterina über viele Thaten ihres Lebens und namentlich über die Schandthaten nach dem Tode Giacomo Feo's (1495) die schwersten Gewissensbisse gemacht hat. Aber das hat sie nicht erst in diesen Jahren gethan. Caterina war von der ungläubigen Zeitströmung ihrer Tage wenig oder gar nicht berührt worden. Von ihrer, nach der Weise des

[1]) nobilis mulier.

Hauses Savoyen streng kirchlichen Adoptivmutter Bona in dem Glauben und den frommen Uebungen der Kirche erzogen, war sie sicher von den frivolen und heidnischen Ideen vieler Humanisten unberührt geblieben. Sie mochte wohl als schöne, junge, liebenswürdige Frau den witzigen und galanten Schmeicheleien der gefährlichen Curialen in Rom ihr Ohr geliehen haben, aber das hatte ihre Weltanschauung nicht berührt. Auch in ihrem späteren Leben finden wir keinen Humanisten von irgend welcher Bedeutung in ihrer nächsten vertrauten Umgebung in Forli. Der bekannteste von ihnen ist noch der Grieche Michele Marullo Tarchianota, der mit ihr die Gefahren der Belagerung der Burg von Forli theilte. Viel gefährlicher als aller humanistischer Unglauben war für dieses thatkräftige, leidenschaftliche, mit allen Reizen sinnberückender Schönheit ausgestattete Weib die Umgebung von Männern, welche in der hohen Schule des Lasters, wie die Weltgeschichte sie nur einmal am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts an der Curie hat erstehen sehen, aufgewachsen und herangebildet, einer solchen noch durch den Glanz ihrer Stellung und ihren Einfluß auf das Haupt der Kirche zugleich imponirenden Frau gegenüber alle ihre schlimmsten Verführungskünste spielen ließen. An einen feigen, ihrer tapferen Seele widerwärtigen Mann gekettet, dessen niedrige Herkunft der Tochter des Herzogs von Mailand und Sprossen des kriegsberühmten Hauses Sforza ein ewiger Vorwurf sein mochte, mußte sie den Verlockungen der höchsten Würdenträger um so widerstandsloser ausgesetzt sein, als diese ja gleichzeitig auch die Träger, man verzeihe den Ausdruck, des Gegengiftes waren, mit der man der schönen Sünderin über alle Scrupel und Gewissensbedenken durch Ablässe und kirchliche Praktiken jeder Art hinweghelfen konnte. Und doch ist das sittliche Empfinden dieser heißblütigen und in der schwülsten Atmosphäre lebenden Frau wohl vorübergehend unterdrückt, aber niemals völlig ausgerottet worden. Ihre ganze Natur war von Haus aus zu gesund, um sich von moralischer Sophistik umstricken zu lassen. Wie sie ihren Busen in einen Brustharnisch einzwängte, um dann mit dem Schwerte in der Hand für das, was sie für ihr und ihrer Kinder Wohl hielt, und für die Ehre des Hauses Sforza bis aufs Blut zu kämpfen, so hat sie auch ihr zarteres, weibliches Empfinden zurückgedrängt, und im Feldlager, in sorgfältiger persönlicher Bearbeitung der verwickelten Finanzangelegenheiten nicht nur ihrer Familie, sondern ihres Staates, in Sorgen für gerechte Rechtsprechung ihren Unterthanen gegenüber, in Herbeischaffung von Kriegsmaterial und in Drillung ihrer Soldaten ihre vornehmste Pflichterfüllung gefunden und geübt. In weiblichen Handarbeiten wohl erfahren und geschickt, ist ihr Leben doch ausgefüllt mit schwerster Männerarbeit: mit kriegerischen Actionen, mit Verhandlungen über auswärtige und innere Staatsgeschäfte schwierigster und gefährlichster Art. Und was als ein besonderer Beweis für das gesunde Empfinden dieses mit vielem Mutterwitz und schlagfertiger Rede ganz besonders ausgestatteten Mannweibes am stärksten zeugt: Caterina hatte sich trotz der Scheußlichkeit der Umgebung, in der sie in Rom existirt hatte, und des wilden Lebens im Feldlager unter Kriegsleuten, ein wirkliches Verständniß für die treibenden sittlichen Kräfte ihres Glaubens bewahrt und

sich nicht von den billig zu habenden Tröstungen der Kirche und deren unwürdigen Hohenpriestern vergiften lassen.

Gewiß, Caterina stand nicht über dem Glauben ihrer Zeit. Sie besuchte täglich die Messe, unterstützte Klöster, baute Kirchen und vertheilte Almosen, so viel sie konnte. Das genügte aber ihrer nach Vergebung ihrer Sünden sich sehnenden Seele so wenig, als die Absolutionen der römischen Priester. Sie empfand daher das Bedürfniß, sich mit dem reinsten und frömmsten Manne, den damals wohl die Kirche besaß, in Verbindung zu setzen, um über das Heil ihrer Seele zur Gewißheit zu kommen. Wir besitzen den Brief nicht mehr, den die Herrscherin von Forli 1497 an Girolamo Savonarola gerichtet hat. Aber die Antwort des Priors von San Marco, von dem Tage datirt, an dem Alexander VI. ihn in S. Spirito in Florenz excommuniciren ließ (18. Juni 1497), ist uns erhalten und ein leuchtender Beweis für die Seelenruhe des frommen Fraters, wie für die religiöse Stimmung desselben. Savonarola schreibt ihr, sie scheine ihm gut berathen und auf dem rechten Wege zu sein, denn sie zeige wahre Betrübniß über ihre Sünden; um diese zu beweisen, solle sie auch gute Werke thun, namentlich Almosen geben, denn diese löschten die Sünden aus, wie das Wasser das Feuer; gegen ihre Unterthanen solle sie das Recht aufrecht erhalten, Gott stets um seine Erleuchtung bitten und sich aller Sünden enthalten; dann werde Gott ihre Herrlichkeit erhören und sie seiner Güte sicher werden. Savonarola dankt dann noch der Caterina für die guten Gesinnungen, die sie ihm gegenüber ausgesprochen habe, und stellt die Absendung eines seiner Schüler an sie in Aussicht. Es war doch eine gesunde religiöse Empfindung Caterina's, nach der Versicherung des einfachen Dominicanermönchs, daß Gott ihrer reumüthigen Seele gnädig sein werde, sehnsüchtiger zu verlangen, als nach den Absolutionen ihrer hohen Verwandten im Cardinalcollegium und des Papstes, der einst bei ihrem Erstgeborenen Gevatter gewesen war.

Beschäftigt sich schon 1497 Caterina so lebhaft mit dem Heil ihrer Seele, so hat sie das sicher noch viel mehr in den Jahren gethan, in denen sie, ihrer weltlichen Herrschaft entkleidet, dem Cesare Borgia und seinem würdigen Vater in die Hände gefallen war und länger als ein Jahr in den Verließen der Engelsburg zwischen Leben und Tod geschmachtet hatte. Und welche Aufregungen hatte sie nach ihrer Befreiung noch zu bestehen! Kaum nach Florenz gekommen, bestürmten sie ihre Anhänger in der Romagna, die unter den Schergen der Borgia schwer zu leiden hatten, wieder in ihre Herrschaft zurückzukehren und den Kampf gegen den Tyrannen aufzunehmen. Und wäre ein solches Unternehmen 1503 bei dem Tode Alexander's VI. ganz aussichtslos gewesen? Ein neues Heirathsproject wurde für die vierzigjährige Wittwe gesponnen. Sie sollte dem Befehlshaber der Burg von Forli die Hand reichen, um durch ihn dann wieder eingesetzt zu werden in ihr Land. Aber alle diese Pläne zerrannen wie Seifenblasen. Caterina besaß nicht mehr die ungebrochene Energie ihrer früheren Jahre. Ihren Söhnen aus der Ehe mit Girolamo Riario und den Cardinälen ihrer Familie war an der Wiederherstellung ihrer Herrschaft unter solchen Aspecten wenig gelegen. Die Söhne selbst waren feige,

unzuverlässige Menschen, die ihre persönlichsten Interessen allem Anderen vorzogen. Der älteste von ihnen, Ottaviano, war gleichfalls in den geistlichen Stand getreten wie der zweite, Cesare, der schon Erzbischof von Pisa war, und Bischof von Viterbo geworden. Er schwankte unentschieden zwischen entgegengesetzten Entschlüssen. Bald wollte er sich Forli's bemächtigen, bald war ihm Alles für den rothen Hut feil. Beide Brüder bedrängten ihre arme Mutter mit Geldforderungen und Vorwürfen. Nur der dritte Sohn, Galeazzo, hat sich fortdauernd freundlich gegen sie benommen. Und der Freundlichkeit bedurfte das arme Weib doch sehr. Denn auch von ihrem Schwager Lorenzo de' Medici hatte sie Schlimmes zu ertragen. Dieser wüste Mann hatte das Vermögen seines Neffen Giovanni angegriffen und daher allen Grund, sich vor Caterina zu fürchten. Er hatte ihr daher die Vormundschaft über ihren besonders geliebten jüngsten Sohn Giovanni zu entziehen gesucht, als sie im Gefängnisse in Rom saß. Aber Caterina erstritt ein siegreiches Erkenntniß vor den Florentiner Gerichten, und Giovanni mußte ihrer Obhut ausgeliefert werden. Die Rache des gefährlichen Menschen fürchtend und aus Besorgniß, er möge den unbequemen Neffen und Miterben beseitigen lassen, verbarg Caterina ihren Sohn in dem Convent von Annalena in Florenz. Hier lebte der zukünftige Führer der Bande nere in Mädchenkleidern unter verschwiegenen Nonnen, bis der Tod Lorenzo's (1503) ihn der Mutter sicher zurückgab. Die Erziehung des unbändigen, wilden Jungen war nun die Hauptsorge der ihrem Ende entgegengehenden, zärtlichen Mutter. Nach wiederholten Krankheitsanfällen ist dann die Frau, deren Lebensjahre von 1503 an sich äußerlich immer friedlicher und ruhiger gestaltet hatten, in Florenz in einem der Häuser der Medici in der heutigen Via Cavour an einem Nierenleiden gestorben. So ergab die Obduction. In ihrem sorgfältig abgefaßten Testamente hatte sie bestimmt, daß sie ganz einfach in der kleinen Kirche der Monache murate in Florenz beigesetzt werde. Dort haben die Gebeine Caterina's geruht bis zum Jahre 1835. Als man in diesem Jahre das Kloster in ein Staatsgefängniß umwandelte, wurde das Grab geöffnet und die Gebeine der Stammmutter der mediceischen Großherzöge von Toscana wurden in alle Winde zerstreut. Sic transit gloria mundi!

Botanische Streifzüge an der Riviera.

Von

Eduard Strasburger.

[Nachdruck untersagt.]

I.[1])

Der Frühlingsanfang des Jahres 1894, den ich an der Riviera verlebte, prägte sich meiner Erinnerung in besonders glänzenden Farben ein. Wochenlang blieb der Himmel ohne Wolken, so daß einzelne Regentage, wenn sie kamen, fast willkommen erschienen. Da es an Schnee in den Bergen fehlte, wehte fast nie der Mistral, den sonst die eisigen Flächen der Alpen und Cevennen gebären. Das Meer blieb meist ruhig, und wenn die Nacht kam, dann funkelte der Himmel und spiegelte sich so hell in der stillen See, als wäre in deren Tiefen eine Saat von Sternen aufgegangen.

Mitte März fanden wir uns in Hyères ein mit der Absicht, unseren Weg bald ostwärts in die Berge der Mauren fortzusetzen. Es war uns, als hätten wir eine Entdeckungsreise angetreten, so unbekannt ist dieser westliche Theil der Riviera. Und doch konnte Hyères, neben Montpellier und Aix-en-Provence, sich einst rühmen, der berühmteste Kurort des südlichen Frankreichs zu sein. Weiter gegen Osten an der Riviera vorzudringen, schien damals kaum möglich, und erst in diesem Jahrhundert änderten sich die Verhältnisse, begannen zuerst Nizza, dann Mentone und Cannes als klimatische Stationen aufzublühen. In dem Wettstreit, der sich nunmehr entspann, mußte Hyères unterliegen, denn es ist weniger gut gegen den Nordwind als seine Rivalinnen geschützt. Auch steht es ihnen nach an Schönheit der Lage und ist zu weit vom Meere entfernt. — „Die Hügel sind hier zu klein und zu nah, das Ufer ist zu flach und das Meer zu fern," rief einst Georges Sand aus, als sie Hyères besuchte. Von dem Hügel, an den Hyères sich lehnt, kann der Blick erst über eine weite Ebene das Meer erreichen. Auf dieser stechen aber rothbraune, eckige Felder grell und unvermittelt gegen gelbe und grüne ab. Die rothbraunen Felder sind mit Rosen bedeckt; doch das bringt keine Harmonie in die Farben. Auch danken diese Felder thatsächlich ihre Färbung nicht der

[1]) Vergl. Deutsche Rundschau, 1893, Bd. LXXIV, S. 35 ff. und S. 220 ff.

Pracht der Blüthen, sondern den jungen Trieben, die ihr zartes Grün vor der Gluth der südlichen Sonne durch rothen Farbstoff schützen. In früheren Zeiten mag der Blick auf diese Ebene lieblicher gewesen sein; vermochte sie doch das Auge Horace Benedict de Saussure's zu entzücken, als dieser 1787 nach Hyères kam. Dieser hervorragende Geologe, Vater des noch berühmteren Pflanzenphysiologen Théodore de Saussure, langte hier an einem schönen Aprilabend an und war von der Lage des Ortes gefesselt. Von den Fenstern der „Auberge du St. Esprit" blickte er hinab auf Orangengärten, deren Bäume mit Früchten und Blüthen beladen und durch unzählige Nachtigallen belebt waren. Sanft fiel, so schrieb er, das Land bis zum Meer ab, und den Abhang schmückten vorne Gärten, weiterhin Olivenhaine und in der Ferne Pappeln. Bewaldete Höhen bildeten den Rahmen zu dem schönen Bilde.

Hyères ist fünf Kilometer vom Strande entfernt. An diesem selbst lag einst Olbia, das Hyères den Ursprung gab. Von Massiliern gegründet, ward Olbia von Saracenen zerstört und baute sich dann, entfernter vom Meere, an der Anhöhe auf, um den Angriffen der Corsaren nicht so unmittelbar ausgesetzt zu sein. Der Strand, der einst Olbia trug, zeigt sich jetzt in Quadrate, wie ein Schachbrett getheilt. Das Seewasser füllt diese Quadrate. Es wird in dieselben geleitet, um dort zu verdunsten und so der Salzgewinnung zu dienen. Dem Strand gegenüber tauchen aus dem Meere die Hyèrischen Inseln empor. Sie strecken sich so lang dahin, als hätten sie sich in die See zu ewigem Schlaf gelegt. Weil sie in eine Reihe angeordnet sind, hießen sie einst Stoechaden. Diesen Namen vertauschten sie im Mittelalter gegen den weit vornehmeren der goldenen Inseln. Waren es die goldenen Aepfel der Hesperiden, welche ihnen die Benennung „Iles d'or" verschafften, oder der goldige Schimmer ihres glimmerreichen Bodens — das läßt sich heute nicht sagen. Zum Marquisat der Iles d'or von Franz I. erhoben, sahen sie einst glänzende Zeiten. Heute werden sie nur von ärmlichen Fischern und Gärtnern bewohnt.

Jene Früchte, nach welchen die goldenen Inseln ihren Namen führen sollen, sind jetzt hier fast völlig verschwunden. Einst aber stand die Orangenzucht von Hyères in hoher Blüthe. Mehr denn zweimalhunderttausend Orangenbäume deckten das Land und konnten die Bewunderung der Reisenden erwecken. Wie die Chronisten erzählen, blieb Carl IX. von Frankreich staunend vor dem mächtigsten dieser Bäume stehen und forderte seine beiden Begleiter, den König von Navarra und den Herzog von Anjou auf, mit ihm den Stamm zu umfassen. Doch hierzu reichten, so wird weiter berichtet, die sechs fürstlichen Arme nicht aus. Zur Erinnerung an diese erlauchte Umarmung schnitt man in die Rinde des Baumes: „Caroli regis amplexu glorior", und diese Inschrift wuchs und vergrößerte sich mit den Jahren. — Liegt dieser Angabe eine wirkliche Begebenheit zu Grunde? Wer kann das heute wissen. Sicher aber ist, daß die provençalische Phantasie der Chronisten sie die Maße des Stammes übertreiben ließ. Die stärksten Orangenbäume, welche Europa jetzt kennt, befinden sich auf Sardinien; manche derselben werden auf mehr denn siebenhundert Jahre geschätzt; ein einzelner Mann vermag sie alsdann

nicht mehr zu umspannen. Im Jahre 1564, da Carl IX. in Hyères weilte, konnte er dort schwerlich selbst so starke Stämme sehen, da die Orangenbäume erst durch die Kreuzfahrer, gegen Ende des elften Jahrhunderts, nach Hyères gebracht wurden. Zunächst muß es der bitterfrüchtige Orangenbaum gewesen sein, der zwar kaum eßbare Früchte, aber sehr wohlriechende Essenzen liefert. Daher der Dichter Malherbe sich in Hyères mit jenem „huile de fleurs d'orange" versorgen konnte, „das sich die Frauen in die Haare einreiben und mit dem sie dort den Puder festhalten." Die Orangenkultur von Hyères litt sehr stark durch die strenge Kälte des Winters 1709 und durch ähnliche harte Winter, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts aufeinander folgten. Die Pflanzungen wurden von nun an eingeschränkt, die bitterfrüchtigen Orangenbäume dann durch süßfrüchtige ersetzt, da der Transport der Orangen von Hyères aus nach dem Norden sich rascher vollziehen ließ, als von südlicher gelegenen Orten. Das kam bei den mangelhaften Verkehrsmitteln jener Zeit wohl in Betracht. Die Orangen mußten damals in Hyères im Herbst gepflückt werden, sobald an ihrer noch grünen Schale sich die ersten gelben Punkte zeigten. Sorglich in Papier gewickelt, traten sie die Reise auf dem Landwege oder dem Seewege an. Sie reiften unterwegs langsam nach und wurden erst nach vierzig Tagen genießbar. Jetzt sind die Orangenbäume fast vollständig von Hyères geschwunden. Sie konnten den Mitbewerb geschützterer Orte der Riviera, vor Allem aber von Sicilien und Algier, nicht ertragen. Es erging Hyères mit den Orangenbäumen nicht anders, als zuvor mit dem Zuckerrohr, das im fünfzehnten Jahrhundert weite Strecken des Landes deckte, dann aber verschwand, als der indische und der brasilianische Zucker in den Wettstreit eintraten.

Mit berechtigtem Stolz kann sich hingegen Hyères noch immer Hyères-les-Palmiers nennen! Zwar sind die Palmen heute über die ganze Riviera verbreitet, doch sieht man es den hohen Stämmen von Hyères wohl an, daß in diesem alten Kurorte ihre sorgsame Pflege besonders weit zurückreicht. Da streben in der Avenue des Palmiers die schlanken Stämme besonders mächtig zu beiden Seiten der Straße empor, gleich einer hehren Säulenhalle, und wiegen ihre stolzen Kronen hoch oben in der blauen Luft. — Doch hat sich Hyères schon seit langer Zeit auch einer zwar weniger vornehmen, aber einträglicheren Cultur zugewandt. Wir fanden dort Mitte März ganze Felder von Veilchen in Blüthe. Das waren auch freilich nicht die bescheidenen, kleinblüthigen, die bei uns ihre Kronen zwischen den Blättern verbergen, sondern eine großblüthige Form, das Veilchen the Czar, das an langen Stielen seine Blüthen keck über die Blätter erhebt. Sie duftet sehr stark, und gerne ließen wir uns von den Lüften anwehen, die über Veilchenfelder gestreift hatten. Andere Felder sind mit „Primeurs" bedeckt. Die Artischoken von Hyères standen schon zu Anfang dieses Jahrhunderts in hohem Ruf; jetzt sind es auch die grünen Erbsen und vor Allem die Erdbeeren, mit welchen Paris von hier aus versorgt wird. Täglich geht ein ganzer Eisenbahnzug solcher Erzeugnisse von Hyères ab und wird scherzhaft als „Train de primeurs" bezeichnet. Doch soll man sich nicht etwa denken, daß unter dem Himmel

von Hyères alle diese Culturen mühelos gedeihen. Auch hier verlangen sie viel Umsicht und angestrengten Fleiß. Den Furchen der Felder folgen niedrige Hecken, die deutlich anzeigen, von welcher Seite Gefahr droht. Denn, trotz gegentheiliger Versicherungen, ist Hyères nicht völlig vor dem Mistral gedeckt, und mit elementarer Gewalt stürzt er durch die Lücke ein, welche die Berge nach Toulon hin offen lassen. Anhaltende Dürre ist auch eine schwere Plage, welcher durch künstliche Bewässerung nicht immer abgeholfen werden kann. — Immerhin besteht ein großer klimatischer Unterschied zwischen Hyères und der übrigen Provence, ja selbst dem nahen Toulon, weil diese dem Mistral weit stärker ausgesetzt sind. Daher der Reisende, der von Westen kommend, hier in früheren Zeiten zum ersten Mal Palmen und goldfrüchtige Orangenbäume sah, sich an die Pforten des Paradieses versetzt wähnte. Alte Reisewerke sind voll des Lobes von Hyères. So das Werk von Aubin-Louis Millin, „Conservateur des médailles, des pierres gravés et des antiques de la Bibliothèque impériale“, der im Auftrage des Ministers Chaptal 1804 Südfrankreich bereiste. „Ich besuchte heute“, schreibt Millin, „den Garten des Herrn Fille. Tausende von Blumen umgeben dessen Haus. Tuberosen (Polyanthes tuberosa), Cassien (Mimosa Farnesiana) und Jasmin (Jasminum sambac) würzen die Luft mit himmlischen Düften. Was Sänger und Poeten einst gepriesen, jene Gärten der Alcine und Armide, welche der fruchtbare Genius des Ariost und des Tasso schuf, so glänzend sie auch unserer Einbildungskraft vorgeführt werden, sie treten zurück vor dem Garten, den wir hier vor den Augen haben. Man glaubt nicht mehr auf Erden zu wandeln, vielmehr in jene Laubgänge versetzt zu sein, in welchen die Seelen der Gerechten ein ewiges Glück genießen. Die Bäume stehen so dicht an einander, daß man nur auf künstlich angebrachten Pfaden zwischen denselben durchdringen kann. Achtzehntausend Orangenbäume, beladen mit Blüthen und Früchten, bergen in ihrem Laube unzählige Nachtigallen, und Nachtigallengesang erschallt wie ein Hymnus an die Natur, um ihre Güte zu preisen, ihr für einen so freudigen und duftigen Schatten zu danken. Andere Vogelstimmen greifen in dieses glänzende Concert ein, während die fleißigen Bienen summend die Blüthen umschwärmen, um reiche Nahrung zu schöpfen aus so verschwenderischer Fülle.“

Ein ähnliches Gefühl des sinnlichen Behagens, welches ein milderes Klima erweckt, mag es auch gewesen sein, das einst die Massilier bestimmte, ihre Niederlassung an diesem Strande „Olbia“, die Glückliche, zu nennen.

Mit Vorliebe schweiften wir an sonnigen Nachmittagen auf den Maurettes umher, jenen Höhenzügen, an welche Hyères sich lehnt. Wir suchten uns dort solche Orte aus, von welchen die alte Burg von Hyères sich in schöner Umrahmung zeigte. Ein Stück blaues Meer bildete den Hintergrund, während grüne Hügel die scheckige Ebene deckten. Da lagerten wir uns auf Rosmarin, Myrthen und Lavendel und vergaßen der fliehenden Stunden. Wir suchten im Geiste jene Trümmer zu beleben, die so mächtig drüben auf den Felsen thronen. Auch heute noch werden diese Trümmer von Wachtthürmen und Mauern beschützt, die in bewegtem Umriß allen Vertiefungen des Berges

folgen. — In dem „Chastel d'Yères" herrschten seit dem zwölften Jahrhundert die Herren de Foz, eine Nebenlinie der Vicomtes de Marseille. Manchen blutigen Strauß hatten sie zu pflücken, um ihre Burg gegen den anstürmenden Feind zu schützen und oft rauchte auf ihren Wachtthürmen die Lunte der Arkebusen. In friedlichen Zeiten, da füllten hingegen dieses Chastel die Gesänge der Troubadours, und es erklang in ihnen die sechsseitige Viola. War doch Mabille de Foz Präsidentin des Minnehofs von Pierrefeu! Im Juni 1254 gab es hohen Besuch auf der Burg; da kam Ludwig der Heilige, den aus Palästina der Tod seiner Mutter nach Frankreich zurückgerufen hatte. Einige Jahrhunderte später wurde hier oben auch Franz I. empfangen, während Ludwig XIII. nur noch die Ruinen der Veste sah: Heinrich IV. hatte deren Zerstörung beschlossen. Heute ist das alte Gemäuer in üppiges Grün gehüllt, und bunte Frühlingsblumen erklimmen selbst die Zinnen der Thürme. — Scharf hebt sich der dunkle Berg vom hellen Abendhimmel ab, wenn die provençalische Sonne sich hinter seinen Trümmern zur Ruhe senkt. Dann tränkt sie mit ihrem Glanze das Land und das Meer, umstrahlt die dunklen Felsen und bildet um die Burg einen goldenen Glorienschein. — Geisterhaft aber mutheten uns die Trümmer zur Nachtzeit an, da zur späten Abendstunde der Vollmond uns in die Berge gelockt hatte. Tief drang sein Silberschein in die Fugen und Spalten des zerklüfteten Gesteins und warf unheimliche Lichter in die Ruinen. Da belebten sich die alten Mauern und Thürme, nahmen menschliche Form an, schienen ihre Glieder zu bewegen und stierten mit unheimlichen Augen in die Ferne. Plötzlich war dann Alles wieder todt; eine dunkle Wolke breitete ihre Schatten über den Berg aus. Doch als der Mond wieder vortrat, da war es, als hätten die Thürme in der Runde sich die Arme gereicht, und als führten sie einen infernalen Reigen aus um die Trümmer. Da ging es bergauf, bergab über die steilen Felsen und stöhnte und pfiff dabei durch die Luft in Unheil drohender Begleitung. Für Augenblicke leuchtete die Burg so auf, als stünde sie in Flammen, dann wieder versank sie in das Dunkel der Nacht. Mit Wirbelwind und Sturm, mit Blitz und Donner zog ein Gewitter von Westen heran: das mochte uns diese phantastischen Bilder vorgezaubert haben. Rasch breitete sich Finsterniß über das Land aus, nur das Meer dort hinten war noch in Silberglanz getaucht. Ein greller Lichtstrahl durchzuckte die Luft, ihm folgte ein betäubender Schlag, der die Grundvesten der Erde zu erschüttern schien. Wie geblendet standen wir da, während das Rollen des Donners sich entfernte. Dumpf tönte es noch fort in den nahen Bergen, prallte dort mit immer schwächerem Echo von den Felsen ab, kam dann wieder näher, um endlich in der Ferne zu verhallen. Hatte dieser grelle Blitz nicht die Burg getroffen, nicht jene schlanke Cypresse zertrümmert, die so stolz aus den Ruinen dem Himmel entgegenragte, als wolle sie ihm trotzen? — Doch dicke Regentropfen begannen zu fallen; es war hohe Zeit, den Rückzug anzutreten.

II.

Jenes Gebirge, das sich im Osten von Hyères erhebt, bildete im neunten und zehnten Jahrhundert ein Bollwerk der Mauren. Nach ihnen führt es mit Recht den Namen; von seinen Höhen aus beherrschten sie die weite Küste. In orographischer Beziehung bietet das Maurengebirge ein hohes Interesse. Es stellt ein in sich abgeschlossenes Gebirgssystem dar, dessen Granite, Gneiße und Schiefer von dem umgebenden Kalkgebirge durch tiefe Thäler getrennt sind. Wie etwa die Alpen oder die Pyrenäen, besitzt das Maurengebirge sein eigenes, wenn auch nur kleines Flußsystem, seine eigenen Schluchten und Thäler. Es ist von der übrigen Provençe so geschieden, daß es auch, ferne von derselben, eine eigene Insel im Meere bilden könnte. Seit Kurzem folgt eine Eisenbahn (Chemin de fer du Sud de la France) der Küste, an dem Gebirge entlang. Diese Bahn mündet in St. Raphaël und schließt dort an die große Linie an, die Marseille mit Genua verbindet. Von den Stationen der Südbahn aus, bringt man leicht in das Gebirge ein, und solche Ausflüge waren es, die uns in Hyères festhielten. Wir wurden nicht müde, wiederholt dieselben Strecken der Küste mit der Eisenbahn zu befahren; denn der Weg ist anmuthig und führt entweder durch schönen Wald oder am Meeresstrande entlang, mit fortwährendem Wechsel der Bilder. Der Anblick der Berge selbst bietet hingegen geringe Mannigfaltigkeit, da alle Kuppen abgerundet sind, nur wenig in ihrer Höhe schwanken und vierhundert Meter nicht übersteigen. Und doch ladet der üppige Wald auch da zu immer neuen Ausflügen ein. Wer Korkeichen zuvor nicht sah, wird freilich zunächst über diese Wälder staunen. Er erkennt wohl die immergrüne Eiche, doch ihre geschälten Stämme und Aeste bieten einen ungewohnten Anblick. Die Krone der Korkeiche gleicht derjenigen immergrüner Eichen, auch die Blätter sind wie bei diesen lederartig und nur durch ihre eiförmige Gestalt und geringe Zähnelung ausgezeichnet. Befremdend ist aber die rothbraune Farbe der abgeschälten Theile, die fast blutroth erscheinen, dort, wo die Sonne sie trifft.

Die ganze Bevölkerung des Maurengebirges lebt von der Korkgewinnung. Steht auch der Kork, der an dieser Küste wächst, dem spanischen und algerischen an Güte nach, so bleibt er doch ein geschätzter Handelsartikel und bildet eine einträgliche Quelle des Erwerbes. Die Korkeiche muß, bevor sie geschält werden kann, eine bestimmte Dicke besitzen, die sie mit fünfzehn bis zwanzig Jahren erlangt. Der erste Kork ist rissig, spröde und wandert vorwiegend in die Gerbereien. Er wird, weil rauher und härter, als männlicher Kork bezeichnet. Dann erst bildet sich der glatte, weniger harte, brauchbare Kork, den man weiblichen nennt. Er wird alle acht bis sechzehn Jahre entfernt, je nach der Dicke, welche die Korkplatten erreichen sollen. Für gewöhnliche Stopfen reichen achtjährige Platten schon aus, während noble Champagnerpfropfen weit stärkere, bis 5 Centimeter dicke verlangen; die Schälungen werden so lange wiederholt, bis der Baum ein Alter von hundertundfünfzig, ja selbst zweihundert Jahren erreicht hat. Dann sinkt der Werth seiner Produkte; es gilt, ihn durch jüngeren Nachwuchs zu ersetzen. — Hundertjährige Korkeichen sehen schon majestätisch aus und treten mit ihren mächtigen Kronen und knorrigen

Stämmen eindrucksvoll aus der Umgebung hervor. Besonders gerne ruht auf ihnen das Auge, wenn sie am Bergesabhang stehen, oft malerisch um einzelne Felsblöcke gruppirt. Die Korkeiche wächst mit Vorliebe auf einem Boden, der aus verwittertem Granit und Schiefer entstand, während sie den Kalkstein meidet. Daher die Korkeichenwälder des Maurengebirges eine Culturinsel in der Provence bilden, ähnlich wie das Gebirge selbst eine orographische Insel dort darstellt. In den umgebenden Kalkalpen wird man die Korkeiche nicht finden, ja nach ihr vergeblich in Mentone und Nizza, selbst in Cannes schon suchen. Wie die Korkeichenwälder des Maurengebirges das Urgestein seiner Berge verrathen, so zeigen Kalkpflanzen den Kalk der angrenzenden Alpen an. Unter Umständen wird ganz vereinzelt eingestreutes Gestein in solcher Weise äußerlich durch den Pflanzenwuchs kenntlich. So fiel vor einigen Jahren dem Forstinspector de Saint-Venant in dem Walde von Orléans ein schmaler, kilometerlanger Streifen kalkholder Pflanzen auf, während die übrige Flora im Walde auf Kieselboden hinwies. Das regte ihn zu Ausgrabungen an, die in wechselnder Tiefe das Vorhandensein einer alten, mit Kalksteinen gepflasterten römischen Straße ergaben.

Die Korkeichen werden im Maurengebirge während des Sommers geschält. Man schält sowohl die Stämme wie die dicksten Aeste, doch hier wie dort gleichzeitig nur an einzelnen Theilen; denn es gilt als schädlich, den ganzen Baum auf einmal zu entblößen. Besonders eigenartig sehen die entblößten Theile gleich nach geschehener Schälung aus; sie zeigen die Farbe des menschlichen Körpers. Erst allmälig dunkeln sie nach. Zur Vornahme der Schälung, die als „démaclage“ bezeichnet wird, führt der Arbeiter zunächst zwei Schnitte rings um den Baum durch die ganze Tiefe der Korkschicht aus und verbindet diese Kreisschnitte durch Längsschnitte, deren Zahl sich nach der Dicke des Baumes richtet. Diese Operation führt er mit einer Axt aus, die einen keilförmig zugeschärften Stiel besitzt. Mit letzterem fährt er dann von den Einschnitten aus unter die Korkschicht und hebt sie ab. Dann beschwert er die Korkplatten mit Steinen, damit sie ihre Rundung verlieren, hält sie auch wohl über Feuer und kohlt ihre Oberfläche ein wenig an. Unter allen Umständen müssen die Korkplatten trocken werden, bevor man sie versendet.

Der Kork ist das natürliche Schutzmittel der Pflanzen: sie schließen sich damit gegen die Umgebung ab. Die ältere Rinde aller unserer Sträucher und Bäume ist mit Kork bedeckt und dankt ihm ihre Färbung. Der Kork läßt Gase und Flüssigkeiten nicht durch, ist elastisch und sehr widerstandskräftig; das befähigt ihn nicht nur zu seiner Aufgabe an der lebenden Pflanze, sondern bedingt auch seine technische Brauchbarkeit. Wird eine Pflanze verletzt, so bildet sich Kork an der Wunde und schließt dieselbe ab: daher auch der neue Kork an der geschälten Korkeiche. Wie jedes andere Gewebe besteht der Kork aus Zellen. Ja, ein Korkstück war es, in welchem Robert Hooke im Jahre 1667 jene Kammern entdeckte, die er Zellen nannte, weil sie ihm den Zellen der Bienenwaben zu entsprechen schienen. Den Zellen eines fertigen Korkes fehlt freilich der lebendige Zellleib, jener Inhalt, der das Wesen einer Zelle ausmacht. Den büßt die Korkzelle bald nach ihrer Entstehung ein, um nur

noch mit ihrer verkorkten Wandung als Schutzmittel der Pflanze zu dienen. Eine bestimmte lebendige Gewebeschicht innerhalb der Rinde, das sogenannte Korkcambium, bildet durch fortgesetzte Vermehrung ihrer Zellen den Kork. Jüngere Korkzellen folgen in geraden Reihen nach innen zu auf die älteren. Ihre Gestalt ist bei der Korkeiche annähernd würfelförmig: gegen Schluß jeder Vegetationsperiode flachen sie sich tafelförmig ab. Der weibliche Kork der Korkeiche zeichnet sich durch die Dünnwandigkeit seiner Zellen und große Gleichförmigkeit in seinem Bau aus; nur am Schluß jeder Vegetationszeit entstehen wenige Lagen stärker verdickter, abgeflachter Zellen. Diese letzteren sind es, welche die dunklen Streifen bilden, die man in jedem Flaschenstopfen erkennen kann. Da die dunkleren Lagen die Grenzen des jährlichen Zuwachses anzeigen, so kann man das Alter einer jeden Korkplatte an ihnen abzählen, ganz ebenso wie sich aus der Zahl der Jahresringe im Holz dessen Alter bestimmen läßt.

Ist eine Korkeiche geschält worden, so bildet sich ein neues Korkcambium unter den freigelegten Flächen und hebt mit neuer Korkbildung an. Freilich darf die Schälung nur den Kork entfernen, nicht den Bast oder gar den Holzkörper erreichen, weil das schwere Wunden gibt, die sich nur langsam schließen und lange die Korkproduction an der beschädigten Stelle beeinträchtigen. Ist ein Stamm niemals geschält worden, so zeigt er gleich anderen Eichenarten eine rissige Rinde, deren äußerste Schichten er nach und nach als Borke abwirft. Auch der am geschälten Baum erzeugte Kork darf nicht ein gewisses Alter übersteigen, da er sonst an der Außenseite rissig und unbrauchbar wird.

In den westlichen Theilen des Maurengebirges gibt es keinen schöneren Ort als Bormes, von Hyères aus mit der Bahn in einer Stunde zu erreichen. Man steigt dort vom Strande aus zum Hügel empor, an den das kleine Städtchen amphitheatralisch sich lehnt. Seine Häuser sind in verschiedener Höhe verstreut, hier einzeln, dort in Gruppen, als hätten sie um die Wette den Berg zu erklimmen versucht. Den Ort beherrscht eine alte Burg, deren graue Ruinen sich eindrucksvoll abheben von dem dunklen Grün des hinterliegenden Waldes. Der Abhang ist mit aromatischen Kräutern bewachsen, und jeder Schritt befreit aus ihnen duftende Oele. Ganze Flächen werden violett gefärbt durch die wilde Lavendel (Lavandula Stoechas). Sie tritt hier so massenhaft auf, daß ein benachbarter Ort den Namen Lavandou nach ihr führt. — Wir steigen weiter hinaus in den Wald, in Korkeichen, Kiefern und immergrüne Sträucher. Auch da steht jetzt Alles in Blüthe. Die Luft ist erfüllt mit Wohlgerüchen, und den Kiefern, die man berührt, werden dichte Wolken von Blüthenstaub entlockt. — Immer großartiger entfaltet sich die Aussicht auf die dunklen Ruinen, das hellglänzende Städtchen und das blaue Meer, in das eine Landzunge sich weit vor uns fortsetzt; gegen Osten blicken wir in die Rhede von Bormes hinein; gegen Westen zeigt sich die Rhede von Hyères, und über eine schmale Halbinsel hinweg erreicht das Auge auch den Golfe de Giens. In glänzender Färbung leuchten uns diese Buchten entgegen. Die östliche Bucht tönt sich jetzt ab in hellem Blau, die Rhede von Hyères

scheint von flüssigem Silber zu sein, während die Fluthen des Golfes von Giens den rothen Abendhimmel widerspiegeln. Wir sättigen uns an dieser Farbenpracht und lassen das geblendete Auge dann auf dem dunklen Grün der fernen Wälder ruhen. Sanft breitet der purpurne Schein sich aus über das ganze Meer, und in dem Glanz der Abendsonne schimmern jetzt die goldenen Inseln von Hyères wirklich so, als wären sie von Gold.

In Bormes sind vor den Häusern große Mengen von Kork aufgeschichtet. Wir treten in ein Haus ein, in dem Kork geschnitten wird, und sehen, freundlich empfangen, uns die Arbeit an. Der Mann macht Stopfen mit Hülfe einer Drehbank. Er fügt eckige Korkstücke in dieselbe ein, versetzt sie in Drehung und rückt eine Art Hobel heran, der das Korkstück schneidet. Große Uebung verlangt das sichere und rasche Einfügen der Korkstücke in die Drehbank, so daß sie gleich richtig centrirt sind. Ist der Arbeiter geschickt, so macht er Hunderte von Stopfen in der Stunde, während er es früher beim Schneiden aus freier Hand kaum auf tausend Stück im ganzen Tag bringen konnte. Die Korkplatten müssen mit Wasser gebrüht werden, ehe man sie in die eckigen Stücke zerlegt. Sie schwellen dabei nicht unwesentlich an. Die Längsachse der Stopfen entspricht der Längsrichtung der Platten; man muß sich somit die Stopfen in der Rinde des Baumes aufrecht stehend denken.

Die Abfälle beim Schneiden der Stopfen sind durchaus nicht werthlos. Sie können zum Polstern dienen und werden auch wohl verkohlt, um eine schwarze Farbe, das nigrum hispanicum, oder um Zahnpulver zu liefern. Gepulverter Kork, mit verdicktem Leinöl angerührt und auf wasserdichtes Segeltuch aufgetragen, gibt den als Linoleum bezeichneten Korkteppich, mit dem man die Fußböden deckt.

Die allgemeine Verwendung des Korkes für Flaschenverschluß greift nicht weiter als in das siebzehnte Jahrhundert zurück. Sie fiel zusammen mit der Verbreitung unserer enghalsigen Glasflaschen, die man kaum vor dem fünfzehnten Jahrhundert herzustellen begann. Im Mittelalter wurden kleine Gefäße aus Holz, Thon oder Metall verfertigt und mit Zapfen von gleichem Stoff verschlossen oder auch nur mit Wachs verklebt. Die Fässer verspundete man mit Holzpflöcken. Die Alten benützten zum Verschluß ihrer Amphoren sowohl Holz- als auch Korkstopfen, die sie mit einem Kitt aus Harz, Kreide und Oel oder auch mit Pech umgaben. Häufiger noch wurde die Oeffnung dieser Gefäße nur mit Gyps, mit Harz, Pech oder Wachs zugeschmiert. Auf den Wein gossen sie Oel, so wie das heute noch in Italien geschieht, und suchten ihn so vor Luftzutritt zu schützen. Nach Plinius dienten den Römern Korkstücke auch schon als Schwimmer an den Fischnetzen und als Bojen an den Ankern; nicht minder wurden die Schuhsohlen für Frauen aus diesem Stoffe bereits hergestellt.

Tief in das Maurengebirge schneidet der Golf von St. Tropez, der Sinus Sambracitanus der Alten, ein. An seinem Ufer sieht man schon aus der Ferne die Häuser von St. Tropez in bunten Farben schimmern. Von dort aus erscheint die Meeresbucht wie ein geschlossener See. Ihre azurnen Fluthen haben die Klarheit und den Schmelz eines dunklen Saphirs. Man

blickt über dieselbe ins Maurengebirge hinein. Scharf stechen seine Höhen vom nördlichen Himmel ab. Im Osten wird das Bild in duftiger Ferne durch die zackigen Gipfel des Esterels begrenzt. Ueber diesen, hoch in den Wolken, glänzt der Schnee der Alpen. Hier an diesem blauen Golf hat einst die Heraclea Cacabaria gestanden. Ein Herculestempel, so heißt es, gab der Stadt den Namen. Das Land war von Camatullikern bewohnt. — Dann schildert die Sage, wie im Jahre 66 n. Chr. an jenem Strand der Körper des heiligen Tropez gelangte. Dieser hatte unter Nero hohe Würden bekleidet; sein Vetter, Salvius Otho, wurde im Jahre 69 n. Chr. zum Kaiser proclamirt. Er selbst legte alle seine Aemter nieder, nachdem ihn der Apostel Paulus zum Christenthum bekehrt hatte, und zog sich nach Pisa zurück. Dort ließ alsbald Nero unter einer ehernen Himmelsdecke mit großem theatralischen Pomp Diana und Apollo anbeten. St. Tropez weigerte sich dessen, er wurde ergriffen, auf Befehl von Nero gemartert, enthauptet und sein Körper dann auf einem schlechten Nachen in das Meer gestoßen. Ein Hund und ein Hahn, die man zugleich in den Nachen setzte, sollten sich an dem Körper weiden. Doch weder der Hund noch der Hahn berührten den Heiligen, sie stellten sich als Wächter an demselben auf. Ein Engel ließ sich am Steuer nieder und führte den Nachen sicher durch die Fluth bis nach Heraclea. Durch das Krähen des Hahnes gerufen, sammelten sich dort die Christen am Strande und nahmen den Körper des Heiligen mit hohen Ehren auf.

Im neunten Jahrhundert wurde das alte Heraclea von den Saracenen zerstört, und nur antike Mauern und Gräber zeigen den Ort noch an, auf dem es einst gestanden. Das heutige St. Tropez reicht nicht weiter als bis in das fünfzehnte Jahrhundert zurück. Es verdankte sein Aufblühen genuesischen Familien, die sich hier niederließen. Zahlreiche Wachtthürme um die Stadt, sowie die Festungswerke über derselben zeigen an, daß St. Tropez sich oft noch gegen Seeräuber und andere Feinde zu vertheidigen hatte. Heute wird es nur noch durch Zollwächter geschützt, die von den Höhen aus den Strand überwachen. So verändern sich die Zeiten; früher mußte der Ort die Corsaren abwehren, die ihn berauben wollten, heute sich gegen die Schmuggler schützen, die ihn gern versorgen möchten.

St. Tropez ist ein Hauptort des Korkhandels geworden; zahlreiche Schiffe werden mit dieser Waare beladen, die aus allen Theilen des Maurengebirges hier zusammenströmt.

III.

Zum klimatischen Kurort dürfte St. Tropez wohl schwerlich jemals erhoben werden, denn es ist zu sehr den Winden ausgesetzt. Gegen das offene Meer deckt das vorspringende Cap den Hafen, doch der Mistral und der Ostwind treiben die Fluthen des Golfes in denselben hinein. Daß bei heftigem Sturm die Wellen bis auf den Uferdamm vordringen, das zeigt der eigenartige Bau mancher dort stehender Häuser an. Sie sind unten ohne Fenster, nur mit kleinen, dicht schließenden Thüren versehen, zugleich eingewölbt, so wie der Fuß eines Leuchtthurmes, der dem Meere trotzt. — Von den Winden

abgesehen, besitzt das meerumspülte Vorgebirge ein sehr mildes Klima. Der bekannte Geologe Elie de Baumont hat dieses Stück Land als die Provençe der Provençe bezeichnet. Seine Vegetation ist üppig. Kiefern und immergrüne Eichen decken die Höhen; die Abhänge werden von mächtigen Kastanienbäumen beschattet, deren Früchte in ganz Frankreich als „Marrons de Lyon" beliebt sind. Hier und dort streckt auch eine Palme ihr schlankes Haupt über eine Mauer hervor; doch man sieht es ihr an, daß sie oft vom Winde gelitten. Den Ufern der Bäche folgen Oleandersträucher und Viterbüsche. Mit den schönen Blüthen des Oleanders schmückten sich und schmücken sich heute noch in Griechenland auf dem Lande die Frauen, auch benutzt man bei uns Oleanderblätter zur Verzierung der Speisen, während thatsächlich der Milchsaft dieser Pflanze ziemlich giftig ist. Von dem schmalblätterigen Vitexstrauch hieß es einst, daß er die Sinnlichkeit unterdrücke, daher erhielt er seinen keuschen Namen: Vitex agnus castus. Die athenienſischen Frauen bestreuten mit Viterblättern ihre Ruhelager zur Zeit der Thesmophorien, jenen mysteriösen Festen zu Ehren der Göttin Demeter, von denen alle Männer ausgeschlossen waren. Heute scheint der Vitex agnus castus seine früheren Kräfte eingebüßt zu haben; nur seine scharf gewürzhaften Steinfrüchte gebraucht man im Süden noch häufig als Pfeffer. Der Oleander hat sich sogar einem noch weniger poetischen Verlangen anbequemen müssen, denn die Landleute um Nizza benützen seine gepulverte Rinde, um Ratten und Mäuse zu vertreiben.

Im Hôtel Continental zu St. Tropez wird noch nach alter Art gelebt. Guter Tischwein steht zu gemeinsamer Benutzung auf der Tafel. Man fragt den Nachbar erst, ob er zu trinken wünscht, bevor man sich selbst einschenkt. Das Dienstpersonal wird in einige Verwirrung versetzt, wenn man nach der Weinkarte verlangt. — Da figurirten als Vorspeisen bei der Mahlzeit außer Salami, Oliven, Sardinen und anderen allgemein europäisch gewordenen Dingen, auch Seeigel, ein Leckerbissen, den ich bisher an keiner regelrechten „table d'hôte" gesehen hatte, und den ich auch gerne Anderen überlasse; er dient mir nur als Beweis, daß der Mensch das ärgste aller Raubthiere ist. Da werden Tausende weiblicher Seeigel gefangen, aufgebrochen und im Grunde genommen vergeudet: man wirft den ganzen Körper fort und verzehrt nur das bißchen Eierstöcke. Dabei wird eine ungezählte Brut zerstört. Diesen orangerothen, faden Schleimmassen konnten wir keinen Geschmack abgewinnen; doch darüber läßt sich ja streiten. — In wahres Entzücken wurden unsere Tischgenossen stets versetzt durch „Bouillabaise". — Nach dieser Speise sehnt sich stets der Provençale, auch wenn er einen anderen Theil von Frankreich bewohnt. — Die Wirthin suchte es ihren Gästen an den Augen abzusehen, ob ihnen die Bouillabaise schmecke; kann diese doch allein das Renommée eines Hauses begründen. Wie sie uns servirt wurde, bestand sie aus Languſten und Seefischen. Die Wirthin machte aus deren Zubereitung auch kein Geheimniß. Sie habe, sagte sie, zunächst etwas Knoblauch, Lorbeerblätter und weißen Pfeffer in Olivenöl in einer Casserolle geröstet, dann ein Glas Weißwein darauf gegossen, die Languſten, Fische und soviel Wasser, daß sie bedeckt waren, dazu gethan, Alles mit Salz und Pfeffer weiter gewürzt, hierauf

zwanzig Minuten lang kochen lassen und mit einer Messerspitze Safran den Schluß gemacht. Ihre Bouillabaise war dann fertig. Die Languſten und Fiſche kamen in eine tiefe Terrine und wurden mit der Brühe, in welcher auch Weißbrodſchnitte geweicht hatten, übergoſſen. — Der übrige Comfort des Hauſes ließ freilich zu wünſchen übrig, ſo daß wir, trotz ſolcher culinariſcher Genüſſe, uns doch zeitweiſe nach einem anderen Unterkommen ſehnten.

Eine Straßenbahn verbindet jetzt St. Tropez mit La Foux, einer Station der ſüdfranzöſiſchen Bahn. Der Weg führt an dem Schloſſe von Bertaud und vor deſſen Thoren an einer mächtigen Pinie vorbei, deren Stamm an ſechs Metern im Umfang mißt. Es dürfte eine der größten Pinien ſein, die jetzt exiſtiren, und wohl mancher Saracene hat ſchon in ihrem Schatten gelagert. Der Baum ſteht mitten auf der Straße, der „route nationale“, und es iſt zu loben, daß ihn die Ingenieure ſchonten. Die Straßenbahn ſetzt ſich über La Foux nördlich bis Cogolin fort, und von da aus kann man auf der Chauſſee La Garde Freinet erreichen. Dort hatten einſt ſchon die Römer einen Militärpoſten errichtet, der die Verbindung zwiſchen dem Sinus Sambracitanus und der etwas nördlicher durchs Gebirge ziehenden Via Aureliana überwachen ſollte. Der Ort liegt in einem Engpaß zwiſchen zwei Bergen, und dort ſetzten ſich auch die Mauren im Jahre 850 feſt, nachdem ſie St. Tropez zerſtört hatten. Sie ſicherten ſich ſo den Zugang zum Meere und beherrſchten zugleich das Gebirge. Die Feſtung, die ſie erbauten, wurde Fraxinetum genannt und dieſer Name dann auf alle ähnlichen mauriſchen Feſtungen übertragen. Hier häuften ſie die geraubten Schätze an, um ſie ſpäter übers Meer, nach Afrika zu ſchaffen. Wilhelm I., Graf von Arles, unterſtützt von zwei provençaliſchen Edelleuten, Bavon und Grimaldi, ſtürmte und eroberte im Jahre 973 die Veſte. Alle Mauren, die dem Schwert entgingen, wurden nebſt Weibern und Kindern zu Sclaven gemacht. Die Veſte ſchwand von der Erde, und nur einige Mauerreſte, die Epheu heute deckt, ſowie eine tiefe, in Fels gehauene Ciſterne, zeugen dafür, daß ſie einſt geweſen.

Als Preis der Tapferkeit und Lohn für die erwieſenen Dienſte erhielt Grimaldi von Wilhelm I. das ganze Land, welches die Mauren am Sinus Sambracitanus beſaßen. Da ragen denn noch heute, als Wahrzeichen aus jener Zeit, auf dem Berge, der die Thalmündung beherrſcht, die Trümmer der Burg Grimaud in den Himmel. Zwei Thürme auf ſteilem Abhang, durch Mauerreſte verbunden, ſcheinen über dem Abgrunde zu ſchweben, die übrige Burg iſt zerſtört; doch unter ihr, wenn auch ihres Schutzes beraubt, in üppiges Grün gehüllt, klammert ſich der kleine Ort Grimaud noch immer an den Felſen.

Von La Foux aus öſtlich folgt die Südbahn weiter allen Ausbuchtungen der Küſte. Jetzt eilt ſie dem Meere zu, und St. Tropez am jenſeitigen Ufer ſcheint immer näher zu rücken; dann wendet ſie ſich landwärts, und das Eſterel taucht plötzlich am Horizonte auf. Das Maurengebirge rückt dicht ans Meer heran, der Wald erreicht die Küſte. Immer ſchwelgeriſcher entwickelt ſich hier ſeine Pracht. Aus den immergrünen Eichen und Seeſtrandkiefern leuchtet die baumartige Erica mit ihren weißen Blüthenmaſſen hervor. Ueberall ſieht man den Erdbeerbaum ſeine lorbeerartigen Blätter ausbreiten.

Dunkler Epheu rankt an den Stämmen in die Höhe, und üppige Waldreben verbinden die Baumkronen durch helle Laubguirlanden. Dieses herrliche Bild verlockt uns, die Fahrt zu unterbrechen; wir steigen aus in La Gaillarde und setzen unseren Weg zu Fuß fort. Wir folgen dem Ufer. Die Strandkiefer taucht ihre Wurzeln fast in die Wellen; oft neigt sie sich über die Fluth, als wollte sie ihr Bild in der spiegelnden Fläche betrachten. Das Land wird hier geschmückt von der See mit einem Saum silberschäumender Wogen, dafür flicht ihr das Land einen Kranz aus immergrünem Walde. Zerrissene Felsen springen am Strande vor und verlieren sich weit in den Fluthen. Das Esterel ist uns ganz nahe gerückt. Es zeigt denselben reich bewegten Umriß, dem wir so gerne von Antibes aus folgten. Dieser Gebirgszug ist so schmal, daß die nämlichen Höhen von Osten wie von Westen das Bild bestimmen. In Antibes sieht man am Abend die Sonne hinter dem Esterel verschwinden; dann hüllen sich seine Gipfel in dunkelblaue Schatten und stechen mit scharfen Umrissen gegen den Abendhimmel ab. Hier sind sie jetzt mit Licht übergossen; die schwindende Sonne senkt ihre Strahlen in die Thäler hinein, sie gestaltet und modelt die einzelnen Berge, vergoldet die Gipfel, spart blaue Schlagschatten in den Tiefen aus, entzündet ganze Dörfer, wirft Irrlichter in die einzelnen Häuser hinein und taucht schließlich Alles in purpurne Gluth. — Hier bei St. Aigulf am Strande ließ sich Carolus Duran nieder, und der Ort ist wohl angethan, eines Malers Seele mit farbigem Glanz zu erfüllen! — Plötzlich öffnet sich vor uns das weite, von dem Fluß Argens in zahlreichen Windungen durchströmte Thal, durch welches das Maurengebirge von dem Esterel geschieden wird. Der Teich von Villepey und die Windungen des Flusses glänzen wie metallene Spiegel. In Fréjus ertönen die Abendglocken; vom jenseitigen Ufer des Golfs sendet uns der Leuchtthurm von St. Raphaël einen ersten blassen Strahl entgegen.

IV.

Wir wandern jetzt auf classischem Boden. Ist doch Fréjus das alte Forum Julii, dem Julius Caesar den Namen gab. Augustus vollendete den Hafen und gab dem Orte einen Pharus. Agrippa ließ einen Aquaeduct und ein Amphitheater erbauen; siedelte hier Soldaten der achten Legion an, was zu der späteren Benennung Colonia Octavanorum führte. Die Stadt wuchs rasch in Größe und Bedeutung; sie maß fünftausend Schritte im Umfang. Der Hafen war so ausgedehnt, daß er im Jahre 31 v. Chr. die zweihundert Galeeren aufnehmen konnte, die Octavian in der Schlacht bei Actium Antonius abgenommen hatte. Was für ein farbenprächtiges Bild mag das gewesen sein, als die Flotte des Antonius diesen Hafen füllte, als mächtige römische Bauten sich in seinen Wellen spiegelten und weithin sichtbar durch das Thal der Aquaeduct in kühnen Bogen den Bergen zueilte. — Fréjus blieb unter den Kaisern die wichtigste Flottenstation an diesem Gestade, dann aber begannen traurige Zeiten. Der Amnis argenteus, der heutige Argens, versandete langsam den Hafen. Im zehnten Jahrhundert konnten nur noch kleine Schiffe Zuflucht in demselben finden. Dann kamen die Saracenen und

schleiften 940 die Befestigungen der Stadt. Im fünfzehnten Jahrhundert wurde Fréjus von Corsaren verbrannt, dann im sechzehnten Jahrhundert nochmals unter Carl V. geplündert. Der Hafen schwand allmälig, und an seiner Stelle bildeten sich weite Sümpfe aus, welche mit tödtlichen Miasmen die Gegend erfüllten. Ein Bild solchen Elends fand Aubin-Louis Millin im Beginn dieses Jahrhunderts hier vor. Die Straßen waren leer, die Häuser unbewohnt, die wenigen Menschen, die man sah, gingen mit blassen fahlen Gesichtern, hohlen Wangen, eingefallenen Augen umher. Man meinte, in einem großen Krankenhaus zu sein. „Wir nahmen Wohnung," schreibt Millin, „in der besten Herberge; es war ein verpestetes und Ekel erregendes Haus, in dem man den Aufenthalt als Strafe betrachten mußte. Schrecklicher Schmutz herrschte in ihm. In schlecht gespülten Gefäßen wurde uns fauliges Wasser dargereicht; ganze Schwärme von Fliegen belagerten die mit ranzigem Oel bereiteten Speisen. Den Sümpfen entstiegene Mücken und Schnacken peinigten uns mit ihren Stichen; des Nachts wurden wir von nicht minder zudringlichen, aber noch ekelhafteren Thieren aufgezehrt. Unser Blut war in fortwährender Wallung. Es können hier wirklich nur solche Menschen leben, die an derartige Plagen gewöhnt sind; uns erschienen sie als das größte Unheil, das einem menschlichen Wesen begegnen kann. Wir bedauerten, daß der Wissensdrang, der uns trieb, historisch berühmte Stätten aufzusuchen, uns an diesen elenden Ort geführt hatte, und wir wünschten denselben so bald als möglich verlassen zu können." — Seitdem haben sich die Zustände in Fréjus gebessert. Abzugscanäle sind entstanden, welche die Umgegend entwässern und dadurch gesünder machen; der Ort selbst ist zwar auf ein Fünftel seiner früheren Größe zusammengeschmolzen, sieht aber ziemlich freundlich aus. Wer freilich tieferen Eindruck von den Ueberresten aus der classischen Zeit erwartet, der wird enttäuscht sein. Es blieb nur wenig davon zurück, zu wenig, um Achtung zu gebieten oder gar künstlerisch anzuregen. Nur die zerrissenen Bogen des Aquaeducts draußen in den Feldern mit ihrem Schmuck von kletternden Pflanzen sind ästhetisch wirksam. Der Argens war so fleißig bei der Arbeit, daß heute eine weite sandige Fläche Fréjus vom Meere trennt; die Trümmer des alten römischen Leuchtthurms ragen jetzt anderthalb Kilometer vom Strande entfernt hervor aus dem Boden. So ist der alte Glanz von Fréjus für immer geschwunden, und was von demselben zurückblieb, vermag auf uns durchaus nicht in der Weise wie die Denkmäler von Nimes und von Arles einzuwirken. Doch erhebt uns auch hier das Gefühl, classischen Boden unter den Füßen zu haben. Wir schauen dann hinaus in das blaue Mittelmeer, an dessen Ufern jene mächtige Cultur erstarkte, welche die Welt erobert hat. So schließen wir im Geiste wieder enger an die Vergangenheit an: Wir werden uns bewußt, wie jene allgemein menschlichen Gedanken und Gefühle, die hier zum ersten Mal zur bewußten Empfindung und Gestaltung gelangten, auch heute noch unser Denken und Fühlen beherrschen.

Schon die Römer besuchten St. Raphaël als balneare Station und hatten den Strand mit ihren Landhäusern belebt. Dann ließen sich die Tempelritter hier nieder und bauten jenen viereckigen Thurm, der auch heute noch die alte

Kirche zu schützen scheint. Im Jahre 1799 landete hier Bonaparte, als er von Aegypten kam, und hier auch verließ er das Land, um 1814 nach Elba zu gehen. Es trifft somit nicht ganz zu, wenn behauptet wird, Alphonse Karr habe St. Raphaël entdeckt: richtig aber ist, daß er unter den französischen Schriftstellern der erste war, der sich hier niederließ, daß ihm bald andere Celebritäten der Literatur und Kunst folgten, und daß der neue Aufschwung von St. Raphaël mit jener Zeit begann. Was aber alle jene Künstler und Schriftsteller hier suchten, das war der stille abgelegene Ort, an dem man Blumen, Sonne und Meer genießen kann, ohne von anderen Menschen gestört zu werden. Sie alle flohen den Lärm des großstädtischen Nizza und des übereleganten Cannes. „Wenn ich eine große Stadt lieben möchte," pflegte Alphonse Karr zu sagen, „zöge ich zurück nach Paris." Auch ist es im Sommer hier kühler als jenseits des Esterel, und der sandige Strand ladet dann zum erfrischenden Bade ein, daher sich St. Raphaël immer mehr zum sommerlichen Seebad entwickelt. Im Winter ist es zu sehr den Winden ausgesetzt. Das sollten auch wir noch erfahren. Schon am Abend bei unserer Ankunft begann sich Ostwind zu erheben, am nächsten Tage wehte er mit Macht und war von heftigem Regen begleitet. Gegen dieses Unwetter ließ sich im Freien nicht ankämpfen. Der Wind trieb die Regentropfen fast wagrecht durch die Luft. Das dauerte so zwei Tage. Starker Ostwind ist hier meist mit Regen gepaart, somit traurig. Ganz verschieden gebärdet sich sein Widersacher, der nördliche Mistral. Er ist trocken und daher weit heiterer. Er fegt den Himmel rein und pfeift bei Sonnenschein. Er bläst nicht in langen Zügen, sondern in abrupten Stößen, er klingt donnerartig und rüttelt an den Gebäuden. Der Ostwind hingegen bläst stärker oder schwächer, doch ohne Unterbrechung fort; seine Stimme ist mehr ein Klagen, so daß man bei Nacht langgedehnte Schluchzer zu hören meint. In der zweiten Nacht, die auf unsere Ankunft folgte, entlud sich ein polterndes Gewitter, das mit dumpfem Dröhnen die Thäler erfüllte und zuckende Flammen auf die Meeresfläche warf; als der Morgen aber kam, da strahlte die Sonne wieder hell in unser Zimmer hinein. Das Meer tobte weiter, und wir zogen hinaus, um seinen Anprall gegen die Felsen des Strandes zu sehen. — Zu den Wahrzeichen von St. Raphaël gehören seine beiden Löwen: „le lion de terre" und „le lion de mer", zwei rothe Porphyrfelsen, die gleichsam Wache vor dem Strande halten. Der Seelöwe hat sich weiter in das Wasser hinausgewagt, der Landlöwe dicht am Ufer gelagert. Sie kauern da wie apokalyptische Thiere und trotzen seit Ewigkeit der nagenden Kraft der Wellen. Jetzt stürmt das Meer mit Macht gegen diese Felsen an, wälzt seine Wogen über sie hinweg und wirft mit Getöse schäumenden Gischt hoch an ihnen empor. Ueber den Porphyrlöwen im blauen Himmelsraum da wiegen sich aber die Möven. Wie gerne folgt ihnen das Auge, diesen muthigen Vögeln, wenn sie mit breitem und mächtigem Flügelschlag die Luft durchschneiden. Jetzt segeln sie gegen den Wind, jetzt wiegen sie sich an der Stelle, jetzt schießen sie herab in die Fluth, um ihre Beute zu fassen; mit ihr schwinden sie in der Ferne, oder sie lassen sich nieder auf der schaukelnden Welle, ein weißer Punkt mehr in-

mitten der weißen Kämme. Da hinten in der See taucht plötzlich eine Herde von Delphinen aus den Wellen hervor. Sie zeigen zuerst ihren Kopf, überschlagen sich fast in der Luft und schießen hinunter in die Tiefe. Sie bringen Humor in das großartige Schauspiel: sie sind die Clowns des Meeres.

Die Straße, die von St. Raphaël in östlicher Richtung dem Meeresstrande folgt, führt an Landhäusern vorüber, die manchen bekannten Namen tragen. Da ist die „maison close", das geschlossene Haus, welches Alphonse Karr sich schuf, um der aufdringlichen Welt zu entgehen. Hier in „Oustalet dou Capelan" hat Charles Gounod sich abgesondert, und über der Eingangsthür liest man: „L'illustre maître, Charles Gounod composa Roméo et Juliette à l'Oustalet dou Capelan, au printemps de 1866", und Jules Barbier, sein Librettist, der nebenan ein Landhaus besitzt, fügte darunter hinzu: „Hic Divum Romeo scripsit Gounod meus 1866. Ingenio haud amicitia impar." Gounod weilte mit Vorliebe in St. Raphaël; „ich finde hier", meinte er oft, „den Golf von Neapel vor mit der Campagna von Rom im Hintergrunde."

Ist die Lage von St. Raphaël wirklich so schön, als es Gounod empfand? Ich kann das nicht behaupten, so wenig ich auch sonst diesem Ort den ihm zukommenden Reiz absprechen möchte. Mir fehlt hier der volle Blick auf das Esterel, und ich fühle mich nicht hinlänglich dafür entschädigt durch die Aussicht auf das Maurengebirge und jenes Thal des Argens, das Gounod mit der Campagna von Rom vergleicht. Lieber würde ich doch dem Beispiel von Carolus Duran folgen und mich dort drüben in St. Aigulf niederlassen, an dem waldigen Strande, von dem aus man am Abend das zackige Esterel in Purpur leuchten sieht.

V.

Hingegen bildet St. Raphaël einen vorzüglichen Standort für Ausflüge in das Esterel-Gebirge. Und dieses Gebirge ist sicher des Besuches werth; es gehört zu den Juwelen der Riviera: sein malerischer Reiz wird durch die Porphyre bedingt, die als nackte Felsenmassen dem Boden entsteigen. Um diese Porphyre und anderes eruptives Gestein sind Schiefer emporgerichtet. Allseitig wird das Esterel durch tiefe Thäler von den Alpen und durch das Thal des Argens auch von dem Maurengebirge getrennt. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts wagte man sich nur mit Schrecken hinein, jetzt wandelt man hier sicherer als in den Anlagen mancher großen Stadt. — Unser erster Besuch sollte dem höchsten Punkt des Gebirges, dem Mont Vinaigre gelten, dessen Gipfel sich 616 m hoch über den Meeresspiegel erhebt. Wir hofften von dieser Höhe das ganze Esterel zu überblicken und wollten dort unseren Plan für weitere Ausflüge entwerfen. Wir brachen von St. Raphaël auf, als der Morgen graute. Der Weg führte gegen Norden zunächst nach Valescure. Dort am Abhang der Berge, in dem kühlen Walde, pflegten schon römische Familien den Sommer zu verbringen, wenn die Hitze des Tages in Forum Julii unerträglich wurde. Vallis curans, das Thal, welches Genesung bringt, muß, wie sein Name sagt, als besonders gesunder Aufenthaltsort gegolten haben. Diesen alten Ruf möchte man auch heute noch ausnutzen und durch

den verheißungsvollen Klang des Namens neue Bewohner hier anlocken. Man wandert in Valescure auf fertig angelegten Straßen, „Grands Boulevards“ mit hochtönenden Namen; der Wald ist in Parkanlagen verwandelt; große Hôtels hoffen auf Gäste, Musikpavillons warten auf Musikanten. Doch die Besucher bleiben noch aus. Woher auch sollen sie kommen, diese Millionäre, um allen Grundstückspeculanten zu Gefallen die ganze Riviera von Toulon bis Ventimiglia mit Villen zu bedecken? Mit dem Augenblick, wo der Bau der Südbahn beschlossen war, bemächtigten sich Actiengesellschaften aller Punkte am Strande, die durch schöne Aussicht, aller Punkte auf der Höhe, die durch gesunde Lage, Kiefernadelduft, oder sonst welche Vorzüge sich auszeichnen. Auch in St. Aigulf drüben im Maurengebirge ist der Wald schon parcellirt, laufen „Grands Boulevards“ durch denselben und sind nicht allein mit schönen Namen, sondern auch mit Laternen versehen. Den Laternen freilich fehlen die Scheiben; gebrannt hat noch keine; manche warf der Sturm, manche auch Menschenhand schon um; nun liegen sie da und rosten, ein trauriges Bild des Todes dort, wo niemals Leben war. Dazwischen in möglichst auffälliger Stellung große Tafeln mit bunten Inschriften und Plänen, die zum Ankauf der Grundstücke verlocken sollen. — Wird Valescure jemals gedeihen? Es ist wohl möglich — einen Anfang von Erfolg hat es schon zu verzeichnen: „La nature sévère et riante, l'odeur des pins agréable et salutaire“, wie Stéphen Liegeard den Ort preist, hat bereits die Künstlerin der „Comédie française“ Suzanne Reichemberg und die nicht minder berühmte Sängerin der Pariser komischen Oper Miolan Carvalho veranlaßt, sich hier anzusiedeln. Der Ort ist anmuthig, dicht von immergrünem Wald umhüllt, mit heiteren Ausblicken in das Meer und das Gebirge: trotzdem athmeten wir freier auf, als wir die „Grands Boulevards“ verlassen hatten und uns in einer von der Speculation weniger übertünchten Natur bewegten. — Die Sonne ging in blaugrauem Nebel als rothe strahlenlose Scheibe auf; dann tauchte sie aus dem Nebel hervor und strahlte hell an wolkenlosem Himmel. Die Erde schien jetzt von Licht überströmt. Bald betraten wir jene ausgedehnten Wälder, welche das Esterel fast ganz bedecken. Einst hatten sie oft vom Feuer zu leiden; statt grüner Laubkronen starrten verkohlte Skelette den Wandrer an. Jetzt sind die Wälder Staatseigenthum geworden und erfreuen sich so sorgsamer Pflege, daß sie fast den Eindruck großer Parkanlagen machen. Die dunklen Strandkiefern (Pinus Pinaster) wiegen bei Weitem vor: sie schließen ihre Kronen oft so dicht zusammen, daß kaum ein Sonnenstrahl durch das Dickicht dringt. Vorzügliche Kunststraßen führen durch den Wald, und bis auf den Gipfel der Berge gelangt man auf gut gehaltenen Wegen. Auffallend genug sieht man eine weite Kunststraße oft ganz plötzlich enden, wenn sie die Grenzen des Gebirges erreicht. Da hört das Département der Forste nämlich auf, und es beginnt dasjenige der Brücken und Chausseen. Die beiden Ministerien arbeiten sich, wie es scheint, nicht immer in die Hände. Nach Wegweisern sieht man sich leider vergebens im Esterel um, und wo mehrere Straßen sich schneiden, bleibt man auf seine Orientirungsgabe ganz angewiesen. Die besten Karten der Gegend, die wir uns zu verschaffen vermocht, Karten, welche das Ministerium

des Inneren im Jahre 1889 veröffentlicht hatte, reichten eben nur aus, um uns irre zu führen. Der Weg zum Mont Vinaigre war übrigens nicht schwer zu entdecken. Zunächst sahen wir ihn vor uns, dann brauchten wir im Walde nur der breiten Straße zu folgen und uns nordwestlich zu halten, dort wo sich dieselbe mit anderen gleich breiten Straßen schnitt. Sie stieg in Windungen zwischen den Bergen empor. Meist war sie im Walde versteckt: wir wanderten im Schatten hoher Bäume, oder sie erreichte einen steilen Abhang, und über den Gipfel der Bäume hinweg konnte der Blick dann über grüne Thäler und Berge weithin sich verlieren. Doch kein Haus war zu entdecken, nirgends verrieth aufsteigender Rauch eine verborgene Hütte: nichts als Wälder, Thäler und Berge in endloser Einsamkeit. Seitdem wir das Gebirge betreten hatten, war uns kein Mensch begegnet. Wir fühlten uns ganz allein: es war fast unheimlich. Nach zwei Stunden erreichten wir eine menschliche Behausung, das Forsthaus zu Malpay: „Mäou pays", schlechte Gegend, wie es provençalisch heißt, in Erinnerung an jene Zeit, wo es hier nicht geheuer war, zu reisen.

Die Frau Försterin schien sichtlich erfreut, sich wieder einmal aussprechen zu können, und gab uns, während wir frühstückten, genaue Auskunft über die Gegend. Sie zeigte uns auch in östlicher Richtung ein Stück der römischen Straße, die man von hier aus auf eine längere Strecke hin überblicken kann. Rom mit Gallien verbindend, endete sie in Arelate, dem heutigen Arles, von wo die „via Domitia" nach Spanien führte. Zwei römische Straßen, die als aurelianische bezeichnet wurden, führten durch das Esterel. Die ältere folgte von Cannes aus der Küste und erst vor der südlichsten Felsengruppe des Esterel drang sie landeinwärts, in ein Thal, um in westlicher Richtung Fréjus zu erreichen. Später legten die Römer die zweite Straße an, die, in gerader Richtung über die Berge laufend, ungefähr der heutigen zwischen Fréjus und Cannes entspricht und von der wir hier ein Stück vor Augen hatten. In einer verborgenen Schlucht unfern derselben liegen in Malpay noch Porphyrsäulen aus alter Zeit, unvollendete Arbeit der Römer. Der violettrothe Stein hat sich seitdem freilich mit einer dicken schwarzen Kruste bedeckt. An die Benennung jener römischen Straßen erinnern hier noch die Namen der Ufer und Berge. Dort, wo die ältere der beiden Straßen das Meer verließ, heißt immer noch das Ufer „Plage d'Aurel" und „Pic d'Aurel" heißen die Porphyrmassen, denen sie dann folgte. Dieses Gebirge war später von aller Cultur so abgeschnitten, neuen Einflüssen so entzogen, daß das Volk bis auf den heutigen Tag eine noch benutzte Strecke der älteren Straße „lou camin Aurelian" nennt.

Man verläßt in Malpay die breite Straße und folgt in östlicher Richtung dem Fußweg, der in zahlreichen Windungen am südlichen Abhang des Mont Vinaigre aufwärts steigt. — Wie kommt der Berg zu seinem merkwürdigen Namen? Es heißt der saure Wein, der an seinen Flanken wuchs, hätte ihm denselben verschafft. Spuren einstiger Weincultur sind freilich nicht mehr zu entdecken, hingegen tritt man am Abhang in die herrlichsten Maquis ein. Baumartige Haide, Ginster, Pistacien, Euphorbien, Asphodelen, sie alle blühen zu gleicher Zeit und erfüllen die Luft mit würzigem Duft. Denn er ist kurz, der provençalische Frühling, und die Pflanzen müssen sich beeilen.

bevor die Dürre naht; es ist als wenn die Natur ein Frühlingsfest hier feiern wollte, und unbewußt dringt etwas von diesem Frühling auch in die Seele des Wandrers ein. Er vergißt alles Vergangene, ihm ist, als könne er das Leben von Neuem beginnen. Warum auch nicht? Ist doch die Welt so alt und erwacht sie dennoch in jedem Frühjahr zu neuem Leben. — Was duften nur die Haiden so schön nach bittren Mandeln? Jeder Windhauch trägt uns ganze Fluthen dieses Aromas entgegen. Dieser Duft war uns nie zuvor so aufgefallen, doch eine solche Fülle von Ericablüthen hatten wir auch noch nie gesehen. Ein süßer Honiggeruch erfüllt jetzt die Luft: eine unscheinbare kleine Wolfsmilch (Euphorbia spinosa) ist es, die ihn verbreitet. Ihr fehlen auffällige Blüthen, und da muß sie sich besonders mühen, um in so farbenreicher Umgebung nicht unbeachtet zu bleiben. Sie wird auch von zahlreichen Bienen besucht, während die bunten Schmetterlinge um andere prächtigere Blüthen flattern. Hier lohnt es sich, Biene und Schmetterling zu sein! Aus dieser Blüthenmasse ragen dunkle Erdbeerbäume, zwerghafte Kiefern, immergrüne Eichen, stachelige Wachholdersträucher (Juniperus oxycedrus) hervor. Und wo ein noch so kleiner Platz unbesetzt geblieben an dieser reichen Tafel der Natur, da drängen sich die Asphodelen (Asphodelus cerasifer) mit ihren weißen Blüthenrispen ein. Auch sie wollen ihren Antheil an Licht und Wärme haben, an jener Nahrung, die hier in solchem Uebermaß gespendet wird.

Wir steigen nur langsam in die Höhe, bleiben vor jeder einzelnen Blüthe stehen, belauschen die Bienen bei der Arbeit. Erst nach einer Stunde sind wir oben und liegt eine ganze Welt unter unseren Füßen. Vor uns das grüne Esterel mit seinen tief eingeschnittenen Thälern und seinen steilen Höhen, wo aus dem Laub der Bäume die zackigen Porphyrfelsen in den Himmel ragen. Im Westen die Ebene von Fréjus von ihrem Silberfluß durchströmt; über dieser das Maurengebirge mit seinen dunklen Wäldern, und dann alle Buchten der Küste, weit hin bis nach St. Tropez. Im Norden die Kalkalpen in perlgrauem Ton; im Osten die Seealpen mit schneebedeckten Häuptern; davor üppig grünes Land, mit leuchtenden Städten und Dörfern und wieder die Küste, erst bei Bordighera in duftigen Nebel sich hüllend. Ganz in der Nähe Cannes, vor ihm die Inseln von Lerins; weit vorspringend in die See das schmale Cap von Antibes; endlich im Süden, scheinbar dem Himmel entgegenstrebend, das unbegrenzte Meer.

Heute war es hier oben so windstill, daß auch die einsame Korkeiche, die am Gipfel steht, sich in der Sonne wärmen konnte. Auch sie, die bedauernswerthe, war ihrer schützenden Korkhülle beraubt worden. Zum großen Theil entblößt, mußte sie an schlimmen Tagen dem Mistral hier trotzen. In dem friedlichen Bilde, das uns umgab, störte diese nackte Eiche wie ein Mißton die Harmonie.

Der Weg, den wir bei Malpay verlassen hatten, setzt sich in gerader Richtung am Fuße des Mont Vinaigre fort und trifft bald auf die große Straße von Fréjus und Cannes. Folgt man ihr in östlicher Richtung, so gelangt man bald zu einer Häusergruppe, der Auberge des Adrets und dem Gensdarmerieposten. Der Name, den das Wirthshaus führt, war in Paris einst in

Jedermanns Mund, als der berühmte Schauspieler Frédéric Lemaître im Ambigu-Theater die Hauptrolle in einem Schauerdrama gab, das in einer „Auberge des Adrets" spielte. Das war in den vierziger Jahren, und alle sensationsbedürftigen Besucher von Cannes machten Ausflüge ins Esterel, um in der „Auberge des Adrets" die Räume zu sehen, in denen ein Herr Germeuil ermordet oder vielmehr nicht ermordet worden war. Denn abgesehen davon, ob die ganze Geschichte sich jemals zugetragen, oder ob sie nur erfunden war, handelte es sich thatsächlich in dem Drama nicht um diese, sondern wie das Textbuch deutlich angab, um eine Herberge gleichen Namens auf dem Wege von Grenoble nach Chambéry. — Unter den Besuchern, die in fröhlicher Laune von Cannes aus hierher gekommen waren, befand sich im Jahre 1868 auch Georges Sand. Die Bewohner des Hauses wurden damals schon sehr ungehalten, wenn man sie über jenen Herrn Germeuil ausfragen wollte; sie glaubten, man bezichtige sie des Mordes. Richtig ist, daß vor Jahren die Gegend um jene „Auberge des Adrets" besonders berüchtigt war. In den unzugänglichen Thälern und Schluchten des Esterel suchten alle jene Verbrecher ihre Zuflucht, denen es gelungen war, aus den Galeeren von Toulon zu entfliehen. Sie pflegten die Reisenden unfern von diesem Wirthshaus anzufallen, an einer Stelle, wo die Straße von angrenzenden Höhen beherrscht ist. „Als wir vorbeifuhren," schreibt Horace Benedict de Sauſſure, „zeigte uns der Courier von Rom, der mit uns reiste, einen zertrümmerten Reisekoffer, der noch am Wege lag und einem Courier gehört hatte, der vor einigen Tagen ausgeplündert worden war." Als hingegen der Erlanger Professor der Naturwissenschaften Gotthilf Heinrich Schubert 1822 „mit der Hausfrau, die, wie gewöhnlich, als Haushofmeister und Adjutant ihren alten Träumer begleitete", die nämliche Stelle überschritt, hatten sich die Zustände bereits geändert. In dem Wirthshaus war ein Gendarmerieposten errichtet. Doch fand er dort nur eine alte Frau und zwei kleine Kinder vor. Während die Reisenden sich stärkten, kam die Alte auf die verschollenen Räubergeschichten zu sprechen. „Wenn sich so ein Räuber doch hier wieder sehen ließe," meinte die Frau, „damit unsere Gensdarmen zeigen können, daß sie ihr Brot nicht umsonst essen." — Seitdem die Eisenbahn Fréjus mit Cannes verbindet, ist diese Straße wie ausgestorben, und Räuber würden ihr Auskommen da nicht mehr finden. Das Wirthshaus zeigt aber noch deutlich an, daß es einst darauf eingerichtet war, sich zu vertheidigen. Die Mauern sind ungewöhnlich dick, die Fenster des unteren Stockwerks mit eisernem Gitter versehen. Durch eine Oeffnung in der eichenen Thür wurde der Reisende erst genau betrachtet, bevor er Einlaß erhielt, schräge Schießscharten in den Wänden sind gegen die Thür gerichtet: das Haus gleicht einer Festung, die nur durch regelrechte Belagerung genommen werden könnte. Jetzt steht seine Thür weit offen, und kleine Kinder spielen vor dem Hause.

VI.

Wir kehrten nach Malpay zurück und wählten von dort einen Weg, der in südöstlicher Richtung uns nach Agay führte. Bald waren wir in den Vallon de la Cabre gelangt. Dort breitete überall am Abhang der lorbeerartige

Schneeball (Viburnum Tinus) seine weißen Blüthendolden aus. Bis auf die betretenen Wege wagten sich die blauen Schwertlilien (Iris germanica) hervor. Die Dichternarcisse (Narcissus poëticus) schaute uns aus dem Gebüsch mit ihren leuchtenden Blumenaugen an. Hochstengelige Tulpen (Tulipa Celsiana) grüßten uns aus der Ferne mit ihren gelben Blüthen. Die violetten Blüthenstände der doldenblüthigen Schleifenblume (Iberis umbellata) überraschten uns durch ihre Pracht; hatten wir doch dieses schöne Gewächs bisher nur in Gärten gesehen. Bald war in unseren Händen Ophrys aranifera, die merkwürdige Orchidee, mit ihren spinnenartigen Blüthen, und zu dieser konnten wir dann auch ihre bienenähnliche Schwester (Ophrys apifera) gesellen. Am meisten aber erfreute uns das seltene Limodorum abortivum, eine blattlose Orchidee, die in allen Theilen hellviolett gefärbt, auch hellviolette Blüthen trägt. So wandelten wir im Thale mit großen Blumensträußen in den Händen. Da plötzlich tauchte vor uns ein großer Porphyrblock auf. Er steht auf schwachen Füßen und neigt sich über den Bach, als wollte er stürzen. Das Volk hat ihn den Taubenschlag, „Pigennier", genannt. Dann führte unser Weg weiter an anderen phantastischen Felsen vorbei; oft schienen sie das Thal zu versperren und traten erst weit im Halbkreis auseinander, als wir den Fluß von Agay erreichten. Dem folgten wir bis an das Meer. Zackig zerrissen, in rothem Lichte glühend, schaut dort das Castel d'Agay in die See hinab. Wie Zähne einer Riesensäge ragen in langgedehnter Reihe die steinernen Zacken gegen den Himmel vor. Wir rasteten an der lieblichen Bucht von Agay, die der rothe Porphyr in einen farbigen Rahmen faßt. Wir sind hier zehn Kilometer von St. Raphaël entfernt, an der Station der Mittelmeerbahn, die dem Seestrande folgt, um dem Gebirge auszuweichen.

Unfern von Agay, am Wege nach St. Raphaël, wird blauer Porphyr gebrochen. Große Blöcke sprengt man aus dem Berge heraus, schneidet sie in Platten und Würfel und verwerthet den Rest für Straßenbau. Der ganze Strand ist mit blauem Porphyr bedeckt, und zahlreiche Arbeiter sind beschäftigt, ihn auf Schiffe zu laden. Der Porphyr des Esterel ist ein Quarzporphyr, der in dichter, mit bloßem Auge nicht unterscheidbarer Grundmasse, die aus Quarz und Feldspath besteht, Krystalle oder crystallinische Körner aus Quarz oder Feldspath führt. Der Feldspath ist meist fleischroth, doch wird die rothe Färbung des ganzen Gesteins vornehmlich durch Eisenoxyd bedingt, das als ein feiner Staub in der Grundmasse vertheilt ist. In den blauen und andern hellgefärbten Porphyren tritt das Eisenoxyd gegen Eisenoxydulverbindungen zurück. Der blaue Porphyr wird für Straßenbauten besonders geschätzt und seine Gewinnung hier in großem Maßstab betrieben. — Dem Steinbruch gegenüber springt eine Landzunge, „Le Piton du Dramont", vor in die See und trägt auf steil abfallenden Felsen einen hohen Leuchtthurm. Er warnt den Schiffer schon aus der Ferne vor der Gefahr, die ihn an dieser felsigen Küste bedroht. Die Bucht von Agay, die bei ruhigem Wetter still ist und leer, füllt sich bei stürmischer See oft mit vielen Schiffen. Sie warten hier, im sicheren Schutze der Berge, auf günstigeres Wetter, und schon zur römischen Zeit hat der Agathon Portus manches Schiff vor Untergang gerettet.

VII.

Als ein Wunder des Esterels gilt das Malinfernet, ein versteinertes Felsenmärchen. Eine Straße führt jetzt von Agay dahin, und drei Stunden Wagenfahrt genügen, um es von St. Raphaël zu erreichen. Wir ziehen die Fußwanderung vor und brechen von le Trajas auf, wohin wir mit der Bahn in einer halben Stunde gelangen. Dort kreuzen wir sogleich die Schienen und steigen am westlichen Abhang des vor uns sich erhebenden Berges in die Höhe. Wir wandern in Maquis, noch üppiger als wir es an andern Stellen des Esterels gesehen. Vom süßen Honigduft der Euphorbien sind wir fast betäubt. Weite Flächen werden gelb gefärbt von großblüthigen Pfriemensträuchern (Calicotome spinosa). Cistusrosen (Cistus albidus) beginnen eben ihre großen rothen Blüthen zu entfalten. Zunächst sind sie zerknittert, so wie sie es in dem engen Raum der Knospenhülle waren, doch breiten sie sich aus, verlieren bald alle Falten und locken nun die Schmetterlinge durch ihren zarten Farbenreiz. Wir pflücken keine dieser Blüthen, da sie zu vergänglich sind, der leiseste Windhauch trägt ihre Kronenblätter davon. — Welche Fülle bunter Schmetterlinge belebt hier den Abhang. Blüthen und Schmetterlinge gehören ja zusammen. Der sonst seltene Falter Anthocharis Eupheno ist hier fast gemein. Er gleicht unserem Aurorafalter, ist aber schwefelgelb, nicht weiß wie jener. Dieselben rothen Flecken zieren seine Vorderflügel. Unruhig und rasch fliegt er durch die Lüfte. Ebenso behend ist der Osterluzeifalter (Thaïs Polyxena), dessen bräunlich gelbe Flügel mit schwarzen Zacken sich umrandet zeigen und rothe und blaue Flecken tragen. Er gleicht einem Harlekin, so bunt und befranzt ist seine Tracht. Langsam schweben in allen Richtungen die Segelfalter an uns vorüber. — Bald haben wir einen Kamm erreicht, den wir überschreiten. Vor uns liegt ein waldiges Thal, dem wir abwärts folgen. Der Weg wendet sich plötzlich nach Westen, und ganz unvermittelt stehen wir am Ausgang des Malinfernet. Da ragen sie nun hervor aus dem dunklen Wald, alle die rothen Felsen hier in der Sonne glühend, dort in den Schatten der Berge getaucht. Sie verschieben sich gegeneinander bei jedem Schritt vorwärts; die einen schwinden, die andern treten hervor, fast endlos. Und der klare Bach, der das Thal durchströmt, rauscht entweder ganz laut, oder murmelt nur schwach und donnert dann wieder in Wasserfällen. Einmal verbirgt er sich ganz im grünen Laub der Bäume, dann tritt er wieder weit sichtbar vor und spiegelt mit hellem Glanze den Himmel. Und erst die Felsen! Hier glaubt man einen spitzen Thurm zu sehen, wie den Thurm eines gothischen Domes, mit steinernen Blumen und Thieren und allerhand Schnörkeln verziert; dort eine Burg mit ihren Schanzen und Zinnen, hier einen schlanken Kegel, dort einen kantigen Crystall, hier wieder ein Standbild auf hohem Postament. Ist das nicht der Gott Osiris, der auf diesen Felsen thront? Er trägt zwei junge Kiefern wie Scepter in den Händen. Am Eingang jener Schlucht kauert eine Sphinx und holt aus zum Sprunge. Und dort am fernen Abhang scheint eine wilde Jagd den Berg hinabzurasen. Die phantastischen Thiere ragen hoch aus dem Wald hervor, in letztem Todeskampf zu Stein erstarrt. Da hat die Natur ihrem ungezügelten Gestaltungsdrang freien Lauf gelassen; sie schuf in übermüthiger

Laune. Und als bereue sie nachträglich diesen Uebermuth, verbarg sie sorgsam das Thal zwischen hohen Bergen. Das Malinfernet mußte thatsächlich erst entdeckt werden, und noch im December 1851, nach dem napoleonischen Staatsstreich, konnten politische Flüchtlinge sich dort lange Zeit verborgen halten und den Nachforschungen der Gensdarmen entgehen.

VIII.

Das Wetter blieb unverändert, und so fuhren wir am nächsten Morgen wieder nach le Trayas, um von dort den Gipfel des Cap Roux, die „Vigie de l'eyssarin" zu ersteigen. Alle unsere Erinnerungen an das Esterel treten gegen den Eindruck zurück, den wir dort empfingen. Nicht weit von der Station unter einem Bogen des Bahndammes hindurch ging es in westlicher Richtung gleich in die Höhe. Der Weg führte uns an den nördlichen Abhang, zu der Einsiedelei St. Baume d'Honorat. Dort soll einst als Einsiedler der heilige Honoratus gelebt haben, der um das Jahr 408, auf jener Leriniſchen Insel, die heute seinen Namen trägt, ein Kloster gegründet hat, das hohe Berühmtheit erlangte. Zahlreiche Pilger ziehen auch jetzt noch am ersten Donnerstag im Mai den Berg hinauf, um den Heiligen zu verehren. Die Einsiedelei wird von einem hohen Felsen überragt. Ein steiler Fußweg und steinerne Treppen führen zu der Grotte, die St. Honoratus, der Sage nach, bewohnte. Sie birgt einen Altar, eine tiefe Cisterne und einen Stein, der dem Heiligen als Lager diente. Die Pilger betrachten ihn mit Andacht und deuten seine Vertiefungen als Spuren, die der Körper des Heiligen zurückließ. St. Honoratus stammte aus dem nördlichen Gallien, wie es heißt, aus einer vornehmen Familie. Noch jung zog er sich in diese Einöde zurück. Sein Beispiel regte zur Nachahmung an. Es folgte ihm der heilige Eucharius. Später als der heilige Honoratus entsagte dieser provençalische Edelmann, Seigneur de Théol et de Mandelieu, der Welt. Er mag manchen bitteren Kummer und manche Enttäuschung zuvor erlebt haben. Denn, wie ich der Geschichte der Diöcese Fréjus, die der Abbé Didier veröffentlicht hat, entnehme, war der heilige Eucharius zuvor verheirathet gewesen und besaß zwei Söhne und zwei Töchter. Als ihm seine Frau durch den Tod entrissen wurde, übergab er die Erziehung der Söhne dem heiligen Hilarius und zog sich zunächst auf eine der Leriniſchen Inseln und dann in die Einsiedelei des Cap Roux zurück. Er bewohnte hier eine Grotte, die noch unzugänglicher, noch abgeschlossener als diejenige des heiligen Honoratus war. Hier „von Allen getrennt, der Ruhe und der Schweigsamkeit sich weihend, hatte er weder den Willen noch die Gelegenheit zu sündigen". Hier verfaßte er auch einen begeisterten Tractat zum Lob der Einsamkeit. Doch sollte er sein Leben nicht in dieser Einöde beschließen. Abgesandte der Lyoner Gemeinde entführten ihn, um ihn als Erzbischof an ihre Spitze zu stellen. Schwer fällt es heute, sich in den Geist jener begeisterten Asketen zu versetzen, denen als Ideal der Vollkommenheit nicht die Erfüllung der sittlichen Pflichten des Lebens, sondern der Ertödtung aller sinnlichen Gelüste vorschwebte. Doch damals waren die Zeiten anders, und es sah so traurig aus in der Welt, daß mancher an ihr

verzweifeln konnte. Manch edel angelegter Mensch mochte glauben, daß sein ethisches Ideal innerhalb einer solchen Welt nicht zu verwirklichen sei, und suchte es darum in der Weltentsagung. Solches ideale Streben, das mit dem Opfer der eigenen Person verbunden ist, zwingt uns wohl Bewunderung ab; menschlicher muthet uns ein späterer Einsiedler vom Berge des Cap Roux an, Namens Laurentius Bonhomme, der dort die zweite Hälfte des siebenten Jahrhunderts verlebte. Er betrieb allerhand kleines Gewerbe, war immer fleißig bei der Arbeit, züchtete Bienen, verwerthete deren Wachs und Honig, und das Geld, das er verdiente, vertheilte er unter die Armen. Er schloß sich von den Menschen nicht ab, wanderte auch nicht selten nach Fréjus, gefolgt von einem Reh. Der Bischof ließ sich das Reh von ihm schenken; es blieb in Fréjus zurück. Später nun, als Laurentius wieder einmal nach Fréjus gekommen war und vor dem bischöflichen Palaste ein Gespräch führte, hörte das Reh seine Stimme, sprang aus einem Fenster des Palastes auf ihn zu und leckte ihm die Hände. Da fühlte der Mann sich glücklich, er empfand „le bonheur du parfait solitaire“, wie es in der Erzählung heißt. So auch war seine Einsiedelei stets von zahlreichen Vögeln umgeben, die er zu Zeiten der Dürre in den Vertiefungen der Felsen mit Wasser tränkte. Eines Tages überraschte er Diebe, die ihm seine Bienenstöcke geraubt hatten. Erschrocken sahen die Missethäter ihn nahen. Er aber trug ihnen auch noch die übrigen Bienenstöcke nach und rief ihnen zu, sie hätten die besten vergessen. Solche unerschöpfliche Güte rührte das Gemüth der Missethäter: sie besserten sich von dieser Stunde.

(Schluß des Artikels im nächsten Hefte.)

Meine persönlichen Erinnerungen an Anton Rubinstein.

Nebst Briefen.

Von

Julius Rodenberg.

[Nachdruck untersagt.]

Zu London war's, im Mai des Jahres 1858, daß ich Rubinstein zum ersten Male sah. Wer ihn nur in seinen späteren Jahren gekannt hat, wird sich schwer einen Begriff davon machen, wie schön er damals war. Denn Rubinstein ist sehr früh gealtert, und wenn auch das Titanenhafte seiner Natur ihn bis zuletzt nicht ganz verließ, so hatte sich seiner doch eine gewisse Müdigkeit bemächtigt, die seiner Erscheinung etwas Schwerfälliges gab. Am Flügel und am Dirigentenpult flammte das alte Feuer noch immer wieder in ihm auf; aber wenn er vom Podium herabstieg, bemerkte man die Gebrechlichkeit dieser imposanten Gestalt. Er, wenn irgend Einer, wirkte durch die Macht seiner Persönlichkeit; aber der große, nagende Kummer seines Lebens war, daß ihm eine gleiche Wirkung der unpersönlichen Kunst versagt geblieben. Die höchsten Ziele hatten sein schöpferisches Wollen und Können, sein Ehrgeiz sich gesteckt; aber er hat sie niemals ganz erreicht — immer kam er bis dicht heran, und immer war es nur noch ein, der letzte Schritt, der daran gefehlt. Kein rauschender Triumph des Augenblicks, kein äußeres Zeichen der Berühmtheit, nicht das bewundernde Aufblicken der Menge, wo immer er sich zeigte, nicht alle Ehren der Welt, die sein Haupt bedeckten, haben ihn darüber getäuscht. Auf Aeußerlichkeiten dieser Art gab er nichts. Wiewohl geadelt, russischer Staatsrath und Excellenz, blieb er im persönlichen Verkehr doch immer nur der Anton Rubinstein; und nur ein einziges Mal in den sechsunddreißig Jahren unserer Bekanntschaft habe ich ihn im vollen Ordensschmuck gesehen, mit all' den Bändern und Sternen auf der Brust, dem pour le mérite am Halse, als er von einem Hofballe kam, zu dem er befohlen worden war. Wie gern hätte er all' diesen Staat dahingegeben für einen einzigen wirklichen und dauernden Erfolg — für „eine kleine Gemeinde", wie er einmal in der Bitterkeit

seines Herzens sagte, d. h. für eine solche, die fest, mit Ueberzeugung und ehrlich an ihm hing. Denn er hatte gesehen, wie mächtig diese Wenigen sind, deren Meinung langsam, aber sicher die Meinung Aller wird, wenn sie die Zukunft in sich trägt. Er sah rechts und links von sich Männer emporwachsen, deren Suprematie seinen Weg beschattete; doch wenn er zu wahrheitsliebend war, um die Thatsache zu leugnen, so war er zu stolz, sich ihr zu beugen. Sein Inneres bäumte sich dagegen auf. Neid war seiner großen Seele fremd; aber es gab für ihn Momente der Zerknirschung, in der ihn allerdings wohl nur seine nächsten Freunde gesehen haben mögen. Ein Mensch von einfachen Gewohnheiten und, bei königlicher Freigebigkeit, selber bedürfnißlos, hat es ihm doch je länger, je mehr an der Befriedigung gefehlt, die allein ihm genügt haben würde. Mit bewundernswerther Energie nahm er immer wieder einen neuen Anlauf; immer wieder mit einem neuen Werk riß er die Menge hin, und immer wieder mit seiner Anwesenheit verschwand auch das Werk. Reich an überwältigenden Einzelheiten, an genialen Blitzen war jedes, vollendet keins. Von seinen größeren Schöpfungen hat darum kaum eine sich unbestritten auch nur während seiner Lebenszeit im Concertsaal oder auf der Opernbühne gehalten. Vergöttert von einer zahllosen Schar enthusiastischer Freunde, schwärmender Frauen, dankbarer Schüler, von unerschöpflicher Herzensgüte, die Vielen geholfen hat, edel in Allem, was er that und dachte, hoch erhaben über irgend einer kleinlichen Regung und mit dem Glanz eines Namens, der beide Hemisphären erfüllte, doch frei von der geringsten Spur des Hochmuths, ein Mann, in jedem Betracht ersten Ranges und von den „Besten seiner Zeit" als ihres Gleichen betrachtet, ist er doch nicht glücklich gewesen. Er war es einmal, und zuweilen im Gespräch drang auch noch die heitere Harmlosigkeit, die Jovialität durch, die seinem Gemüth ursprünglich eigen. Aber die mit den Jahren sich häufenden Enttäuschungen zehrten an ihm und mögen viel dazu beigetragen haben, daß er lange schon, bevor sein Alter es verlangte, einen gebrochenen Eindruck machte.

In jenen Londoner Tagen aber war er von einer bezaubernden Anmuth und einem überquellenden Leben; sein Kopf, von dem braunen Gelock dicht umwallt, glich noch mehr dem des jugendlichen Apoll, als dem Beethoven's, an den er später erinnerte; seine Figur war schlank und ebenmäßig, sein Betragen, ohne gerade zutraulich zu sein, doch auch ohne fühlbare Reserve, sein Gesicht strahlte von sieghafter Freundlichkeit, keine Falte war auf seiner breiten Stirn, und aus seinen großen grauen Augen sprach der Schalk — ein Mann, „zum Verlieben", und nicht nur für die Frauen. Mit dem ersten Händedruck hatte er mein Herz gewonnen, und es ist ihm geblieben über jenen Tag hinaus, wo wir in einem kleinen frohen Kreise im „Kaiserhof" zu Berlin das fünfundzwanzigjährige Jubiläum unserer Freundschaft gefeiert haben.

Ich glaube, daß es in Margaretstreet war, einer jener kleinen Straßen zwischen Cavendish-Square und Regent-Circus, damals und wohl noch immer eine der elegantesten Gegenden von London. Sein Zimmer, mit tiefen Fenstern, dicken Teppichen, Marmorkamin und gebräunten Mahagonimöbeln war für meine Begriffe sehr prächtig zugleich und sehr behaglich. Schön zu

wohnen war so ziemlich der einzige persönliche Luxus, den Rubinstein sich immer gegönnt hat. Er spielte, während wir sprachen, mit einem elfenbeinernen Papiermesser, das er auf dem Tische liegen ließ, als er in das anstoßende Cabinet ging, um sich zum Ausgehen anzukleiden. Auf dem Griffe des Falzbeins stand in hebräischen Lettern sein Name geschrieben: Anton Rubinstein. Er hat aus seiner jüdischen Herkunft niemals ein Hehl gemacht; sein größtes Gaudium waren Anecdoten von polnischen Juden, mit jenem Salz gewürzt, schärfer noch als das attische — zehnmal, zwanzigmal ließ er sich dieselben Geschichten erzählen, um zehnmal, zwanzigmal darüber zu lachen — und o, wie konnte Rubinstein lachen! Einmal — es war auch in London — hatte Hans von Bülow, zu der Zeit, Anfang der achtziger Jahre, von einer, übrigens sehr leichten und rasch vorübergehenden, antisemitischen Anwandlung befallen, seine Karte bei ihm abgegeben, welche die ganze Reihe seiner Titel aufführte: Dr. phil., Hofmusikintendant S. H. des Herzogs von Meiningen u. s. w. Als Rubinstein den Besuch erwiderte, schrieb er unter seinen Namen auf der sonst leeren Karte nichts weiter als die zwei Worte: „Slavischer Semit".

Grenzenlos weit lagen die Welt und das Leben vor uns an diesem duftigen Maientag, als wir zusammen die Regentstreet hinabgingen — für mich der Inbegriff aller Herrlichkeit, aller schlummernden Sehnsucht, aller schimmernden Hoffnung. Unsäglich glücklich und stolz fühlte ich mich zur Seite dieses jungen Menschen, in dessen frühem Ruhm ich mich sonnte, und der eben jetzt mit Joachim sich in die musikalischen Ehren der Saison theilte. Joachim und Rubinstein! Diese beiden Namen sind für mich untrennbar verbunden mit der Erinnerung an jene Londoner Sommer, die so voll glänzender, unvergeßlich holder Träume waren! Da hörte ich auch Rubinstein zum ersten Mal. Ich sehe sie noch vor mir, die fashionable St. James's Hall, am Ende von Regentstreet, unter dem gedämpften Lichte des Nachmittags, die schönsten Frauen und Mädchen Englands in reizenden Frühlingstoiletten, dicht gedrängt in den Logen und Fauteuils, Kopf an Kopf, von dieser feinen, vornehmen Art, dem echten Aristokratentypus — er in der Mitte, von ihnen umringt, am Flügel, Chopin spielend — so schwermüthig süß, so bestrickend unwiderstehlich, daß den blonden Insulanerinnen das spröde Herz schmolz in der Brust, und unten der kleine Mr. Ella, das verschmitzte Gesicht auf den Stock mit dem silbernen Knopf gestützt, vergnügt lächelnd. Denn er war der Unternehmer dieser Concerte. So wie damals, in seinem achtundzwanzigsten Jahre, Rubinstein war, stellt ihn ein Porträt dar, das er mir beim Abschied geschenkt hat und unter welches er mit seiner wuchtigen Hand und in seinem gedrungenen, aber nicht gerade classischen Deutsch die Worte schrieb: „Zur Erinnerung, daß dieses darauf gedruckte Individuum einen Operntext von Ihnen zu bekommen hat. London, 30. Juni 1858."

Wenn ich Rubinstein auch in London zuerst persönlich kennen gelernt hatte, so waren die Beziehungen zwischen uns doch schon vorher angeknüpft worden. Als er noch in Leipzig und ich noch in Hannover war, hatten gemeinschaftliche Freunde mir seinen Wunsch mitgetheilt, daß ich ihm eine biblische Dichtung zum

Zwecke der Composition übergeben möge. Mein Lieblingsstudium um eben die Zeit war die Bibel und zwar des Alten Testaments; ich hatte zu meiner Erbauung bereits fast sämmtliche Psalmen in Verse gebracht und beschäftigte mich hierauf mit dem Hohenliede, von welchem ich gleichfalls eine versificierte Uebersetzung vollendet hatte, als jene Botschaft von Rubinstein mich erreichte. Wiewohl dieser den Plan der geistlichen Oper, wie er ihn später erfaßt und ausgeführt, noch nicht vollkommen in sich ausgebildet hatte, so begegneten sich doch auf halbem Weg unsere Ideen — ich entsinne mich nicht genau, wer mehr der Anregende, mehr der Angeregte gewesen: ich weiß nur noch, daß ich den Entwurf fertig mit nach London brachte und daß er ihn mit großer Lebhaftigkeit an sich nahm. Doch über ein Vierteljahrhundert währte es, bis er ernstlich an die Composition des Werkes ging, das unser erstes hätte werden sollen und in Wahrheit unser letztes geworden ist. —

So lange ich Rubinstein gekannt, hat es für ihn nichts Ehrwürdigeres gegeben, als diese heilige Dichtung des Morgenlandes, deren innerstem Geiste der seine verwandt war. Ich erinnere mich meines Staunens, ihn so bibelfest, in den biblischen Geschichten so bewandert zu finden; es hatte zugleich etwas Rührendes, ihn, den jugendlich schönen und gefeierten Mann der Welt, von diesen frommen Dingen sprechen zu hören, die freilich für ihn vorwiegend eine menschliche, künstlerische Bedeutung hatten. Denn nicht für die Kirche, sondern für die Bühne wollte er dramatisch-musikalisch sie beleben und gestalten.

Was ich ihm bot, war aber nur eine Reihe kleiner Lieder und Chöre, die sich eng an den Bibeltext schlossen, und durch eine Handlung nicht eigentlich oder doch nur schwach verbunden waren. Indem ich dies schreibe, liegt jenes früheste Concept mir vor, das viele Jahre lang in Rubinstein's Händen war und auf jeder Seite noch die Spuren seiner Bleifederschrift zeigt. Denn das war das ungemein Anregende dieses geistigen Verkehrs, daß Rubinstein immer mit seinem Dichter arbeitete, Fragen aufwarf, Bedenken äußerte, kurz, sich nicht zufrieden gab, bis Alles deutlich vor ihm stand. So waren über zwei Jahre seit jenem ersten Begegnen vergangen, als ich den Brief von ihm erhielt, den man sogleich lesen wird.

Denn, indem ich mich anschicke, seine an mich gerichteten Briefe hier mitzutheilen, möchte ich im Voraus bemerken, daß ich sie geben werde, wie er sie geschrieben hat, mit all' den kleinen Verstößen gegen die deutsche Sprache, die zu corrigiren sehr leicht gewesen, die ihm jedoch so reizend stehen, daß es schade darum sein würde. Jeder, der Rubinstein gekannt, wird ihn ganz und gar in diesen Briefen wiederfinden, denn er schrieb wie er sprach — geistvoll, herzlich, mit einer gewissen Eindringlichkeit, aber ungesucht, natürlich und immer treffend im Ausdruck. Er charakterisirt sich selber in ihnen, besser als ein Anderer es vermöchte; das mag mich entschuldigen, wenn ich sie hier mittheile, wiewohl sie an mich gerichtet sind. Was ich überhaupt in diesen Blättern zu geben vermag oder mir vorgesetzt habe, bildet ja nur einen kleinen Ausschnitt aus seiner überreichen künstlerischen Thätigkeit. Es war eine Zeit, wo mein Verhältniß zu Rubinstein mir so sehr als ein Stück meines eignen

Lebens erschien, daß ich das Eine vom Anderen nicht trennen könnte; doch ich denke, daß man selbst in dieser Beschränkung nicht ungern vernehmen wird, wie er sich äußerte.

Damals also schrieb er:

St. Petersburg, den 12. November 1860.

Lieber Herr Rodenberg!

Ich wende mich an Sie mit einer großen Bitte und hoffe, Ihre große Liebenswürdigkeit wohl kennend, daß Sie sie mir nicht abschlagen werden — nämlich: Ihr Gedicht „Sulamith und Salomo" habe ich zu verschiedenen Malen in die Arbeit genommen und immer wieder bei Seite gelegt, weil ein Etwas drin war, welches mich nicht ganz befriedigte — und zwar lag es immer an dem Stoff selbst, dessen herkömmliche Auffassung, obwohl ganz nach der Schrift, mir der logischen Nothwendigkeit entbehrte — die vielen Widersprüche in Zeit, Ort und Personen quälten mich und ließen die Begeisterung, deren ich fähig bin, wenn mir ein Stoff ganz entspricht, nicht zu — nach langem Grübeln und Suchen fiel mir endlich vor Kurzem das Werk „Le Cantique des Cantiques par Ernest Renan" in die Hände, und das gab mir Aufschluß über meine Zweifel und die Ueberzeugung, daß seine Auffassung dieses mysteriösen Stoffes mir zusagen würde. — Meine Bitte ist also, Sie möchten dies Werk durchlesen und mir Ihr Gedicht in diesem Sinne umarbeiten — es würden drei Hauptpersonen, Sulamith, ein Schäfer und Salomo, außerdem Stimmen aus dem Volke, Frauenchöre, Männerchöre, gemischte Chöre u. s. w. drin vorkommen, es möchte an dramatischer Lebendigkeit gewinnen, dabei ganz die vorliegende Cantaten- oder Oratorienform beibehalten können und auch durchaus nicht länger zu werden brauchen.

Nicht wahr, Sie machen mir das? und zwar so bald als möglich. —

Antworten Sie mir mit ein paar Zeilen, ob Sie es thun wollen und wie bald ich es bekommen kann, da ich jetzt sehr gerne möchte in kürzester Frist an diese Arbeit schreiten.

Mit hoher Achtung Ihr freundschaftlich ergebener
Ant. Rubinstein.

Allein auch Renan half uns schließlich nicht viel, die Zeit für das Hohelied war noch nicht gekommen; immer wieder ward es zurückgestellt und immer wieder hervorgeholt. Inzwischen aber war eine neue Idee aufgetaucht. Rubinstein schrieb mir unter dem 16. Februar 1861 aus Petersburg:

Mein lieber Rodenberg!

Ich verlasse mich auf Ihr Versprechen bezüglich des „Hohen Liedes" und will gerne bis zum Mai warten, in welcher Zeit ich ihn (sic! wohl den Text) mir entweder holen will oder Ihnen schreiben werde, wohin Sie mir ihn schicken mögen — da ich dieses Werk durchaus diesen Sommer fertig machen will. —

Wo werden Sie Ende Mai sein? Ich möchte trachten Sie aufzusuchen wegen einer anderen Bitte — **Operntext!** Schreiben Sie ein paar Zeilen, bis Ende April muß ich leider hier bleiben — dann aber bin ich ein freier Vogel.

Ganz der Ihrige Ant. Rubinstein.

Diese Oper war der „Feramors". Auch hier kann ich nicht genau mehr sagen, ob der Gedanke dazu von ihm, ob er von mir ausgegangen. Denn lange vor Rubinstein hatte ich meinen Tom Moore gekannt und geliebt, die Mehrzahl seiner „Irish Melodies" übersetzt (wenn auch nur zum geringsten Theile publicirt) und noch eben, an der englischen Seeküste von Deal, war seine liebliche „Lalla Rookh" meine Gefährtin gewesen. Dieses Gedicht hat Spontini den Text zu seiner Oper „Nurmahal" und Robert Schumann den

zu seinem Oratorium „Das Paradies und die Peri" gegeben; wir entnahmen der unerschöpflichen Quelle musikalischen Inspiration — denn auch Félicien David hatte gleichzeitig eine „Lalla Rookh" componirt — die Rahmenerzählung und machten den jungen König, der als Sänger verkleidet unter dem Namen Feramors das Herz der ihm bestimmten Lalla Rookh auf der Brautfahrt gewinnt, zum Träger der Handlung. Ein ganz besonderes Wohlgefallen hatte Rubinstein an der Figur des komischen Alten, des Hofwesirs Fadladin, dem er einige der feinsten humoristischen Züge lieh. Denn im Grunde seiner Seele war Rubinstein voll Humor, wenn es ihm auch völlig mißlang, eine rein komische Oper zu schreiben. Aber dieser Fadladin ist ein meisterhaft durchgeführter Charakter, und wenn die ganze Oper so wäre, wie der erste Act mit seiner unvergleichlichen Balletmusik, dem Lichtertanz und dem überaus originellen und wirksamen Schlußquartett, so würde sie sicher dem dauernden Bestand des Repertoires angehören.

Doch ich will meiner kleinen Erzählung nicht vorgreifen. Am 1. Juni des Jahres 1861, in dem wir uns noch befinden, erhielt ich aus Wien folgendes Schreiben:

Lieber Herr Rodenberg!

Heute reise ich von hier in die Schweiz, um ein bißchen ruhig arbeiten zu können, und zwar erwarte ich von Ihnen den Stoff zur Arbeit — bitte Sie aber, wenn Sie an das „Hohe Lied" noch nicht gegangen sind, dasselbe vorläufig bei Seite zu legen und gleich mit „Lalla Rookh" zu beginnen, da ich große Sehnsucht zu diesem Stoffe habe und überhaupt vor Allem am liebsten wieder an eine Oper mich machen möchte.

Auch bitte ich Sie vor Allem erst eine Scenirung der Oper einzusenden, damit dann nicht zu viel Zeit verloren wird.

Ich komme wahrscheinlich nicht nach Ostende dieses Jahr, da man mir hier eine Aufführung meiner Oper (sc. „Die Kinder der Haide") zu der Zeit verspricht — also sehen können wir uns nicht eher als in Berlin Hälfte September. Also recht inständig bitte ich Sie, mir sobald als möglich etwas einzuschicken und mit herzlichen Grüßen verbleibe ich Ihr ganz ergebener

Ant. Rubinstein.

Aber seiner Ungeduld rückte die Arbeit par distance nicht rasch genug vor; wenige Wochen nach jenem Briefe schon kam Rubinstein nach Berlin, miethete sich in der Französischen Straße mir schräg gegenüber eine Wohnung, und o der schönen Zeit! wenn ich täglich um die Mittagsstunde mit dem noch frischen Manuscript zu ihm kam und wir dann, nachdem wir die Verse gelesen und discutirt hatten, fröhlich zu Tisch gingen, in einer kleinen Restaurationsstube der Jägerstraße, wo Robert Radecke, Louis Ehlert, Ferdinand Laub unsere Genossen waren und Rubinstein sich gütlich that an Rindfleisch und sauren Gurken! . . . So gedieh der „Feramors" herrlich, und mit dem fertigen Buch zog mein Componist glücklich und zufrieden, als es darüber Herbst geworden, gen Petersburg. Aber die Frühlingssonne des nächsten Jahres hatte noch nicht lange geschienen, als er eines Morgens früh um sechs oder sieben Uhr im Bärenpelz und die Partitur unter dem Arme wieder vor mir stand. Er war direct vom Bahnhof zu mir gefahren, und sein erstes Wort war: „So geht das nicht, lieber Rodenberg, so geht das nicht! Sie

müssen noch viel daran thun." Er legte dann die Partitur auf den Tisch, blätterte darin und setzte sich hierauf (immer noch im Bärenpelz) mit den Noten an mein jammervolles Pianino (das unter seinen kräftigen Griffen kläglich wimmerte), begann zu spielen und sang dazu: „Ratten, Mäuse, Ratten, Mäuse" . . . wohl zwanzig, dreißig Seiten hinter einander. Ich stand wie betäubt; er aber sprach: „Ich habe das nur so darunter geschrieben, weil mir Ihre Worte fehlten. Sie müssen nun Etwas daraus machen." Und in der That ist eine der schönsten Arien des königlichen Sängers daraus geworden.

Aber mit den Ratten und Mäusen allein war es nicht gethan, es blieb auch sonst sehr Vieles theils abzuändern, theils neu zu gestalten; und Rubinstein, der eben auf Einladung J. K. Hoheit der Frau Landgräfin Friedrich Wilhelm von Hessen, Prinzessin Anna von Preußen (ihr ist nachmals auch der Clavierauszug des „Feramors" gewidmet worden) nach Kopenhagen ging, bat mich, ihm dahin zu folgen, was denn auch im Juni geschah. Vier unvergeßliche, von Musik und Poesie bewegte Wochen verlebten wir dort, unter einem Dach, Zimmer an Zimmer, in den behaglichen Räumen des Kongen af Denmark. Dem Hôtel gegenüber in der stillen Straße stand das altersgraue Schloß, in dem die landgräflichen Herrschaften residirten, das heimathliche Weiß-Roth muthete mich gar traulich an, und mit einer seltsamen Empfindung blickte ich zu meinem künftigen Landesherrn hinüber, der hier im Exil lebte, weil man ihm Wohnung und Hofstaat in Cassel verweigerte. O, des Umschwungs der Dinge! . . . Wie viel, wie viel haben wir erlebt, und wie wohl thut es, in der Erinnerung zu jenen Tagen zurückzukehren, wo wir jung waren und uns harmlos noch am Schönen erfreuen durften! Weite Spazierfahrten — denn die Spaziergänge liebte Rubinstein nicht — am bewaldeten Seestrand, an den zierlichen, mit Thorwaldsen'schen Reliefs geschmückten Villen vorüber, durch die grünen Einsamkeiten des Thiergartens, oder Dämmerstunden in Niels Gade's bescheidenem Sommerhaus, und er selber am Clavier, nordische Weisen spielend, oder Musikaufführungen in Rubinstein's Salon, bei welchen auch der ehrwürdige Hartmann nicht fehlte — dazu das behagliche Leben in der reichen, kunstsinnigen Stadt, mit deren freundlichen, feingebildeten Bewohnern damals ein Deutscher noch zwanglos verkehren konnte! . . . Doch die Morgenstunden bis zum Mittag gehörten der Arbeit, und so früh ich kam — auch ich kein später Aufsteher — Rubinstein saß schon am Schreibtisch, nachdem er bereits ein gehöriges Stück Tagewerk vollbracht: äußerst frugal gefrühstückt, seine Morgenlectüre (Zeitung und Roman, damals „les Misérables" von Victor Hugo) beendet und ich weiß nicht wie viele Cigarretten geraucht hatte.

Mit Ablauf des Monats, in dem die Rosen blühen, hatten auch wir unser fürstliches Liebespaar im Schalimar der Rosenstadt Kaschmir glücklich vereinigt; und mir war es beschieden, im Anfang 1863, noch vor dem Componisten, der ersten Aufführung des „Feramors" in Dresden beizuwohnen — auch ich unterdessen ein Bräutigam geworden! Krebs dirigirte das Werk, und neben mir, in einer kleinen Loge, saß Rietz, von Leipzig her noch Rubinstein's Lehrer, der, gespannt lauschend, bei jeder Schönheit mir glückselig die Hand

drückte, dann aber auch, namentlich im zweiten Act, die Längen unruhig empfand. Besonders mißfiel ihm der große Marsch im dritten Act. „Den muß er ändern!" sagte Rietz ein über das andere Mal; „er muß einen neuen dafür componiren! Er kann es ja; ihm strömt ja die Musik nur so zu!" Wirklich stellte die Generalintendanz dieses Ansinnen an Rubinstein, und dieser ging zuerst auch darauf ein. Dann aber lehnte er ab, ebenso wie er sich auch nicht zu Kürzungen verstehen wollte. Wie's sei, so sei's nun einmal; er könne weder davon noch dazu thun. — Rubinstein konnte nicht streichen. Unermüdlich bei der Arbeit, voll Ernst und Eifer, so lang sie ihn beschäftigte, war es ihm unmöglich, sie wieder vorzunehmen, sobald er mit ihr abgeschlossen. Er wollte Neues, immer Neues.

Indessen konnte ich ihm doch der Wahrheit gemäß von dem tiefen Eindruck schreiben, den sein Werk in Dresden gemacht — und nicht am wenigsten, man begreift es, auf mich, dessen Gedanken beim Zauber dieser Melodien gen Süden schweiften, an das Gestade der Adria, nach dem Lande meiner Sehnsucht, das ich bald, und nicht allein mehr, betreten sollte.

Zu der Zeit schrieb mir Rubinstein aus Petersburg, 4. April 1863:

Mein lieber Rodenberg!

Ich kann von hier erst Hälfte Juni loskommen und werde müssen meistens in Deutschland sein — möchte gerne mit Ihnen zusammentreffen, aber wo? — und Ende August muß ich wieder hier zurück sein — und möchte doch das „Hohe Lied" haben, und es womöglich im nächsten Winter componiren! wie machen wir das! um Ihnen auf Ihrem Liebesfrühling zu folgen, ist das möglich? Liebende sind Todte für die übrige Menschheit, und die reiten schnell — — wie machen wir das? jedenfalls ist es besser, daß wir bei der Arbeit zusammen sind — also schreiben Sie mir noch einmal, wann und wo Sie in Deutschland in den Monaten Juni, Juli und August zu sein gedenken und da suche ich Sie auf. —

Von Hülsen habe ich nichts erfahren, also scheint es doch nicht, als wolle er den „Feramors" haben, denn sonst müßte er von mir die Partitur verlangen [1]).

Die Oper von David [2]) hat mir mehr geschadet, als ich es Anfangs glaubte, die meisten deutschen Bühnen werden sie bringen — ich habe Pech mit meinen Opern — was ist zu machen, immer drauf los, Neues schreiben — haben Sie etwas? es würde mich freuen. Doch nun nicht mehr lyrisch — nein, hochdramatisch muß es sein — das wird Ihnen jetzt nicht gelingen — doch ich warte gern (zeigen Sie diese Stelle nicht Ihrer Frau Gemahlin).

Also vielleicht auf Wiedersehen — wenn nicht, so machen Sie mir das „Hohe Lied" fertig und schicken es mir — Aenderungen, sollten welche nöthig sein, werden wir per Correspondenz vornehmen.

Meine besten Grüße und Glückwünsche zum Sommeraufenthalt ꝛc.

Ihr Ant. Rubinstein.

In diesem Sommer begegneten wir einander nicht; aber ich erinnere mich des Tages, wo ich, über die Alpen heimkehrend (und damals noch in der Post über den Gotthard), in Brunnen am Vierwaldstätter See den nachstehenden Brief empfing:

[1]) In der That ist „Feramors" im Berliner Opernhaus erst viel später, im Jahre 1879 aufgeführt worden.

[2]) Sie erschien fast gleichzeitig mit Rubinstein's Werk und, nach Paris zuerst, wenn ich nicht irre, auf dem Kärnthnerthor-Theater in Wien.

Dresden, den 23. Juli 1863.

Lieber Rodenberg!

Gestern habe ich hier den „Feramors“ gehört — und habe mich für uns Beide gefreut — die Musik hat Mängel, der Text hat Längen — aber das Werk macht uns keine Schande und wir können es getrost der Welt übergeben und sie hätte Unrecht, es zu verwerfen. Die Aufführung hier ist eine in vielen Beziehungen glänzende, die Ausstattung hat meine Erwartungen übertroffen. Der gestrige Abend hat mir Lust gemacht, wieder eine Oper zu schreiben, und das ist, scheint mir, ein gutes Zeugniß für das Werk. —

Haben Sie nicht etwas dergleichen? nur nichts Orientalisches mehr — vorläufig ist ein Werk in dieser Art genug — jetzt etwas Europäisches — von allgemeinem und palpitantem Interesse — mein Seelenheil für einen guten Operntext! —

Was macht das „Hohe Lied“ — haben Sie das Werk von Mandelstamm darüber gelesen? wieder eine neue Auffassung, aber interessant und nicht ohne Wahrheit — verschaffen Sie es sich — es ist in Berlin erschienen, es heißt „Die Bibel“, und dieser Abschnitt ist Meyerbeer gewidmet. —

Ich sehne mich schon sehr, es (sc. das Gedicht) zu bekommen, denn das soll ein famoses Werk werden, das verspreche ich Ihnen. — Ich werde Sie diesen Sommer nicht sehen, denn jetzt reise ich nach Odessa[1]) und von da in zwei Wochen über Deutschland nach Petersburg und Sie bleiben ja die ganze Zeit noch in der Schweiz — aber schicken Sie mir doch so bald als möglich dieses Ding, denn ich habe ein wahres Sehnen darnach.

Wenn Sie doch nach Petersburg kämen, es ist jetzt so leicht — und wie gut wäre das für mich! —

Doch Adieu, meine besten Empfehlungen Ihrer Frau Gemahlin und mit freundschaftlichem Gruße Ihnen und Ihrer Muse Ihr

Ant. Rubinstein.

In den nun folgenden vier Jahren wurde sowohl der persönliche wie der briefliche Verkehr etwas spärlicher; denn Rubinstein hatte (1862) das Petersburger Conservatorium begründet, als dessen Director ihm zum Reisen und wohl auch zum Componiren nicht mehr so viel Muße blieb. Doch kommt er einmal noch, selbst jetzt, auf unser altes Thema zurück.

Leipzig, den 16. Juni 1865.

Lieber Herr Rodenberg!

Ich bin diesmal so kurze Zeit in Berlin geblieben, daß ich unmöglich konnte Sie aufsuchen — daher muß ich Ihnen von hier schreiben und zwar wegen meinem „Hohen Lied!“ Es ist doch einmal Zeit, daß ich mich an die Arbeit mache — und Sie auch — haben Sie daran gedacht? ich muß es diesen Sommer haben, und bitte Sie daher, es mir einzuschicken per Adresse Bartholf Senff in Leipzig — ich sehne mich darnach — ich glaube nicht, daß wir uns irgendwo diesen Sommer treffen können — ich weiß eigentlich noch selbst nicht recht, wo ich sein werde, aber ich will diesmal nicht nach Rußland zurückkehren, ohne das „Hohe Lied“ im Koffer zu haben. Leben Sie wohl und schicken Sie es mir so bald als thunlich hierher ein — ich habe es schon für das nächste Musikfest in Königsberg zugesagt — also Sie sehen, ich muß dran gehen coûte que coûte, und Sie auch! —?

Meine besten Grüße Ihrer Frau Gemahlin — Ihr

Ant. Rubinstein.

---

[1]) Dort lebte seine Mutter.

Der Leser wird fragen — und ich frage mich selber — warum ich eigentlich meinen Freund, dem ich doch Alles gern zu Gefallen that, so lange auf das Gedicht warten ließ; warum ich nicht wenigstens den Versuch machte, seinem dringend und oft ausgesprochenen Wunsche nachzukommen. Das blaue Papier aus der Hannover'schen Zeit mit meinen vergilbten Versen und seinen Bleifederspuren gibt mir nur die eine Auskunft: daß die Neugestaltung des Textes Schwierigkeiten bot, denen ich mich damals nicht gewachsen fühlen mochte.

Doch war nunmehr ein neuer Gedanke zwischen uns gereift, und diesmal gingen wir Beide mit größerer Energie daran, ihn auszuführen: es war „der Thurm zu Babel".

Der erste Brief, der sich darauf bezieht, ist datirt aus London vom 20. Juni 1867:

Lieber Herr Rodenberg!

Der Plan und das Gedicht wird sehr schön werden und ich freue mich unendlich auf dessen Composition — nur denke ich, muß es in der Weise geändert werden: es muß nicht bei Nacht anfangen, sondern gleich die erste Nummer muß Chor der Arbeiter sein —

„Laßt uns Steine auf Steine wälzen, bald ist es vollbracht, bald steht der Bau in voller Pracht, herauf, hinan, herzu" ꝛc. ꝛc.

Zweite Nummer: Freude des Nimrod, daß der Bau fertig wird, daß er endlich Gott sehen wird ꝛc.

Dritte Nummer: Aufforderung des Nimrod an Leilah, ein Gebet an das Feuer zu richten — Gebet der Frauen mit Leilah.

Vierte Nummer: sowie bei Ihnen es mit II anfängt und bis zum Schluß ist nichts mehr zu ändern.

Der Anfang scheint mir zu philosophisch, daher schlage ich die Aenderung vor, im Uebrigen bin ich ganz einverstanden.

In London bleibe ich bis zum 3. Juli und möchte mich sehr freuen, wenn ich es bis dahin haben könnte. Ich rechne auf Ihr Versprechen und mit besten Grüßen ꝛc.

ganz Ihr

Ant. Rubinstein.

London, den 4. Juli 1867.

Lieber Rodenberg!

Morgen verlasse ich London und reise nach Paris, wo ich acht Tage bleiben werde und dann nach Baden-Baden gehen will — Sie thun am besten, wenn Sie mir Etwas zu schicken haben, es nach letzterem Ort an die Buch- und Kunsthandlung Marx zu adressiren.

Besten Dank für das Zugesandte — ich denke, das Ganze wird sehr schön werden — wenn es mir nur gelingt, auch etwas Gutes zu leisten —!—

Auf Wiedersehen in Berlin, bis dahin ꝛc. Ihr

Ant. Rubinstein.

Wir sahen uns in diesem Sommer, arbeiteten viel mit einander am „Thurm" und trafen uns am Abend in einer von den Gartenrestaurationen Unter den Linden oder machten Ausfahrten — eine nach Charlottenburg mit Taufig und Ernst Dohm — auch diese Beiden nun längst bei den Todten!

Am 3. October 1867 schrieb mir Rubinstein aus Leipzig:

Lieber Rodenberg!

Endlich habe ich Ihren Text erhalten und bin entzückt darüber — wenn ich nur Zeit finden werde, ihn, wie sich's gehört, zu componiren! . . . . auch werde ich Sie bitten, mit mir Geduld zu haben, denn jetzt bin ich ja nicht mehr in russischen Diensten ꝛc. . . .

Wann werden Sie mir das „Hohe Lied" umändern? Ich halte mehr als je daran. — Ich hoffe im nächsten Januar Monat zu Concerten nach Berlin zu kommen, da werden wir uns hoffentlich öfter sprechen und alle unsere Angelegenheiten in Ordnung bringen.

Mit besten Grüßen ꝛc. Ihr

Ant. Rubinstein.

Die Worte, daß er „jetzt nicht mehr in russischen Diensten" sei, bezieht sich darauf, daß Rubinstein in eben diesem Jahre 1867 die Direction des Petersburger Conservatoriums niedergelegt und alsdann aufs Neue jene Concertreisen begonnen hatte, die Triumphzügen durch Europa und später Amerika glichen. Jetzt kam er auch regelmäßig wieder und jedesmal zu längerem Aufenthalt nach Berlin. Einen solchen wahren, warmen und lauten Enthusiasmus habe ich in der classisch angehauchten Berliner Singakademie weder vorher noch nachher erlebt, als an jenen Abenden, an welchen Rubinstein auftrat — von jugendlicher Elasticität noch immer, mit dem Kopfe, den ich einst in London bewundert, von der Fülle des braunen Haares umwogt, aber schon mit Furchen in die Stirn gegraben, den Zeichen intensiver geistiger Arbeit. Nach den Concerten versammelten sich zu fröhlichen Symposien um den gastlichen Tisch im Hôtel de Rome die Freunde Rubinstein's, unter ihnen stets auch Rudolf Löwenstein, der liebenswürdige Dichter der „Kinderlieder" und — neben Ernst Dohm — Redacteur des „Kladderadatsch", der vor Jahren, als Anton Rubinstein mit seiner Mutter und seinem Bruder Nicolai hier in Berlin war, um bei Dehn zu studiren, den beiden Knaben Unterricht im Deutschen ertheilt hatte. Mit großer Verehrung sprach Löwenstein von der Mutter seines ehemaligen Schülers, dessen Lernbegier er nicht genug rühmen konnte, während dieser, in weißem Halstuch und — nach den Anstrengungen des Abends — in seinen Pelz eingehüllt, voll ausgelassener Lustigkeit war. Wir, seine Gäste, schwelgten in allen guten Dingen der Jahreszeit; er hatte genug mit einem Apfel, einem Glase Rothwein und — seiner Cigarrette.

Das Jahr 1868 war der Composition des „Thurms" gewidmet; die Briefe Rubinstein's beginnen erst wieder im Sommer des folgenden Jahres, als ich mit meiner kleinen Familie zum Sommeraufenthalt in Thüringen war.

Berlin, den 4. August 1869.

Lieber Rodenberg!

Wie Sie sehen, bin ich schon in Europa (!) Freitag reise ich von hier mit dem Zug, der um 8 Uhr früh nach Halle geht — und werde heute noch erfahren, um wie viel Uhr ich dann nach Arnstadt ankomme. — Tausend Dank für Ihr freundliches Anerbieten, bei Ihnen die paar Tage zuzubringen — aber ich muß es ablehnen — ich bin nämlich der unerträglichste Gast, den Sie sich vorstellen

können — und das sollen Sie Ihrer Frau nicht zumuthen — ich bitte Sie, mir ein oder zwei Zimmer in einem leidlichen Hôtel auf nächsten Freitag zu bestellen und erwarte Sie (wenn es Ihnen nicht zu beschwerlich ist) am Bahnhofe. Also auf baldigstes Wiedersehen. Mit besten Grüßen Ihr

Ant. Rubinstein.

Was macht das „Hohe Lied"?!!

So kam Rubinstein in dem Thüringer Landstädtchen an, sein ganzes Reisegepäck ein Handkoffer, in der die Partitur lag, ein Plaid und die Bibel, in der er unterwegs gelesen.

Wir, in unserem Landhäuschen, welches vor der Stadt in einem großen Garten lag, an einem rauschenden Bächlein, von alten Bäumen beschattet, hörten nun zuerst die Musik zum „Thurm von Babel" — und auch noch eine Andere lauschte diesen fremden Klängen mit leuchtenden Augen, die sich jetzt auch geschlossen haben, aber damals, in jenen Augusttagen, vor Stolz und Freude strahlten — meine Mutter. Ungezwungen nahte sie sich dem großen Tondichter, sie, von der ich die Liebe zur Musik geerbt, und die bis zuletzt die treueste Freundin Heinrich Marschner's gewesen ist. Auch Rubinstein hat ihr lange noch ein freundliches Andenken erhalten.

Inzwischen war ich nach Berlin und er nach Petersburg zurückgekehrt, und von dort erhielt ich folgenden Brief, der sich in seinem Anfange darauf bezieht, daß der Stern'sche Gesangverein die Balletmusik mit den Chören aus „Feramors" aufführen wollte.

Den 8./20. September 1869.

Lieber Rodenberg!

Wollen Sie so freundlich sein, Herrn Stern zu sagen, daß die Erlaubniß von mir mit Vergnügen gegeben ist, daß aber, obgleich die Partitur bei Bock in Berlin ist, gerade in den Tänzen drei bis vier Bogen verloren gegangen sind, und daher die einzige Möglichkeit, sich dieselben zu verschaffen, nur ist, nach Dresden ans Hoftheater zu schreiben, daß man dort ihm eine Abschrift schicken möge. — Wenn Sie etwas von ihm wegen des Thurms hören, so schreiben Sie es mir sogleich — es ist von Wichtigkeit wegen der Abschrift der Partitur. — Das Werk ist nun vollkommen fertig und ich kann sagen, daß es mir bis jetzt noch große Freude macht (wahrscheinlich bis nach der ersten Aufführung —!?) Vergessen Sie nicht meinen Don Quichotte — das Hohe Lied — und Hiob —!

Leben Sie wohl ꝛc. — auf Wiedersehen im Januar

Ihr Ant. Rubinstein.

Außer dem Hohenliede blieben Hiob und Don Quichotte[1]) lange seine Lieblingsideen — zwei Stoffe, sollte man meinen, die nicht gegensätzlicher zu denken seien, und beide dennoch menschliche Comödien im höchsten Sinne. Solche Dinge beschäftigten Rubinstein unaufhörlich; immer schöpferisch gelaunt, war er zugleich ein schwer zu befriedigender Grübler, der viel las und mehr dachte. Wir treffen ihn deshalb auf so mancherlei scheinbar auseinander laufenden Wegen, während er im Grunde doch nur darauf aus war, den Menschen da zu suchen, wo die Natur noch am stärksten in ihm ist — diese Rebellennatur, die sich gegen Gott auflehnt und mit den Dämonen ringt.

[1]) Ein musikalisches Charakterbild Don Quichotte hat Rubinstein nachmals wirklich geschrieben (Op. 87).

Dies scheint mir der Kernpunkt in Rubinstein's Schaffen zu sein, der centrale Gedanke, der in keinem andern seiner Werke zu so klarem Ausdruck gelangt ist, wie im „Thurm zu Babel". Er wollte das Drama zu seinem religiösen Ursprung zurückführen; ihm schwebte das Mysterium des Mittelalters mit seiner dreigetheilten Bühne vor: dem Himmel, der Erde, der Hölle. So seine Schöpfung dargestellt zu sehen, wäre das Ziel seiner Wünsche gewesen, und sie war ganz darauf berechnet; erst wenn man dies weiß, versteht man die Andeutung im Text, wie er gedruckt vorliegt: „Der Himmel mit Gottes Thron öffnet sich, die Hölle mit Satan's Thron thut sich auf" — erst dann versteht man die drei Chöre der Engel, der Menschen, der Höllengeister, die mit gleichzeitigem grandios fugirtem Gesange das Werk beschließen. Rubinstein lebte des festen Glaubens, daß „der Thurm zu Babel", der als „Geistliche Oper in einem Aufzuge" bezeichnet ist, sich mit all' seinem scenischen Apparat die Bühne noch einmal gewinnen werde; doch ist er bis jetzt auf den Concertsaal beschränkt geblieben und hat auch hier der Ausführung die größten technisch-musikalischen Schwierigkeiten geboten. Das Werk brauchte zehn Jahre, bis es, am 6. Januar 1880, unter der unübertrefflichen Leitung von Max Bruch, dem damaligen Dirigenten des Stern'schen Gesangvereins, in der Singakademie zu Berlin erschien; seine Erstaufführung erlebte der „Thurm" in Königsberg, der kunstliebenden Stadt, der Rubinstein immer besonders zugethan war. Dort hatte man ihm, Ende 1869, eine wahre Festwoche bereitet, in der auch der „Feramors" gegeben ward. Dann folgte die Wiener Aufführung seitens der Gesellschaft der Musikfreunde und ihres Directors Johann Herbeck am 20. Februar 1870. Den Tag darauf schrieb mir ein gemeinschaftlicher Freund von dort:

Mit großer Freude kann ich Ihnen den außerordentlich glänzenden Erfolg des Oratoriums melden. Es war ein ungemachter, wahrer und gefühlter Erfolg. Der erste Chor gefiel sehr, die drei kleinen Chöre erregten Beifallssturm und der Chor der Japhetiten mußte wiederholt werden. Die Tenorarie und der Schlußchor erregten Beifallssturm. Der Streitchor schlug ebenfalls durch — mit einem Worte, der Erfolg konnte nicht bedeutender sein. Rubinstein wurde zum Schlusse viermal jubelnd gerufen.

Aus diesem Jahr 1870 habe ich nur noch einen Brief Rubinstein's.

Bad Liebenstein (Thüringen), 8. Juni 1870.

Lieber Rodenberg!

Es ist sehr freundlich von Ihnen, daß Sie meiner gedenken — tausend Dank für die Photographie, und noch mehr für die Nachricht, daß Sie für mich arbeiten wollen. — An das Componiren des Hohen Liedes kann ich erst in einem Jahre gehen — aber haben möcht' ich es bei mir so bald als möglich — denn Sie wissen ja, wie das beim Arbeiten geht — man hat einmal Lust und einen guten Gedanken für ein Werk und schreibt ihn nieder als Skizze und geht an ein anderes Werk. So hoffe ich bald von Heigel den Cain zu bekommen, werde aber auch nicht dran arbeiten[1]).

Diesen Sommer habe ich mehreres früher Entworfene (Kammermusik) zu beenden, den Winter hoffe ich in Italien zuzubringen, welches mir zu einem symphonischen

[1]) Man weiß, daß die Composition des „Cain" die letzte war, die Rubinstein vor seinem Tode beschäftigt und die er unvollendet hinterlassen hat.

Werke als Programm dienen soll (?) und dann gehe ich an meine liebste Arbeit — die geistliche Oper — wenn mich Paris daran nicht behindern wird. — Also machen Sie es mir fertig und schaffen Sie sich mich vom Halse — nur bitte recht im Auge zu haben, daß bei aller Dramatisirung ich sowohl die Charaktere der Hauptpersonen wie die Haltung des Ganzen geistlich wünsche, d. h. per majorem Dei gloriam.

Nach Oberammergau gehe ich Anfang August, bis dahin bleibe ich hier. — Wenn Sie mal einen Spaziergang hierher (es ist doch nicht weit) machen wollten, so werden ich und meine Frau [1]) uns sehr freuen, Sie zu begrüßen, ja ich kann Ihnen sogar ein Zimmer in meiner Wohnung offeriren.

Mit besten Grüßen Ihnen und Ihrer lieben Frau von mir und meiner Frau

Ihr Ant. Rubinstein.

Aber weder ging Rubinstein nach Oberammergau noch ich nach Liebenstein: im folgenden Monat brach der deutsch-französische Krieg aus, der alle künstlerischen Vorhaben zurücktreten ließ und namentlich mir ganz andere Aufgaben stellte.

Nach geschlossenem Frieden erst erhielt ich wieder ein Briefchen von Rubinstein:

Wien, den 4. November 1871.

Lieber Rodenberg!

Ich kann jetzt leider gar keine Arbeit über- oder unternehmen — also erlöse ich Sie **leider** sehr gerne von Ihrem Versprechen — wenn Sie mir die Arbeit im Frühling machen werden, so wird sie mir sehr willkommen sein — obwohl ich nach menschlich möglicher Berechnung erst in **zwei** Jahren an diese meine liebe Arbeit werde gehen können — das ist Ihre Schuld. Die Hauptsache ist, daß ich nicht als Greis an die Arbeit der Liebe gehe; denn es würde dann bloß das Wollen, nicht aber das Können gelingen.

Mit besten Grüßen ꝛc. Ihr

Ant. Rubinstein.

Und nun, nachdem die großen Angelegenheiten des Vaterlandes zu einem glorreichen Ende geführt worden waren und Alles in einer neuen Sonne zu leuchten schien, ging ich endlich wieder mit frischem Muth an unser biblisches Gedicht und erhielt darauf nachstehenden Brief, der undatirt, aber offenbar Anfang Mai 1872 aus Wien geschrieben ist, wohin sich Rubinstein zur dortigen Aufführung seines „Feramors" begeben hatte:

Lieber Rodenberg!

Das Scenario des Hohen Liedes ist sehr schön — aber — aber — es ist ja beinahe ohne Ausnahme ganz die Wiederholung des Feramors! — mit dem einzigen Unterschied, daß Sulamith eine Winzerin und Lalla Rookh eine Prinzessin ist — ja sogar der Hochzeitsnarr ist kein Anderer als der Fadladin, und die scenischen Effecte auch dieselben, wie die Darbringung der Geschenke. — — — Was ist da zu thun — ja, auch das Colorit ist wieder das Orientalische, da das Jüdische musikalisch zu schwer anders zu machen ist wie das Persische oder Arabische — ich bin ganz unglücklich darüber — was ist da zu machen? Sie müssen Rath schaffen — vielleicht ist dies Alles ein Grund, um eine von den vielen Auslegungen des Hohen Liedes zu wählen, die nicht der von Mandelstamm entspricht! Wir müssen darüber in Düsseldorf sprechen, wo ich den

[1]) Rubinstein hatte sich in den sechziger Jahren verheirathet, und uns ward die Freude, seine Gemahlin während der Berliner Makkabäer-Aufführung (1875) kennen zu lernen.

12. d. M. anzukommen hoffe, ernstlich berathen. — Vielleicht haben Sie bis dahin schon Etwas gefunden. —

Mein lieber Feramors hat hier kein Glück gemacht, und wird die Direction viel „vis artistica“ besitzen müssen, um die Oper auf dem Repertoire zu halten — ich glaube sogar annehmen zu können, daß sie nicht mehr gegeben werden wird. —

Die meiste Schuld daran muß ich mir selbst zuerkennen, da ich erstens refusirt habe, die Oper selbst zu dirigiren, was zu vielen Mißverständnissen in Tempo und Einstudirung geführt hat, und zweitens auf eine Rollenbesetzung bestanden habe, die sich als ganz verfehlt erwiesen hat — so ist der Fadladin ganz verloren gegangen, und der Feramors sehr unzureichend ausgefallen, die Hafisa war von vornherein als geopfert anzusehen, da für diese Rolle hier keine Wahl ist, und nur eine Künstlerin es ausführen konnte, die aber von Natur dumm, unbeholfen, schwerfällig ist — und obwohl die Ausstattung eine zauberhafte, das Orchester und die Chöre untadelhaft, die Lalla Rookh und Chosru gut waren, war doch das Ganze verfehlt — es thut mir sehr leid, da ich die Oper trotz alledem sehr liebe. — — Uebrigens kommen zu dem Falle noch andere Gründe von Bedeutung — so hat der Wagner-Verein eine demonstrative Opposition in die Oper geschickt, dann hat die Kritik, mit der ich überhaupt auf schlechtem Fuße immer und überall stehe, die Gelegenheit benutzt, um mich die ganze Schwere ihres Armes fühlen zu lassen und außerdem ist das Publicum jetzt durch alle die Broschüren über Oper und Drama, über Principien, neue Bahnen, Zukunft und wie alle diese Phrasen noch klingen mögen, so irre geleitet, daß ein harmloses, rein lyrisches, specifisch musikalisches Werk und noch dazu von einem jüdisch-russischen Componisten, die Leute vollkommen kalt lassen muß, oder von vorneherein zur Opposition stimmt. — Die Zeit ist eine böse — aber ich lebe in der Ueberzeugung, daß es eine binnen kurz oder lang vorübergehende ist, und dann wird mein Feramors zu seinem Recht gelangen — es müßte denn sein, daß die Menschen sich nie mehr an einer einfachen Melodie, schön vorgetragen, werden erfreuen können — dann freilich wehe der Musik, wehe dem Musiker, und am wehesten mir. — — — — —

Leben Sie wohl, auf baldiges Wiedersehen ꝛc. Ihr

Ant. Rubinstein.

Das, was Rubinstein in diesem und dem nächsten, gleichfalls noch aus Wien, 7. Mai 1872 datirten, Brief über die „Wahlverwandtschaft des „Hohenliedes“ mit „Feramors“ bemerkt, schien mir rein äußerlich zu sein, da wir ja das Schwergewicht darauf gelegt hatten, daß der König entsagt, und es gelang mir schließlich auch, Rubinstein davon zu überzeugen, wenn nicht durch das Scenarium, doch später durch das Gedicht selber. Er schrieb:

Lieber Rodenberg!

Ich stimme jetzt entschieden für den Plan von Umbreit[1]) oder Renan — nämlich die Entführung Sulamith's, ihre Sehnsucht nach ihrem geliebten Schäfer und das Freigeben durch Salomo — man gewinnt mehrere Scenen von großer Wirkung, so ihr nächtliches Suchen des Geliebten, und die Schläge? die sie bekommt von der Nachtwache[2]) — ihr Sehnen — sehr musikalische Stimmung ꝛc. ꝛc.

Ich wäre jedenfalls für das Hochzeitsgedicht, wenn nicht die Wahlverwandtschaft mit Feramors mich davon abwiese. —

Auf baldiges Wiedersehen Ihr

Ant. Rubinstein.

Denken Sie auch an **Hiob**, zwei Acte mit Prolog im Himmel. —

---

[1]) Lied der Liebe. Heidelberg 1828.

[2]) Cap. 5, V. 7: „Es fanden mich die Hüter, die in der Stadt umher gehen, die schlugen mich wund.“

Aus der trüben Stimmung, in der er sich befand, riß ihn das Niederrheinische Musikfest, das, um die Pfingstzeit des Jahres 1872, in Düsseldorf die Sängerchöre der kunst- und stammverbrüderten Städte „froh vereint", und dessen Höhepunkt die von Rubinstein persönlich geleitete Aufführung des „Thurm zu Babel" bildete. Sie schloß mit einer stürmischen Ovation für den Componisten, der, auf dem Podium in einem Meer von Grün und Blumen fast versinkend und von einer Schar junger, enthusiastischer Rheinländerinnen umringt, sich auf ein Schemelchen niederließ und, einen großen Lorbeerkranz zerzupfend, jedem der hundert ausgestreckten Händchen ein Blatt davon gab. Es waren die schönsten Maientage, so voll von Heiterkeit und Herzenswärme, wie man sie nur am Rhein erleben kann. Von ihrer Nachwirkung gefördert, ging auch unser Werk rascher von statten, und am 8. Juni schon schrieb mir Rubinstein abermals aus Wien:

Lieber Rodenberg!

Tausend Dank für das schöne Gedicht — wenn ich nur schon bald an die Arbeit gehen könnte! ich glaube, ich werde damit einen Haupttreffer machen.

Nun vergessen Sie nicht meinen „Hiob", ich gebe Ihnen Zeit bis über ein Jahr, aber mehr nicht — — es wird Ihnen viel weniger Mühe machen, als das „Hohe Lied" (in welchem man den dramatischen Theil erst finden, dann erfinden mußte).

Somit nochmals herzlichen Dank ꝛc. Ihr

Ant. Rubinstein.

Am 4. November 1871 hatte mir Rubinstein geschrieben, daß es „nach menschlich möglicher Berechnung" noch zwei Jahre dauern könne, bis er an seine „liebe Arbeit", d. h. das Hohe Lied Salomonis, gehen werde; in Wahrheit sind elf Jahre daraus geworden, die Jahre des „Dämon", der „Makkabäer" und des „Nero". Wir hatten uns während dieser Zeit häufig genug gesehen, zuletzt Juni 1881 in London, wo der „Thurm" im Krystallpalast von Sydenham aufgeführt ward — demselben Krystallpalast, in dem ich einst in meinen jungen Jahren so schöne Träume geträumt. Wir feierten Reminiscenzen jeglicher Art, und namentlich ist mir in Erinnerung eine Tafelrunde geblieben, in der sich die berühmten Maler Sir John Everett Millais und Alma-Tadema mit ihren Frauen, Mylady Effie und Mrs. Laura, befanden. Doch von König Salomo war nicht die Rede. Da plötzlich, über ein Jahr später, erhalte ich in der Vergeinsamkeit von Jugenheim, in die ich mich für einige Herbstwochen zurückgezogen, am 23. October 1882 folgendes Telegramm:

Muß Sie unbedingt wegen Hohes Lied sprechen. Habe Oper Leipzig, kann unmöglich fort. Erwarte Sie Leipzig zwischen 28. October und 7. November.

Rubinstein.

Es waren „Die Makkabäer", zu deren zweiter Aufführung im Leipziger Stadttheater wir, meine Frau und ich, eben noch rechtzeitig kamen. Nach dem Schluß, zu später Stunde, vereinte Rubinstein, wie er es immer bei solcher Gelegenheit that, die zahlreichen Bekannten, die er überall hatte, die Mitwirkenden und die von auswärts gekommenen Gäste zu einem solennen Souper, Alles zusammen wohl sechzig Personen, unter denen Karl Reinecke, den Componisten und Leiter der Gewandhausconcerte zu sehen, mir besonders

interessant war. Wohin Rubinstein kam, da hielt er Hof wie ein Fürst, und man kann fast sagen offene Tafel; in den Zimmern, die er bewohnte, ging es unaufhörlich ein und aus, und manchmal waren sie so voll, daß man keinen Stuhl mehr zum Sitzen fand. Man mußte daher in frühester Morgenstunde kommen, wollte man ihn allein haben. Er setzte sich dann an den Flügel und spielte und sang uns vor, was bisher vom „Hohen Liede" fertig geworden; es war ungefähr die Hälfte des Werkes, und viel blieb auch für mich noch zu thun. Einige Scenen mußten erweitert, verschiedene Stellen geändert werden; endlich war sein „Wunschzettel" erledigt und mit einander konnten wir Leipzig verlassen, um uns erst in Weimar zu trennen. Die Stunden bis dahin waren die ruhigsten und angenehmsten unseres diesmaligen Zusammenseins; außer uns gehörte nur noch Frl. Marianne Brandt, die geniale Darstellerin der Lea in den „Makkabäern", und der Kapellmeister der Leipziger Oper zu der intimen Reisegesellschaft. Sie wollten alle drei zu Liszt, der auf dem Bahnhof sie schon erwartete. In Weimar, auf der Altenburg, hatte ich Liszt im Jahre 1856 zum ersten Male gesehen; und hier auf dem Bahnhof sah ich ihn zum letzten Male wieder. Er war in den vielen seitdem verflossenen Jahren wohl älter, doch noch immer nicht greisenhaft geworden. Das lange, weiße Haar und das geistliche Habit kleideten den Zweiundsiebzigjährigen gut; er schien stärker und in seinen Bewegungen weniger rasch, als ich ihn ehedem gekannt, aber vollkommen rüstig. Liszt hat Rubinstein sehr geliebt; er schloß ihn in die Arme beim Empfang, und sie küßten sich zwei oder drei Mal auf die Wange. Dann blieben wir allein zurück, und der Zug ging weiter, durch das herbstliche Thüringer Land in das Hessische hinein.

Ein neuer Frühling und Mai war gekommen, und wir befanden uns wieder in unserem lieben Jugenheim, als plötzlich eines Abends Rubinstein in unser ländliches Stillleben trat — es sollte die letzte Hand an unser Werk gelegt werden. Acht Tage folgten, während welcher bald wir bei Rubinstein in Frankfurt waren, bald er bei uns in Jugenheim — abermals viel Arbeit, viele Freunde, viele gesellige Stunden im „Frankfurter Hof" und unter den Bäumen in unserem Garten, dazwischen wundervolle Fahrten durch den Tannenwald bis zur Bergeshöhe, von wo wir die sonnige Landschaft überblickten, in der Ferne begrenzt von dem silbernen Streifen des Rheins.

Tantae molis erat — und noch immer war das Ende nicht erreicht. Kaum war Rubinstein heimgekehrt, so sprach er, Ende Juni, mir den dringenden Wunsch aus, ich möge zu ihm nach Peterhof kommen, er könne sonst nicht fertig werden; und da die weite Reise mir damals unmöglich war, so resolvirte sich Rubinstein kurz, und Mitte Juli trafen wir uns in Berlin. Aus dem Hohen Liede Salomonis, wie mir es einst in meinen Jugendjahren vorgeschwebt, war allmälig etwas ganz Anderes, aus der Cantate war eine Oper geworden. Auf drei sehr ausführlichen Exposés, die zusammen sieben eng geschriebene Seiten ausmachen und die Daten: Leipzig, 5. bis 7. November 1882, Jugenheim-Frankfurt, 10. bis 18. Mai, und Berlin, 16. Juli 1883, tragen, hatte Rubinstein in dem Lapidarstil, der ihm eigen, seine Scrupel und Be-

denken numerisch verzeichnet. Ich will Einiges, was besonders charakteristisch für seine Genauigkeit und sein feines Empfinden ist, hier mittheilen.

Alttestamentarisches Schäferspiel? Idyll? Bühnenspiel?

Ein Schäferspiel (Pastorale) scheint mir das Stück nicht gut zu nennen, da es zu viel in Palästen und Städten spielt — Oper möchte ich es auch nicht nennen — also wie?

„Wo mein Liebster blieb" — wäre nicht „mein Freund" poetischer?

„Wie eine Rose unter Dornen
So bin ich unter der Mädchen Zahl —"

klingt eigentlich selbstbewußt — in der Bibel heißt es: „So ist meine Freundin unter den Töchtern," also in der dritten Person! —

Im ersten Chor heißt es: „Der König führt Dich in sein Schloß zu still verschwiegener Feier," ist das nicht etwas lasciv?

„Die Schuhe zog ich aus, ich bin im Nachtgewand" — wie ist das für die Bühne und besonders für die Flucht? sie hat doch keine Zeit gehabt, sich anzuziehen!?

Ein Ausruf im Sinne des „Juchhe!" aber im althebräischen Gewande ist für den ersten Chor nöthig.

Ist die Bezeichnung Harem für das hebräische Leben annehmbar?

Wegen dieser beiden letzten Fragen wußte ich mir keinen anderen Rath, als mich an den besten Kenner der semitischen Sprachen und Literaturen, Herrn Professor Dr. Theodor Nöldeke in Straßburg, zu wenden, der uns denn auch bereitwilligst Auskunft gab:

Rein prosaisch betrachtet, paßt m. E. der Ausdruck „Harem" durchaus für Salomo, sogar schon für seinen Vater (cfr. z. B. 2 Sam. 16, 21). Die Frage ist nur, ob das Wort an der betreffenden Stelle nicht ästhetischen Anstoß gibt, da dasselbe auf die occidentalischen Hörer leicht einen nicht beabsichtigten Eindruck machen könnte. Insofern bin ich, so weit ich, ohne den Zusammenhang zu kennen, urtheilen darf, für eine Umschreibung. In einer historischen Darstellung würde ich ohne Bedenken von Salomo's Harem sprechen, und zwar ohne damit irgend einen tadelnden Nebensinn zu verbinden. Daß ein Fürst eine ganze Anzahl Weiber hatte, war einfach standesgemäß. — Ihren Widerwillen gegen das „Juchhe!" theile ich, habe mich aber vergeblich im Alten Testament nach einem anderen passenden Ausruf umgesehen. Ein heah (הֵאָח), das als Freuden-, aber auch als Schmerzenslaut im A. T. vorkommt, geht nicht. — Ich finde als Freudenruf beim Keltern im Syrischen jâhâi (nach anderer Aussprache jôhôi, beides zweifilbig); aber das sieht doch wohl zu fremdartig aus. — Sollte nicht das Zweckmäßigste sein i—ó, i—ó? Das ist (*iú*) im Griechischen das beliebteste Ausrufswort in Freude und Schmerz, auch von den Römern adoptirt, und ein so einfacher Naturlaut paßt in jedes Land.

Wir nahmen aber (im „Chor der Landleute") das „Jâhâi" an, und unser gelehrter Berather, der es verzeihen wird, daß ich seines Antheils an unserer Arbeit hier gedacht, würde sich gefreut haben, wenn er hätte hören können, wie wundervoll Rubinstein es componirt!

Also ward in der Margarethenstraße zu Berlin im Juli 1883 vollendet, was wir in der Margaretstreet zu London im Juni 1858 begonnen hatten ....

Das Werk aber erhielt in letzter Fassung den Titel:

Sulamith.
Ein biblisches Bühnenspiel in fünf Bildern.
Nach dem hohen Liede Salomonis.

An einem jener späten Sommerabende versammelte sich ein kleiner Freundeskreis bei Herrn Hugo Bock, dem jungen Chef der alten Firma Bote & Bock, zwischen welcher und Bartholf Senff in Leipzig Rubinstein seine Werke getreulich theilte. Die „Sulamith" fiel der ersteren zu, welche den der Königin von Rumänien gewidmeten Clavierauszug wie das Textbuch mit einer wahrhaft liebevollen Munificenz ausgestattet hat. Hier, in den traulichen Räumen, in denen wir gemeinsam schon so manche Stunde froh verlebt, trug Rubinstein zuerst das vollendete Werk vor. Während er spielte, Gesang und Handlung leicht andeutend, zeichnete Paul Meyerheim die charakteristische Gruppe: Rubinstein, von den gespannt lauschenden Zuhörern umringt, am Flügel, den Kopf über die Partitur gebeugt, die Stirn von dem hereinfallenden Haar beschattet. Er zählte dreiundfünfzig Jahre jetzt: sein Antlitz war gefurcht, Gang und Haltung zeigten schon ein vorzeitiges Nahen des Alters; aber wenn er die Tasten berührte, dann glich er dem Antäus, der aus der Berührung des mütterlichen Bodens verjüngende Kraft schöpft, der erlöschende Glanz der Augen erhellte sich wieder, eiserne Kraft und Festigkeit waren in jeder Bewegung, und es ging von ihm jenes elektrische Fluidum aus, das, körperlos, einzig die Nähe des Genius verkündet.

In diesen Tagen hatte Rubinstein einen Ausflug nach Bayreuth gemacht, um einer Parsifal-Aufführung beizuwohnen; nach seiner Rückkehr fand ich ihn, wie ich ihn nie zuvor gesehen: zwei Stunden lang müßig, mit der Cigarrette vor sich hin brütend. „Wozu soll ich noch schreiben?" rief er aus; „mir bleibt nichts übrig, als niemals mehr eine Feder in die Hand zu nehmen . . ." Er beruhigte sich nur allmälig, wir sprachen von der „Sulamith", und am anderen Morgen war er wieder der Alte. In einer Woche hatte er vier Nächte im Eisenbahncoupé zugebracht.

Und endlich kam der Abend des 8. November, da wir, im Hamburger Stadttheater, das Werk so vieler Jahre lebendig vor uns sehen sollten. Rubinstein dirigirte und ward, wie immer, wo er persönlich anwesend, mit jubelndem Beifall und Kränzen überschüttet. Meiner bemächtigte sich ein wehmüthiges Gefühl, eine Art Abschiedsstimmung, als ich des Anfangs gedachte, der um ein Vierteljahrhundert zurücklag — waren doch einige von diesen Liedern und Gesängen genau dieselben, wie sie geschrieben, bevor ich Rubinstein gekannt. Für ihn wie für mich war des Lebens bester Theil dahin, seitdem wir in den Londoner Frühlingstagen uns für das schöne Hirtenkind

aus dem Libanon begeistert; jetzt war Herbst, November — und entsprach der Erfolg, der wirkliche, so vielen Hoffnungen und so vieler Liebe? Wir glaubten es noch an jenem Abend, und mein bester Moment war der, als Rubinstein zu mir trat, mir die Hand drückte und sagte: „Ich danke Ihnen . . ."

Die „Sulamith" ist dann noch einmal im königlichen Opernhaus zu Berlin (Mai 1887), aber als Oratorium, ohne scenischen Apparat aufgeführt worden. Doch den Bildern fehlte die Farbe, die Wärme der dramatischen Beseelung; die „Sulamith" ist nicht für den Concertsaal geschrieben, und wenn sie jemals auferstehen sollte, so kann es nur auf der Bühne sein.

Zwei Jahre nach Vollendung der „Sulamith" planten wir ein letztes neues Werk; und es war eine seltsame Fügung, daß die Anregung dazu von England ausging, dem Boden unserer frühesten gemeinsamen Erinnerungen. Rubinstein hatte für das große Musikfest in Leeds eine weltliche Cantate zugesagt, und am 20. Februar 1885 war's, daß er mich um die Dichtung dazu bat. Seine Aufforderung kam unerwartet, aber sie fand mich bereit — mir war, als ob ich Hüon's Zauberhorn und die Worte vernähme, mit dem der „Oberon" anhebt:

Noch einmal sattelt mir den Hippogryphen, ihr Musen,
Zum Ritt ins alte, romantische Land.

Nichts lag näher, als den Stoff in der britischen Vorzeit zu suchen, in jener Dämmerung der Geschichte, voll von dem geheimnißvollen Rauschen der Eichenwälder und den druidischen Gesängen, deren spätes Echo ich selbst einst noch vernommen in den Bergen von Wales und auf der sagenberühmten Mona, der heutigen Insel Anglesey. Die Zerstörung des nationalen Heiligthums gibt das Signal zum Aufstand des von den Römern niedergeworfenen Volkes der Briten, an dessen Spitze sich Boadicea (Boudicca) stellt, die Königin der Icener. In furchtbarer Herrlichkeit aus dem Blutbad auftauchend, steht sie mit ihren beiden Töchtern auf dem Streitwagen: „zu siegen oder zu fallen, das sei der Entschluß des Weibes; die Männer möchten leben und Sclaven sein," läßt Tacitus sie sagen, als sie die zahllosen, von Haß und Leidenschaft trunkenen Scharen zum Verzweiflungskampf führt. Die Römer hatten nicht mehr als eine Legion und wenige rasch herangezogene Hülfstruppen zur Stelle schaffen können. Aber an ihrer unerschütterlichen Disciplin zerschellte die Uebermacht der Barbaren, die Drachenfahne der Inselkelten sank für immer in den Staub vor den römischen Adlern, und Boadicea trank den Giftbecher.

Rubinstein ergriff meinen Vorschlag mit der Wärme, die schon an sich inspirirend war, und ich schritt unverweilt zur Ausführung. Denn mehr noch als sein gewohntes Ungestüm, wenn es sich um etwas ihm Congeniales handelte, drängte mich diesmal der Umstand, daß ich für den nächsten Monat eine Reise nach Italien vorhatte. Mit den Annalen des Tacitus und Mommsen's eben erschienenem fünften Bande vor mir, ganz erfüllt von dem Gedanken an Rom, das ich in einigen Wochen zum ersten Male grüßen sollte, gelang die Arbeit wie nie zuvor, und schon nach sechs Tagen, am 26. Februar, konnte ich Rubinstein

in Leipzig den vollständigen Entwurf vorlesen. Es war das letzte Mal, daß wir des Morgens früh so beisammen saßen wie einst in Kopenhagen, und ich erinnere mich mit Wehmuth dieser Stunde, die mir eine neue, weite Perspective zu eröffnen und, in der Verbindung von England und Rom, die Vergangenheit und Zukunft selber zu verbinden schien. Auf der Romfahrt war die „Boadicea" meine Begleiterin; sie ging mit mir über die schneebedeckten Alpen, und in Trient legte ich die letzte Hand an das Gedicht. Vor mir, die Grenze von Welschland bezeichnend, mit seinen Mauern, Thoren und Thürmen, lag das alte Tridentum; im Thale war knospender Frühling, die Kastanien und die Mandelbäume blühten, und silbern glänzten die Schneefelder auf den hohen Bergen ringsum. Niemals stärker als in diesen Trienter Märztagen hatte ich das beseligende Gefühl des Reisenden, der aus dem Grau des nordischen Winters in die liebliche Sonne von Italien kommt; in dieser Stimmung schrieb ich den Schlußgesang der „Boadicea", von der ich mich dann aber erst, fast schon im Angesichte Roms, zu Bologna trennte, und zwar für immer! Zur verabredeten Zeit erhielt Rubinstein das Gedicht, las es, ließ mir seine volle Befriedigung darüber ausdrücken, behielt es und hat es nie componirt. Man wird es, wie ich es ihm aus Italien gesandt, in seinem Nachlasse finden. Briefe schrieb Rubinstein nicht mehr; aber er sagte mir schon bei der nächsten Begegnung, daß es ihm unmöglich geworden, an das Werk zu gehen. Inzwischen hatten nämlich die politischen Mißhelligkeiten der beiden großen Reiche begonnen, deren Interessensphären in Ostasien einander so nahe berühren; und Rubinstein war zu sehr Russe, um unter den also gespannten Verhältnissen eine Dichtung componiren zu können, die mit einer Glorification Englands schloß. Er wandte sich wieder der Bibel zu, schuf den „Moses" und den „Christus", und wer weiß, ob er selbst jetzt, wenn er noch lebte, in einer dem Anschein nach freundlicheren Temperatur, sich für den Gegenstand wieder erwärmt hätte, der dem Ideenkreise der ihn zuletzt fast einzig beschäftigenden geistlichen Oper so fern lag.

Damit enden meine persönlichen Erinnerungen an Anton Rubinstein; was er mir war, habe ich hier in einem bescheidenen Rahmen darzustellen versucht; was er der Welt war, wird in der Geschichte der Kunst berichtet werden, zu deren unbestritten großartigsten Erscheinungen er ein halbes Jahrhundert lang gehört hat. Was auch von seinen Schöpfungen leben oder schwinden mag: er selber wird bleiben. Bleiben wird das Andenken an einen Menschen von den seltensten Eigenschaften des Geistes und des Herzens; an eine Künstlernatur, die, wenn sie das Höchste nicht errang, doch immer das Höchste gewollt. Wer auf seine Zeitgenossen einen so mächtigen Eindruck gemacht hat wie Anton Rubinstein, der wird auch von der Nachwelt nie ganz vergessen werden.

Kleine Religionen unserer Tage.

[Nachdruck untersagt.]

Ein französischer Schriftsteller minorum gentium, dem man weder im Vapereau noch in sonstigen Nachweisungen über unsere Zeitgenossenschaft begegnet, Herr Jules Bois, hat neuerdings ein Buch erscheinen lassen, das den wunderlichen Titel „Die Pariser kleinen Religionen" (Les petites religions de Paris) führt. Die 215 Duodezseiten umfassende Schrift setzt sich aus einer Anzahl ursprünglich im „Figaro" veröffentlichter Aufsätze zusammen, denen an der Stirn geschrieben steht, daß sie auf Neugier und Sensationslust des großen Publicums berechnet und für eine Welt blasirten Leichtsinns bestimmt sind, die intellectuellem Ernst ebenso unzugänglich, wie Wunderlichem und Phantastischem zugeneigt ist. Im Tone leicht geschürzter Unterhaltung wird den Lesern von einem Dutzend religiöser Gemeinschaften berichtet, die in abgelegenen Winkeln der französischen Hauptstadt ihr Wesen treiben und — von einer Ausnahme abgesehen — die Religionslosigkeit und moralische Verwilderung ihrer Theilnehmer ungleich deutlicher bescheinigen, als irgend welches religiöse oder metaphysische Bedürfniß derselben. In dieser Rücksicht treffen dieselben mit dem Verfasser zusammen, dem jede Vorstellung von dem Ernst und der Bedeutung der Sache fehlt, der trotz aller zur Schau getragenen Scheingelehrsamkeit von der Geschichte der verschiedenen Religionen nur das Nothdürftigste weiß und zwischen Unglauben und Aberglauben, frivoler Unterhaltungslust und mystischer Afterspeculation so wenig zu unterscheiden weiß, daß er Dinge heterogenster Art zusammenwirft. Genußmenschen, die den Göttern Griechenlands in ästhetisirendem Spiel huldigen, werden mit abergläubischen alten Weibern, dilettantische Philosophaster mit mystischen Grüblern alten Schlages über den nämlichen Kamm geschoren, Nachweise und Erläuterungen über Ursprung und Wesen der einzelnen Secten und Vereinigungen aber nur soweit gegeben, als sie mühelos aufgebracht werden können. Die Neigung, auf religiösem Gebiet eigene Wege zu gehen und vom Herkommen abzuweichen, erscheint dem Figaro-Mitarbeiter offenbar ebenso seltsam, wie etwa die Absonderlichkeit, unmodische Kleider anzulegen oder anderen als den boulevardmäßigen Tagesinteressen nachzugehen. Daß der Mensch nicht vom Brote allein lebt, daß das Bedürfniß nach Auseinandersetzung mit dem Weltzusammenhange und den

letzten Ursachen der Dinge zum Wesen der menschlichen Gattung gehört, und daß Staats- und Religionsgeschichte im engsten Zusammenhange stehen, scheinen Herr Bois und seine Leser niemals gehört oder auf der Jagd nach Eitelkeiten des Tages spurlos vergessen zu haben. Wäre dem anders, so hätten die „petites religions“ wenigstens mit einem Worte angedeutet, daß die in Rede stehende Erscheinung eine psychologische und sittengeschichtliche Seite hat, die eingehenderer Betrachtung nicht unwerth ist. Denn schon der Umstand, daß Aberwitz und Aberglaube in den gepriesenen Centren moderner Fortschrittsbildung ebenso heimisch zu werden vermögen, wie in obscuren, abseits der Heerstraße belegenen Erdenwinkeln, ist ausgiebig genug, um bei demselben für einen Augenblick zu verweilen.

An einer Geschichte des Pariser Irr- und Aberglaubens fehlt es ebenso wie an einer Geschichte des Aberglaubens überhaupt. Höchstens, daß man den Secten- und Religionswucherungen einzelner Zeitalter, z. B. der Revolutionsperiode, einige Aufmerksamkeit gewidmet und deren Zusammenhängen mit verwandten Folgeerscheinungen nachgegangen ist. Nicht einmal über diejenigen Gemeinschaften, die als Setzlinge größerer, über die gesammte christliche Welt verbreiteten Confessionen in den europäischen Centren Wurzel geschlagen und Mormonenthum, Spiritismus u. s. w. zu verbreiten versucht haben, gibt es zusammenfassende Nachweisungen. Für Frankreich und Paris kommt noch der bekannte Umstand hinzu, daß man vom Auslande überhaupt nur das Nothdürftigste weiß und nach diesem Nothdürftigsten nur ausnahmsweise fragt. Charakteristischer Weise kennt z. B. Herr Bois nur eine und dazu unbedeutende Pariser Gemeinde von protestantisch-sectirerischem Typus, diejenige der Swedenborgianer. Vorweg und ehe auf die übrigen, specifisch Pariserischen Abschnitte unseres Buchs übergegangen wird, sei darum der französischen Anhängerschaft des berühmten schwedischen Mystikers und Physikers besondere Erwähnung gethan.

Darüber, wann und wie der Swedenborgianismus nach Amerika und von dort nach Frankreich gekommen, was im Laufe der Zeit aus dieser Lehre geworden ist, hat unser Verfasser nur ungenaue Kunde erlangt. Von Desbois' französischer Ausgabe der „Arcana coelestia“ und der „Vera christiania religio“ (1772) hat Herr Bois offenbar ebenso wenig gehört, wie von Matter's „Emanuel de Swedenborg“ (Paris 1862) oder den dreizehn dieser Lehre gewidmeten Zeitschriften, die seit dem „Congreß“ von 1828 die neue Lehre verkündet und einer Totalumgestaltung entgegengeführt haben. Und doch erscheint der Bois'sche Bericht über die Pariser Formen der Swedenborgischen Lehre und Gemeinde erst verständlich, wenn man wenigstens beiläufig davon Notiz genommen, daß das System des im reifen Mannesalter (1743) zum Phantasten gewordenen ausgezeichneten schwedischen Gelehrten († 1772) sich aus zwei Theilen zusammensetzte: einem mystisch-physikalischen, der der Sache zur Weltberühmtheit verhalf, und einem rationalistischen, der heute allein übrig geblieben ist. Swedenborg lehrte, daß der Zweck der Religion auf die Herstellung directer Beziehungen zwischen der Geister- und der Menschenwelt gerichtet sei, daß die erstere ein Abbild der letzteren bilde, daß die Geister der Verstorbenen als Engel

oder als Teufel fortleben, und daß der Zweck der Christuserscheinung darin bestanden habe, das Göttliche mit dem Menschlichen zu einigen und die Höllengeister zu besiegen. Daran schlossen sich die bis zum Aberwitz gesteigerten phantastischen Beschreibungen der Leiden und Freuden der jenseitigen Welt, die der Religionsstifter auf neununddreißig Fahrten durch das Universum (Swedenborg wollte zwischen dem 23. Januar und 11. November 1748 sechsmal auf den Mercur, dreiundzwanzigmal auf den Jupiter, sechsmal auf den Mars, dreimal auf den Saturn und einmal auf den Mond versetzt worden sein) genau kennen gelernt zu haben behauptete. Ganz anders wie um dieses tolle Außenwerk der als „neues Jerusalem" bezeichneten Swedenborg'schen Kirche sah es um das Dogma derselben aus. Verwerfung der Trinität, pelagianisirende Auffassung der Lehre von der Erbsünde und der Rechtfertigung, Leugnung der Auferstehung des Fleisches und totale Umdeutung der biblischen Schriften bedingten eine fundamentale Verschiedenheit von dem Lutherthum, zu welchem der Gothenburger Seher sich ursprünglich bekannt hatte. Auch rücksichtlich des „formalen Princips" der Kirchenlehre, der autoritativen Stellung der Bibel ging Swedenborg eigene Wege; während den neutestamentlichen Briefen jeder autoritative Charakter abgesprochen wurde, galt die Apokalypse für das wichtigste aller biblischen Bücher. — Der Gang der Entwicklung ist nun dieser gewesen, daß Swedenborg's Geisterlehre sofort nach ihrem Bekanntwerden das größte Aufsehen erregte, daß Männer wie der Manchester Rector Clowes und der berühmte theosophirende Württembergische Prälat Oetinger (der sog. Magus des Südens) derselben erheblichen Vorschub leisteten und daß das „neue Jerusalem" bereits sechzehn Jahre nach dem Tode seines Meisters mehr als fünfzig constituirte Gemeinden und Tausende von fanatischen Anhängern in Europa und Amerika zählte. Nach zeitweiligem Schwächerwerden der Bewegung nahm dieselbe — Dank der Thätigkeit zweier gelehrter deutscher Adepten, der Württemberger Tafel und Hofacker — in den zwanziger Jahren erneuten Aufschwung. Dem Einfluß des Zeitgeistes vermochte die Swedenborgische Doctrin sich indessen ebenso wenig zu entziehen, wie irgend eine andere. Auf das theosophisch-magische Element und auf den von dem Meister eingeleiteten Verkehr mit der übersinnlichen Welt leisten die Neu-Swedenborgianer so gut wie vollständigen Verzicht, wogegen sie an der Verwerfung der kirchlichen Dreieinigkeitslehre, der Augustinischen Auffassungen von Erbsünde und Rechtfertigung und an der Spiritualisirung der eschatologischen Begriffe mit Entschiedenheit festhalten und wesentlich eine rationalistisch gefärbte christliche Moral predigen.

Diesem modernisirten Typus des „neuen Jerusalem" gehört offenbar auch die Gemeinde an, in deren an der „Rue Thouin" (Nr. 12) belegenen Tempel Herr Bois sich Eingang zu schaffen gewußt hat. In einem engen, blau angestrichenen Raum fand er an einem Sonntag-Nachmittage eine kleine, zumeist aus Frauen, Mädchen und Kindern bestehende Versammlung vereinigt, welche einem stundenlangen Kanzelvortrage zuhörte, einige geistliche Lieder sang und unserem Berichterstatter einen würdigen, aber wenig interessanten Eindruck machte. Daß der Protestantismus „traurig" aussehe, ist bekanntlich eine stereotyp wiederkehrende Klage französisch-katholischer Beurtheiler desselben. —

Auch in der Rue Thouin zeigte Alles ein trübseliges Aussehen; die dunkelgekleideten jungen Mädchen der Zuhörerschaft sahen blutlos, die Kinder schwermüthig aus, der Gesang klang schüchtern und dünn, der Vortrag des Predigers spann sich einförmig und traurig ab, ohne irgend welche Wunderlichkeiten zu enthalten; lediglich die Kanzel, der unter derselben aufgestellte Tisch, und die auf diesem aufgeschlagen liegende Bibel erinnerten an ein Cultuszwecken gewidmetes Gemach. Nach beendetem Gottesdienst gab der Prediger, Herr Decembre, unserem Figaro-Reporter einige Notizen über Entstehung und Ausbreitung seiner Gemeinde, die in das (oben als Periode der Erneuerung und Umgestaltung des Swedenborgianismus bezeichneten) Zeitalter der Restauration gefallen sei. Die ersten französischen Anhänger des „neuen Jerusalem" seien Officiere des 23. Linien-Regiments gewesen, denen ein Abbé Agger sich angeschlossen habe; dann habe der Unterpräfect Le Bois des Gamps[1]) sich der Sache angenommen und zu St. Amand den ersten öffentlichen Gottesdienst abgehalten. Die Pariser Gemeinde datire von 1837, wo ein früher bei Chartres ansässig gewesener Abbé Ledru die Gläubigen anfänglich in Privaträumen, später in der gegenwärtigen Localität zum Gottesdienste versammelt habe. Alles Gewicht werde auf Verbreitung einer gesunden christlichen Moral, insbesondere auf Sammlung der Jugend der ärmeren Classen gelegt; zu Gunsten derselben sei eine Bibliothek begründet und die Einrichtung getroffen worden, daß an den hohen Kirchenfesten auf die Gottesdienste Liebesmahle, sowie Vertheilungen von Geschenken an die Armen und ein Kindergesangsfest folgten. Dabei würden die zehn Gebote und Swedenborg's Ausführungen über die Agapen (Liebesmahle) vorgelesen. Anspielungen auf Swedenborg's Mystik wies Herr Decembre mit dem Bemerken ab, daß diese nicht nach seinem Geschmack sei. Im Uebrigen begnügte er sich mit einem Hinweise darauf, daß seine in Paris auf zweihundert Köpfe beschränkte Gemeinde Fortschritte mache, daß sie einer vier Millionen Seelen zählenden Gesammtgemeinschaft angehöre, daß diese auf dem Congreß von Chicago zahlreicher vertreten gewesen sei als „irgend eine andere Religion" und daß das u. A. damit zusammenhänge, daß die Swedenborgianer den Frauen besonders weiten kirchlichen Raum lassen.

An dem vorstehenden, durch Anspielungen auf gewisse „Pikanterien" der Swedenborg'schen Lehre von den himmlischen Freuden gewürzten Berichte läßt Herr Bois sich genügen. Die schlichte Außenseite und die moralisirende Tendenz des Neu-Swedenborgianismus sind offenbar nicht nach seinem Geschmack, und an dem eigentlich springenden Punkte, der Frage, wie diese nüchterne, ihres früheren phantastischen Beiwerks entkleidete Doctrin auf specifisch französischem Boden hat Wurzel schlagen können, geht er gleichgültig vorbei. Nicht einmal darüber wird Auskunft gegeben, ob die Gläubigen des „neuen Jerusalem" protestantische oder (wie die beiden Lehrer Agger und Ledru) katholische Convertiten gewesen und ob sie die einzigen französischen Anhänger modern-protestan-

[1]) Dieser „frühere Richter, späterer Unterpräfect" ist offenbar mit dem Uebersetzer der Werke Swedenborg's identisch.

tisirenden Sectirerwesens sind. Wir erfahren nichts weiter, als daß es auch noch eine Species experimentirender Swedenborgianer zu Paris gibt, die mit den Gläubigen der Rue Thouin nichts gemein haben, sondern allmonatlich einmal in der Rue d'Amsterdam zu einer Sitzung zusammentreten, die die überirdischen Forschungen des Meisters nach modern-spiritistischer Methode betreiben und den Bildhauer Allar als Oberhaupt ansehen. (Nach Angabe des Larousseschen Lexikons ist Herr A. Professor an der école des beaux arts, 1845 geboren, und bei seinem ersten künstlerischen Auftreten durch den grand prix de Rome ausgezeichnet worden.) Das Medium, welches durch freundliche Vermittlung des verstorbenen Swedenborg-Propheten Cahagnet über die Geheimnisse des himmlischen Jerusalem unterrichtet wird, ist ein greiser homöopathischer Kurpfuscher Ravet, die Zuhörerschaft aber setzt sich aus etwa vierzig Neugierigen heterogenster Art zusammen — hysterischen Frauen, mystischen Abenteuerlichkeiten ergebenen Freimaurern und einer Anzahl Studirender der Medicin —, die auf diesem Wege über Geheimnisse der Natur Auskunft erhalten zu können glauben. Offenbar handelt es sich hier um eine, mit dem Namen Swedenborg's Mißbrauch treibende Species des spiritistischen Unwesens, das s. Z. unter der Aegide Allan Kardec's in der Seinestadt eines seiner Hauptquartiere aufgeschlagen hatte. Allan Kardec hieß mit seinem wirklichen Namen bekanntlich Rivain, war Franzose und Urheber einer auf den Spiritismus gegründeten Religionslehre, die ihrer Zeit zahlreiche Anhänger besaß. Rivain's geschieht in dem Bois'schen Buche ebenso wenig Erwähnung, wie des Systems, das der im Jahre 1803 geborene, 1869 verstorbene Begründer der „Revue Spirite" und Verfasser des „Livre des Esprits" in seinen zahlreichen Schriften entwickelt hatte und dem von katholischer Seite das Zeugniß correct kirchlicher Auffassung der Lehre von der Schöpfung und dem Sündenfall ausgestellt worden war. Ebenso wenig wird die spiritistische Schule berücksichtigt, an deren Spitze der vielgenannte Baron Gyldenstubbe († 1873) und dessen vornehme Freunde standen und die innerhalb wie außerhalb der französischen Hauptstadt unvergleichlich mehr von sich reden machte, als die Swedenborgische Species des Spiritistenthums oder irgend eine der übrigen von Bois aufgeführten Spielarten dieses Aberglaubens.

An der Spitze der übrigen spiritistischen Gemeinden figurirt die seit einem Jahrzehnt zu Paris bestehende, drei- bis vierhundert Anhänger umfassende „theosophische Gesellschaft", deren Begründerin eine im Jahre 1884 nach Paris gekommene Russin, Helena Pawlowa Blawazki[1]), war. Daß diese Abenteurerin einen Theil ihrer Weisheit dem Verkehr mit einem amerikanischen Spiritisten Olcott zu danken gehabt, daß sie vor der Niederlassung zu Paris eine Weile in Düsseldorf ihr Wesen getrieben und daß sie nicht (wie behauptet worden) in Tibet, wohl aber in Vorderindien einige Zeit lang gelebt, scheint Herrn Bois und seinen Gewährsmännern unbekannt geblieben zu sein. Anfänglich von einigen überspannten Damen der vornehmen Gesellschaft, insbesondere von der Ducheſſe de Pomare (Wittwe eines Lord Caithneß) pro-

[1]) In einer deutschen Zeitung ist neuerdings behauptet worden, die „Kosakin" Blawazki sei eine Tochter der bekannten Romanschriftstellerin Ida Gräfin Hahn-Hahn (?).

tegirt, scheint H. P. B. (mit dieser mystisch klingenden Chiffre wird die Religionsstifterin von ihren Gläubigen bezeichnet) zu Ende ihres Lebenslaufs (sie starb 1891) bei einer bescheideneren Gesellschaftsschicht angelangt zu sein. Als Spiritus rector und Präsident der Pariser Theosophen stellte sich unserem Verfasser ein ehemaliger Held der Commune vor, Arthur Arnould, genannt Jean Matthäus — Verfasser einer Anzahl von Romanen und Theaterstücken, von denen die Larousse'sche Encyklopädie wenig mehr zu sagen weiß, als daß sie ihrem Autor eine Gefängnißstrafe wegen sittlichen Aergernisses zugezogen haben. Mit den berühmten Theosophen des siebzehnten und des achtzehnten Jahrhunderts, der frommen Frau von Guyon und dem geistreichen Mystiker Saint Martin († 1805), hat diese zweifelhafte Gesellschaft natürlich nichts gemein als den Namen; von einer diesen Namen verdienenden Tradition derselben kann ebenso wenig die Rede sein, wie von einem „System".

Auf die Abgeschmacktheiten näher einzugehen, welche der in einem Park bei Aulnay sous Bois hausende, vom revolutionären Fanatiker zum religiösen Tollhäusler gewordene Theosophen-Häuptling unserem Verfasser über die „geheimnißvolle" Stifterin seiner Secte aufzubinden versucht hat, würde demnach der Mühe nicht verlohnen: „H. P. B." soll an einem und demselben Tage Kind, alte Frau und junger Mann gewesen sein, die Gabe der Ubiquität besessen, in einem „wahrscheinlich" bloß künstlichen Körper gehaust und das Zeitliche gesegnet haben, ohne daß ihr Lebensalter jemals festgestellt worden wäre. Aus den Offenbarungen dieser „phänomenalen" Wunderthäterin wissen ihre Anhänger, daß die Theosophie zu allen Zeiten, ja vor der Erschaffung der menschlichen Rasse dagewesen ist, daß im vorigen Jahrhundert Cagliostro, Saint-Germain und Cazotte[1]) an ihrer Spitze gestanden haben, und daß ihre Blüthezeiten regelmäßig in die letzten fünfundzwanzig Jahre jedes Jahrhunderts fallen. Die den gewöhnlichen Spiritisten gewährten Offenbarungen aus der Geisterwelt werden von den Theosophen als Manifestationen niederer Ordnung angesehen, deren tieferer Zusammenhang mit den höheren Regionen nur ihnen, „den Eingeweihten", verständlich seien. Die Lehre der Secte kommt — nach Angabe des hochwürdigen „Matthäus" — vornehmlich auf drei Punkte hinaus: auf die Errichtung einer wissenschaftlichen Universal-Brüderschaft, welche die Menschen darüber belehren soll, daß sie Accidentien einer und der nämlichen Substanz seien, auf das Studium der hinterasiatischen Religionen und philosophischen Systeme und auf die Bildung einer esoterischen Section, welche unter dem Siegel tiefsten, eidlich gelobten Geheimnisses die Adepten über den tieferen Sinn der theosophischen Symbole, sowie über die Kunst belehren soll, „den Göttern der alten Culte ähnlich zu werden". Den Kern des Systems bildet danach ein in phantastische Ungeheuerlichkeiten gekleideter Pantheismus indischen Ursprungs. Die Erde gehört einem aus sieben Gestirnen bestehenden Complex an, innerhalb welches sie die vierte Stelle einnimmt — sie wird von

[1]) Zu der Ehre, unter die Wundermänner des achtzehnten Jahrhunderts gezählt zu werden, ist der im Jahre 1792 hingerichtete vortreffliche Cazotte offenbar nur dadurch gekommen, daß Laharpe ihn in seiner bekannten, von Ignoranten für historisch angesehenen phantastischen Erzählung zum Träger von Voraussagungen über die Greuel der Revolution gemacht hat.

sieben auf einander folgenden Rassen bevölkert, deren fünfte die gegenwärtige Menschheit darstellt — sie wird zusammt ihren sechs Schicksalsgenossen in die selige Ruhe des Nirwana zurücksinken, wenn sie von dem Fluche der Reincarnation erlöst worden ist u. s. w.

Bei diesen Andeutungen über das aus Hirngespinnsten heterogensten Ursprungs zusammengefaßte Unsinns-Conglomerat hat Herr Bois es in seinen Forschungen über die moderne „Theosophie" bewenden lassen. Daß ein halbtoll gewordener, durch die Pfützen revolutionärer, sittlicher und ästhetischer Ausschweifung geschleifter Romanfabrikant an der Spitze der Genossenschaft steht und den Hohenpriester derselben spielt, genügt in der That dazu, die ganze Sache als Ausgeburt einer moralischen Fäulniß erscheinen zu lassen, deren Existenzbedingungen im Einzelnen nicht nachgegangen zu werden braucht. Daß der von den Gläubigen behauptete Zusammenhang der vierhundert Köpfe starken Pariser Secte mit „zahlreichen" Genossen in allen Ländern der alten und der neuen Welt wenigstens zum Theil auf freier Erfindung beruht, versteht sich von selbst; möglich mag immerhin sein, daß einzelne Tollhäusler verwandter Art sich um „Mr. Keithley, den Director für Asien, Mr. Judge in Amerika und um Frau Besant, die Directrice für Europa", geschart haben! — Für nachgewiesen kann allein die Existenz der letzteren gelten, die sich am 11. Juni d. J. durch einen „in den Salons des Institut Rudy, 7 Rue Royale" gehaltenen Vortrag bei dem Pariser Publicum eingeführt hat. Nach einer Mittheilung des „Figaro" vom selben Tage ist die würdige, im siebenundvierzigsten Lebensjahre stehende Dame eine ihrem Gatten, einem englischen Geistlichen, entlaufene, „kleine und ängstliche Person, die seit fünfundzwanzig Jahren in tollen Fahrten durch die Welt streift" — offenbar ein bei vollständiger Geistesverwirrung angelangter Blaustrumpf, der nach vergeblichen Bemühungen um das Verständniß der Bibel, der Schriften „Conway's, John Stuart Mill's, Comte's, Hamilton's und der Socialisten", in der Weisheit „H. P. W.'s" Befriedigung und Ruhe gefunden und seitdem „durchschnittlich 250 Vorträge pr. Jahr" gehalten hat. Wir erfahren bei dieser Gelegenheit, daß die vier Hauptsectionen des Vereins gegenwärtig zu Adiar (bei Madras), zu Melbourne, New-York und London ihre Sitze haben, daß die Zahl der Zweiggesellschaften auf nicht weniger als vierhundert angewachsen ist u. s. w. Der Zudrang zu der unter den Auspicien Arnould's zu Paris abgehaltenen „conférence" ist nach dem Zeugniß des „Figaro" ein außerordentlicher gewesen. Freilich —

„ein vollkommner Widerspruch
Ist gleich geheimnißvoll für Weise wie für Thoren,"

und für die letzteren ist die Jagd nach Neuem zu allen Zeiten und aller Orten eines der sichersten Kennzeichen gewesen! — Die Stelle von Bekenntnißschriften des Vereins vertreten die von den Leitern desselben herausgegebenen Journale. An dem ersten derselben, dem „Lotus" (später „Revue théosophique" haben außer den Stiftern Frau Blawazki und Obrist Olcott vornehmlich zwei — im Uebrigen völlig unbekannt gebliebene — Franzosen Gaboriau und Dramart mitgearbeitet; den an die Stelle des „Lotus" getretenen „Lotus bleu" leitet

Herr Arnould (Matthäus) in eigener Person. Frau Blawazki hat unseres Wissens — nur eine selbständige Schrift, die „Isis devoilée“ hinterlassen.

Anspruchsloser und „volksthümlicher“ als das Gebahren der Theosophengesellschaft erscheint das Auftreten einer specifisch französischen, aus Südfrankreich nach Paris übergesiedelten kleinen Secte, der um das „neue Karmel“ gescharten Vintrasisten. Pierre Michel Vintras, ein armer Fabrikarbeiter zu Tilly-sur-Seulis, bildete sich auf Grund einer ihm am 6. August 1839 gewordenen „Erscheinung“ des Erzengels Michael ein, der reïncarnirte Prophet Elias zu sein, Einblick in alle Geheimnisse dieser und der anderen Welt gewonnen und den Auftrag erhalten zu haben, der Wiederkehr des heiligen Geistes die Wege zu bereiten. Unter dem Namen Stratanael begründete dieser Unglückliche eine zumeist aus Arbeitern gebildete, in Lyon besonders populär gewordene Gemeinde, die in der französischen Geschichte und Literatur keine Spur hinterlassen hat, nichtsdestoweniger aber noch heute fortbesteht und sich unter Anderm rühmt, die Lehre von der unbefleckten Empfängniß früher als die katholische Kirche gepredigt zu haben. Vintras, von dem wenig mehr mitgetheilt wird, als daß er ein Genosse Naundorff's (des vermeintlichen Ludwig's XVII.) gewesen, daß er wegen einer bei zwei Anhängerinnen gemachten Anleihe zu fünf Jahren Gefängniß verurtheilt und während seiner in Rennes verbrachten Haftzeit von seinen Anhängern an den verschiedensten Orten „geschaut“ worden sei — Vintras ist seit mehreren Jahrzehnten todt, sein Nachfolger Abbé Boullan hat gleichfalls das Zeitliche gesegnet, die Gemeinde der Vintrasisten hat diese Schicksalsschläge indessen überstanden und sich in eine Anzahl rivalisirender Fractionen getheilt, die zu Paris in der Rue St. Anne, in der Nähe des Luxembourg, außerdem aber zu Lyon, in der Vorstadt Montplaisir, Rue la Martinière, Versammlungsorte und Altäre besitzen. Als Oberpriester des neuen „Karmel“ hat eine Weile ein Herr Rou de Fort fungirt, dessen Wittwe das Geschäft noch gegenwärtig fortsetzt. — Trotz der Theilnahme einzelner Hochgebildeter an dem tollen Wesen (ein „Duc de Parme“ soll zeitweise als Priester celebrirt haben) stellt dasselbe sich wesentlich als Pöbelwahn dar, der sich trotz der sonstigen Vorherrschaft revolutionärer und atheistischer Ideen in gewissen Arbeiterkreisen zu behaupten gewußt hat.

Wenig anders scheint es um eine weitere specifisch Pariserische Blase modernen Köhlerglaubens zu sein, den von einigen alten Weibern getriebenen „Cultus des Lichts“, eine Veranstaltung zur Bekämpfung der Hexen- und Teufelssabbathe, die angeblich noch gegenwärtig ihr höllisches Wesen treiben und nach der Meinung einer Pariser Erleuchteten unter Andern Bismarck zu ihren Theilnehmern zählen. Was über die Prophetin dieses Unsinns, Frau Lucie Grange, und über das im Dienste derselben stehende Medium, „Mr. Christian, genannt Hiob“ berichtet wird, gemahnt an die abenteuerlichsten Geschichten aus dem classischen Zeitalter des Hexenwesens[1]).

[1]) „Eines Abends,“ so erzählt Frau Grange, „sah ich Bismarck schwarze Magie treiben und die Menschen aus der Entfernung quälen und tödten. Mein Hausgeist Hermuet sagte mir indessen, er werde bestraft werden, und in der That sah ich nach einiger Zeit, daß deutsche Winzerinnen, die ihn nicht kannten, mit Bismarck ihren Spott trieben, ihm Trauben ins Gesicht warfen, ihm ihre Körbe aufstülpten u. s. w.“

Als größte und bedeutendste aller Pariser „kleinen Religionen" stellt sich der Buddhismus dar, der in der französischen Hauptstadt nicht weniger als zehntausend Anhänger gewonnen haben soll und mehrere bekannte Gelehrte, darunter den Conservator des Museums Gurmet, Henry Millaut, den Herausgeber der „Revue orientale" Rosny (geb. 1827), den Volapükprofessor Kerkof u. s. w. zu seinen Anhängern zählt. Geleitet wird der aus Indien importirte Cultus durch einen via Chicago nach Paris gelangten „esoterischen Buddhisten von der Secte Sin-Siru", den Jromesen Horio-Toki. Seit dem 13. November 1893 hat dieser Wundermann wiederholt vielbesuchte „officielle" Gottesdienste abgehalten. Durch den theatralischen Aufbau dieser Cultusacte ist indessen bewiesen, daß er nichts weniger als wirklicher Esoteriker der Philosophie Sakja-muni', sondern im Gegentheil Repräsentant der entarteten Form des Buddhismus sei, die in Japan ihr Wesen treibt. Herrn Bois' Bericht über die „vierhundert esoterischen Geister", die Horio-Toki unter den Falten seines reich und phantastisch verzierten Gewandes ausgeführt hat, „um die Gottheit zum Niedersteigen in seinen Körper" zu bestimmen, läßt auf einen Hokuspocus schließen, dessen Wunderlichkeiten höchstens großen Kindern imponiren können, die dem Gros der Pariser Zuschauer indessen nachhaltigen Eindruck gemacht haben sollen; an grotesken Götzenbildern, Kerzen, Blumen u. s. w. hatte man es natürlich nicht fehlen lassen. Daß Herr Clémenceau und andere „philosophische" Freunde der Sache von der spannungsvoll erwarteten Feier des neuen Cultus wenig erbaut gewesen sind, kann man unserem Berichterstatter ohne Weiteres glauben. — Im Uebrigen bedarf es nicht erst seiner, trotz ihrer Weitschweifigkeit dilettantischen Auseinandersetzungen, um die Anziehungskraft zu verstehen, welche die Lehre des indischen Königssohnes auf gewisse Schichten der Pariser Gesellschaft übt. Abgesehen davon, daß der Reiz der Neuheit auf Menschen, die im Cultus der Mode emporgekommen, mit unfehlbarer Sicherheit wirkt, treffen gewisse Tendenzen des Buddhismus mit den Stimmungen großstädtischer Blasirtheit direct zusammen. Der Zug von Ermüdung und Apathie, der durch die buddhistische Betrachtungsweise wie durch alles indische Wesen geht, entspricht der Uebersättigung und Knochenlosigkeit eines Geschlechts, das von Allem im Uebermaß gekostet hat und bei der wohlfeilen Weisheit angelangt ist, alle Momente irdischer Existenz gleich werthlos zu finden. Andererseits läßt der Atheismus der buddhistischen Lehre bei Jüngern des Materialismus verwandte Saiten anklingen. Ueber die Strenge des buddhistischen Sittengesetzes sieht man dabei hinweg, wie man über Alles hinwegsieht, was die Gewohnheiten sinnlichen Behagens stören könnte, um bei der Trostlosigkeit dieser Doctrin stehen zu bleiben und die eigene innere Leere mit einer Handvoll anständig klingender philosophischer Redensarten zu überkleiden. Mit der emphatisch bekannten neuen Doctrin nehmen viele ihrer angeblichen Bekenner es so wenig genau, daß sie mit eklektischer Weitherzigkeit auch „Jesus und Plato" gelten lassen, soweit das mit der Bequemlichkeit vereinbar ist. So bestätigen Herrn Bois' Berichte zum Ueberfluß, was auch anderweit bekannt geworden war — daß der Pariser Buddhismus den neumodischen Deckmantel für eine Religionslosigkeit bildet,

die nicht bei Namen genannt sein will, und daß von den „Tausenden" angeblicher Buddhaverehrern an der Seine nur wenige von der wahren Lehre ihres Meisters auch nur den nothdürftigsten Bescheid besitzen. Daraus erklärt sich unter Anderem, daß Dinge, die der orientalischen Anschauung so weit abliegen, wie die Gleichstellung der beiden Geschlechter, mit buddhistischem Stempel versehen und als Ziele der ferneren Entwicklung bezeichnet werden. Die in dem vorliegenden Buche wiedergegebenen tiefsinnigen Unterredungen, die Herr Bois mit Pariser buddhistischen Weisen geführt haben will, enthalten nicht nur nichts, was Lesern der Schriften Max Müller's, Oldenberg's u. s. w. nicht längst bekannt wäre, sondern eine erhebliche Zahl grober und handgreiflicher Mißverständnisse und Schiefheiten.

Rücksichtlich der merkwürdigsten und zugleich Pariseristischen aller „kleinen Religionen" der Seinestadt — des sogenannten Humanitätscultus — faßt Herr Bois sich ziemlich kurz. Daß August Comte (gest. 1857) um die Mitte der vierziger Jahre unter die Religionsstifter gegangen war und daß der von ihm begründete „Cultus der Humanität" noch gegenwärtig eine Anzahl von Anhängern zählt, ist freilich längst bekannt. Ueber das Wesen dieser „neuen Religion" ist wenig mehr zu sagen, als daß dieselbe das Spätlingserzeugniß eines geistreichen, aber wiederholt in Irrsinn verfallenen Mannes war, und daß insbesondere das auf den neuen Cultus bezügliche Testament von des Testators gelehrten Freunden (Littré, Renan, Stephans u. s. w.), sowie von dessen Wittwe als Erzeugniß greisenhafter Unzurechnungsfähigkeit bezeichnet, von den Gerichten indessen anerkannt und durch die Vermittlung von dreizehn dazu verordneten Executoren (darunter der bekannte Schriftsteller und Biograph Danton's C. Robinet) in Ausführung gebracht worden ist. „In den mittleren und niederen Volksschichten," so urtheilt der Kirchenhistoriker J. H. Kurtz über diese merkwürdigste aller Religionen, „fanden sich einige andachtsbedürftige Gottesleugner, die diesem Versuch zu einer Umsetzung der Comte'schen philosophischen Doctrin in das practische Gebiet zustimmten und nach Maßgabe des „calendrier positiviste" und des „catéchisme positiviste" eine Gemeindebildung mit gemeinsamem Menschheitscultus versuchten. Der Kalender theilt das Jahr in dreizehn vierwöchentliche Monate, die nach den dreizehn größten Wohlthätern der Menschheit (in deren Aufzählung Christus fehlt) benannt werden, während den Wochen die Namen kleinerer Geistesheroen beigelegt sind. Durch eine überschwängliche Verehrung des Ewig-Weiblichen im Frauencultus, welche stark nach katholischer Marialatrie schmeckt, sowie durch den phantastischen Heroen-, Genie- und Gelehrtencultus, welcher den katholischen Heiligendienst ersetzt, und durch Aufnahme eines dem Katholischen verwandten Priesterbegriffs verräth diese Religion sich als aus katholischem Boden erwachsenes Antichristenthum". — Mit dem „Cultus des Ewig-Weiblichen", auf welchen Kurtz anspielt, hat es die folgende Bewandtniß: In seinem letzten Lebensjahre verliebte Comte sich in eine junge Dame, Frau Clotilde de Vaux, die er nach ihrem frühen Ende als Vertreterin des Menschheitsideals quasi deificirt sehen wollte. Daß Frau Comte von dieser Excentricität ihres Gatten ebenso wenig wissen wollte, wie dessen Freund Littré, und daß beide jede Theil-

nahme an der Testamentsvollstreckung ablehnten, versteht sich von selbst. Gewisse Subalternverehrer des Autors der „Religion de l'humanité" ließen sich dagegen nicht nehmen, den letzten Willen desselben nach Möglichkeit in Ausführung zu bringen und die einzelnen darin vorkommenden Ungeheuerlichkeiten umzudeuten. In Amerika trat ein Dr. Abbot, in England ein Mr. Congreve, in Frankreich der genannte Robinet an die Spitze der Comte-Gläubigen. Die Pariser Humanitätsgemeinde wird gegenwärtig von einem Chilener, Magurigue, periodisch in der Rue de Jacques 155 vereinigt. Den Schmuck des Zuhörerraumes bilden eine Photographie der Raphaelischen Sixtina (mit der Unterschrift „humanité"), Bildnisse Comte's und der Madame de Vaux, sowie Porträts von Karl dem Großen und von Descartes, die als Heilige des Humanitätskalenders angesehen werden. Ueber der für den Sprecher bestimmten Estrade prangt eine Büste des „Meisters", unter welcher die Worte „Familie, Vaterland, Menschheit" gemeißelt sind. — Als eigentliches Heiligthum der Secte wird Comte's einstige Wohnung (Rue Monsieur le Prince 10) angesehen, zu welcher noch gegenwärtig englische Anbeter des „großen Mannes" wallfahrten und die (testamentarischer Bestimmung nach) genau in dem Zustande erhalten worden ist, in welcher sie sich bei Comte's Tode, das heißt vor achtunddreißig Jahren befunden.

Nach Versicherung der Comte-Adepten hat der dem „Ewig-Weiblichen" bezw. der Madame de Vaux gewidmete Cultus eine wesentlich symbolische Bedeutung. Comte, der in dieser Geliebten die Incarnation idealischer Weiblichkeit, in der Weiblichkeit die reinste Menschlichkeit sah, pflegte während der letzten Jahre seines Lebens, nachdem er zuvor im Thomas a Kempis und Dante gelesen, täglich zwei Stunden dem Gebet, d. h. „der Ausströmung von Gefühlen zu widmen, die in uns die Ideen der Liebe und Anhänglichkeit in dem Bilde der Mutter, der Gattin und der Tochter wecken". Davon ausgehend, daß der Fortschritt der Menschheit „von der Bändigung der Kraft durch die Liebe" abhänge und die Frauen par excellence Trägerinnen der letzteren seien, verlangte Comte von seinen Anhängern die Nachahmung dieses von ihm selbst „vor dem Altar" (d. h. dem rothen Lehnstuhl der Madame de Vaux) geübten täglichen Cultus. Im Uebrigen schrieb er neun sogenannte Sacramente vor: Darbringung der Kinder (an Stelle der Taufe), Initiation (Uebergabe des Kindes an die Priesterschule), Admission zum Humanitätsdienst (im einundzwanzigsten Lebensjahre), Destination (Antritt eines Berufs im achtundzwanzigsten Lebensjahre), Heirath, Maturität (im zweiundvierzigsten Lebensjahre), Rückzug (im zweiundsechzigsten Lebensjahre) und Erwählung eines Nachfolgers, Transformation („beim Herannahen des Todes vermischt die Priesterschaft ihre Thränen mit denjenigen der Familie") — endlich eine sieben Jahre nach dem Ableben der „Gerechten" zu vollziehende Niederlegung ihrer Gebeine in dem den Humanitätstempel umgebenden heiligen Haine („incorporation au grand être").

Die von Comte hinterlassenen Bestimmungen über Einrichtung des Humanitätstempels und seiner Appertinentien dürfen dem Leser erspart bleiben, da die Ausführung derselben ein frommer Wunsch geblieben ist. Wie man sieht,

war der geistreiche Gelehrte (dessen hohe Begabung seiner Zeit selbst von Humboldt ebenso rückhaltslos anerkannt worden ist, wie von Herbert Spencer, Taine, Renan u. s. w.), während des letzten Jahrzehntes seiner Laufbahn auf Dinge verfallen, die von Albernheiten nicht mehr zu unterscheiden sind, und die sich zu einem Theile aus maßloser Eitelkeit und seniler Sinnlichkeit, zum andern Theil aus der krankhaften Anlage erklären, die den „Vater des Positivismus" einmal (1826) ins Irrenhaus und wiederholt zu Selbstmordversuchen getrieben hatte. Für den Unverstand, der die Robinet, Nagurigue und Genossen dazu bestimmt hat, die Verirrungen dieses kranken Geistes als letzte Schlüsse aller Weisheit zu behandeln und — soweit an ihnen war — in Ausführung zu bringen, ist die Erklärung ungleich schwerer zu finden. Von Robinet wissen wir freilich, daß er extremer Revolutionär und Revolutionsanbeter war, und daß der Kirchenhaß zum eisernen Inventar des Systems gehörte, das er in seinen Schriften über Danton zu verherrlichen versucht hat. Ob er so weit gegangen ist, die jakobinische, in letzter Instanz auf den Rousseau-Apostel, Herrn Maximilian Robespierre, zurückzuführende revolutionäre Nationalreligion der Jahre 1797 bis 1801, den sogenannten Theophilanthropismus, zu acceptiren und aus diesem einen Titel für das Existenzrecht des Comte'schen Humanitätscultus abzuleiten, wissen wir nicht. Obschon zwischen dem sentimental-rationalistischen Deismus des Pflegekindes des Directoriums[1]) und dem „System" des Atheisten Comte im Uebrigen keine Spur von Aehnlichkeit besteht, haben beide doch das Eine gemeinsam, daß sie leblose Treibhauspflanzen der Gelehrtenstube sind, die an der Berührung mit der frischen Luft zu Grunde gehen müssen, weil ihnen die Fähigkeit zur Acclimatisation auf dem Volksboden vollständig gebricht.

Die letzten fünfzig Seiten des Bois'schen Buches erörtern drei Pariser Religionen, an denen die Namen das Merkwürdigste sind: diejenigen der Essener, Gnostiker und Isisdiener. Wie Frau Marie Gerard (Rue des belles Feuilles) darauf gekommen ist, die „Gruppe", als deren Delegirte sie fungirt, für eine Fortsetzung des altjüdischen Essenerordens auszugeben und dem Wahne zu leben, Jeanne d'Arc habe als „weiblicher Messias" demselben angehört, ist völlig unerfindlich. Josephus, Philo und Plinius, die einzigen Schriftsteller, die über diesen (in der Bibel nirgend erwähnten) Orden und dessen vier Grade näher unterrichtet gewesen, haben über die Essenische Lehre Bestimmtes nicht festzustellen vermocht und lediglich anzugeben gewußt, daß dieser Anachoretenorden zur Zeit Jesu nahezu viertausend Mitglieder gezählt

[1]) Die ersten theophilanthropischen Gottesdienste sollen im Jahre 1795 von Herrn Haüy, dem Vater des bekannten Naturforschers, abgehalten worden sein. Auf Betrieb des Directors Reveillère-Lepeux wurde dieser Religionsversuch vom Directorium so nachdrücklich gefördert, daß die erste am 15. Januar 1797 zu Paris abgehaltene Versammlung von zahlreichen Anhängern des wiederbelebten Jacobinerthums besucht und ein Beschluß durchgesetzt wurde, der den Theophilanthropen zehn Pariser Kirchen einräumte. Anfangs allwöchentlich am Donnerstage, später am Sonntage abgehalten, gingen diese Gottesdienste an ihrer inneren Oede und Jämmerlichkeit so schmählich zu Grunde, daß das am 21. October 1801 durch Bonaparte erlassene Verbot derselben nirgends auf Widerspruch stieß. (Vergl. den Artikel Theophilanthropismus in Herzog's Realencyklopädie und in Larousse, Encyclopaedie générale.)

habe und östlich vom Todten Meere angesiedelt gewesen sei. Seit der Zerstörung Jerusalems ist diese Genossenschaft so spurlos verschwunden, daß allen bezüglichen Untersuchungen zum Trotz die Versuche, Elemente des Essenismus in Erscheinungen der ältesten kirchlichen Zeit, z. B. in der Elkesaitischen und der Pseudo-Clementinischen Lehre nachzuweisen hypothetisch geblieben sind. Die Pariser Neu-Essener haben sich dadurch nicht abhalten lassen, ein sinnloses System der ihnen angeblich überkommenen Geheimlehre vorchristlichen Datums aufzustellen: sie verehren Gott als „Vater und Mutter" der Menschheit, sie sehen Jesus als den männlichen, Jeanne d'Arc als den weiblichen Messias an (NB. daß der Apostel Paulus nachdrücklich perhorrescirt wird, dürfe auf dessen mulier taceat in ecclesia zurückzuführen sein) — sie glauben an die Reïncarnation Verstorbener und an einen Verkehr mit denselben, an die Endlichkeit der Höllenstrafen und an die besondere Strafbarkeit der Grausamkeit gegen Thiere „ces humains en formation". Eva soll, „weil sie aus Liebe zu Adam gesündigt", an dem Sündenfall minder schuldig gewesen sein, als ihr Gatte; demgemäß wird die Wiederherstellung der „arg verleumdeten" Frau als eine der Hauptaufgaben der Zukunft bezeichnet u. dgl. mehr.

Verglichen mit der Kühnheit, hypermoderne Einfälle so kindischer Art auf eine Verbrüderung zurückzuführen, deren letzte Spur vor achtzehnhundert Jahren verloren gegangen ist, stellt sich das von einer anderen Gruppe zeitgenössischer Phantasten versuchte Unternehmen einer Restauration der früh-christlichen Gnosis minder widersinnig dar, als es an und für sich ist. Auf eine solche Restauration aber ist es allen Ernstes von dem „Präsidenten der gnostischen Synode", Herrn Drinel, und dessen Genossen abgesehen. Ausführlich hat dieser, aus Orléans stammende gelehrte Archivar dem Verfasser unserer Schrift die dem zweiten Jahrhundert angehörige, von dualistischen Voraussetzungen ausgehende gnostische Lehre von der Weltschöpfung durch den Demiurgen (einen untergeordneten „Aeon" des wahren und höchsten Gottes) vorgetragen und als aller Weisheit letzten Schluß bezeichnet; dabei übrigens den Irrthum begangen, sich auf das Zeugniß Ephraim's des Syrers, eines katholischen Kirchenvaters und eifrigen Gegners der gnostischen Ketzereien zu berufen. Herr Drinel behauptet, „Valentinianer" zu sein, d. h. den Fußstapfen des geistreichsten der heidenchristlichen Gnostiker (um 140 n Chr.) zu folgen, verwandelt dabei aber in willkürlichster Weise die von diesem Zeitgenossen Justin's des Märtyrers angenommenen drei Typen der menschlichen Rasse (Hyliker [Fleischesdiener], Psychiker und Pneumatiker) in aufsteigende Classen der gnostischen Verbrüderung, indem er zugleich drei Sacramente (Consolamentum, Brodbrechung und Appariementum) annimmt, von denen die Valentinianische Lehre schlechterdings nichts weiß. Was über den „Clerus" der neugnostischen Secte und über deren Gottesdienste berichtet wird, nimmt sich so phantastisch aus, daß mindestens ein Theil dieser Dinge (z. B. die Behauptung, daß zahlreiche katholische Geistliche geheime Anhänger der Gnosis seien und daß ein darauf bezüglicher Bericht im Jahre 1891 dem Papste unterbreitet worden) lediglich in der Einbildung Drinel's existiren dürften. Zusammenhänge mit den Gnostikern der alten christlichen Zeit werden übrigens

nicht behauptet, dafür aber Proben einer uralten lateinischen Hymne mitgetheilt, deren Absingung die gnostischen Gottesdienste einleitet, und endlich Andeutungen darüber gemacht, daß die Neugnosis es darauf absehe, sich zu einer geistigen Aristokratie des Katholicismus zu entwickeln.

An Flüchtigkeit wird die den Gnostikern gewidmete Skizze nur noch durch den Bericht übertroffen, den unser Verfasser über den Pariser „Isisdienst" gibt, als dessen bekannteste Vorkämpfer der (im Jahre 1853 geborene, bei der Redaction des „Figaro" beschäftigte, wegen seines Romans „Gaga" verurtheilt gewesene) Journalist Dubut de Laforest und der Romanschriftsteller Gilbert Augustin Thierry (ein Sohn des berühmten Historikers) genannt werden; zeitweise soll auch die ehemalige „Theosophin", Herzogin de Pomare, an der Anbetung der ägyptischen Göttin Theil genommen und der Propaganda für dieselbe erhebliche Geldopfer gebracht haben. Als Kern der — angeblich von dem Kaiser Julian Apostata bekannten und von dem Kirchenvater Origines (!) gepriesenen — Lehre wird der Glaube an die Metempsychose (Wanderung der Seele von einem menschlichen Körper in den andern) bezeichnet und auf die Dichter René Caillié und Camille Chaigneau als Verherrlicher derselben hingewiesen; ernsthaften Antheil an der neuen Lehre soll außerdem der Physiologe Richet nehmen. Die „esoterische" Philosophie dieser, offenbar zum Sport stoffbedürftiger Romandichter zweiter Classe gewordenen Religion reducirt sich auf ein paar allgemeine Redensarten über die Wesensgleichheit und Gleichwerthigkeit aller irdischen Geschöpfe und auf das dem menschlichen Herzen eingepflanzte Gebot der Güte gegen alle Creatur — Herrn Bois' Wissen über Ursprung und Entwickelungsgang der Sache beschränkt sich auf ein paar Sätze über Isis und Osiris, die große Pyramide und die Sphinx von Giseh, wie sie in jeder Encyklopädie und jedem Reisehandbuch über Aegypten zu finden sind. — Hier wie allenthalben, wo es den Dingen auf den Grund zu gehen gilt, nimmt unser Verfasser zu Allgemeinheiten und zu — nirgends specificirten — Anführungen seine Zuflucht, die unentschieden lassen, ob es sich um bloßes Hörensagen, um bestimmte Zeugnisse Dritter oder um Thatsachen handelt, von deren Existenz der Verfasser oder dessen Gewährsmänner sich überzeugt haben. Es erscheint schon aus diesem Grunde unmöglich, aus den Redensarten, die über die sogenannte Secte der Luciferianer und deren Verwandte gemacht werden, einen bestimmten Kern herauszuschälen.

Soviel über den Inhalt des Bois'schen Buchs. Einem journalistischen Curiositätensammler, der es auf mehr als einen Platz unter den „Gelehrten des Figaro" nicht abgesehen hat, kann nicht wohl zum Vorwurf gemacht werden, daß er ernsthafte Gegenstände leichtfertig behandelt. Zu wünschen wäre nur, daß die von Herrn Bois ausfindig gemachte Materie von Berufenen eingehender Untersuchung und Bearbeitung unterzogen und zum Gegenstande zusammenfassender Darstellung gemacht würde. Es könnte das in Deutschland ebenso gut geschehen, wie in Frankreich — wissen wir doch sattsam, daß den Pariser „kleinen Religionen" analoge Erscheinungen in abgelegenen Winkeln und Ecken deutscher Städte vielfach ihr Wesen treiben, und daß auch unter uns abergläubische Thoren und thörichte Freigeister Anläufe zu

neuen Religionsbildungen genommen haben. Städte wie Berlin oder Hamburg unter diesem Gesichtspunkt zu durchforschen und bei dieser Gelegenheit Daten über Verbreitung und Anhängerzahl der älteren protestantischen Secten, der Jüngerschaft des Mormonenthums, der Ueberbleibsel der freien Gemeinden und gewisser „neuer Religionen" zu sammeln, wäre ein höchst dankenswerthes Unternehmen. Rücksichtlich der letzteren darf auf einige Erscheinungen hingewiesen werden, die an Interesse und Bedeutung hinter den von Herrn Bois ausfindig gemachten „kleinen Religionen" nicht nur nicht zurückstehen, sondern sie noch übertreffen. Abgesehen von den Anhängern des Spiritismus, die sich an einzelnen Orten Deutschlands zu besonderen — bisher nirgends namhaft gemachten — Vereinigungen zusammengethan haben, darf u. A. auf die in Südrußland aufgetauchte, unzweifelhaft aber auch nach Deutschland verzweigte höchst merkwürdige *jüden-christliche Bewegung* hingewiesen werden, an deren Spitze der Advocat *Joseph Rabinowitsch* steht. Seit der Monographie, die der verstorbene Leipziger Gelehrte Franz Delitzsch dieser an den Ebionitismus des ersten Jahrhunderts anknüpfenden Religionsgesellschaft widmete[1]), hat von derselben Genaueres nicht mehr öffentlich verlautet. An sittlichem Gehalt und geistiger Bedeutung steht dieselbe ebenso hoch über dem Pariser „Essenismus", wie der von dem würdigen und gelehrten Thiersch nach Deutschland verpflanzte *Irvingianismus* über der auch in Deutschland verbreiteten Swedenborg'schen Secte. Weiter darf erwähnt werden, daß die Blawazki'sche „Theosophie" ihrer Zeit auch bei uns Anhänger gefunden, daß sich im Jahre 1884 zu Düsseldorf eine „theosophische Societät Germania" gebildet hat und daß über das Geschick dieser Vereinigung seit Jahr und Tag nichts mehr bekannt geworden ist.

Aber auch an Doppelgängern der Comte'schen „Humanitätsreligion" hat es in Deutschland nicht gefehlt. Allzulang ist es nicht her, daß ein Dr. *Eduard Loewenthal* zu Berlin den „social-humanitären Cultusverband der Cogitanten" begründete und durch Zeitungsartikel und Flugschriften zur Theilnahme an demselben einlud. Seiner Zeit in den öffentlichen Blättern ebenso lebhaft erörtert, wie Dr. *Eduard Reich's* von ähnlichen Voraussetzungen ausgehende „Kirche der Menschheit", ist der Loewenthal'sche Verband heute verschollen. Dasselbe gilt von einem direct an Comte anknüpfenden Unternehmen reformjüdisch-positivistischer Tendenz, das im Jahre 1880 von einem Wiener Schriftsteller *Simchowicz* in dem Buche „*Der Positivismus im Mosaismus erläutert*" angekündigt und u. A. auf die Autorität *Jellinek's* gegründet wurde. So wenig auch die seitdem verflossenen drei Lustren Unternehmungen solcher Art günstig gewesen sind, so läßt sich doch annehmen, daß dieselben irgend welche Spuren hinterlassen haben, denen nachzugehen der Mühe werth wäre. Was vollends Ausgeburten des Volksaberglaubens vom Schlage der französischen Vintrasisten, Lichtanbeter und Luciferianer anlangt, so haben dieselben zu keiner Zeit und in keinem Lande

[1]) Documente der nationaljüdischen christgläubigen Bewegung in Südrußland. Erlangen 1882.

gefehlt. Wollte man Nachforschungen auf diesem Gebiete mit einiger Aufmerksamkeit anstellen, so könnten Entdeckungen nicht fehlen, die — von Anderem abgesehen — als Beiträge zur Volkskunde der Gegenwart außerordentlich schätzbar wären. Wo Abwendung und Ablösung vom Kirchenthum so weite Kreise ergriffen haben, wie in den modernen Großstädten, müßte es merkwürdig zugegangen sein, wenn das unvertilgbar religiöse Bedürfniß der Menschheit nicht auch bei uns zu den Surrogaten gegriffen haben sollte, die Aberglauben und überreizte Phantasie von einem Geschlecht auf das andere vererben. Die bekannte Thatsache, daß diese finsteren Mächte ihr Wesen mit besonderer Vorliebe in der nächsten Nachbarschaft sogenannter moderner Ideen treiben, legt die Annahme nahe, daß es trotz Socialdemokratie und Anarchismus beim Ausgange des „aufgeklärten" neunzehnten Jahrhunderts an Erscheinungen nicht fehlt, deren Ursprung in scheinbar längst abgethanen Perioden der Volksgeschichte zurückreicht.

Heinrich von Sybel's Geschichte der Begründung des neuen Deutschen Reiches[1]).

Von

G. Kaufmann.

[Nachdruck untersagt.]

Die Welt hat sich gründlich verändert seit den Tagen des deutschen Krieges von 1866 und den parlamentarischen Arbeiten der folgenden Jahre, in denen der norddeutsche Bund aufgerichtet wurde, die Grundlage des Deutschen Reiches, darin wir heute leben. Wohl tragen die Dinge noch denselben Namen, aber welch' andere Gefühle erregen sie in uns! Der Reichstag des norddeutschen Bundes und das Zollparlament waren nur die Vorläufer des heutigen Reichstages, beschränkter in ihrem Wirkungsgebiet, unvollständigere Vertretungen des deutschen Volkes — aber das Herz schlug höher, wenn diese Namen genannt wurden, stolz und gebietend war ihr Ansehen, nicht entweiht durch das Vorherrschen wüster Interessenkämpfe und das Eindringen zweifelhafter Persönlichkeiten. Wir bedürfen dringend einer Erfrischung, einer Reinigung möchte ich fast sagen von dem Staube der Gegenwart und dem nicht weniger jämmerlichen Pessimismus, der am öffentlichen Leben lieber gar nicht Theil nimmt, als wäre man zu gut dazu, und ist doch nur zu feig oder zu träge. Solche Mahnung und solch' frische Anregung geben die beiden Bände, mit denen Sybel sein großes Werk zu Ende geführt hat. Nicht als ob das Buch in dieser Tendenz geschrieben wäre; es hat keinerlei Tendenz, es gibt die einfache Erzählung, das möglichst klare Bild des Geschehenen. Leser, die dem historischen Fache fern stehen, äußerten mir gegenüber, daß sie das auch ungefähr so sagen würden, wenn sie das zu schreiben hätten, und ich finde in diesem Gefühl einen wesentlichen Zug zur Charakteristik des Werkes. Es gibt verschiedene Formen der historischen Darstellung, jede hat ihre eigenthümlichen

[1]) Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. Von Heinrich von Sybel. VI. und VII. Band. München und Leipzig, Druck und Verlag von R. Oldenbourg. 1894. — Eine Besprechung der Bände I—V von August Kluckhohn findet sich unter gleichem Titel in den Jahrgängen 1889 und 1890 der „Deutschen Rundschau".

Vorzüge und Schwächen oder Schranken, aber das dringendste Bedürfniß für unser Volk war ein solches Buch. Indem man liest, gewinnt man die Ueberzeugung, daß es so gewesen ist. Man wird nicht fortgerissen durch packende Stellen oder politisches Pathos, sondern man wird unterrichtet über die Hauptfactoren und die wichtigsten Thatsachen, von denen die Begründung des Reiches abhing, und auf denen sie beruht. Die Erzählung weilt bei den meisten Vorgängen nur so lange, als das Verständniß unbedingt erfordert; nur einzelnen Persönlichkeiten, Vorgängen und Verhältnissen wird breiterer Raum gewährt. In dieser glücklichen Auswahl und strengen Bescheidung liegt das Geheimniß, daß Sybel es uns möglich macht, uns nicht nur an dem Einzelnen zu erfreuen, sondern auch den Zusammenhang festzuhalten.

Das Werk bietet nicht eine deutsche Geschichte der Jahre 1850—1870 in dem umfassenden Sinne, wie z. B. Treitschke es sich zur Aufgabe stellt, sondern eine Begründung des Reiches in dieser Zeit. Die fünf ersten Bände hatten gezeigt, wie der Boden dazu geebnet wurde, wie Preußen selbst in sich und in seinen führenden Männern die Umwandlung vollzog und den Muth faßte, nicht ferner auf Rußland und Oesterreich zu schauen, sondern endlich einmal eine selbständige Politik zu wagen, und zwar auf der Bahn, die durch das Ringen der Jahre 1848 und 49 gebrochen und bezeichnet war. Sie erzählten von den großen Erfolgen dieser Politik zunächst in jenem diplomatischen Feldzuge der Jahre 1863—64, durch den die Großmächte, die so gern die Dänen unterstützt hätten, gezwungen wurden, unthätig zu bleiben, und durch den zugleich Oesterreich gezwungen wurde, seine Reformversuche des deutschen Bundes, die nie zu einer dauernden Ordnung führen konnten, und die Deutschland wie Oesterreich in unsägliche Verwirrung stürzen mußten, aufzugeben und sich wider Willen Preußen anzuschließen zur Befreiung Schleswig-Holsteins. Es gibt auch für den Unbetheiligten, geschweige denn für uns Deutsche, kaum ein größeres geistiges Vergnügen, als diese kühne und doch jeder Schwierigkeit gewachsene Politik zu begleiten. Es folgte in den beiden letzten Bänden, vier und fünf, die Erzählung, wie sich unter den verwickelten Verhältnissen der gemeinsamen Verwaltung des befreiten Schleswig-Holsteins die deutsche Frage zu einer Krisis zuspitzte, die Napoleon vergeblich mit seinem beliebten Hülfsmittel eines europäischen Congresses zu lösen suchte. Für Napoleon hätte ein Congreß in Paris die schöne Gelegenheit geboten, sich im Glanze eines Schiedsrichters zu zeigen und durch diesen Glanz die unruhigen Elemente seines Landes zu blenden und zu beruhigen; für Deutschland wäre ein weiterer Aufschub der Lösung nur eine Steigerung des Elends und der Gefahren gewesen. Der Congreß scheiterte an der Natur der Dinge, der Krieg entschied in der Siegeswoche vom 27. Juni bis zum 3. Juli, daß Oesterreich aus dem Bunde endgültig ausscheiden und den deutschen Staaten gestatten müsse, sich unter Preußens Führung zu vereinigen. Die letzten Capitel des fünften Bandes geben das Bild der trotz der entscheidenden Siege sehr großen Schwierigkeiten, unter denen Bismarck die Friedensunterhandlungen zu führen hatte, gleichzeitig bedrängt durch die begehrliche Einmischung Frankreichs. Wir sehen, wie es ihm gelang, weil er sich von dem Erfolge nicht berauschen

ließ und auch die Uebrigen zu maßvollen Erwägungen zurückzuführen wußte. Indem nur das Unerläßliche gefordert und Alles vermieden wurde, was die Gefühle Oesterreichs, Sachsens und der Südstaaten stärker verletzen konnte, indem mit aller Klarheit betont und mit Thaten gezeigt wurde, wie man sich aufrichtig der Hoffnung hingebe, daß nach der Beseitigung des unseligen Streites die Liebe zu dem gemeinsamen Vaterlande alle Hindernisse überwinden werde: so nur gelang es, die Verträge abzuschließen, welche die Grundlage bildeten, auf der der norddeutsche Bund und weiter auch das Deutsche Reich errichtet wurden. Wie das geschah, macht den Inhalt der neuen Bände aus.

In der Vorrede des sechsten Bandes theilt Sybel mit, daß ihm einige Monate nach dem Rücktritt des Fürsten Bismarck die Erlaubniß entzogen sei, die Acten des Auswärtigen Amtes für sein Werk zu benutzen, und er habe zunächst geglaubt, daß er nun auf die Fortsetzung verzichten müsse. Indessen erwog er, daß bereits reiches Material im In- und Auslande durch den Druck aller Welt zugänglich gemacht sei, und daß er die zu erzählenden Ereignisse nicht nur selbst erlebt, sondern unter den günstigsten Verhältnissen erlebt habe, daß er endlich zahlreiche Personen kenne, die an den Geschäften Antheil gehabt hatten und aus Papieren und Erinnerungen auf seine Fragen Auskunft geben könnten. In solcher Erwägung wagte er die Fortsetzung und schenkte uns ein Werk, welches die früheren Bände in würdigster Weise zum Abschluß bringt, aber hoffentlich nur zum vorläufigen. Sollte es nicht möglich sein, in dem bisherigen Rahmen und nach dem bisherigen Plane die Geschichte der siebziger Jahre zu schreiben, so mag es unter anderem Titel geschehen; aber dringend erhebt sich der Wunsch, der Verfasser möge die Feder jetzt nicht niederlegen. Es wäre ein schwerer Verlust, wenn uns dieser sichere Führer hier verlassen wollte. Darüber, daß ihm die Benutzung der Acten des Auswärtigen Amtes versagt wurde, kann ich nur lebhafte Klage erheben. Nicht als ob die Darstellung sonst wesentlich anders ausgefallen wäre. Es ist wirklich bereits so viel bekannt gegeben auch von den geheimen Verhandlungen — in den Depositionen der Enquête Parlamentaire, in den Schriften, durch welche Beust, Gramont, Ollivier u. s. w. sich zu rechtfertigen suchten, in den Erklärungen der Staatsmänner im gesetzgebenden Körper, in den österreichisch-ungarischen Delegationen, in dem norddeutschen Reichstag, in dem Zollparlament, in den Landtagen u. s. w., daß über die wichtigsten Dinge kein Zweifel bleibt. Freilich würde sich manches noch bestimmter aufklären lassen, wenn die Acten unseres Auswärtigen Amtes zugänglich geblieben wären, und vor Allem, es fiele der Verdacht fort, der sich jetzt einnisten wird, als sei da allerlei zu verbergen. Die Hauptsache bleibt, daß sich Sybel nicht hat abschrecken lassen, und daß er uns das Verständniß der an inneren Kämpfen und an verwickelten Verhandlungen mit den europäischen Mächten, wie an großen Werken der Gesetzgebung reichen Jahre 1866 bis 1870 so vortrefflich erschlossen hat. Um den Fortschritt der Forschung zu erkennen, vergleiche man z. B. nur die entsprechenden Abschnitte von Sorel's doch so ausgezeichneter „Histoire diplomatique“ mit Sybel's Erzählung vom Ursprung des Krieges. Nebenher sei bemerkt, daß auch ein äußerlicher Mangel weg-

gefallen ist, der in den früheren Bänden nicht selten das Verständniß erschwerte; es ist dafür gesorgt, daß man immer weiß, in welchem Jahre man sich bewegt. In den früheren Bänden war man oft genöthigt, nachzusinnen oder nachzublättern, ob das Datum in das eine oder andere Jahr gehöre, und es ist wirklich zu wünschen, daß bei der nächsten Auflage diese Lücke auch in den früheren Bänden ausgefüllt wird. Zu bitten bleibt dagegen noch um eine vollständigere Form der Citate. Werke, die auch an vielen Universitätsbibliotheken nicht zu haben sind, und die sich nur selten in privaten Händen finden, werden nur mit einem Stichwort citirt. Ein Verzeichniß der benutzten oder doch der citirten Werke würde eine willkommene Beigabe sein, auch zur Ausfüllung der Lücken unserer Bibliotheken wirksamer anspornen. Daß der Fachmann weiß, wo er nachsuchen kann, ist kein Grund, ihm die Umstände zu machen, statt auf zwei Seiten die Titel handlich zusammenzustellen. Auch ist doch Sybel's Buch durchaus nicht nur für die Leute von der Zunft bestimmt.

Auf den ersten Eindruck erscheint der siebente Band als der bedeutendere. Mit dramatischer Gewalt rollen sich da vor unseren Augen die Ereignisse auf, die zu der welterschütternden Katastrophe von 1870—71 führten. Aber es wäre unrecht, den sechsten Band geringer zu schätzen. Er beginnt mit den Vorbereitungen des norddeutschen Reichstags, schildert im zweiten Capitel die Kämpfe der ersten Wochen des Reichstags, dann im dritten Capitel die Luxemburger Frage, die dem norddeutschen Reichstage durch die berühmte Interpellation Bennigsen's Gelegenheit gab, sich loszureißen von dem Streit um Einzeldinge und sich zu erfüllen mit dem gewaltigen Pathos der großen Zeit; im vierten Capitel den Abschluß der norddeutschen Bundesverfassung, um dann im fünften die glückliche Erledigung der Luxemburger Frage und die siegreiche Zurückweisung der französischen Ansprüche und jeder Einmischung in den Prager Frieden und seine Ausführung zu berichten. Es folgt das zweiundzwanzigste Buch, das mit fünf Capiteln die andere Hälfte des Bandes füllt und die Reform des Zollvereins darstellt, bei der noch einmal der ganze Zorn des Particularismus zum Ausbruch kam, dann die innere Politik Preußens im Jahre 1867, die italienischen und spanischen Wirren und endlich die von Napoleon betriebene, von König Wilhelm widerrathene Erhebung des Prinzen Karl von Hohenzollern auf den Thron von Rumänien und die Schwierigkeiten, welche der Uebereifer der Nationalgesinnten der Politik Bismarck's bereitete, indem sie den Eintritt der Südstaaten in den norddeutschen Bund zu beschleunigen suchten. Das Alles ist auf 377 Seiten nicht nur erzählt, sondern zum wirklichen Verständniß gebracht. Das Lob, das ich von dem Werke im Ganzen sagte, daß es so glücklich verstehe, die Hauptsachen herauszuheben und durch einander zu beleuchten, daß es den Faden festhalte und dem Leser in die Hand gebe, dies Lob gilt im Besonderen auch von diesem sechsten Bande. Das Urtheil des Autors drängt sich nicht vor, es verbirgt sich nicht, aber es ergeht sich nicht in Lobpreisungen und auch nur selten in Tadel.

Soll ich hier Einzelnes herausheben, so möchte ich vor Allem darauf hinweisen, wie wir Seite 54 ff. mit den Kräften und Parteien bekannt gemacht werden, unter deren leidenschaftlichem Ringen die Verfassung des norddeutschen

Bundes zu Stande kam. Freilich, die verhängnißvolle Bestimmung, über das allgemeine Wahlrecht, wurde fast stille hingenommen; es wurden Bedenken geltend gemacht, auch in geistvoller Weise begründet, aber die Debatte entsprach nicht der Bedeutung des Gegenstandes. Die Versammlung stand unter dem Gefühl, daß es nicht wohl möglich sei, eine wesentliche Aenderung zu erreichen, nachdem die Regierung diese radicale Form des Wahlrechts beantragt hatte. Desto lebhafter entbrannte gleich zu Anfang der Streit um das Budgetrecht des Reichstags, im Besondern auf dem Gebiete des Heerwesens. Sybel hat es gewagt, hier durch Auszüge aus den Hauptreden, belebt und ergänzt durch kurze aber lebendige Charakteristik der Redner, den Kampf gewissermaßen vor dem Leser zu reproduciren, und es ist ihm trefflich gelungen. Zunächst treten Twesten und Waldeck auf; es folgen dann namentlich Miquel, Lasker, Braun und Bismarck. Twesten und Waldeck eröffnen die Debatte und vertreten zwei Gruppen der liberalen Opposition. Beide sind erfüllt von den Erinnerungen der Conflictszeit und beide glauben eine Schädigung des Budgetrechts des preußischen Abgeordnetenhauses durch die Ueberweisung des Militärbudgets an den Reichstag, ohne dem Reichstag die gleichen Rechte bei der Beschlußfassung zu gewähren, fürchten und bekämpfen zu müssen. Die Regierung forderte eine dauernde Bewilligung des Militäretats. Das Heer könne nicht in seinem Bestande von den jährlichen Beschlüssen wechselnder Majoritäten abhängig gemacht werden. Nur Veränderungen des Etats würden dem Reichstag zur Beschlußfassung vorgelegt werden. Beide drohen dem gegenüber, eher die ganze Verfassung zu verwerfen, sollte auch das deutsche Volk wiederum wie 1849 um die Hoffnung eines deutschen Staates betrogen werden. Allein während Waldeck nur dieser Consequenz nachhängt und sich gleichzeitig, wie zur Beruhigung seines nationalen Gefühls, in Träumereien darüber ergeht, daß es besser wäre, wenn Preußen die übrigen Staaten Norddeutschlands mit ihren fünf Millionen annectire, als eine derartige Budgetverfassung gutzuheißen, betont Twesten stark, daß man doch suchen müsse, daß der große Augenblick nicht ungenutzt vorübergehe. Darum erklärt er, daß er sich wohl bereit finden lassen könnte, für die nächsten Jahre der Regierung ein ihrer Forderung entsprechendes Pauschquantum zu bewilligen und so ihrem Standpunkt entgegenzukommen. Liest man die Reden in den Stenographischen Berichten (1. Band, Berlin 1867, Seite 102—107 und Waldeck's Rede, Seite 107 ff.), so gewinnt man den Eindruck, daß Sybel's Auszug ihnen sehr vortheilhaft ist. Beide zeigen sich wohl auch dort als Männer von Kraft und von ehrlichstem Wollen, haben in ihren Reden auch glückliche Momente, aber Twesten spricht doch breit, mit nicht ganz geeigneten Citaten aus Dahlmann, und Waldeck verläuft sich geradezu. Sybel hebt das Wesentliche ihrer Einwände hervor, und die Charakteristik der Redner, die er vorausschickt, erweckt die günstigste Stimmung für sie und ihre Art zu denken. Ich kann das nur billigen, da Twesten und Waldeck hervorragende Vertreter einer aus den besten Kräften des preußischen Volkes erwachsenen und in den tüchtigsten Kreisen des Bürgerthums herrschenden Anschauung waren. Es kam weniger darauf an, die Schwächen ihrer Ausführungen nachzuweisen, als die Thatsache klar zu machen, daß auch so tüchtige und für den

Aufbau des neuen Staats unentbehrliche Kräfte noch — ich möchte sagen — zu gewinnen waren für die Aufgabe der neuen Zeit, loszulösen aus engen, mehr privatrechtlichen Anschauungen über politische Rechte, insonderheit über das Budgetrecht. Sybel zeigt dann, wie es gelang, zu einem Compromiß zu kommen, wie Twesten dazu schon die Anregung gab, wie Miquel's große Rede — sicher eine der bedeutendsten, die er gehalten hat —, wie das Vordringen der engherzigen und sophistischen Denkart eines ultramontanen und eines welfischen Redners den Boden bereitete, auf dem dann Bismarck in einer gewaltigen, von Geist und Kraft und durchweg erhabener Gesinnung erfüllten Rede den Entwurf der Verfassung nach allen Seiten sicher stellte und vertheidigte. Kommt man frisch von der Lectüre dieser Reden, so will einem Sybel's Bericht nicht ganz genügen, man möchte dies und das festgehalten wissen — aber man mache den Versuch, und man wird dankbar sein, daß es ihm so geglückt ist.

Und zu diesem Schluß kehrt man auch immer zurück, wenn man so manchen draftischen Zug vermißt, der uns in der ausgedehnten Bismarckliteratur, in den Aufzeichnungen von Parlamentariern u. s. w. begegnet ist. Der Stoff ist so reich, daß die Gefahr, durch das Packende einzelner Situationen oder glücklicher Wendungen zu sehr in Anspruch genommen und von dem Erfassen des Zusammenhangs abgelenkt zu werden, nahe liegt. Und das ist eben das besondere Verdienst dieses Bandes, daß er uns die ungeheueren Schwierigkeiten im Zusammenhang überschauen läßt, mit denen die Gründung des norddeutschen Bundes, die Reform des Zollvereins, d. h. die Begründung einer wirthschaftlichen Gemeinschaft mit den Südstaaten, und des Zollparlaments, in dem diese Gemeinschaft ihre Vertretung fand, verbunden war. Aus der Ferne, im Dämmerscheine verblaßter Erinnerungen möchte es einem vorkommen, als wäre nach dem großen Siege diese Ordnung leicht und glatt zu Stande gekommen. Aber dem war nicht so. Ich habe jene Zeit in der Provinz Hannover gelebt als annectirter Beamter, und ich möchte hinzufügen, wie auch sonst ruhige, den Boden der 1866 geschaffenen Thatsachen anerkennende Männer damals die Luxemburger Angelegenheit, die sich mit diesen inneren Fragen verhängnißvoll verschlang, mißbrauchten, um den großen Staatsmann der Feigheit zu verdächtigen und so sein moralisches Ansehen zu schwächen, das doch einer der wichtigsten Factoren war, um die Widerstände zu beseitigen, die sich dieser großen und wirthschaftlich wie politisch gleich wichtigen Reform entgegenstellten. Aber Mangel an Muth war es gewiß nicht, was ihn abhielt, diese Gelegenheit zu benutzen, um den doch unvermeidlich scheinenden Kampf mit Frankreich auszukämpfen. Es war die furchtbare Verantwortung, die darin liegt, die Furien des Kriegs zu entfesseln, deren entsetzliches Werk er auf den Schlachtfeldern Böhmens schaudernd gesehen; es war die Hoffnung, daß sich der Krieg doch vielleicht vermeiden lasse. Kürzlich ist ein Gespräch veröffentlicht worden, in dem sich Bismarck in vertraulicher Stunde gegen die bayrischen Abgeordneten Völk und Marquardsen in diesem Sinne ausgesprochen hat (Poschinger, Fürst Bismarck und die Parlamentarier, I, 42), und wenn man diese und ähnliche Aeußerungen kennt und dann bei Sybel im Zusammenhange überschaut, wie kräftig und treu Bismarck in jenen Verhandlungen des Jahres 1867 alle Rechte

und Ansprüche Deutschlands gewahrt hat, und wie er die Verleumdung ertrug, ohne sich zum Kriege drängen zu lassen, trotzdem er die beste Zuversicht hatte, daß wir ihn siegreich bestehen würden, dann überkommt einen eine stille Freude, daß die Kraft zum Guten in der Welt doch unendlich viel stärker ist, als man glauben möchte, wenn man die Gemeinheit sich breit machen und die Lüge und das Gaukelspiel triumphiren sieht, jene stille Freude, die die eigentliche Speise der Seele ist.

Der siebente Band gliedert sich wieder in zwei Bücher, das dreiundzwanzigste und vierundzwanzigste des ganzen Werkes, und ist ein wenig stärker als der sechste. Das dreiundzwanzigste behandelt die Beziehungen von Deutschland und Frankreich 1868 und 1869. In dem ersten Capitel sehen wir die Opposition des Particularismus unter der Führung des Freiherrn von Thüngen, und hören den gewaltigen Völk von Augsburg von der Tribüne donnernd verkünden, daß jene Herren nicht berufen seien, im Namen Süddeutschlands so zu zetern: „noch haben einige Leute Vergnügen daran, sich mit Schneeballen zu bewerfen, aber die Sonne wird mit wachsender Wärme ihnen das Material bald verzehren; ja, meine Herren, es ist Frühling geworden in Deutschland." In Frankreich überhörte man den Jubel, der bei dieser und bei ähnlichen Reden das Haus durchbrauste, hielt sich lieber an die Klagen und Schmähungen der Particularisten. Das zweite Capitel zeigt uns die Schwankungen der französischen Politik, die Versuche Napoleon's, durch liberale Concessionen und zugleich durch ein Bündniß mit Oesterreich und Italien seiner Dynastie den Thron zu sichern. Das dritte Capitel umfaßt unter dem Titel: „Weltbürgerliche Bestrebungen" die communistische Bewegung und die clericale Erhebung, den Erlaß des Syllabus, die Anathematisirung der österreichischen Verfassung durch Pius IX. und die Berufung des vaticanischen Concils. Das vierte Capitel gibt die parlamentarischen Kämpfe im Bundestag und im Reichstag 1868—1870, Kämpfe, die zu dramatischen, an die Conflictszeit erinnernden Scenen führten. Mit besonderer Liebe hat Sybel hier die Charakteristik Lasker's (VII, 186) entworfen, ohne aber zu verhehlen, daß sein Antrag auf Badens Eintritt in den norddeutschen Bund zur Unzeit kam. So lebhaft aber auch diese parlamentarischen Kämpfe waren, im Ganzen hatte der Reichstag von 1869—1870 in hohem Maße befriedigende Ergebnisse. Sehr wirksam schließt Sybel das Capitel mit den Worten, mit denen König Wilhelm am 26. Mai 1870 dies in der Thronrede anerkannte, und diese Thatsache zerstört die auch von einem so ernsthaften Forscher wie Sorel verbreitete Legende, Preußen hätte 1870 den Krieg nöthig gehabt, um sich aus seinen inneren Verwicklungen zu befreien. Daß man von Frankreich eher so urtheilen könnte, daß eine thätige Partei dort wirklich so dachte, zeigt das fünfte Capitel, und wie die clericalen Tendenzen am Hof des durch Krankheit und das Scheitern so vieler Pläne gebrochenen Kaisers an Einfluß gewannen.

Die Bedeutung des vaticanischen Concils für den Ausbruch des Krieges und die Thatsache, daß der liberale Ollivier recht eigentlich der Patron desselben war, ist bisher wohl noch nie so klar dargestellt worden. Damit sind wir vorbereitet für das letzte Buch: „Der Ursprung des französischen Krieges".

In den ersten Capiteln wird erzählt, wie die Candidatur des Prinzen von Hohenzollern von einem spanischen Staatsmann angeregt wurde, nachdem andere Versuche, einen geeigneten König zu finden, gescheitert waren; wie der Prinz dreimal ablehnte und erst dem vierten Antrag nachgab. Das folgende Capitel schildert die Aufregung in Frankreich, ihre künstliche Steigerung durch den Herzog von Gramont, die entgegenkommende Haltung des Königs Wilhelm, der dem Prinzen die Annahme der Candidatur stets widerrathen hatte, aber nach der schon bei der rumänischen Frage kundgegebenen Auffassung des Hausgesetzes nicht glaubte geradezu verbieten zu dürfen. Gegenüber der beleidigenden Form, mit der die französischen Politiker am 6. Juli diese Angelegenheit behandelt hatten, konnte die Güte und Freundlichkeit des Königs als Schwäche gedeutet werden, und Bismarck glaubte, diese Politik nicht mitmachen zu können und den Abschied nehmen zu müssen. Aber als nun Gramont den König mit der neuen Forderung drängte, einen Entschuldigungsbrief an den Kaiser zu schreiben oder eine ähnliche Erklärung abzugeben, da brach er die Verhandlungen ab und ertheilte Bismarck den Auftrag, diese Thatsache öffentlich kund zu geben. Bismarck that dies in jener, in ihrer Einfachheit so packenden Erklärung, um die der niedrige Haß die Lüge von der Fälschung der Emser Depesche gewoben hat. Sybel erzählt dies Alles auf dreißig Seiten, die das dritte Capitel bilden, und auf das Vortrefflichste. Man sieht ordentlich, wie es als ein Alp auf dem Lande lastet, und wie das Volk aufathmet nicht nur, sondern in begeisterten Jubel ausbricht, als Bismarck in unzweideutigen Worten bekannt gibt, daß der König die französische Forderung zurückgewiesen habe. In den beiden letzten Capiteln erleben wir denn die Kriegserklärung Frankreichs und ihre Aufnahme in Deutschland, diese unvergeßlichen Tage ernstester Spannung, freudigster Hingabe und auf der anderen Seite die vergeblichen Versuche Gramont's, Oesterreich, Italien und Dänemark zu Alliirten zu gewinnen. Hier konnte Sybel zum Theil auf Grund ungedruckten Materials die Legende zerstören, die durch Gramont verbreitet ist, daß Oesterreich sich zur Hülfe bereit erklärt habe. Beust hat damals eine sehr zweideutige Rolle gespielt, aber abgesehen von der Haltung Rußlands, verbot die Stimmung Ungarns ein Bündniß mit Frankreich. Graf Andrassy erklärte, daß man in Ungarn nichts wissen wolle von einem Versuche, für Oesterreich die alte Stellung in Deutschland zurückzugewinnen. Sehr glücklich und lehrreich ist endlich der Abschnitt über die Verhandlungen mit Italien. Das alte Prestige Napoleon's und dann das Gefühl der Dankbarkeit gegen den langjährigen Gönner verwirrten den Blick des Königs Victor Emanuel. Sella's Festigkeit und die ultramontanen Eiferer in Paris haben ihn davor bewahrt, in Frankreichs Verhängniß verwickelt zu werden.

Jede tiefere Betrachtung großer geschichtlicher Processe führt uns vor die Räthsel des Daseins, macht uns stille und gedankenvoll. Auch die laute Freude schweigt, und der Zorn schwindet, der uns etwa im Laufe der Betrachtung ergriffen hat, wir vergessen den Gegensatz der Parteien und Völker, wir beugen uns unter die gewaltige Hand, die die Geschicke wägt. So scheiden wir auch von Sybel's Buch.

Hendrik Witbooi.

Vom

Premierlieutenant a. D. **Franz Josef von Bülow.**

[Nachdruck untersagt.]

Seitdem das Deutsche Reich die Schutzherrschaft über Südwest-Afrika ausübt, sind die Kriegs- und Raubzüge Hendrik Witbooi's der Gegenstand berechtigter Sorge gewesen. Jetzt, wo sich der Hottentotten-Häuptling nach langen Kämpfen unterworfen hat, erscheint der Krieg als beendigt, und es ist möglich, denselben in Ursache und Wirkung zu betrachten.

Der südliche Theil von Südwest-Afrika, Großnamaland genannt, ist seit dem vorigen Jahrhundert durch einige Hottentottenstämme dünn bevölkert, welche mit dem Vordringen der Cultur aus der Capcolonie nach Norden über den Oranjefluß gedrückt worden waren. Einer dieser Stämme gelangte unter der Führung Kido Witbooi's zu größerem Ansehen, obgleich der Hottentottenname dieses Völkchens, nämlich Khowese, d. h. Bettelvolk, auf einen besonders vornehmen Ursprung nicht eben schließen läßt. Der Name Witbooi ist holländischer Herkunft, und das Vorhandensein von Vor- und Geschlechtsnamen bezeugt, daß die Angehörigen dieses Stammes sich zum christlichen Glauben bekannten und europäischer Sitte nicht abgeneigt waren. Sie galten in der That für gute Christen, und ihre Missionare wußten viel Rühmliches von ihnen zu berichten. In einem Punkte jedoch konnte Niemand den Witbooi's Lob spenden. Sie lebten der Jagd, aber noch mehr dem Diebstahl, der im Nothfalle zum Raub im großen Style, durch bewaffnete Horden ausgeführt, sich entwickelte. Sie bebauten nicht ihr Land, sie züchteten kein Vieh, sondern verpraßten im Nichtsthun, was sie besaßen oder geraubt hatten. Als nun die Feuerwaffen aus der Capcolonie herauf unter die Hottentottenstämme gelangten, da erwachte in ihnen die Begierde, in die großen Herden der einige Tagereisen weiter nördlich lebenden Herero's einzufallen und sich auf diese Weise zu bereichern.

Die Herero's sind ein Bantustamm aus der Kaffernfamilie und gleichen Ursprungs wie die Zulu's und Matabele, aber nicht wie diese ein Kriegs-, sondern ein Hirtenvolk, betreiben auch die Jagd nur ganz nebenbei. Der Reichthum der Herero's oder Damara's, auch Beastkaffern, d. i. Rinderkaffern, genannt, ist in Süd-Afrika allbekannt und, wenn auch vielfach überschätzt, so doch ein sehr bedeutender, da er sich bei einer Bevölkerung von ungefähr 50 000 Köpfen wohl auf eine Million Rinder beläuft. Kein Wunder, daß die hungrigen Hottentotten nach solchem Reichthum Verlangen trugen.

Bisher hatte zwischen den Herero's und den Witbooi's der Stamm des Hottentotten Jan Jonker, welcher ebenfalls erst eingewandert war, als Keil gesessen und zwar in und nahe bei Windhoek, dem heutigen Sitze der Kaiserlichen Landes-

hauptmannschaft im Schutzgebiete. Als jedoch die Macht Jan Jonker's schwand, entschloß sich der junge Hendrik Witbooi, der Enkel Kindo's und Sohn Moses Witbooi's, auf eigene Faust dem gewünschten Ziele sich zu nähern. Das friedliche Leben auf der Werft, d. h. im Lager oder Dorf, des alten Moses gefiel Hendrik nicht und ebenso wenig, wie es scheint, sein Beruf als Schulmeister, welchem er dort oblag. Er warb daher unter dem Anhange seines Vaters einige vierzig veränderungssüchtige junge Leute an und trennte sich mit ihnen von dem alten Moses Witbooi unter dem Vorgeben, ein Land suchen zu wollen, in welchem sie friedlich der Viehzucht leben könnten. Zwar stimmten die Gewehre, Patronen und Pferde, welche er sich vorher erhandelt hatte, nicht ganz zu seinen friedlichen Absichten, und man begreift, daß der Oberhäuptling der Herero's, der alte Maharero, und seine Leute einiges Mißtrauen in Hendrik Witbooi setzten, als dieser vor ihrem Hauptplatz, Okahandja, erschien und um freien Durchzug durch das Land bat. Nach Hendrik Witbooi's eigenen Worten war die Lage und Entwicklung wie folgt: Hendrik lag mit seinen gut bewaffneten und berittenen vierzig Hottentotten bei Osona, zwei Stunden südöstlich von Okahandja, bei einer Wasserpfütze im trocknen Bette des Tsoachaubflusses. Da erschien der Häuptling Maharero und lagerte sich mit mehreren hundert Kriegern, die meisten unbekleidet und nur mit dem Wurfspieß, dem sogenannten Assagai, bewaffnet, während Gewehre in geringerer Zahl und Pferde fast gar nicht vorhanden waren, den Hottentotten gegenüber. Nach mehrtägigen Verhandlungen zwischen den Häuptlingen war das Mißtrauen der Herero's nur noch größer geworden und die Ungeduld der raublustigen Hottentotten desgleichen, so daß der auf beiden Seiten angehäufte Zündstoff durch einen von einem Hottentotten abgefeuerten Schuß zum Ausbruch kam. Ein regelrechtes Feuergefecht entspann sich, bei dessen Ausgang sich die Hottentotten zurückzogen, aber nicht — ohne vorher eine Horde fetter Ochsen in Sicherheit gebracht zu haben.

Damit hatte der Krieg begonnen, welcher freilich sehr mit Unrecht als ein „Krieg" bezeichnet wird, da jedes edle Motiv, jede Leidenschaft der beleidigten Ehre sowohl wie der Rachsucht fehlte; ja sogar Blutdurst und Wildheit irgend welcher Art waren diesen Kämpfen fern, bei denen es sich nur immer wieder um Eins handelte, nämlich Viehraub. Zwischen den Hottentotten und den Rinderkaffern bricht der Krieg aus, wie man im Lande sagt, mit dem ersten gestohlenen Ochsen, und es wird keinen Frieden geben, bis die Herero's arm und die Hottentotten reich sind.

Von jetzt ab hatten die Hottentotten, was sie brauchten: vor Allem vollauf zu essen, dann aber auch die Mittel, Kleider, Pferde und Waffen zu kaufen. Diese Vortheile wußte Hendrik gut zu nutzen; er unterwarf nach und nach alle Stämme des Namalandes seiner Herrschaft, wählte sich in Gibeon einen fruchtbaren Platz zum Wohnsitze, von dem aus er leicht in einigen Tagen das Hereroland erreichen konnte und räumte schließlich durch die gänzliche Vernichtung des Jan Jonkerstammes in Windhoek das letzte Hinderniß aus seinem Wege. Jonker wurde 1888 meuchlings von den Witbooi's erschossen, und darauf verlegte Hendrik sein Kriegslager noch näher an die Herden der Kaffern und zwar nach Hornkranz, jenem Platz, welcher durch die Erstürmung der Schutztruppe vom 12. April 1893 bekannt geworden ist.

Es folgte nun ein Zug dem andern, denn fast allmonatlich fiel Hendrik mit zwanzig bis fünfzig Reitern in das Hereroland ein, Rinder, Schafe und Ziegen von einigen Hunderten bis zu mehreren Tausenden raubend, wobei jedoch nur in den seltensten Fällen Schüsse gewechselt worden und Leute gefallen oder verwundet sind. Der Erfolg war ohne Ausnahme auf Hendrik's Seite, denn er kehrte fast nie ohne Beute heim und nahm ein Gefecht nur dann an, wenn er die Herero's erschrecken oder nothgedrungen den Rückzug seiner Beute decken mußte. So hat er den Platz Otjimbingue zu mehreren Malen angegriffen und beschossen und ebenso aus tactischen Gründen den Herero's, als sie ihn verfolgten, zwischen Otjimbingue

und Tsaobis bei Plaatklip ein Gefecht geliefert. Wenn nun auch im Allgemeinen die Hottentotten Witbooi's nicht als tollkühn oder nur besonders tapfer zu bezeichnen sind, so kann man ihnen doch einen großen persönlichen Muth in Fällen, wo ihn die Lage fordert, nicht absprechen. Die Herero's dagegen besitzen von dieser Eigenschaft nur ein ganz verschwindendes Maß und können sich fast nie entschließen, anzugreifen. Selbst in der Verfolgung sind sie äußerst zaghaft; sie verstanden es meistens so einzurichten, daß sie keinen Hottentotten mehr erwischen konnten; einmal haben sie sogar einen Tag lang im Versteck gelegen, nur um den Leuten Hendrik's einen gehörigen Vorsprung zu lassen.

Der persönliche Muth Hendrik Witbooi's ist häufig angezweifelt worden, und der Bericht des Majors Leutwein über die Gefangennahme Hendrik's besagt, daß dieser beim Angriff stets der Letzte, beim Rückzug dagegen immer der Erste gewesen sei. Das Ansehen, das Hendrik Witbooi genoß, und die Bedeutung, die man ihm beimaß, machen es jedoch wahrscheinlich, daß seine Leute seine Person in möglichster Sicherheit gehalten zu sehen wünschten, ebenso wie dies von jedem General erwartet wird, der die Führung seiner Truppe in der Hand behalten will; andererseits spricht aus vielen kleinen Episoden der Kämpfe, vor Allem aus dem zähen Widerstande des Häuptlings ein tapferer Sinn. Man möchte sogar eher sagen, daß Etwas davon auf die Hottentotten übergegangen und die große Ausdauer in schlechten Zeiten, mit Hunger und Durst, mit dem Verfolger auf den Fersen, ohne jede Aussicht auf Hülfe, ihnen von dem Geiste des Führers eingeflößt worden sei. Dieser Geist war in jeder Beziehung unter dem Witboostamme mächtig, ja einzig mächtig, denn es ist allgemein bekannt, daß Hendrik mit großem Erfolge auf Mannszucht hielt, daß seine Kriegsleute streng disciplinirt waren und seinen Befehlen, auch wenn sie nicht unter seinen Augen waren, gehorchten. So stieß Hendrik jeden Mann, welcher sich sittlich oder am Eigenthum vergangen hatte, zeitweilig aus seinem Kriegsvolk aus; so verbot er den Genuß geistiger Getränke auf das Strengste und war endlich sehr genau in seinen militärischen Anordnungen. Jeder Mann mußte Rechenschaft über die ihm gelieferten Patronen ablegen und hatte Befehl, nur im Nothfalle zu schießen, so daß manch ein Raubzug zu den Herero's mit Erfolg ausgeführt wurde, ohne daß ein Schuß gefallen wäre. Hendrik sorgte gut für seine Leute; die Männer waren mit Filzhut, Wollhemde, Hosen, Jacke und Stiefeln bekleidet, die Frauen und Mädchen besaßen Kattunkleider und wollene Umschlagtücher. Die Kinder gingen nackend, mußten aber täglich die Schule besuchen und ebenso wie alle Erwachsenen an dem Gesang geistlicher Lieder theilnehmen. Die Beute ließ Hendrik gleichmäßig vertheilen, so daß jede Familie genügend Milchvieh zu ihrer Ernährung hatte; der Rest blieb allgemeiner Besitz, von welchem Waffen, Munition, Pferde und Kleider beschafft wurden. Witbooi hatte also das Muster eines biblisch-communistischen Staates geschaffen, welches sich, Dank seiner energischen Leitung, auch wohl durchführen ließ.

Seitdem Hendrik das Kriegsleben begonnen, war kein Missionar mehr ständig auf seiner Werft, dagegen hielt er selbst Andachten ab, ließ zum Harmonium singen, und alle seine Leute mußten, wenigstens äußerlich, sich zum Christenthum bekennen. Im Sommer 1892 war die Kriegslust unter den Leuten Hendrik's sehr geschwunden, und sie drangen in ihren Häuptling, Frieden mit den Herero's zu schließen. Hendrik gab nach und begann durch Vermittelung des Bastardhäuptlings van Wyk Unterhandlungen, welche jedoch im Frühjahr 1893 noch zu keinem Resultate gekommen waren. Es wurde damals behauptet, Hendrik's Plan sei, ein Bündniß der eingeborenen Stämme zu schaffen, dessen Spitze sich zum einheitlichen Vorgehen gegen die deutsche Schutztruppe auf Windhoek richten solle. Kenner des Landes und der Leute waren jedoch der Meinung, daß Hendrik Witbooi die Herero's zu genau kannte, als daß er erwartet hätte, diese würden sich zu einem Angriff entschließen, ehe sie selbst angegriffen worden wären. Genug, dieses Gerücht veranlaßte den Reichskanzler, 250 Mann Schutztruppe an Stelle der bisherigen 50 nach

Südwest-Afrika zu senden und dem derzeitigen Führer, Hauptmann von François, den Auftrag zu ertheilen, eintretenden Falles dem Aufstande durch eine Action gegen Witbooi zuvorzukommen.

Als die neue Truppe Mitte März in Walfischbay gelandet und nach vierzehntägigem Marsche Windhoek erreicht hatte, bereitete Hauptmann von François, welcher den Augenblick für gekommen erachtete, sofort einen Zug nach Hornkranz vor. Am 9. April rückte die Truppe unter dem Schutze der Nacht von Windhoek ab und erreichte, durch menschenleere Gegenden marschirend, mit dem Morgengrauen des 12. April die sogenannte Feste Hornkranz. Diese liegt, wenn man sich ihr von Nordosten nähert, auf einem länglichen Plateau von leichten Hügelwellen umgeben und überhöht, während im Westen und Südwesten das Plateau circa zehn Meter nach dem Flüßchen abfällt, hinter welchem wiederum ein mit Felsblöcken bedecktes, zerklüftetes Hügelland beginnt. Weiter zurück erheben sich in dunkelblauen Massen die Quisibgebirge mit dem flachen Tafelberge, Gamsberg genannt.

Am Morgen des 12. April auf den erwähnten Hügeln angelangt, sah die Schutztruppe das Lager Witbooi's in tiefem Schlafe vor sich liegen, nur einige Frauen waren mit dem Melken der Kühe beschäftigt, und die Hähne krähten in den grauen Morgen hinaus.

Da fiel ein Schuß; dann noch einer und noch einer, und im nächsten Augenblick richtete sich ein von zwei Seiten umfassendes Feuer aus 250 Läufen auf die ahnungslosen Schläfer. Nach der Erstürmung des Lagers fand man achtzig Todte und hundert Verwundete, aber weder Hendrik Witbooi selbst noch seine Krieger waren darunter. Diese hatten sich in südwestlicher Richtung in die Felsen geflüchtet und waren entkommen. Es ist zweifellos, daß, wenn man des Hottentottenführers hier habhaft geworden, der Krieg mit diesem einen Schlage beendigt gewesen wäre, statt daß er noch anderthalb Jahre gedauert und viele Menschenleben gekostet hat. Deutscherseits waren zwei Mann gefallen und zwei schwer verwundet, von denen der eine später starb. Erbeutet wurden einige Rinder, Pferde, schlechte Gewehre nebst wenig Munition, und dann der Rückzug nach Windhoek angetreten.

Hier herrschte unbeschreiblicher Jubel, als die Nachricht von der Erstürmung von Hornkranz einlief; denn wenn auch Witbooi sich niemals an einem Weißen oder seinem Eigenthum vergriffen, so hatte doch eine allgemein gedrückte Stimmung im Lande geherrscht ob des geringen Ansehens, welches die deutsche Oberhoheit dort besaß.

Mit bengalischen Flammen, Fahnen, Ehrenpforten und Hurrahrufen wurde die Truppe begrüßt, als sie wiederum auf Windhoek einzog. Es schien, als ob ein Alp von Aller Brust genommen sei; aber schon am Nachmittage des Einzugstages kam die Kunde, daß die Witbooi's dreißig Pferde der Truppe, welche zwei Stunden von Windhoek auf der Weide liefen und wenige Tage später, daß sie dem Händler Schmerenbeck hundertundzwanzig Pferde, nahe der Küste geraubt hatten, welche gleichfalls bereits an die Truppe verkauft worden waren — ein Verlust, der diese nach dem zuerst genannten doppelt traf. Jetzt wurde klar, daß die Lage der Deutschen im Schutzgebiete sich nicht verbessert, sondern höchst kritisch gestaltet hatte. Auf der einen Seite Hendrik Witbooi mit 250 Pferden, mit Gewehren und Munition, mit 150 Leuten, welche bedürfnißlos, landeskundig, geübte Schützen und Reiter waren, Leute, welche jeden Tag, so lange ein Pferd und ein Gewehr zur Verfügung stand, durch Andere ersetzt werden konnten, während auf deutscher Seite 250 schwer ausgerüstete europäische Fußsoldaten standen, die all jener Vortheile entbehrten und selbst wenn sie Pferde gehabt hätten, an Flinkheit und Findigkeit mit den Hottentotten sich nicht messen konnten. Man sah mit sorgenvollem Blick einem Kampf von langer Dauer entgegen, in welchem obendrein die Schutztruppe nur zu sehr unter der Ungunst der Verhältnisse litt.

Umsonst zog denn auch bald hierauf Hauptmann von François gegen die Hottentotten, welche noch in den Bergen hinter Hornkranz saßen; er kehrte ohne Erfolg zurück, nachdem er eine Besatzung von dreißig Mann in Hornkranz gelassen hatte.

In den nächsten Monaten kam es zu mehreren kleinen Gefechten der zwischen Windhoek und Hornkranz hin- und herziehenden Abtheilungen und den Hottentotten, die von Hendrik selbst oder seinem Unterhäuptling, Samuel Izaak, angeführt, sich meistens in einen Hinterhalt zu beiden Seiten der Straße gelegt, aus nächster Nähe auf die arglos Marschirenden gefeuert und sich, sobald sie angegriffen wurden, schleunigst zurückgezogen hatten, wobei sie meist nicht mehr als ein bis zwei Pferde und selten einen Mann verloren. Ihre Kampfesweise war überhaupt eine sehr lehrreiche; man kann mit Recht sagen, daß sie das Ideal einer berittenen Infanterie darstellten und somit genau das waren, was der Führer der deutschen Schutztruppe aus seinen Leuten machen wollte, aber natürlich bei der Kürze der vorbereitenden Zeit nicht hatte machen können. Diese Aufgabe ist es, welche der Führer der Schutztruppe in den nächsten Friedensjahren zu lösen haben wird, und wir hoffen, daß ein neuer Aufstand oder Feldzug die Truppe wohl ausgebildet finden wird. Es genügt lange nicht, daß wir das beste Heer der Welt in der Heimath besitzen, welches zu schulen uns die Hohenzollern gelehrt haben; unsere coloniale Aufgabe stellt eben andere Anforderungen, die mit nicht minderer Ausdauer und Sorgfalt erfüllt werden müssen.

Wie gesagt, waren die Hottentotten wegen ihrer Bedürfnißlosigkeit und ihrer Eigenschaften als Jäger, als Kenner wilder Wurzeln und Beeren, des Honigs und der Wasserstellen, des Landes, seiner Pfade und Schlupfwinkel, als leichte und gewandte Reiter, als gute Schützen und schließlich als ganz unabhängige, auf sich selbst vertrauende Charaktere ein selten vielseitiges Werkzeug in der Hand ihres thatkräftigen Führers. Was schadete es Hendrik, wenn seine Leute auch in wilder Flucht den Kampfplatz verließen, oder, auf dem Marsche überrascht, nach allen Seiten auseinanderstoben; wußte er doch, daß sie sich in einigen Stunden hinter einer jener Kuppen oder an einer Wasserstelle zusammenfinden, wenigstens aber nach einigen Tagen alle in Hornkranz eintreffen würden. Niemals marschirten die Witbooi'schen Reiter zusammen oder auf den Hauptwegen, sondern sie ritten einzeln, wie Plänkler in einer breiten Linie von mehreren Kilometern Ausdehnung. Im Sommer 1893 schien es fast, als ob der Krieg mit der Schutztruppe den Hottentotten eine Art Sport sei: sie wußten nun, in welchen Punkten sie den Deutschen überlegen waren und trieben die Kühnheit so weit, daß sie Ende Juni eines Tages vor Windhoek erschienen und von Norden und Süden her ein Gefecht zu provociren suchten. Als eine Abtheilung der Schutztruppe ausrückte, um sie unter Feuer zu nehmen, schossen sie schnell ihre Gewehre ab und jagten ohne Verluste davon, hatten aber vorher einige zwanzig Ochsen und mehrere Pferde geraubt und einen Wagen verbrannt. Im September 1893 erhielt die Schutztruppe eine Verstärkung von weiteren zweihundert Mann und zwei Feldgeschützen, mit welchen Hauptmann von François einen erneuten Zug gegen Hendrik Witbooi unternahm. Wohl trieb er unter großen Entbehrungen die Hottentotten von einem Felsennest des Quisibgebirges zum andern, war aber doch nicht im Stande, den Führer zu fangen. Noch einmal wagte sich Hendrik aus dem Gebirge in die nördlicheren Flächen und überfiel im September 1893 einen Transport von zwanzig Ochsenwagen, die mit ungefähr vierhundert Zugthieren bespannt, theilweise mit Gütern beladen und escortirt waren von dreiundzwanzig Farbigen und Mischlingen, unter Führung von zwei Weißen. Hendrik ließ alle Leute erschießen; nur ein Weißer vermochte sich zu retten, während die Wagen verbrannt, die Güter vernichtet, die Ochsen aber fortgetrieben wurden. Als ein eigenthümlicher Zug Hendrik's und als Beweis seiner Autorität mag erwähnt werden, daß Hendrik alle geistigen Getränke zuerst auslaufen ließ, so daß der Boden noch lange vom Capwein roth gefärbt war.

Dieser Vorfall bewies, das Witbooi die Absicht hatte, von jetzt ab seinen Bedarf an Lebensmitteln und Munition auf der vierhundert Kilometer langen Strecke von der Küste nach Windhoek zu suchen, und was er hier nicht fand, im südlichen Namaland, welches von deutschen Truppen ganz frei war, zu erhandeln. In Folge dessen wurde die Hauptverkehrsstraße durch marschirende Truppen gedeckt, der Krieg in den Rücken Witbooi's nach Großnama-Land verlegt und dadurch dem Feind endlich die Munitionszufuhr aus der Capcolonie ganz unterbunden. Trotzdem gelang einer Abtheilung Hendrik's noch ein Hauptstreich gegen die Station Kubub im Gebiete von Bethanien, östlich von Angra-Pequena. Hier unterhält der Bevollmächtigte der Colonialgesellschaft für Südwest-Afrika, Hermann, eine landwirthschaftliche Unternehmung, der das Reich einen zweimaligen Zuschuß von je 25 000 Mark gezahlt hat, und die neben einigen tausend Merinoschafen, an hundert Rinder und fünfzig Pferde besaß. Dieser Platz wurde völlig ausgeraubt und außerdem mitgenommen, was an Gewehren und Munition vorhanden war. Ein besonders glücklicher Zufall wollte, daß ein deutsches Kriegsschiff die bedeutenden Vorräthe an Gewehren und Patronen, welche im Hafen von Angra-Pequena unter Aufsicht nur eines Unteroffiziers lagerten, wenige Wochen vorher fortgeführt oder zerstört hatte; sonst würden auch diese Waffen in die Hände der Hottentotten gefallen sein und den Kampf erheblich erschwert haben.

Im Januar 1894 entsandte der Reichskanzler den Major Leutwein als Landeshauptmann mit einer weiteren Verstärkung nach dem Schutzgebiet, und dieser nahm sofort die Bestrafung des Häuptlings der Khauas-Hottentotten, welche in einem besonders fruchtbaren Weidelande östlich von Windhoek lebten, in die Hand. Dieser Häuptling, Andries Lambert, hatte seit Jahrzehnten Raub und Erpressung an jedem Nachbarn, Händler oder Reisenden, geübt und zugegeben, daß der Deutsche Paul Krebs von seinen Leuten im Frühjahr 1893 meuchlings erschossen worden war. Sein Maß war also voll, und Major Leutwein ließ ihn, nachdem ein Kriegsgericht ihn zum Tode verurtheilt, erschießen, sein Land aber nahm er für das Reich in Besitz und wies den Hottentotten, nachdem sie entwaffnet worden, einen Platz unter Aufsicht der Schutztruppe zum Wohnsitz an. Hiernach besuchte Major Leutwein einen anderen unsicheren Hottentotten-Häuptling, welcher südlich von Windhoek, nicht weit von den Witbooi's wohnte und, wie man sagte, mit ihnen eine bedenkliche Freundschaft unterhielt. Dieser Mann, Simon Kopper genannt, war als Räuber und Erpresser ebenfalls bekannt; da jedoch kein Mord gegen ihn vorlag und er sofort zu Kreuze kroch, so wurde seine Unterwerfung angenommen.

Anders mit Hendrik Witbooi. Dieser dachte nicht an Unterwerfung, obgleich er von dem Major von François, Schritt für Schritt verfolgt, bis in die äußerste Westecke des Quisibgebirges zurückgewichen war, wo er zwischen unübersteiglichen Sanddünen auf der einen und dem Gebirge auf der anderen Seite eingekeilt saß. Wohl aus Mangel an Zufuhr hielt Major von François hier nicht aus, sondern zog nach dem weiter südlich gelegenen Keetmanshoop, wo er sich mit dem neuen Landeshauptmann vereinigte und an diesen das Commando abgab. Witbooi hatte nun Zeit gewonnen, sich einigen Proviant und Patronen zu suchen und eine Stellung an der Naauw-Kloof herzurichten, in welcher ihn sodann Major Leutwein wohl verschanzt antraf, als er kam, um über Frieden zu verhandeln. Witbooi ging auf diesen Vorschlag gern ein und hatte mit dem Landeshauptmann eine Zusammenkunft unter der Parlamentärflagge. Auf die Bedingungen, welche ihm Major Leutwein anbot, nämlich Entwaffnung, Entlassung seiner Leute und Einzelansiedelung, wollte er nicht eingehen, bat sich dagegen als Bedenkzeit einen Waffenstillstand aus, welcher ihm bereitwillig gewährt wurde und bis zum ersten August dauern sollte. Wenn man von Hannibal gesagt hat, daß er seine Siege nicht auszunutzen verstand, so kann man von Henrik Witbooi nicht behaupten, daß er diesen Waffenstillstand unbenutzt verstreichen ließ; denn noch ehe die Ver-

handlungen mit dem Landeshauptmann beendigt waren, jagte bereits ein Trupp Witbooi-Reiter nach Rehoboth im Lande der Bastards davon, kehrte nach wenigen Wochen mit einer den Bastards geraubten Herde Vieh zurück, und als Major Leutwein nach dem ersten August vor der Naauw-Kloof erschien, um die Feindseligkeiten wieder aufzunehmen, fand er die Feinde neu gekräftigt und besser verschanzt als vorher.

Um zu seinem Ziele zu gelangen, ließ der Major die Naauw-Kloof stark unter Feuer nehmen und ging dann zum Sturm über, wobei der Lieutenant Diestel und neun Mann blieben und elf Mann verwundet wurden. Diese kühne Waffenthat hatte zur Folge, daß die Witbooi's ihren letzten Halt verloren und in den nächsten vierzehn Tagen von Platz zu Platz getrieben, von Hunger und Durst ermattet, von allen Seiten eingeschlossen, flehentlich um Frieden baten. Der Landeshauptmann sicherte ihnen denselben zu unter der Bedingung völliger Unterwerfung und Ansiedlung auf Gibeon unter Aufsicht einer Abtheilung der Schutztruppe. Der mit den Verhältnissen des dürren, wasserlosen Südwest-Afrika unbekannte Laie wird kaum im Stande sein, die Schwierigkeiten, mit denen unsere Schutztruppe in diesen letzten Monaten vor der Aufreibung der Witbooi-Hottentotten gekämpft hat, in vollem Maße zu würdigen. Wer aber weiß, was es heißt, mehrere Tage ohne Nahrung und ohne Wasser, bei Tage ohne Schatten den glühenden Sonnenstrahlen und bei Nacht ohne Decke einer Temperatur, welche oft bis 5 Grad R. unter Null sinkt, ausgesetzt zu sein, zerrissene Kleider und geborstenes Schuhwerk zu tragen und bei alledem noch frischen Muths ohne Ruhe und Rast, über Gebirge und Steppen den flüchtigen Feind zu verfolgen, der muß fürwahr die Zähigkeit der Leute und die Thatkraft ihrer Führer bewundern. Major Leutwein sagt nicht zu wenig, wenn er es ausspricht, daß das Endgefecht des Feldzuges bei Gums, wo die Hottentotten ihre letzte Wasserstelle mit außerordentlicher Hartnäckigkeit vertheidigten, sogar an mehreren Stellen zum Angriff übergingen und um den Besitz eines Geschützes handgemein wurden, zu den schönsten Waffenthaten deutscher Soldaten zählt.

Damit ist der Widerstand des tapferen Hottentottenhäuptlings gebrochen, und nach menschlicher Berechnung herrscht nun der langersehnte Friede in unserem südwestafrikanischen Schutzgebiet. Denn es ist nicht wahrscheinlich, daß die Herero's, der einzige noch übrige mächtige Stamm des Landes, sich jemals gegen die deutsche Herrschaft auflehnen sollten, so lange diese ihnen mit Gerechtigkeit und Wohlwollen begegnet. Bis hierher hat die Regierung ihre Schuldigkeit gethan: das Land ist pacificirt, mit Militärposten bedeckt, Verwaltung und Rechtspflege sind geregelt, die Postverbindung ist eine gute und eine zweimonatliche Schiffsverbindung mit Hamburg hergestellt; möge nun der deutsche Kaufmann und Ingenieur, deutsches Capital und deutscher Unternehmungsgeist sich der reichen Erwerbsquellen des Landes bemächtigen, um es für deutsche Ansiedlung und den Absatz deutscher Waare brauchbar zu machen.

Der chinesisch-japanische Conflict.

[Nachdruck untersagt.]

Der bisherige Verlauf des chinesisch-japanischen Krieges ist in mehr als einer Beziehung reich an Ueberraschungen gewesen. Während von vornherein angenommen werden konnte, daß die japanischen Truppen sich den chinesischen in Ausrüstung, Tapferkeit und Führung überlegen zeigen würden, mußte man nach den im Jahre 1860, sowie während des Taiping-Aufstandes und des Krieges in Tongking gemachten Erfahrungen voraussetzen, daß auch die Chinesen sich mit Bravour schlagen, und wenigstens dort, wo sie durch das Terrain oder Verschanzungen unterstützt waren, ihren Gegnern den Sieg schwer machen würden. In dieser Beziehung hat man sich, wenigstens bis jetzt, gründlich getäuscht gesehen; den verschiedenen Niederlagen der Chinesen ist durch ihre erbärmliche Vertheidigung Port Arthurs und die Art, wie sie die Festungswerke, Docks und sonstigen Anlagen dieses Hafens dem Feinde unversehrt überlassen haben, die Krone aufgesetzt worden, denn bei nur einigermaßen guter Vertheidigung, und nachdem die Chinesen Monate gehabt hatten, um die weniger befestigte Landseite durch Feldverschanzungen zu verstärken, hätte Port Arthur auch einem tüchtigen Gegner einen langen Widerstand entgegenzusetzen im Stande sein müssen. Niemals aber hätte es den Japanern in einem Zustande in die Hände fallen dürfen, der ihnen erlaubt, es zum Stützpunkt weiterer Operationen zu machen. Nur die Flotte, deren Bemannung sich doch theilweise, unter äußerst ungünstigen Verhältnissen, gut geschlagen hat, bietet ein etwas besseres Bild, und in der Mandschurei scheinen die chinesischen Führer und Truppen sich in der letzten Zeit so weit ermannt zu haben, daß sie dem japanischen Vordringen einen entschiedeneren und nicht erfolglosen Widerstand leisten.

Trotz dieser erbärmlichen chinesischen Haltung und trotz ihrer Siege stehen die Japaner heute noch weiter von Peking entfernt, als die verbündeten englisch-französischen Truppen 1860 nach der Landung bei Petang. Aus dem militärischen Spaziergang nach der Hauptstadt, den Viele voraussahen und voraussagten, ist also nichts geworden, und China hat somit Zeit und Gelegenheit gehabt, aus den entfernteren Provinzen neue Kräfte heranzuziehen, die Ausrüstung seiner Armeen zu verbessern und zu vervollständigen und durch das Engagement fremder Instructeure seinen Soldaten das Selbstvertrauen zu geben, das ihnen bis jetzt so sehr gefehlt hat.

Die Lage für China würde also durchaus nicht eine so verzweifelte sein, wie dies vielfach behauptet wird. Nicht China ist zusammengebrochen, sondern einzelne politische Persönlichkeiten, die aus nicht recht klaren Gründen vom Beginn des Conflicts an es vorgezogen haben, nach Frieden zu jammern, statt in energischen Anstrengungen zur Vertheidigung das sicherste Mittel zu sehen, billige und ehrenvolle Bedingungen für denselben zu erhalten.

Die Gefahr der Lage besteht aber für China sowohl wie für die neutralen Mächte viel weniger in den bisherigen militärischen Erfolgen der Japaner, als in der in Europa lange nicht genug gewürdigten Thatsache, daß die jetzigen Leiter der

japanischen Politik durchaus nicht als in ihren Entschlüssen frei angesehen werden können, sondern sehr wesentlich von dem Drängen der radicalen Partei beeinflußt werden, deren Programm auf Ueberhebung und Fremdenhaß beruht.

Die Entführung des Mikado nach Hiroshima entspricht nur den alten Ueberlieferungen der japanischen inneren Politik; wer die Person des Mikado besitzt, wird als der legitime Vertreter seines Willens angesehen. In den Kreisen der japanischen Politiker hat der Mikado freilich schon längst jede wirkliche Bedeutung verloren — ich erinnere mich, daß bereits 1871 die sich damals in Berlin aufhaltenden japanischen Studenten, von denen heute viele hohe Stellungen einnehmen, die Frage erörterten, ob ein Kaiserthum oder eine Republik die wünschenswerthere Regierungsform für Japan sei, und daß sich die Mehrzahl nur aus Opportunitätsgründen für das erstere entschied. Im Volke dagegen, das freilich wenig um seine Ansicht gefragt wird, besitzt der Kaiser immer noch einen großen moralischen Einfluß, den auch seine Modernisirung nicht vollständig zu zerstören vermocht hat. Aber trotzdem die im Amt befindlichen Minister sich so der Person des Herrschers versichert haben, wird die radicale Partei maßgebend auf den Gang der in Aussicht genommenen Friedensverhandlungen einwirken; denn weder Graf Ito noch einer seiner Collegen werden wagen, vor das japanische Parlament mit einem Frieden zu treten, der nicht die Forderungen der Partei des Grafen Okuma und Genossen befriedigt. Diese Forderungen sind eingestandener Maßen die Eroberung Pekings und die Demüthigung Chinas und selbstverständlich, wenn auch nicht besonders erwähnt, gewisse materielle Vortheile, als welche von den stets mehr oder weniger von einzelnen hervorragenden Persönlichkeiten beeinflußten japanischen Zeitungen eine hohe Kriegsentschädigung und die Abtretung von Formosa, Liaotung und Shinking, d. h. dem südlichen Theil der Mandschurei, genannt werden. Der Phantasien von der Zerstücklung Chinas, der Reorganisation der chinesischen Armee durch die Japaner und besonderen Handelsvortheilen für die Japaner braucht hier wohl nicht Erwähnung zu geschehen; aber schon die angeführten Bedingungen, namentlich was die Gebietsabtretungen anbetrifft, sind der Art, daß kein chinesischer Staatsmann sich bereit finden dürfte, denselben zuzustimmen, ehe die Japaner nicht ganz andere Erfolge als die bisher errungenen aufzuweisen haben. — Es ist also nicht unwahrscheinlich, daß der Krieg fortdauern und damit an die Japaner die Nothwendigkeit herantreten wird, noch größere Opfer zu bringen, als sie dies bisher gethan haben.

Unter den vielen Dingen, die die Japaner vom Auslande gelernt haben, nimmt die ausgiebige und geschickte Benutzung der Presse einen hervorragenden Platz ein. Vom Kriegsschauplatz dringen nur die spärlichsten Nachrichten in die Oeffentlichkeit, und Alles, was an den Erfolgen der Japaner Zweifel erwecken oder dieselben als mit zu großen Opfern erkauft erscheinen lassen könnte, wird sorgfältig verschwiegen. Trotzdem wird man wohl nicht irren, wenn man annimmt, daß die Verluste an Menschen recht beträchtliche sind, und daß die angebliche Begeisterung, mit welcher die Bevölkerung der Regierung ihre Ersparnisse zu geringen Zinsen zur Verfügung gestellt haben soll, wenn sie überhaupt je in dem angegebenen Maße bestand, eine recht erhebliche Abkühlung erlitten hat.

Alles in Allem darf man die Sachlage wohl dahin zusammenfassen, daß, während die Japaner durch gute Organisation wohl vorbereitete militärische Erfolge errungen haben, dieselben doch noch durchaus nicht der Art sind, um die Chinesen zu nöthigen, sich dem Sieger auf Gnade oder Ungnade zu unterwerfen. China ist im Gegentheil noch vollständig im Stande, sich der Angriffe seiner Nachbarn zu erwehren, die bis jetzt nur die äußeren Grenzen des großen Reiches angeschnitten haben, und Japan durch Ermüdung und Erschöpfung zum Aufgeben seines Unternehmens zu zwingen. Ein solcher Erfolg, für den der Umfang und die Bevölkerungszahl Chinas einen sehr wesentlichen Factor bilden würden, hängt allerdings wesentlich davon ab, ob die leitenden chinesischen Staatsmänner sich zu

dem Entschluß, energischen Widerstand zu leisten, aufraffen werden, oder ob ihnen derselbe durch die übertriebenen Forderungen der Japaner aufgezwungen werden wird. Jedenfalls würde ein solcher Entschluß und seine Durchführung nicht nur im Interesse Chinas, sondern auch der Vertragsmächte und ganz besonders Deutschlands liegen.

Deutschland hat China in dem ihm aufgedrängten Kriege bisher wenig Sympathien entgegenbracht; die öffentliche Meinung und die Presse haben vielmehr um das japanische Kalb getanzt, wie weiland 1848 um das polnische. Es ist dies um so bedauerlicher, als die deutschen Interessen mit am meisten unter einer Veränderung der bisherigen Lage der Dinge in Ostasien zu leiden haben würden. Was zuerst Japan anbetrifft, so ist es durchaus irrthümlich, die Annahme europäischer Cultur durch die regierende Classe — denn nur um diese und auch um sie nur theilweise handelt es sich — irgend welchem ethischen Bedürfniß zuzuschreiben; es hat sich vielmehr bei derselben nur darum gehandelt, möglichst bald auf Grund der fremden Cultur und Tracht die politische und sociale Gleichstellung mit den Kaukasiern verlangen zu können. Im Uebrigen ist der Japaner das geblieben, was er war, und man braucht ihn gar nicht sehr zu kratzen, damit unter dem schwarzen Gehrock und der engen Hose der Asiat zum Vorschein komme, der den Fremden viel mehr haßt und — wenn man die Wahrheit sagen will — viel mehr verachtet als der lymphatischere Chinese. Nebenbei ist der Japaner auch auf industriellem Gebiete der Concurrent der Europäer, und er hat seit einem Jahrzehnt besonders der deutschen Industrie gegenüber das getrieben, was wir in der Heimath unlauteren Wettbewerb zu nennen pflegen; das heißt, er hat deutsche Schutzmarken aller Art ungescheut nachgemacht und mit Hülfe derselben unseren Handelsverkehr in China ernstlich geschädigt.

Fragt man nun, welchen Vortheil für Europa und besonders für Deutschland der Sieg der Japaner bringen würde, so hört man oft die Antwort: Die Chinesen ordentlich aufzurütteln und der westlichen Cultur zugänglich zu machen. Wenn man darunter versteht, aus China einen Militär- oder Industriestaat nach europäischen Anschauungen zu machen, so ist wirklich schwer zu begreifen, welche Vortheile sich daraus ergeben könnten. Ein halbes Dutzend Bankiers würde gute Geschäfte mit chinesischen Anleihen machen, ein Dutzend Industrieller mit dem Verkauf von Maschinen für größere Fabrikanlagen desgleichen, und dann? Haben wir ein Interesse daran, unseren Arbeitern das Brot vom Munde zu nehmen, indem wir durch Anlegung und Beförderung industrieller Unternehmungen in China selbst nicht nur unsere Ausfuhr nach dort schmälern, sondern auch noch chinesische Concurrenz auf unseren Märkten groß ziehen? Oder würden wir in dem Falle die Einfuhr in China gefertigter Waaren verhindern, wie heute schon einzelne Staaten sich der Einwanderung chinesischer Arbeiter widersetzen? Und würde ein militärisch erstarktes China sich eine solche Behandlung gefallen lassen, oder würde es nicht vielmehr, wie der japanische Minister der auswärtigen Angelegenheiten am 14. Februar 1894 dies dem britischen Geschäftsträger, Herrn von Bunsen, gegenüber that, erklären, daß es zu anderen Mitteln greifen werde, um das durchzusetzen, was es als sein Recht betrachte, wenn seine Vorschläge in London nicht die gewünschte Beachtung fänden?

Und den anderen Fall gesetzt, daß Japan China zwänge, ihm Formosa, die südliche Mandschurei und Liaotung abzutreten, wie lange würde es dauern, bis Rußland den anderen Theil der Mandschurei und das neue Gebiet an sich risse, bis Frankreich nach Yünnan und Kwangsi hinübergriffe, ja seine Hand vielleicht nach Canton ausstreckte und England sich durch andere Erwerbungen chinesischen Gebiets schadlos hielte? Glaubt man etwa in Deutschland, daß wir in Gebieten unter französischer, russischer oder japanischer Herrschaft so unbehindert und unter so vortheilhaften Bedingungen Handel und Schiffahrt würden treiben können, wie dies geschieht, so lange sie zu China gehören? Was wir von französischen und

russischen schutzzöllnerischen Tendenzen zu erwarten haben, wissen wir, und der Japaner ist sicherlich ein noch viel schlimmerer Schutzzöllner als die beiden, nur daß er bis jetzt nicht in der Lage gewesen ist, seinen Gelüsten so nachgehen zu önnen, wie er dies wohl gewünscht hätte.

Es wäre aber auch möglich, daß Japan das Ziel erreichte, welches wenigstens einzelnen seiner Staatsmänner als das wünschenswertheste erscheint, d. h. eine Verständigung mit China, die ihm dessen Hülfsmittel gegen das Ausland zur Verfügung stellte; wie würde uns die Uebertragung der Monroe-Doctrin auf Ostasien, „Asien für die Asiaten", gefallen? Und würde die mögliche politische Wirkung, die eine solche Combination auf Rußland ausüben könnte, den Schaden ersetzen, den unser Handel unbedingt dadurch erleiden müßte?

Die Phrasen von der Eröffnung des ganzen China und dem civilisatorischen Einfluß des Auslandes auf dasselbe sind für den, der die Verhältnisse kennt, ohne jeden praktischen Werth. Welchen Einfluß das Ausland übt, haben wir zur Genüge in der uns näher liegenden Türkei gesehen, wo die Leute als die besten gelten, die am wenigsten von der europäischen Cultur berührt worden sind. Die Eröffnung des ganzen Landes ist eine Forderung, über deren Tragweite Diejenigen, die sie stellen, sich wohl kaum klar geworden sein dürften. Die Pioniere der Civilisation, die sich einige hundert Meilen von einem der geöffneten Häfen entfernt im Inlande niederlassen würden, dürften, nach allen bisherigen Erfahrungen zu urtheilen, nicht gerade die für die Verbreitung westländischer Cultur geeignetsten Persönlichkeiten sein; sie würden außerdem nicht allein jedes thatsächlichen Schutzes, sondern auch jeder Aufsicht entbehren und daher zu Zuständen Veranlassung geben, die die Macht, der sie angehören, nur zu oft vor das Dilemma eines Conflicts oder eines würdelosen Geschehenlassens stellen müßten. Außerdem ist es Thatsache, daß in einer großen Zahl der bis jetzt geöffneten Häfen wenige oder keine europäischen Handlungshäuser sich niedergelassen haben, und der Verkehr fast ausschließlich in den Händen der Chinesen liegt. Auch darf nicht übersehen werden, daß eine derartige, von japanischer Seite gestellte Forderung um so eigenthümlicher sein würde, als die japanische Regierung selbst durchaus nicht die Absicht hat, die Chinesen in das Innere Japans zuzulassen, wie es denn überhaupt noch zweifelhaft ist, welche Stellung die radicale Partei der in den jüngst abgeschlossenen Verträgen vereinbarten Zulassung anderer Ausländer ins Innere gegenüber einnehmen wird.

Der Lage in Korea ist in Vorstehendem nicht Erwähnung geschehen; aber selbst dem Voreingenommensten muß während der letzten sechs Monate klar geworden sein, daß die japanische Civilisation den Bewohnern des Reichs der Morgenruhe nur mit Gewalt aufgezwungen werden kann, und daß es Zehntausende, wenn nicht Hunderttausende von Opfern kosten wird, bis der Koreaner die Segnungen eines parlamentarischen Regimes, einer politischen Presse und europäischer Kleidung über sich ergehen läßt.

Es gibt andere Mittel und Wege, Reiche der Civilisation zu erschließen und zuzuführen, als gezogene Geschütze und Gewehre, und die Welt hat kein Interesse daran, in Ostasien einen Staat entstehen zu sehen, der, wie Frankreich in Europa, durch seine ungezähmte und lange unbestrafte Eitelkeit, Ruhm- und Ländergier seinen Nachbarn eine Geißel und allen Staaten ein Gegenstand fortwährender Besorgniß wird. Daß Japan aber das werden würde, wenn sein Ueberfall China's auch nur einen Theil der Erfolge zeitigte, die es von demselben erhofft, kann selbst für seine Freunde wohl kaum einem Zweifel unterliegen; es würde daher in dem Interesse seiner eigenen gedeihlichen Weiterentwicklung sein, wenn es durch den erfolgreichen Widerstand der Chinesen oder andere äußere Veranlassungen daran erinnert würde, daß Eitelkeit und Ruhmsucht schlechte Berather sind, und die Aera willkürlicher, durch keine zwingenden ethischen Nothwendigkeiten gebotener Ausbrüche auch für Ostasien vorüber ist.

M. v. Brandt.

Politische Rundschau.

Berlin, 20. Januar.

Der preußische Landtag ist am 15. Januar mit einer Thronrede eröffnet worden, in welcher der Kaiser, nachdem er auf verschiedene Vorlagen hingewiesen hatte, betonte, es gelte heute mehr als je, in einträchtiger Arbeit die Wohlfahrt des Ganzen zu fördern. Als die Pflicht aller Wohlgesinnten wurde in diesem Zusammenhange bezeichnet, gegenüber den wachsenden Angriffen auf die Staatsordnung sich einmüthig zur Abwehr zusammenzuschließen.

Im deutschen Reichstage ist der „Entwurf eines Gesetzes, betreffend Aenderungen und Ergänzungen des Strafgesetzbuches, des Militärstrafgesetzbuches und des Gesetzes über die Presse" nach sehr lebhaften Debatten, wie zu erwarten stand, einer Commission überwiesen worden, deren Aufgabe darin besteht, diesen Entwurf für die zweite Lesung vorzubereiten. Jedenfalls darf gehofft werden, daß durch klare Fassung der Bestimmungen die Gefahr vermieden wird, den wirklichen Zweck der Vorlage, wonach lediglich die „Umsturzbestrebungen" getroffen werden sollen, zu vereiteln. Insbesondere wird auch verhütet werden müssen, daß die Freiheit der Wissenschaft und der Presse, die jedoch nicht mit Zügellosigkeit verwechselt werden darf, gewahrt bleibt. Daß auch in freien Staaten vorbeugende Maßnahmen gegen revolutionäre Bestrebungen vom Parlamente getroffen werden können, beweist das Beispiel Italiens, wo die Vorgänge auf Sicilien und in der Provinz Massa-Carrara den ersten Anlaß boten.

Eine eigenthümliche Wendung hat neuerdings die innere Politik Italiens genommen. Nach dem Finanzexposé, das der Schatzminister Sonnino in der Kammer vorgetragen hatte, durfte mit Fug angenommen werden, daß die Wiederherstellung des Gleichgewichtes im Staatshaushalte der Verwirklichung sehr nahe gerückt wäre. Der Beifall, den die besonnenen Finanzreformen des Cabinets Crispi-Sonnino fanden, mußte jedoch bei den Widersachern des leitenden italienischen Staatsmannes die Ueberzeugung verstärken, daß ihre Hoffnungen, zu maßgebendem Einflusse zu gelangen, in demselben Augenblicke vollständig gescheitert wären, in dem die Regierung den bereits erzielten bedeutsamen Erfolgen den wichtigsten, auch im Finanzwesen eine entscheidende Wendung herbeigeführt zu haben, hinzufügen würde. Von diesem Gesichtspunkte aus muß die Action des früheren Conseilpräsidenten Giolitti beurtheilt werden. In dem Führer der Rechten, Rudini, und dem ultraradicalen Parteichef, Cavallotti, sowie in den ehemaligen Ministern Zanardelli und Brin, die als die hauptsächlichen Vertreter der unzufriedenen Elemente der Linken gelten, fand der Vorgänger Crispi's sogleich willige Helfer. War die erste Wirkung der von Giolitti dem Kammerpräsidenten Biancheri überreichten Schriftstücke, aus denen die Verwicklung Crispi's und seiner Gemahlin in die Betrügereien der Banca Romana erhellen sollte, für den früheren Conseilpräsidenten keineswegs günstig, so schlug die Stimmung in der Deputirtenkammer unter dem von den oppositionellen Parteiführern inscenirten Hochdrucke um. Vergebens wurde darauf

hingewiesen, daß den von Tanlongo, dem betrügerischen Leiter der Banca Romana, herrührenden Schriftstücken überhaupt keine Beweiskraft beigemessen werden dürfte; umsonst wurde daran erinnert, daß eine große Anzahl dieser Papiere aus der früheren Untersuchung längst bekannt wäre, während die neuen gar nichts zu beweisen vermöchten. Die Kammer befand sich eben in einer Erregtheit, durch die jede ruhige Ueberlegung und Discussion ausgeschlossen war.

Unwillkürlich mußte man an die Vorgänge erinnert werden, die sich am 30. März 1885 beim Sturze Jules Ferry's in der französischen Deputirtenkammer abspielten. Wer vermöchte jetzt nach dem frühzeitigen Tode Jules Ferry's zu leugnen, daß die französische Republik in ihm den hervorragendsten Staatsmann des letzten Jahrzehntes verloren hat! Ihm war es damals auch gelungen, einen im Wesentlichen günstigen Frieden mit China einzuleiten, als die Meldung von einer Schlappe, welche die französischen Expeditionstruppen in Tongking erlitten haben sollten, zu einem parlamentarischen Ansturme Veranlassung bot, dem Jules Ferry nicht erfolgreichen Widerstand zu leisten vermochte. Allen Elementen der Opposition mußte die in Tongking erlittene Schlappe als willkommener Vorwand dienen, und ein Theil der Regierungspartei wurde, wie es in solchen Fällen der parlamentarischen Ueberrumpelung zu geschehen pflegt, mit fortgerissen. Unter den Nachwirkungen des Sturzes Jules Ferry's hat dann die gesammte Politik Frankreichs schwer leiden müssen; die Genugthuung, die dem französischen Staatsmanne kurze Zeit vor seinem Hinscheiden zu Theil wurde, vermochte auch daran wenig zu ändern.

Hätte nun der leitende italienische Staatsmann gleichfalls die Kammer sich selbst überlassen, so wäre diese unzweifelhaft von den Cavallottis und Imbrianis nicht minder zu den heftigsten Debatten, zu völlig übereilten Entschließungen getrieben worden. Mit staatsmännischem Blicke erkannte nun Crispi diese Gefahr und schlug dem Könige Umberto, in Uebereinstimmung mit dem gesammten Cabinet, die Vertagung der Deputirtenkammer vor. Wie berechtigt und angemessen diese vorläufige Lösung der parlamentarischen Krisis war, erhellt deutlich aus der Thatsache, daß der Senat, dem das für ihn in Betracht kommende Beweismaterial Giolitti's unterbreitet wurde, sehr bald zu dem Ergebnisse gelangte, daß es sich in der That nur um theils unerwiesene, theils belanglose Anschuldigungen handelte, die zumeist längst bekannt waren. Wenn es aber noch eines Beweises dafür bedürfte, daß der seiner Zeit von den römischen Geschworenen seltsamerweise für nichtschuldig erklärte Tanlongo sicherlich nicht als classischer Zeuge angesehen werden darf, so braucht nur darauf hingewiesen zu werden, daß Italiens größter gegenwärtig lebender Dichter, Giosuè Carducci, der durch das Vertrauen des Königs in den Senat berufen worden ist, sich nach den von Giolitti überreichten Schriftstücken unter denjenigen befinden sollte, die der Banca Romana verpflichtet wären. Nun gilt gerade Giosuè Carducci in Italien wohl als der makelloseste Charakter. Oft genug sind ihm von der Regierung äußere Auszeichnungen und Vortheile jeder Art angeboten worden, die er aber sämmtlich abgelehnt, wie er denn auch unter Anderem vorgezogen hat, anstatt einem glänzenden Rufe an die römische Universität zu folgen, mit bescheidenem Gehalte an der Universität Bologna fortzuwirken und in seinem kaum mäßigen Ansprüchen genügenden Heim unweit der schiefen Thürme Garisenda und Asinelli den Musen und der Wissenschaft zu leben. Köstlich muß die Scene gewesen sein, die sich zwischen dem der Weltliteratur angehörenden Dichter des „Inno a Satana", des „Hymnus an Satan", und dem mit der Prüfung der Papiere Giolitti's betrauten Senatsausschusse abspielte, als er vor diesem schalkhaft erklärte, daß er zwar das alte Forum argentariorum in Rom kenne, daß er jedoch nicht einmal wisse, wo sich die Banca Romana in der modernen Hauptstadt Italiens befinde. Daß Giosuè Carducci nie in seinem Leben einen Wechsel bei dem von Tanlongo geleiteten Institute versilbert hat, mußte allerdings seinen Collegen im Senate von Anfang an unzweifelhaft erscheinen. Um so beachtenswerther ist

daher, daß selbst ein Carducci von Verdächtigungen nicht frei bleiben konnte, die sich am leichtesten daraus erklären, daß Tanlongo und dessen Helfershelfer bei stattfindenden Untersuchungen der Kassenbestände die von ihnen verursachten Defecte durch Wechsel mit glänzenden Namen zu verhüllen suchten.

Unter solchen Umständen erhält das Schreiben besondere Bedeutung, das Giosuè Carducci am 31. December 1894 an Crispi gerichtet hat, eine Kundgebung, die beide Männer in gleichem Maße ehrt. „Theurer, großer Freund," schreibt der Dichter an den leitenden Staatsmann, „nichts fehlt Ihnen nunmehr von Allem, was zumeist den hervorragendsten Bürgern in der Geschichte der Völker zugestoßen ist: weder, nachdem Sie das Vaterland gerettet haben, die Undankbarkeit Derjenigen, von denen Sie angerufen wurden, noch nach dem Dolchstiche des Mörders der Angriff von Seiten Derjenigen, denen Sie Liebe erwiesen und Gutes thaten. Der rohe Ansturm verschonte nicht einmal das junge Haupt der Tochter unmittelbar vor ihrer Vermählung. Heiter und ruhig inmitten dieses Wüthens und über diesem schmutzigen Toben factiöser und ehrgeiziger Niederträchtigkeit bleibt Ihre Stärke. Gruß und Achtung." Wenn ein Giosuè Carducci in dieser Weise das Vorgehen Giolitti's und seiner Helfer brandmarkt, kann es nicht überraschen, daß auch König Umberto sich von Anfang an auf die Seite seines ersten Rathgebers stellte.

Mit Gewißheit darf angenommen werden, daß der König von Italien, der sich stets wie sein Vater als Re galantuomo erwiesen hat, alle in Betracht kommenden Verhältnisse sehr genau geprüft, ehe er der Vertagung der Deputirtenkammer zustimmte. Nachdem sich immer deutlicher gezeigt, daß Giolitti sich wegen seines eigenen Sturzes rächen wollte, daß Rudini, Zanardelli und Brin gemäß der bekannten Vorschrift: Ote-toi de là que je m'y mette! handelten, daß endlich Cavallotti, der Franzosenfreund um jeden Preis, es an vergeblichen Bemühungen nicht fehlen ließ, um von Crispi in eine Staatsstellung berufen zu werden, ist es nicht mehr schwer, die gegenwärtige Lage in Italien richtig zu beurtheilen. König Umberto hat jedoch vom ersten Augenblicke an, als die Verhältnisse noch durchaus verwickelt waren, seinen Scharfblick bewährt, indem er sein volles Vertrauen für den leitenden Staatsmann bekundete. Bedürfte es aber noch eines Maßstabes für die Beurtheilung der vom Könige an den Tag gelegten Haltung, so darf er in der Sprache maßgebender französischer Blätter gefunden werden. Vor wenigen Wochen noch hatten diese die inneren Verhältnisse Italiens in düsteren Farben dargestellt, während nunmehr in denselben Organen eine ganz andere Taktik befolgt wird. Beinahe gewinnt es den Anschein, als ob es nur des Rücktrittes Crispi's bedürfte, um Klarheit in die inneren Verhältnisse des von ihm regierten Landes zu bringen. Stets von Neuem kam der der französischen Regierung nahestehende „Temps" darauf zurück, daß der König sogar die Monarchie gefährden könnte, wenn er Crispi als seinen ersten Rathgeber behielte. Obgleich dieses Argument gerade bei einem leitenden republikanischen Blatte seltsam erscheinen muß, wurde es doch in allen Tonarten ausgeführt. Im Hinblick darauf, daß die von den Führern der Opposition veröffentlichten Manifeste, insbesondere dasjenige Cavallotti's, gar keine Wirkung beim Könige Umberto erzielt haben, gelangte der „Figaro" in seinem am 4. Januar veröffentlichten Leitartikel zu dem Schlusse: „Es wäre jedoch bedauernswerth, daß Erwägungen dieser Art den König von Italien endgültig in der Bahn festhielten, in die ihn ein abenteuerlicher und egoistischer Minister stößt, und an deren Ende die unabhängigen Geister mit patriotischer Angst die Möglichkeit eines Conflictes zwischen der Monarchie und dem Lande ahnen." Die „patriotique angoisse", zu deren Echo sich das Blatt macht, legt jedenfalls das den Franzosen aus Molière's „L'Amour médecin" wohlbekannte Epigramm: Vous êtes orfèvre, monsieur Josse! nahe. Der dem Könige von Italien ertheilte Rath, sich von Crispi loszusagen, läßt allzu leicht die ihm zu Grunde liegende Absicht erkennen, als daß er auch nur einen Augenblick ernsthaft genommen werden könnte.

Die Franzosen erblicken eben in Crispi nicht nur den Vertheidiger einer energischen Politik im Innern, sondern auch den hauptsächlichen Vertreter des Dreibundes, den sie erschüttern zu können glauben, sobald der leitende italienische Staatsmann von der politischen Schaubühne verschwunden ist. Als ob nicht das Königreich mit Rücksicht auf die Bestrebungen der französischen Republik, ihre Machtsphäre am Mittelländischen Meere immer weiter auszudehnen, mit Nothwendigkeit darauf hingewiesen wäre, an dem Bündnisse mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn festzuhalten. Gerade in jüngster Zeit ist wieder durch die Vorgänge in der Colonie Eritrea erhärtet worden, daß seit der Einnahme Kassala's durch die italienischen Streitkräfte die Eifersucht Frankreichs gewachsen ist. Abessinien soll den Franzosen gewissermaßen als Operationsbasis dienen, während Italien auf Grund der früher abgeschlossenen Verträge das Protectorat über dieses Land in Anspruch nimmt. Der erfolgreiche Recognitionsmarsch des Generals Baratieri nach Adua, der Hauptstadt von Tigré, das, im nördlichen Theile Abessiniens gelegen, früher ein eigenes Reich bildete, bezweckte denn auch, für den Fall eines von den Derwischen gemachten Versuches, für ihre Niederlage bei Kassala Revanche zu nehmen, nach Abessinien hin sich den Rücken zu decken. Daß König Menelik unter diesen Verhältnissen bereit sein würde, Rathschlägen, die ihm von wenig friedliebender Seite ertheilt worden sind, Gehör zu schenken, durfte ohne Weiteres angenommen werden. Inzwischen dürfte der Sieg, den General Baratieri über den Ras Mangascha davongetragen, den Kriegseifer der Abessinier bedeutend abgekühlt haben.

An Symptomen eines unfreundlichen Verhaltens der Franzosen fehlt es auch im Uebrigen nicht, so daß die Italiener mehr als jemals im Dreibunde die sicherste Bürgschaft für die Wahrung ihrer Staatsinteressen erblicken müssen. Selbst wenn Crispi wider alles Erwarten zurücktreten sollte, würde doch in der auswärtigen Politik keine Veränderung eintreten.

Dieses gilt nicht minder in Bezug auf Oesterreich-Ungarn, wo der Rücktritt des Ministerpräsidenten Wekerle zunächst keinen Systemwechsel bedeutet. Freilich fehlte es nicht bereits an Stimmen, die sich in dem Sinne vernehmen ließen, daß durch die Ministerkrisis in Ungarn zugleich die Stellung des Leiters der gemeinsamen auswärtigen Politik, Grafen Kalnoky, erschüttert werden könnte. Die Widersacher dieses Staatsmannes sehen sich jedoch in ihren Erwartungen getäuscht, wie denn auch mit Dr. Wekerle die liberale Partei in Ungarn durchaus nicht „abgewirthschaftet" hat. Obgleich die kirchenpolitischen Gesetze, die den Mittelpunkt des gesammten politischen Interesses bildeten, nach anfänglichem Widerstande nicht bloß die Zustimmung der ersten Kammer, sondern auch die Sanction des Königs von Ungarn erhalten haben, ließ sich doch erkennen, daß eine Verstimmung zwischen diesem und dem Ministerpräsidenten Wekerle entstanden war. Daß sachliche Erwägungen dabei eine entscheidende Rolle spielten, erscheint ausgeschlossen, da Kaiser Franz Joseph mit dem von seinem bisherigen ersten Rathgeber in Ungarn befolgten System nicht brechen will. Vielleicht wirkte auf die Entschließungen des Kaisers und Königs der Umstand ein, daß der ungarische Ministerpräsident bei Gelegenheit erklärt hatte, er würde nur einem Votum der zweiten Kammer weichen. Jedenfalls darf Dr. Wekerle für sich das Verdienst in Anspruch nehmen, in schwieriger Zeit seinem Vaterlande treue Dienste geleistet und, auf die Gefahr hin, die eigne Stellung zu gefährden, an der einmal gewonnenen Ueberzeugung festgehalten zu haben.

Der Umstand, daß zunächst der gleichfalls der liberalen Partei angehörende Graf Khuen-Hedervary als Nachfolger Wekerle's berufen werden sollte, legte Zeugniß dafür ab, daß nicht die Absicht bestand, an der jüngsten kirchenpolitischen Gesetzgebung zu rütteln. Hatte sich doch Graf Khuen-Hedervary mit dem beim jüngsten Neujahrsempfange in Pest als unerläßliche Forderungen der liberalen Partei in Ungarn aufgestellten Programme einverstanden erklärt, das sich dahin zusammenfassen läßt: Beendigung der begonnenen kirchenpolitischen Action, loyale Durch-

führung der kirchenpolitischen Gesetze, Festhalten an dem Ausgleiche von 1867 und „Verstaatlichung" der Verwaltung. Nachdem nunmehr die ungarische Krisis mit der Berufung des gleichfalls der liberalen Partei angehörenden Grafen Desider Banffy ihren Abschluß erhalten hat, darf gehofft werden, daß Ungarn, das sich insbesondere auch in wirthschaftlicher Hinsicht fortentwickelt, in Zukunft auf dieser Bahn beharren wird. Gerade in Ungarn ist gegenüber den tschechischen und anderen Bestrebungen diesseit der Leitha stets das treue Festhalten an dem Bündnisse mit Deutschland und Italien betont worden, wie denn auch neben den Deutschen die Ungarn als der sicherste Schutz gegen das Ueberwuchern des Slaventhums gelten dürfen.

Hervorgehoben zu werden verdient, mit welchem Eifer in Frankreich allen vermeintlichen Symptomen nachgespürt wird, aus denen auf eine Lockerung des Treibundes Schlüsse gezogen werden sollen. Wurden in diesem Zusammenhange bereits die jüngsten Vorgänge in Italien genannt, durch die die Stellung Crispi's erschüttert sein sollte, so mußte auch die Ministerkrisis in Ungarn demselben Zwecke dienen. Gerade in Frankreich fehlte es aber nicht an eigenen schweren Sorgen, so daß dort gar keine Veranlassung vorliegt, dunkle Punkte am politischen Horizonte der anderen Staaten zu entdecken. Es braucht nur an die Angelegenheit des wegen Landesverrathes zu lebenslänglicher Deportation verurtheilten Capitäns Dreyfus, sowie an die Amtsentsetzung des höchsten Beamten der Kolonialverwaltung in Indo-China, Lanessan, erinnert zu werden, der trotz seiner hohen Stellung nahe Beziehungen mit einem der nunmehr wegen Erpressung gerichtlich verfolgten „Geschäftspublicisten", Canivet, unterhielt. Hierzu sind als bedeutsamste Vorgänge in jüngster Zeit noch die Minister- und die Präsidentschaftskrisis gekommen. Lassen nun auch solche Vorgänge auf die inneren Verhältnisse der französischen Republik grelle Streiflichter fallen, so wäre es doch verfehlt, daraus allzu weit gehende Schlüsse zu ziehen. Bot die Angelegenheit des Capitäns Dreyfus einem Theile der Pariser Presse Veranlassung, in willkürlicher Weise Deutschland, insbesondere die deutsche Botschaft in Paris, in diese Affaire hineinzuziehen, so unterließ die französische Regierung bereits vor einiger Zeit nicht, solchen abgeschmackten Erfindungen mit Entschiedenheit entgegenzutreten, und, als einzelne Pariser Organe an ihren Phantasien festhielten, war es wiederum das Ministerium Dupuy, das durch die „Agence Havas" die in Frankreich selbst nur von den niemals zu überzeugenden Chauvinisten herrührenden Ausstreuungen in aller Form dementiren ließ. Immerhin muß es als die Aufgabe der besonnenen französischen Presse, an der es durchaus nicht mangelt, erscheinen, die öffentliche Meinung darüber aufzuklären, welche Gefahren für die Zukunft das Verhalten derjenigen Organe birgt, die unter der Maske des Patriotismus sich vernehmen lassen, in Wirklichkeit aber zumeist aus sehr wenig lauteren Rücksichten auf „Sensation" selbst vor den abenteuerlichsten Erfindungen nicht zurückschrecken. Die Abberufung des italienischen Botschafters in Paris, Reßmann, dessen Bestrebungen, gute freundnachbarliche Beziehungen zwischen den beiden Ländern aufrecht zu erhalten, nahezu einstimmig von den französischen Blättern anerkannt worden sind, kann jenseit der Vogesen als Warnung dienen. Hatte doch der „Preßfeldzug" gegen den leitenden italienischen Staatsmann in Frankreich einen so erbitterten Charakter angenommen, daß sogar die Persönlichkeit des Königs Umberto nicht verschont blieb. Crispi ging daher nur gemäß seinem eigenen entschlossenen Charakter vor, als er die Abberufung eines Botschafters empfahl und veranlaßte, durch dessen versöhnliche Gesinnungen Ausschreitungen der bezeichneten Art nicht verhütet werden konnten.

Das Ministerium Dupuy mußte andererseits durch den Ausgang der parlamentarischen Verhandlung über die von dem Socialisten Millerand eingebrachte Resolution, in der die Freilassung des jüngst gewählten revolutionären Pariser Abgeordneten verlangt wurde, jedenfalls in der Ueberzeugung bestärkt werden, daß thatkräftiges Vorgehen am sichersten zum Ziele führt. Hatten die ultraradicalen

Blätter die Wahlcampagne für den revolutionären Candidaten Gérault-Richard mit maßloser Heftigkeit unter der Voraussetzung geführt, daß ihr Genosse, der wegen schwerer Beleidigung des Präsidenten der Republik eine einjährige Gefängnißstrafe verbüßt, nach vollzogener Wahl zum Deputirten unverzüglich entlassen werden würde, so sahen sie sich in ihren Erwartungen getäuscht. Nachdem der Ministerrath sich dahin schlüssig gemacht hatte, dem Antrage auf Haftentlassung entgegenzutreten, stellte der Conseilpräsident am 10. Januar in der Sitzung der Deputirtenkammer die Vertrauensfrage, worauf der Antrag des socialistischen Abgeordneten Millerand mit der unter den obwaltenden Verhältnissen immerhin beträchtlichen Mehrheit von 309 gegen 218 Stimmen abgelehnt wurde. Hatten die ultraradicalen Blätter bereits angekündigt, daß das ablehnende Verhalten der Regierung deren Sturz herbeiführen würde, so mußten alle Freunde der Ordnung es mit Genugthuung aufnehmen, daß das Ministerium Dupuy siegreich aus diesem parlamentarischen Kampfe hervorgegangen war. Die Opposition nahm jedoch am 14. Januar den Kampf wieder auf, indem der socialistische Abgeordnete Millerand nunmehr wegen des den Eisenbahngesellschaften günstigen Beschlusses des Staatsrathes über die Zinsgarantie für die Orléansbahn und die Compagnie du Midi interpellirte, nachdem der Bautenminister Barthou, nicht ohne an seine politische Zukunft zu denken, aus Anlaß desselben Beschlusses seine Entlassung genommen hatte. Die Ablehnung der Priorität für die vom Conseilpräsidenten Dupuy angenommene Tagesordnung, in der die Kammer ihre Achtung vor dem Principe der Trennung der Gewalten, also auch für die Entscheidung des Staatsrathes aussprechen sollte, veranlaßte das Ministerium, seine Entlassung einzureichen.

Obgleich der Präsident der Republik, Casimir-Perier, allem Anscheine nach durch das Votum der Deputirtenkammer nicht betroffen wurde, hat er doch zur allgemeinen Ueberraschung seine Demission genommen und in einer an die beiden parlamentarischen Körperschaften gerichteten Botschaft die Gründe für sein Verhalten dargelegt, indem er insbesondere betonte, daß ein Kampf gegen das parlamentarische Régime und gegen die staatsbürgerlichen Freiheiten ausgebrochen wäre, in welchem er nicht genügende Unterstützung gefunden habe. Der Rücktritt Casimir-Perier's mußte um so größeres Bedauern erregen, als der lautere Charakter dieses Staatsmannes über jeden Zweifel erhaben war. Auch lag die Gefahr nahe, daß nunmehr die radicale Strömung sich entschiedener geltend machte. Nur wäre es wohl verfehlt, die Präsidentschaftskrisis in dem Sinne aufzufassen, als ob nunmehr der Niedergang der republikanischen Einrichtungen in Frankreich unvermeidlich wäre. Vielmehr darf im Interesse der friedlichen Entwicklung Frankreichs gehofft werden, daß auch diese Krisis ohne schwere innere Verwicklungen überwunden werden wird.

Bei der am 17. Januar von den zur Nationalversammlung in Versailles vereinigten beiden Kammern vollzogenen Wahl des Präsidenten der Republik hat im zweiten Wahlgange Felix Faure, der Marineminister im Cabinet Dupuy, mit 430 gegen 361 Stimmen über den radicalen Parteiführer Brisson, den Präsidenten der Deputirtenkammer, gesiegt. Hätte die Wahl Brisson's einen bedenklichen Erfolg der radical-socialistischen Richtung bedeutet, so durfte die Ernennung Faure's auch vom Gesichtspunkte der internationalen friedlichen Beziehungen der französischen Republik mit Genugthuung begrüßt werden. Der Umstand, daß der neue Präsident der Republik den radicalen Deputirten Bourgeois mit der Bildung des Ministeriums beauftragte, konnte nur als eine Consequenz der von der Deputirtenkammer beschlossenen Tagesordnung, durch die das frühere Cabinet gestürzt wurde, angesehen werden. Auch in Frankreich werden die socialistischen Bäume nicht in den Himmel wachsen. Die für das Jahr 1900 geplante Pariser Weltausstellung wird sich überdies als ein Ablenkungsmittel für Utopien erweisen, so daß die republikanische Staatsform kaum gefährdet erscheint.

Literarische Rundschau.

Der Ursprung des siebenjährigen Krieges.

[Nachdruck untersagt.]

Friedrich der Große und der Ursprung des siebenjährigen Krieges. Von Max Lehmann. Leipzig, Hirzel. 1894.

Für die Geschichtsforschung gibt es kaum ein Problem, das anziehender zugleich und schwieriger wäre, als die Untersuchung über den Ursprung eines Krieges. Wir sehen, wie die Vorgeschichte der großen Kriege, die das Ansehen Europa's von Grund aus umgestaltet haben, der Revolutionskrieg von 1792, der deutsch-französische Krieg von 1870, immer von Neuem erforscht und dargestellt werden, ohne daß bei dem Gegensatz der Interessen und Leidenschaften, welche die Kriege hervorrufen und überleben, eine bestimmte Auffassung und Darstellung über jeden Streit hinweg sich allgemeine Zustimmung erobern könnte. Aehnlich und doch auch wieder anders ist es mit der Geschichte der Entstehung des siebenjährigen Krieges. Auch hiermit haben sich seit länger als einem Jahrhundert zahlreiche Geschichtschreiber, und darunter einige ersten Ranges, beschäftigt, von Duclos an, der in einer bald nach der Beendigung des Krieges veröffentlichten „Histoire des causes de la guerre de 1756" Alles aus der Annäherung der Kaiserin Maria Theresia an die Pompadour herleiten wollte, bis zu der trefflichen Darstellung in Reinhold Koser's Werk „König Friedrich der Große" (1893). Das Bemerkenswerthe dabei war aber, daß aus der Menge und Mannigfaltigkeit dieser Forschungen und Bearbeitungen, wie sie namentlich nach Oeffnung der Archive in Wien und Berlin, Paris und Moskau in reicher Fülle an die Oeffentlichkeit traten, doch allmälig eine allseitig angenommene Anschauung sich herausgebildet hat. Preußische und österreichische, französische und russische Forscher kommen in der Ansicht überein, daß Oesterreich und Rußland einen Bund geschlossen hatten, der, wenn nicht schon für 1756, doch für 1757 einen Angriff auf König Friedrich bestimmt in Aussicht nahm; daß Frankreich durch den mit Oesterreich geschlossenen Versailler Tractat aller Wahrscheinlichkeit nach an dem Kriege gegen Preußen Theil genommen hätte; daß König Friedrich durch seine Waffenerhebung der drohenden Gefahr, von der er im Allgemeinen unterrichtet war, rechtzeitig hat entgegentreten wollen. So urtheilen, wie gesagt, nicht bloß preußische Gelehrte, wie Ranke, Raudé, Koser. Von den österreichischen Historikern sagt Arneth, der Biograph Maria Theresia's: „Der Kaiserhof trug sich seit langer Zeit schon mit Entwürfen, welche Preußen mit den ernstesten Gefahren bedrohten. So weit wir sehen können, war der Ausbruch des Krieges für das Jahr 1757 unvermeidlich geworden." Ein Anderer, Adolf Beer, erklärt: „Darüber kann wohl nunmehr kein Zweifel herrschen: der eigentliche Motor des verheerenden Kampfes, der Europa sieben Jahre lang in

bangem Athem hielt, ist nur Graf Kaunitz." Friedrich Martens, der im amtlichen Auftrage die Geschichte der russischen Diplomatie schreibt, gesteht ein: „Seit 1755 rieth der russische Hof der österreichischen Kaiserin dringend zu einem Angriff auf den König von Preußen und versprach ihr seine bewaffnete Unterstützung mit einem Truppencorps von 80 000 Mann"; und der neueste französische Darsteller der diplomatischen Verhandlungen von 1756, der Herzog von Broglie, sagt in einer kürzlich in der „Revue des deux Mondes" (1. December 1894) veröffentlichten Abhandlung, daß der Versailler Tractat trotz seiner defensiven Form doch einen Offensivkrieg in ganz nahe Aussicht stellte. Der Vertrag, meint er, „roch nach Pulver".

Diese in der Geschichtsforschung ungewöhnliche Einmüthigkeit ist jetzt durchbrochen: der Verfasser der vortrefflichen Biographie Scharnhorst's, ein Forscher von großem Scharfsinn und freimüthigster Kritik, Max Lehmann, hat vor Kurzem eine kleine Schrift veröffentlicht, in der er die jetzt herrschende Ansicht, die er kurzweg eine Legende nennt, völlig oder doch fast völlig auf den Kopf stellt. Er bestätigt zwar die offensiven Pläne der Kaiserin Maria Theresia, aber er leugnet, daß sie bei der zweifelhaften Haltung Frankreichs und der Unsicherheit der russischen Hülfe den preußischen Staat mit unmittelbarer oder naher Gefahr bedroht hätten; er behauptet, daß vielmehr Friedrich selbst den Krieg von 1756 offensiv begonnen habe, zu dem Zwecke, sich Sachsens und Westpreußens zu bemächtigen.

Ich möchte gleich von vornherein einem Mißverständniß vorbeugen, das mir bei Aeußerungen über die Schrift, welche durch die schneidende Schärfe ihrer Beweisführung vielfaches Aufsehen erregt hat, hier und da begegnet ist. Lehmann, wie wir nach dem Tone fast noch mehr als nach dem Inhalt seiner Schrift urtheilen dürfen, gehört nicht gerade zu den Verehrern König Friedrich's; schmückende Beiwörter erhält nur Maria Theresia, die „landesmütterliche", die „weise"; allein man würde doch irren, wenn man annähme, daß er dem Könige aus den Eroberungsabsichten, die er ihm zuschreibt, etwa einen sittlichen Vorwurf machen wolle. Für Westpreußen hält er einen besonderen Nachweis der Nothwendigkeit dieser Erwerbung offenbar für unnöthig; was aber Sachsen betrifft, so weist er mit Recht darauf hin, daß die sächsische Grenze sich damals der preußischen Hauptstadt bis auf sieben Meilen näherte, und erinnert sehr treffend daran, daß auch die großen Deutschen im Rathe König Friedrich Wilhelm's III. in den Tagen des Wiener Kongresses die Annexion Sachsens für unumgänglich nothwendig ansahen. Lehmann findet hierin die stärkste Rechtfertigung der Absichten Friedrich's; „Sachsen," meint er mit glücklichem Ausdruck, „mußte entweder Preußens Freund oder durfte überhaupt nicht sein" (S. 87). Wenn Lehmann die ihm anscheinend nicht sympathische Politik Friedrich's so unbefangen beurtheilt, so haben auch wir unsrerseits um so mehr die Pflicht, seine Beweisführung mit gleicher Unbefangenheit zu würdigen.

Lehmann geht aus von einer Urkunde, welche ihm unter den Kundgebungen des fridericianischen Genius als die großartigste erscheint: dem politischen Testament König Friedrich's von 1752. In diesem hochwichtigen Schriftstücke, dessen Veröffentlichung schon vor Jahren Ranke beanstandet und das Auswärtige Ministerium Preußens neuerdings wieder verhindert hat, obgleich sein Inhalt im Wesentlichen längst nicht mehr unbekannt ist, findet sich ein Kapitel mit der Aufschrift „Rêveries politiques", in welchem König Friedrich, um dem Mangel des preußischen Staates an innerer Stärke abzuhelfen, die Nothwendigkeit weiterer Gebietsvergrößerungen erörtert und auf die Erwerbung von Sachsen, Westpreußen und Schwedisch-Pommern hinweist. Auch Ranke und Koser haben diese Aufzeichnungen gekannt, bestreiten aber deren Bedeutung für den Ursprung des siebenjährigen Krieges, da König Friedrich selbst seine Gedanken nur als „politische Träumereien" bezeichne und ihre mögliche Verwirklichung nur unter Voraussetzungen erwartete, von denen im Jahre 1756 auch nicht eine zutraf. Lehmann seinerseits sucht dagegen nachzuweisen, daß König Friedrich in jenem Testamente für seine Nachfolger zwar eine Eroberung Sachsens

mit „möglichst vielen Cautelen umgab", „sich selbst aber schon etwas mehr zutraute" (S. 62), und unbestreitbar ist wenigstens, daß König Friedrich auch in späteren Jahren (1768 und 1775) in seinen geheimen Aufzeichnungen die Erwerbung Sachsens wiederholt als schlechterdings nothwendig bezeichnet hat. Alle diese Aeußerungen des Königs aus den Jahren vor und nach dem siebenjährigen Kriege waren aber bekannt; neu ist nun, daß Lehmann auch aus der Zeit unmittelbar vor und während des siebenjährigen Krieges selbst Aeußerungen des Königs anführen zu können glaubt, in denen er seiner Absicht auf Erwerbung Sachsens unzweifelhaften Ausdruck gegeben habe. Hierin allein liegt das entscheidende Moment: man mag jene Aufzeichnungen des Königs als politische Träumereien oder als festwurzelnde Ueberzeugungen ansehen, die Hauptsache bleibt immer, ob sich auch für die Zeit von 1756 bis 1763 selbst solche Absichten unanfechtbar nachweisen lassen.

Zwei Beweisstellen sind es, die Lehmann für seine Auffassung geltend macht: eine aus dem Jahre 1756, eine andere von 1759. In einem Briefe vom 19. Februar 1756, sagt der Verfasser, fragt König Friedrich „seinen durch die Aussicht auf einen großen Krieg nicht gerade erbauten Bruder August Wilhelm, ob er denn das Vergnügen für gar nichts halte, Sachsen zu demüthigen oder besser gesagt zu *vernichten*" („anéantir la Saxe"). Lehmann findet hierin den unwiderleglichen Beweis der Eroberungsabsichten König Friedrich's, und überhäuft mit bitterem Tadel einen andern Gelehrten, der das Wort „anéantir" durch die Wendung „zur politischen Null herabdrücken" wiedergegeben hatte. Und dennoch kommt diese Uebersetzung dem richtigen Sinne weit näher, als Lehmann's „Vernichten" in der Bedeutung von „Erobern". Das haben ausnahmslos Alle anerkannt, die sich seither mit diesem Briefe des Königs beschäftigt haben; ich verweise nur auf die Auseinandersetzungen von Wiegand in der „Deutschen Literatur-Zeitung" (Nr. 51, 1894) und von Koser („Historische Zeitschrift", Band 74), der die friedliche Bedeutung jenes Schreibens außer allem Zweifel gesetzt und nachgewiesen hat, daß es sich nur um die Mattsetzung Sachsens durch den Vertrag Preußens mit England handelt, „durch einen kleinen Federstrich", wie der König selbst sagt.

Ist damit die eine Beweisstelle Lehmann's beseitigt, so werden wir finden, daß auch die zweite für den Plan einer Eroberung Sachsens keineswegs beweiskräftig ist. Im October 1759, als der Abfall Frankreichs von der Coalition in Aussicht stand und König Friedrich, trotz der Niederlage von Kunersdorf, den Oderfeldzug gegen Ssaltykow und Laudon glücklich beendet hatte und sich zur Wiedereroberung Sachsens anschickte, hat er seinem Gesandten in London für den Fall von Friedensverhandlungen einen „canevas" übersandt, den er bei den Besprechungen mit den verbündeten Engländern als Grundlage benutzen sollte. Die Weisung ist merkwürdig genug, um hier nach ihrem Wortlaut Platz zu finden. „Wir brauchen," schreibt der König, „eine Salbe für unsere Brandwunde, wenn das möglich ist. Folgendes könnte man thun: entweder vorschlagen, daß Jeder behält, was er beim Frieden besitzt, oder wenn man tauschen will, da Preußen (Ostpreußen) und meine rheinischen Besitzungen (die in den Händen der Feinde waren) bei Weitem weniger werth sind als Sachsen (welches er beim Friedensschluß besetzt zu halten hoffte), so müßte man an Aequivalente denken, sei es die Niederlausitz, ... sei es Westpreußen nach dem Tode des Königs von Polen, sei es irgend ein beliebiges anderes Land, wenn es nur eine Salbe für die Brandwunde gibt. Der äußerste, schlimmste Fall (le pis-aller) wird die Wiederherstellung des status quo vor dem Kriege sein." Lehmann hat diese Weisung dahin verstanden, der König habe in *erster Linie* gewollt, daß Jeder durch den Frieden das behalte, was er gerade besäße. Er habe also lieber seine rheinischen Besitzungen in den Händen der Franzosen, Ostpreußen in den Händen der Russen lassen, als Sachsen herausgeben wollen (S. 65). Steht das wirklich in der Weisung, war das wirklich und ernstlich die Ansicht des Königs?

Ich denke: nein. Ich will so sehr viel Werth nicht darauf legen, daß der König nur wenige Tage später in einem neuen Erlasse an seinen Gesandten, ein sehr ausführliches Friedensprogramm entwickelt, auf Grund von Säcularisationen geistlicher Stifter, Erwerbung von Westpreußen u. s. w., ohne dabei der Abtretung Ostpreußens und der rheinischen Besitzungen an Rußland und Frankreich mit einem Worte zu gedenken. Entscheidend aber für die richtige Auffassung der wirklichen und innersten Absichten des Königs in jenen Tagen ist ein Schreiben, in welchem Friedrich's vertrautester und eingeweihtester Cabinetssekretär, der bekannte Geheime Kriegsrath Eichel, jene Vorschläge des Königs erläutert hat. Eichel war zunächst wenig einverstanden mit den auf Vergrößerung zielenden Forderungen seines Königs (19. October); nachdem er ihn jedoch gesprochen, schreibt er beruhigt dem Minister Graf Finckenstein (14. November 1759): „So viel ich habe verstehen können, kann ich mir schmeicheln, daß alle diese Aeußerungen gewissermaßen nur Probleme sind, die der König den Engländern hinwirft, um zu sehen, wie sie denken und ob es nicht möglich ist, wenigstens entweder Kopf oder Flügel zu erwischen; zweitens um gleich von vornherein jeder Abtretung, die man vom König beanspruchen könnte, vorzubeugen; drittens wird der König an den Forderungen nicht hartnäckig festhalten und viertens nicht den Frieden davon abhängig machen; fünftens endlich, wenn nichts von alledem erreichbar ist, so wird das Ultimatum des Königs sein: keine Abtretung von seinen alten Besitzungen, sondern Alles bleibt auf dem Fuß vor dem Kriege." Wie durfte bei einer Erörterung der Friedensvorschläge Friedrich's von 1759 das Schreiben Eichel's, welches offenbar nach eigenen Aeußerungen des Königs jene Instruction erst verständlich macht, unberücksichtigt bleiben?

Mit einleuchtender Klarheit, meine ich, ergibt sich aus diesem Schriftstücke der eigentliche Sinn jener für England bestimmten Vorschläge, die wahre Absicht des Königs. „In erster Linie" stand dem König für den Friedensschluß nicht die Erwerbung Sachsens, am wenigsten auf Kosten Ostpreußens und der rheinischen Gebiete, sondern vielmehr die Integrität der alten preußischen Besitzungen, und Jedermann weiß, wie König Friedrich in allen Bedrängnissen des Krieges an diesem Grundsatz zäh und unerschütterlich, und schließlich auch erfolgreich festgehalten hat. Zweitens wünschte er für seine schweren Verluste möglichst eine Entschädigung, und als sicherstes Mittel zu ihrer Erreichung schien es ihm zweckmäßig, das militärische uti possidetis beim Friedensschluß als Grundlage der Verhandlung vorzuschlagen, um dann bei dem Austausch von Sachsen gegen Ostpreußen und die schmalen Besitzungen Preußens am Rhein für den Mehrwerth von Sachsen noch eine Draufgabe herauszuschlagen, vielleicht die Aussicht auf dereinstigen Erwerb von Westpreußen, vielleicht ein Stückchen von Sachsen selbst. Nimmermehr aber wird man mit Lehmann sagen dürfen: der König habe die Herstellung des Zustandes vor dem Kriege als den „schlimmsten Ausgang" bezeichnet und lieber zu Gunsten Rußlands und Frankreichs auf Ostpreußen und die rheinischen Besitzungen, als auf Sachsen verzichten wollen.

Allein diese mißverständliche Auffassung der Weisungen König Friedrich's nach England hat bei Lehmann nicht nur zu der Annahme „intensiver Absichten" des Königs auf Sachsen während des siebenjährigen Krieges geführt; er hat eine noch viel weiter gehende Folgerung daraus gezogen.

Unsere vaterländische Geschichtschreibung (neuerdings noch Sybel in der „Begründung des Deutschen Reiches") hat mit Nachdruck darauf immer hingewiesen, daß Maria Theresia für die Ueberwältigung Preußens den Russen Ostpreußen, den Franzosen ansehnliche Stücke der Westmark geopfert habe; nur König Friedrich's glorreicher Widerstand habe diese schwere Schädigung Deutschlands abgewendet. Lehmann bittet uns, gewiß mit Bedauern, diese „Illusion" aufzugeben: auch Preußen habe damals Deutschland verleugnet. In jenen Friedensvorschlägen habe König Friedrich „der Annexion Sachsens den Vorzug gegeben vor der Behauptung seiner Grenzlande im Osten und im Westen" (S. 89). Wenn er sich aber hierfür

auf obige Weisung des Königs, und nur auf diese beruft, so ist seine Auffassung, wie wir gesehen haben, irrig: nichts, gar nichts davon liegt in den wohlverstandenen Worten des Königs. Was Lehmann eine „Illusion" nennt, werden wir als eine unantastbare Wahrheit noch weiter hoch halten dürfen.

Es war unumgänglich, diese Punkte näher zu erörtern: sie bilden den Kern der Beweisführung Lehmann's. Das Ergebniß dieser Erörterungen ist nun aber: von den beiden einzigen Aeußerungen des Königs, die Lehmann als Beweis der Pläne auf Sachsen während des siebenjährigen Krieges geltend zu machen weiß, ist die eine (von 1756) durch Koser und Wiegand, die andere (von 1759) durch die obigen Ausführungen als nicht beweiskräftig nachgewiesen worden. Damit wird der ganzen Auffassung der Boden entzogen: die auf schmalem und schwankendem Grunde errichtete Beweisführung bricht in sich zusammen.

Aber wenn auch für die Kriegszeit selbst eine unzweideutige Aeußerung des Königs für seine geplante Eroberung Sachsens bisher nicht ermittelt ist, so hat doch vielleicht König Friedrich durch eine von kriegerischen und erobernden Tendenzen beherrschte Politik selbst den Kampf von 1756 hervorgerufen und damit sich den Weg zu Annexionen geebnet? Eben dies ist allerdings Lehmann's Auffassung; wir werden zu prüfen haben, ob sie begründeter ist, als seine vorher besprochenen Beweise.

Nach Lehmann's Ansicht war Friedrich's Politik nur in den sieben Jahren von 1746 bis 1752 eine friedfertige, seitdem hat er auf einen Krieg planmäßig und bedachtsam hingearbeitet, und nur mit dem Angriff gewartet, bis „seine eigenen Vorbereitungen fertig und die Aeußerungen und Handlungen der Gegner ihm einen speciosen Vorwand gaben" (S. 73). Es wäre vergeblich, wollte man Lehmann mit dem Hinweis auf die Versicherungen des Königs zu widerlegen suchen, der wiederholt seine Friedfertigkeit betheuert, den Krieg als aufgezwungen und seinem Interesse zuwiderlaufend bezeichnet hat. Der König kann sagen, was er will: Lehmann glaubt ihm schlechterdings nichts; hat doch in dem berufenen Testamente von 1752 der König seinen Nachfolgern empfohlen: „dissimulez vos desseins"; „es ist das Princip," sagt Lehmann, „welches von jeher die Meister der diplomatischen Kunst befolgt haben: dissimulare est regnare". Selbst einem Napoleon III. gegenüber hat Treitschke einmal vor der „überschlauen Unart" gewarnt, „hinter jedem Worte der Mächtigen eine Lüge zu wittern". Lehmann verdient volle Beistimmung, wenn er, schon in einer älteren Abhandlung, bei der Benutzung der Schreiben Friedrichs's umsichtigste Prüfung und sorgsamste Auswahl zur Pflicht gemacht hat; aber sollte er jetzt nicht Kritik und Skepsis übertreiben, wenn er die in der „Politischen Correspondenz Friedrich's des Großen" gesammelten Schriftstücke bis auf wenige bei Seite schiebt, als wären es für ein Roth- oder Blaubuch zusammengestellte und für parlamentarische Bedürfnisse zurechtgestutzte Actenstücke? Gewiß, Friedrich hat oft, rücksichtslos bis zum Cynismus wie er war, Grundsätze einer macchiavellistischen Politik mit herausfordernder Schadenfreude empfohlen: sollen wir darum glauben, daß er immer und überall sich durch solche Theorien habe leiten lassen; sollen wir verkennen, wie oft unter der dünnen Hülle angelernter Theorien und Maximen die innere Wahrhaftigkeit seines Wesens wie ein mächtiger Strom temperamentvoll und siegreich hervorbricht? Wer die Geschichte kennt, weiß, daß nicht diejenigen Staatsmänner immer die wahrhaftigsten sind, welche die Wahrheit beständig im Munde führen, ebenso wie nicht diejenigen Mädchen für die unschuldigsten zu gelten pflegen, welche mit ihrer Reinheit und Keuschheit prunken.

Indessen, gehen wir einmal auf die Anschauung Lehmann's ein und folgen wir ihm, wenn er uns in seiner Weise den „echten Friedrich aus den echten Urkunden" zeigen will, so finden wir, wieder in dem Testament, eine Aeußerung, die zwar nicht in der entstellten Form, wie sie in Folge des Schreibfehlers eines Anderen in Lehmann's Buche erscheint (S. 70), aber nach dem Wortlaut des Originals

über den friedfertigen Charakter der Politik König Friedrich's keinen Zweifel läßt. Der König schreibt (1752): „Was wir auch von einem Kriege für uns erwarten können, mein gegenwärtiges System ist, den Frieden so lange zu verlängern als es mit der Majestät des Staates vereinbar ist („quoi que nous puissions nous attendre de la guerre, mon système présent est de prolonger la paix"). Dies war damals, wie wir sehen, die politische Theorie Friedrich's; hat die Praxis ihr entsprochen? Trotz Lehmann, möchte ich es bejahen.

Ich gehöre keineswegs zu den Bewunderern der auswärtigen Politik König Friedrich's, am wenigsten derjenigen in den Jahren unmittelbar vor dem siebenjährigen Kriege. Was die Zeitgenossen von ihrer Veränderlichkeit und Unzuverlässigkeit zu tadeln wußten, scheint mir nur zu wohl begründet. Dem König eignete, neben andern Fehlern, eine unheilvolle Neigung, seine Allianzen zu wechseln oder mindestens in ein bestehendes Bundesverhältniß fremdartige Bestrebungen hineinzutragen, welche es nothwendig zersetzen und auflösen mußten. So hat er sich die letzten Jahre seiner Regierung verbittert durch ein im Wesentlichen selbstverschuldetes Zerwürfniß mit Rußland, auf dessen Allianz von 1764—1780 das System der preußischen Politik fest und sicher geruht hatte. Aehnlich vor dem siebenjährigen Kriege. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts stand König Friedrich im Bündniß mit Frankreich; es deckte ihn gegen die Feindschaft Oesterreichs und hatte im Jahre 1749 genügt, um den drohend erhobenen Arm Rußlands sinken zu machen. Allein im Jahre 1755 kam es zwischen England und Frankreich zu dem großen Kriege, der über den germanischen Charakter Nordamerikas entschieden hat, der „guerre des merluches", dem Stockfischkrieg, wie Friedrich ihn in spottendem Aerger genannt hat. Friedrich stand vor einer ernsten Entscheidung: er faßte den falschesten Entschluß, den er nach menschlichem Bedünken hat treffen können. In der Besorgniß, als Verbündeter Frankreichs in den Krieg verwickelt zu werden, gefährdet durch einen Angriff des mit England verbündeten Rußland, schloß König Friedrich am 16. Januar 1756 mit England den Neutralitäts-Vertrag von Westminster, durch den er Frankreich nicht zu verlieren fürchtete, wohl aber das von England, wie er meinte, ganz abhängige Rußland zu gewinnen und damit zugleich Oesterreich den zur Führung eines Krieges unerläßlichen Bundesgenossen zu entziehen hoffte. In jeder, schlechterdings jeder dieser Berechnungen hat sich König Friedrich getäuscht. Er verlor Frankreich, das am 1. Mai 1756 mit Oesterreich den Vertrag von Versailles einging; er gewann Rußland nicht, das sich von England trennte und sich fester als je zu einem gemeinsamen Angriff auf Preußen mit Oesterreich verbündete. Das Ziel der Politik des Grafen Kaunitz war damit fast erreicht, die große Coalition gegen Friedrich so gut wie geschlossen.

Man mag diese Politik, die durch ihre Ergebnisse sich richtet, ungeschickt schelten: kriegslustig war sie nicht. Lehmann zwar wendet ein, König Friedrich selbst habe damals wiederholt zum Kriege gereizt: die Türken durch Frankreich zu einem Angriff auf Rußland oder Oesterreich (1752, 1753), die Franzosen selbst zu einem Einfall in Hannover (1755). Alles das ist zweifellos, beweist aber doch nur, daß der König die in Europa durch die aggressive Politik Rußlands und Oesterreichs herrschende Spannung anderswo als auf seine Kosten zur Auslösung bringen wollte: nimmermehr folgt, ohne andere Beweise, daraus, daß er selbst sich in einen Krieg zu stürzen dachte. Jene Rathschläge waren nur Schachzüge in einem Kampfe, bei dem wahrlich nicht König Friedrich der Angreifer war. Lehmann spottet, daß Friedrich dabei immer behauptet habe, einen allgemeinen Krieg verhüten zu wollen; er meint, „man lösche ein Feuer doch nicht dadurch aus, daß man ihm neue Nahrung gebe"; richtiger wäre es vielleicht, wenn man bei jener Politik des Königs, um in der Nähe von Lehmann's Gleichniß zu bleiben, an den alten Bauernvers erinnern wollte: „Ich bitt' Dich, heiliger Florian, verschon' mein Haus, zünd' andere an." Friedrich's Politik vor dem siebenjährigen Kriege war keine in „ihrer Stärke ruhende Friedenspolitik", wie Sybel kürzlich Bismarck's Politik vor dem

Kriege von 1870 charakterisirt hat: sie war argwöhnisch und leichtgläubig, kurzsichtig und überstürzend, aber, ich wiederhole es, kriegslüstern war sie nicht.

Dagegen beweist auch nichts jene großartige Kriegsrüstung, die König Friedrich in der Friedenszeit nach dem zweiten schlesischen Kriege geschaffen hat, jenes Heer, das eine Vereinigung „von numerischer Stärke, Einheitlichkeit, Schlagfertigkeit und Beweglichkeit darstellte, zu der es durchaus kein Gegenstück in der Welt gab" (S. 4). In einem einleitenden Capitel, vielleicht dem besten des ganzen Buches, vorzüglich in knapper und überall treffender Darstellung, urkundlich zuverlässig, hat Lehmann die großartige militärische Leistungsfähigkeit des damaligen preußischen Staates geschildert; und als Gegenstück dazu die schwerfällige Schwäche des gleichzeitigen Oesterreichs unter Maria Theresia. Wir glauben ihm wohl, daß bei den Nachbaren Preußens damals eine „mit Achtung, Grauen und Erbitterung gemischte Empfindung" herrschte (S. 8). Aber müssen wir deshalb auch glauben, daß jene gewaltige Kriegsrüstung mehr zum Angriff, als zur Vertheidigung ins Leben gerufen war? Ich meine, die Erinnerung an unsere eigene Lage nach dem Kriege von 1870 gestattet uns nicht nur, sondern mahnt uns geradezu, die Rüstungen Friedrich's als Vertheidigungsmaßregeln aufzufassen — auch jene Rüstungen, aus denen schließlich der Krieg von 1756 hervorgegangen ist.

Es war um die Mitte des Juni 1756 in der Nähe Magdeburgs, wo der König militärische Uebungen leitete, als er Nachrichten über Vorgänge in Rußland und Oesterreich erhielt, welche ihn mit den ernstesten Besorgnissen erfüllten. Schon am 17. Juni zeigen einige seiner Aeußerungen, daß der Gedanke an den bevorstehenden Ausbruch eines Krieges, wenn auch vielleicht erst für 1757, damals mit Bestimmtheit vor seine Seele trat. „Wenn es zum Kriege kommen möchte und die Regimenter marschiren müssen", schreibt er an diesem Tage in einem noch ungedruckten Briefe seinen Generalen. Noch traf er keine militärischen Vorkehrungen; erst als er am 19. Juni, nach Potsdam zurückgekehrt, neue und drohendere Nachrichten namentlich von russischen Rüstungen vorfand, hat er Maßregeln ursprünglich rein defensiven Charakters angeordnet, die, unter wechselnden Eindrücken allmälig gesteigert und beschleunigt, schließlich zur Mobilmachung des ganzen preußischen Heeres für eine Offensive geführt haben. Diese Entwicklung weiter zu verfolgen, scheint unnöthig; aus den Rüstungen auf beiden Seiten ging der Krieg mit Nothwendigkeit hervor. Es ist einmal so, wie ein großer Diplomat des 19. Jahrhunderts, Pozzo di Borgo, zu Wellington geäußert hat: „Rien ne précipite plus la guerre que les précautions excessives pour se mettre en mesure de la soutenir, parce que ces précautions sont odieuses et provoquent des réciprocités du même genre qui mènent à des ruptures ouvertes."

Lehmann ist auf den Zusammenhang zwischen den beunruhigenden Nachrichten, die der König erhält, und den Vorkehrungen, die er darauf hin trifft — einen Zusammenhang, den Naudé und Koser gründlichst nachgewiesen haben — seinerseits nicht näher eingegangen. Man hat das getadelt, meines Erachtens mit Unrecht. Nachdem er einmal festgestellt zu haben glaubte, daß der König einen Angriff auf Oesterreich längst plante und nur auf einen passenden Vorwand dafür wartete, konnte Lehmann sich mit der Bemerkung begnügen, daß unzweifelhaft die russischen Rüstungen den preußischen vorangingen und die nächste Veranlassung der kriegerischen Verwicklungen des Jahres 1756 bildeten (S. 77). Ausführlich erörtert er dagegen die angeblichen Rüstungen Oesterreichs und weist in einer aus den Wiener Acten geschöpften Darstellung überzeugend nach, daß die dem Könige darüber zugegangenen Nachrichten falsche waren; daß vielmehr die österreichischen Rüstungen durch die preußischen ebenso hervorgerufen wurden, wie diese vorher durch die russischen. Es hat, wie ich dazu einschalten möchte, auch dem König nicht an richtigeren Nachrichten gefehlt. Der Generallieutenant Fouqué, der in der Nähe der Grenze stand, hat damals in seinen Schreiben an den König die Richtigkeit der auch ihm zugegangenen Gerüchte über österreichische Rüstungen bestritten, indem

er sie auf die gerade vollzogene, alle drei Jahre wiederkehrende Ablösung der böhmischen Regimenter zurückführte (21. und 29. Juni). Aber das war einmal der Unsegen der Lage, die König Friedrich selbst geschaffen hatte: wo zwei fremde Staatsmänner die Köpfe zusammensteckten, vermuthete er das Werden einer Coalition; wo er von Truppenmärschen hörte, argwöhnte er einen Angriff auf Preußen.

Man vergegenwärtige sich des Königs Lage. Er mußte fühlen, daß die überlegene Staatskunst eines großen Gegners ihn wie mit einem Netze enger und enger umzog, das ihn zu fesseln, zu ersticken drohte. Vergebens hatte er sich der gefährlichen Umschlingung durch diplomatische Windungen zu entziehen gesucht: was der Feder mißlungen, dachte er jetzt mit dem Schwerte zu erreichen. Er ahnte nicht die Größe der Gefahr, die er gerade hierdurch erst heraufbeschwor; er unterschätzte die Stärke der Gegner. Er mochte hoffen, Oesterreich im raschen Anlauf überwältigen, Rußland zurückwerfen und zum Frieden zwingen, die Coalition im Werden ersticken zu können. Wir wissen heute, daß Friedrich's Berechnung auch diesmal falsch war; es ist müßig und unfruchtbar, darüber zu streiten, ob es ohne die Rüstungen Friedrich's zum Kriege gekommen wäre, und man mag immerhin Lehmann zugeben, daß gerade erst der Angriff des Königs das lockere Vertragsverhältniß zwischen Oesterreich, Frankreich und Rußland zu einem festgeschlossenen Bunde gestaltet hat.

Zweifelhafter erscheint es aber, ob Lehmann Recht hat, wenn er versichert, bei alledem sei König Friedrich in diesen Tagen „durchaus guter Dinge" gewesen (S. 76). Ich kann das nicht finden, nicht bloß weil Eichel inmitten der Krisis in seinem schauderhaftesten Deutsch an Podewils schreibt: „Es ist aber nicht ohne, daß die jetzigen Aspecten überall die fürchterlichsten und epineusesten seind, worüber Ew. Excellenz Sich des Königs Majestät Beunruhigung gar leicht vorstellen werden" (14. Juli 1756). Auch schon in den Anfängen der Krisis, im Juni 1756, bei den ersten beunruhigenden Meldungen kann man sehen, wie aus den Briefen der „Politischen Correspondenz" das sorgenvolle Antlitz des Königs herausschaut. Wie dringend, fast ängstlich verlangt er auf allen Seiten nach raschen und zuverlässigen Nachrichten über die ihm unerklärlichen Vorgänge in der europäischen Diplomatie, besonders die Annäherung Frankreichs und Rußlands; den Vertreter Englands im Haag läßt er bitten, er möge doch durch die Frau des dortigen russischen Gesandten Ziel und Zweck der russischen Rüstungen zu erfahren suchen (22. Juni). Seinen Gesandten in Paris mahnt er in ernsten Worten: „Ich hoffe von Ihrer Treue, von Ihrem bewährten Eifer für meine Interessen, daß Sie alle Ihre Sorgfalt und alle Ihre Geschicklichkeit anwenden, um sich gute Nachrichten zu verschaffen" (19. Juni). Wie anders damals, als er im December 1740 auszog, um Schlesien zu erobern! Welch' frischer und fröhlicher Sinn lebt in den kecken Briefchen, die er damals, beim „Ueberschreiten des Rubicon" an den treuen Podewils richtete (Politische Correspondenz I, 147 und 148). Ich will damit nicht sagen, daß nicht auch 1756 den König ein hohes und stolzes Gefühl beseelte, als er dem drohenden Angriff durch den Einfall in Sachsen mit kühnem und freiem Entschlusse zuvorkam. Es mochte ihm wohl werden, als er die Feder mit dem Schwert vertauschte, den siegreichen Degen von Soor und Hohenfriedberg wieder in seiner Hand fühlte. Und wenn er dann den Krieg kommen sah, drohend und unabwendbar, wohl mochten da seinem feurigen Geiste nach glänzenden Siegen auch lockende Bilder von Eroberungen erscheinen: er hat, das ist sicher, die Erwerbung Westpreußens für möglich gehalten, an die von Sachsen vielleicht gedacht. Nimmermehr aber, und darauf allein kommt es an, waren es diese Wünsche und Möglichkeiten, die ihm das Schwert in die Hand drückten. Die Absichten des Königs auf Gebietserwerbungen, wie sie jetzt und während des Krieges hervortreten, waren Folge, nicht Ursache des ausbrechenden Krieges. Es bleibt vielmehr dabei: es waren die diplomatischen und militärischen Vorbereitungen der Gegner, es waren wirkliche oder

doch geglaubte Gefahren, die ihn zu Rüstungen veranlaßten und damit den Krieg hervorriefen.

Die „Legende" vom Ursprung des siebenjährigen Krieges steht demnach als lautere geschichtliche Wahrheit noch fest auf ihren Füßen: der Umsturzversuch Lehmann's ist mißlungen. Die Bedeutung seines Buches ist damit aber glücklicher Weise nicht erschöpft. Abgesehen davon, daß die Vorgeschichte des siebenjährigen Krieges in manchen Punkten richtig gestellt wird, ist dies Buch ein starkes und bemerkenswerthes Zeugniß für die zur Zeit in der preußischen Geschichtschreibung emporstrebende Richtung. Die alte patriotische Geschichtsüberlieferung, wie sie in Droysen und Duncker so glänzende Verfechter gefunden hatte, verschwindet mehr und mehr vor der scharfen und schneidenden Kritik, wie sie in jüngeren Forscherkreisen gepflegt wird. Max Lehmann ist ein sehr selbständiger, kraftvoller Vertreter dieser Bestrebungen, zugleich aber ein Gelehrter von stark ausgeprägter Subjectivität. Von seiner Scharnhorst-Biographie urtheilte jüngst ein anderer Repräsentant derselben Richtung (Delbrück in seinem Gneisenau), mit einiger Uebertreibung aber doch nicht unrichtig: „sie habe mit dem mächtigen Wehen der Wahrheit die Nebel vertrieben, welche die Höhen und Tiefen unserer Geschichte für immer in Schatten zu hüllen drohten." Ich bin gewiß, daß auch seine Forschungen zur Geschichte Friedrich's schöne und sichere Ergebnisse hervorbringen würden, wenn ihn nicht, man gestatte den Ausdruck, sein persönliches Verhältniß zu dem großen Könige daran hinderte. Es scheint mir: er mag ihn nicht leiden. Wie sagt aber doch Gabriel Monod in den schönen Aufsätzen, die L. Bamberger kürzlich hier besprochen hat: „En présence d'hommes supérieurs, la sympathie est la voie la plus sûre pour comprendre."

P. Bailleu.

Güßfeldt's Montblanc.

Der Montblanc. Studien im Hochgebirge, vornehmlich in der Montblanc-Gruppe. Von Paul Güßfeldt. Mit acht Illustrationen in Lichtdruck, einer Karte und drei Diagrammen. Berlin, Gebrüder Paetel. 1894.

Der muthige Reisende, welcher in unbekannte Länderstriche vordringt, oder schwer zugängliche Bergriesen auf gefahrvollen Pfaden erklimmt, erregt das Staunen der Menge. Der geistvolle Gelehrte, welcher im Stande ist, die Vorgänge in der Natur zu erforschen und zugleich fesselnd zu schildern, findet den Beifall einer kleineren Schar auserwählter Leser. Allseitige Bewunderung jedoch ruft Derjenige hervor, dem es gelingt, kühne Thaten durchzuführen und sie mit gewandter Feder zu beschreiben. Zu diesen wenigen auserlesenen Naturforschern muß der Verfasser des vorliegenden Buches gerechnet werden. Es faßt in einheitlicher Form die einzelnen Aufsätze zusammen, welche im Laufe der letzten fünf Jahre über den Montblanc an dieser Stelle veröffentlicht worden sind, fügt aber zu Bekanntem vieles Neue hinzu.

Paul Güßfeldt hat die höchsten Punkte der Alpenkette während einer Reihe von Jahren zum Ziel mühevoller, häufig gefahrenreicher Wanderungen gemacht, und seine meisterhaften Schilderungen jenes mitteleuropäischen Hochgebirges tragen daher nicht nur den Stempel des eigenen Nachdenkens, sondern auch des Selbsterlebten. Im ersten Abschnitt lernen wir die Penninischen Alpen und die Bernina-Gruppe kennen. Außer werthvollen topographischen Skizzen finden sich die Besteigungen des Gabelhorns, des Matterhorns und des Monte Scerscen eingehend

dargestellt. Der zweite Abschnitt ist einer Winterreise in der Montblanc-Gruppe und den Graischen Alpen gewidmet. Die Besteigung hoher Schneeberge im Winter gewährt nicht nur in landschaftlicher, sondern auch in wissenschaftlicher Hinsicht einen eigenen Reiz; denn die Kenntniß des Hochgebirges wird erst eine vollständige, wenn Sommer- und Winterphysiognomie desselben mit einander verglichen werden können. Daher muß man dem Verfasser dankbar sein, daß er den erhöhten Mühen und Gefahren sich unterzogen hat, wie sie mit der im Monat Januar ausgeführten Besteigung des Grandes Jorasses und des 4061 Meter hohen Gipfels vom Grand Paradis verbunden gewesen sind. Mit gespannter Theilnahme folgt man dem einsamen Wanderer und sieht ihn Schwierigkeit nach Schwierigkeit glücklich überwinden.

Auf dem Wege zum Grand Paradis liegt in einer Höhe von 2750 Metern das Refuge Vittorio Emmanuele, welches von dem italienischen Alpenclub zum Andenken an den ersten König von Italien im Jahre 1884 errichtet worden ist. In diesem Gebiete pflegte der ritterliche Fürst mit Vorliebe zu jagen, da die Gruppe des Grand Paradis die einzige im weiten Alpenterrain ist, wo Steinböcke noch vorkommen. Die Zufluchtshütte ist so geräumig und gut eingerichtet, daß der Verfasser in das dort ausliegende Fremdenbuch die treffende Bemerkung einschreiben durfte: „Für einen König ist dies eine Zufluchtsstätte, für gewöhnliche Sterbliche ein Palast."

Die hier geschilderte Ersteigung des Grand Paradis bietet noch ein besonderes und gänzlich neues Interesse, weil es eine Winterbesteigung in der Nacht war. Güßfeldt verließ das Refuge Vittorio Emmanuele mit erprobten Führern kurz vor Mitternacht und erklomm die letzten 1300 Meter bei sternklarem Himmel, ohne Ruh' noch Rast, durch bittere Kälte empordringend; nur die Strahlen des Vollmonds erleuchteten den beschwerlichen Pfad.

Im dritten und Hauptabschnitt schildert der Verfasser den Montblanc, den er von seinen verschiedenen Seiten her erstiegen hat, in mustergültiger Weise. Seine Beschreibung dürfte die beste und vollständigste unter allen sein, welche die alpine Literatur besitzt; sie ragt in ähnlicher Weise daraus hervor, wie jener höchste Berggipfel Europa's die anderen Gipfel der Alpen überblickt.

Nach einem lehrreichen historischen Rückblick, wobei die Verdienste des Genfer Gelehrten Saussure und die erste heldenmüthige Ersteigung des Montblanc durch den Chamoniarden J. Balmat im Jahre 1786 gewürdigt werden, wird die Umgrenzung und Gestalt der Montblanc-Gruppe und die Topographie des Montblanc-Massivs auf das Genaueste gezeichnet. Mit einem Capitel über die Katastrophen und Unglücksfälle bei Ersteigungen des Montblanc schließt der Verfasser die Einleitung des dritten Abschnitts, um nunmehr zu den eigenen Expeditionen überzugehen. Nicht um das Gelingen dessen, was er persönlich durchgeführt und geleistet hat, in ein höheres Licht zu setzen, sondern mit weiser Vorsicht und echt pädagogischer Einsicht hat Güßfeldt die vielfach unterschätzten Gefahren solcher Hochgebirgsreisen geschichtlich beleuchtet und kritisch hervorgehoben. Ihm lag daran, besonders jüngeren Alpinisten, denen ihre Freuden nicht auf dem „weichen Boden äußeren Glanzes, sondern auf dem harten Grunde von Fels und Eis erblühen", zu zeigen, wie trotz angespanntester Körper- und Geisteskräfte die Natur vernichten kann, wo sie häufig allerdings auch gnädig bleibt.

Güßfeldt hat den Montblanc im Ganzen in vier Expeditionen von 1886 bis 1893 auf sechs verschiedenen Wegen erklommen. Die erste Expedition ging von Chamonix aus, die drei übrigen von dem auf der italienischen Seite gelegenen Courmayeur. Von diesen sechs Montblanc-Wegen führte einer durch die Innenmulde zum Grand Plateau über die Bosses du Dromedaire, ein zweiter über die Aiguille und den Dôme du Gouter, der dritte über den Wandgletscher des Dôme im Miagegebiet, ein vierter über den Glacier und die Rochers du Montblanc, ein fünfter ebenfalls im Miagegebiet über den oberen Brenva-Gletscher, und der sechste über die Aiguille Blanche de Péteret. Von allen diesen Wegen war derjenige über

den Brenva-Gletscher sicherlich der gewagteste, weil er am längsten dauerte und nur mit äußerster Noth den Gipfel erreichen ließ, der über die Aiguille Blanche de Péteret vielleicht der interessanteste, weil er bisher noch niemals betreten worden war.

An alles Dies soll hier, wo die Aufsätze früher einzeln erschienen sind, nur erinnert werden; aber ihrer vollen künstlerischen Wirkung wird man doch erst im Zusammenhang dieses Buches inne, dessen Lectüre ebenso die Alpinisten wie alle Freunde der Natur entzücken wird. Den Eindruck des Textes erhöhen acht Illustrationen, die nach vorzüglichen, mit einer sinnreichen und einfachen Handcamera in der Höhe aufgenommenen Photographien kunstvoll reproducirt worden sind. Ferner veranschaulichen drei übersichtliche Diagramme der Zermatt-Berge, der Bernina- und Montblanc-Gruppe, sowie eine große Uebersichtskarte der Montblanc-Gruppe die topographischen Beschreibungen des Autors auf das Beste.

Seit einer Reihe von Jahren hat der Montblanc auch eine erhöhte wissenschaftliche Bedeutung erlangt. Nachdem Herr Vallot in 4380 Meter Höhe ein kleines Observatorium erbaut hatte, wurde vor etwa drei Jahren die kühne Idee des Astrophysikers Janssen verwirklicht, dicht unter dem Gipfel ein größeres Observatorium zum Studium atmosphärischer Vorgänge und celestischer Phänomene zu errichten. Eine genaue Untersuchung des Sonnenspectrums in jener Höhe ergab das wichtige Resultat, daß die in der Ebene deutlich sichtbaren, von Sauerstoffgasen herrührenden Absorptionsstreifen schon in 4400 Meter Höhe zum größten Theil verschwanden. Sie müssen daher durch Absorptionswirkungen der Erdatmosphäre und nicht, wie bisher angenommen, der Sonnenhülle zu Stande kommen. Mit besonderem Interesse folgt man den Bemerkungen, welche der Autor an diese Montblanc-Observatorien knüpft.

„Habent sua fata libelli." Doch um dieses Buch ist uns nicht bange; aus seinen Blättern weht reine und hehre Bergluft, die auch den Leser erfrischen und beleben wird. Mögen sich recht Viele der literarischen Führung Güßfeldt's durch die Schönheiten und Gefahren der Alpenwelt anvertrauen; sie werden sich mühelos eine Reihe genußvoller und lehrreicher Stunden verschaffen.

Adolf Marcuse.

δε. **Welche Förmlichkeiten müssen von den deutschen Urhebern und Verlegern beobachtet werden, um den Schutz gegen Nachdruck ꝛc. zu erlangen.** Von Dr. O. Dambach. Zweite veränderte und vermehrte Auflage. Leipzig 1895.

Bei der Geschäftsstelle des Börsenvereins der deutschen Buchhändler ist soeben in zweiter Auflage eine von dem langjährigen Vorsitzenden des königlich preußischen literarischen Sachverständigen-Vereins, Wirklichen Geheimen Oberpostrath Professor Dr. Dambach verfaßte Schrift erschienen, welche es sich zur Aufgabe gemacht hat, die Frage zu beantworten, welche Förmlichkeiten seitens der deutschen Urheber und Verleger beobachtet werden müssen, um nach der inneren deutschen Reichsgesetzgebung und nach den internationalen Verträgen den Schutz gegen Nachdruck, Nachbildung, Uebersetzung und unerlaubte Aufführung ihrer Werke zu erlangen. Der Verfasser hatte die bei der vorgedachten Frage in Betracht kommenden einzelnen Punkte auf Ersuchen des Börsenvereins der deutschen Buchhändler bereits im Jahre 1890 in einem Aufsatze, welcher im Adreßbuch für den deutschen Buchhandel, im Buchhändler-Börsenblatt und in einem Sonderabdruck erschienen ist, eingehend erörtert und hat jetzt auf Wunsch des Börsenvereins eine neue Auflage seiner Abhandlung erscheinen lassen, in welcher alle inzwischen eingetretenen Aenderungen, namentlich auch die Verhältnisse zu England und Amerika berücksichtigt worden sind. — Die tägliche Erfahrung lehrt leider deutlich genug, wie wenig Urheber und Verleger mit den für das Schutzrecht zu beobachtenden Förmlichkeiten vertraut sind. Wenn die Betheiligten aber sich bisher nicht mit Unrecht damit entschuldigen konnten, daß ihnen die Einsicht der diesbezüglichen gesetzlichen Vorschriften besonders erschwert gewesen sei, so ist dieser Grund jetzt durch die übersichtliche und eingehende Darstellung Dambach's vollkommen beseitigt. Der Verfasser gibt zunächst eine kurze Zusammenstellung der allgemeinen gesetzlichen und vertragsmäßigen Grundlagen des Urheberrechtsschutzes, um dann im Einzelnen den Schutz gegen unerlaubten Abdruck von Manuscripten, den Schutz gegen Nachdruck oder Nachbildung selbständig erschienener Werke der Literatur oder Kunst, den Schutz von Zeitungsartikeln, den Schutz gegen unbefugte Uebersetzungen und den Schutz gegen unerlaubte öffentliche Aufführung zu behandeln. In jeder Gruppe wird der Schutz nach der deutschen Reichsgesetzgebung und der Schutz nach den internationalen Verträgen besonders erörtert. Zwei weitere Abschnitte behandeln die Urheberrechtsverhältnisse zwischen Deutschland und Oesterreich beziehentlich den Vereinigten Staaten von Amerika, und am Schlusse seiner Abhandlung hat der Verfasser die Ergebnisse seiner Erörterungen nochmals in knappen, übersichtlichen Sätzen zusammengestellt. — Aus voller Ueberzeugung können wir die treffliche und ersprießliche Arbeit des bewährten Kenners des deutschen und internationalen Urheberrechts allen deutschen Urhebern und Verlegern in ihrem eigensten Interesse auf das Wärmste empfehlen.

λγ. **Das deutsche Kunstgewerbe zur Zeit der Weltausstellung in Chicago 1893.** Herausgegeben von Leop. Gmelin. München, M. Schorß.

Ein sehr stattlicher Quartband, mit 56 Tafeln und 70 Textillustrationen, erstrebt nach Versicherung der Redaction, dem Erfolge der deutschen Abtheilung auf der Ausstellung in Chicago durch eine geeignete Publication eine möglichst nachhaltige Wirkung zu sichern. Sie beschränkt sich nicht auf die in Chicago ausgestellten Arbeiten, sondern nimmt auch andere bedeutsame Leistungen der letzten Jahre auf. Hiermit kann man durchaus einverstanden sein, dagegen wäre es in der Ordnung gewesen, daß unter dem Titel des deutschen Kunstgewerbes nicht lediglich das Münchener Kunstgewerbe marschirte. Was vorliegt, ist mit wenigen Ausnahmen aus dem bayrischen Kunstgewerbeverein hervorgegangen und zumeist schon in seiner Zeitschrift publicirt. Als eine Zusammenstellung der letzten Stücke dieses Vereins in Buchform könnte man das Werk dankbar begrüßen; alle weitergehenden Ansprüche, die der Titel erhebt, sind abzulehnen, vor Allem der Zusammenhang mit Chicago. Dort war ohne allen Zweifel der eigentliche Triumph der deutschen Abtheilung, ja des ganzen Industriepalastes die Ausstellung der Königl. Preuß. Porcellan-Manufactur. Von diesen Schätzen bringt das vorliegende Werk nichts als eine kleine Vase, von der Meißner Manufactur gar nichts, ebenso wenig von den Ehrengeschenken der Berliner und der Karlsruher Gruppe. Dadurch, daß das Werk, zweisprachig behandelt, sich mit dem englischen Text an das Ausland wendet, welches sich an den Haupttitel German artistical handicraft hält, wird die Verschiebung des wirklichen Bildes noch größer. Die Ausstattung des Buches einschließlich des Einbandes ist sehr gefällig.

εσ. **Die Anfänge der Kunst.** Von Ernst Große, Dr. phil. Mit 32 Abbildungen im Text und 3 Tafeln. Freiburg i. B. und Leipzig, Mohr-Siebert. 1894.

Die Aesthetik „von oben", wie Fechner sie nannte, ist lange in Mißcredit gerathen, die Aesthetik „von unten", die ohne luftige Speculation auf Beobachtungen fußt und inductiv vorgeht, regt sich immer mächtiger. Der Verfasser ist ein entschiedener Empiriker und ein Mann von Gedanken. In der Völkerkunde wird ein ungeheures Material angehäuft, das den Betrachtenden oft mehr verwirrt als unterrichtet, zumal wenn sein Gewährsmann alle Zeiten und Völker in endlosen wirren Satzgespinsten durch einander laufen läßt. Große gibt uns kein solches verfitztes Knäuel. Er hält sich energisch an die tiefsten Culturstufen der Südseewilden und der Eskimos, um nach scharfen methodologischen Auseinandersetzungen die Kosmetik, die Ornamentik, die Bildnerei, den Tanz, die Poesie und die Musik auf ihre Ursprünge und primitive Fortbildung zurückzuführen, hie und da wohl durch ein Material aus zweiter Hand beengt oder vorschnell generalisirend, in den Hauptpunkten für jeden überzeugend, der nicht umsonst im Zeitalter Darwin's lebt. Spencer's Ansicht von undifferenzirter Urpoesie wird doch

gar zu leichter Hand bei Seite geschoben und hat mindestens einen richtigen Kern. Zu manchen Blättern des auch schriftstellerisch ausgezeichneten Textes und den Abbildungen liefert v. d. Steinen's frisches Reisewerk über Central-Brasilien sehr erwünschte Belege und unabhängige Urtheile, zugleich aber Ergänzungen, wie zu dem Excurs über das Schamgefühl, d. h. seinen Mangel.

ρ. **Neumann's Orts-Lexikon des Deutschen Reichs.** Ein geographisch-statistisches Nachschlagebuch für deutsche Landeskunde. Dritte, neu bearbeitete und vermehrte Auflage von Wilhelm Keil. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut. 1894.

Daß ein Werk, wie dieses, in der verhältnißmäßig kurzen Zeit von elf Jahren drei Auflagen erlebt hat, ist wohl der beste Beweis für seinen Werth und seine praktische Brauchbarkeit. Schon in der früheren Gestalt hat es uns niemals im Stiche gelassen, wo sich's um gedrängte Information, sei's über die geographischen und wirthschaftlichen, Verfassungs- und Wehrverhältnisse des Deutschen Reichs im Allgemeinen, sei's im Besonderen über das unendlich mannigfaltige Culturleben in seinen Städten und Städtchen, bis hinunter zum kleinsten Dorf und Weiler gehandelt. In jeder dieser Beziehungen weist nun diese neue Auflage bedeutende Veränderungen auf; mit äußerster Sorgfalt sind alle statistischen Angaben auf den neuesten Stand gebracht und den Bevölkerungsziffern die neueste Zählung (von 1890) zu Grunde gelegt worden. Mit dem Wachsthum der Städte sind auch die Stadtpläne gewachsen, nicht nur in ihrer Ausgestaltung, sondern auch numerisch — von 28 auf 32 — und durch Hinzunahme selbst der Güter, Vorwerke, Höfe u. s. w. die Zahl der bewohnten Stätten von 45 000 auf 70 000 vermehrt. Nehmen wir zu diesen inneren Verbesserungen hinzu, daß durch ein größeres Format der früher ein wenig dickleibige Band jetzt ungemein handlich geworden ist, so glauben wir Neumann's Orts-Lexikon als ein Nachschlagebuch bezeichnen zu dürfen, das auf seinem Gebiet unübertroffen dasteht.

ρ. **Meyer's Konversations-Lexikon.** Fünfte Auflage. Fünfter bis siebenter Band. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1894.

Das eben verflossene Jahr hat uns drei weitere Bände dieses in immer gleicher Vortrefflichkeit fortschreitenden Werkes gebracht, das zu den größten encyklopädischen Leistungen der deutschen Literatur gehört und mit den berühmtesten Encyklopädien des Auslandes sich messen kann. Ausnahmslose Vollständigkeit und unbedingte Zuverlässigkeit bilden die Grundzüge dieses Lexikons, das sicher keinen Rathsuchenden im Stiche läßt und mit seinem Reichthum an Illustrationen im Text, Bildertafeln, Karten und Plänen der belehrenden Darstellung zugleich den Reiz höchster Anschaulichkeit verleiht. Jeder, der die früheren Auflagen kennt, wird der vorliegenden nachrühmen dürfen, daß sie sich völlig auf der Höhe der Zeit befindet, nicht nur in den mannigfach neu hinzugekommenen Artikeln, sondern ebenso sehr in denen, die bis auf das jüngste Datum und unter den weitesten Gesichtspunkten vervollständigt worden sind: wir nennen beispielsweise nur solche wie: englische und französische Literatur, Eisen und Eisenbahn, Elektricität und Elektrotechnik, Fernsprecher, Genossenschaften und Gewerkvereine; die Resultate moderner Forschung finden sich in Artikeln wie: Gesundheitspflege, Gehör, Geruch, Gesicht, und ein Muster guter Arbeit ist der über Goethe. Kurz, auch in dieser neuen Auflage bewährt sich Meyer's Conversations-Lexikon auf allen Gebieten des Wissens, das unserer heutigen Cultur zu Grunde liegt, und von dessen Umfang man sich erst in einer solchen Codification den rechten Begriff macht.

β. **Logik.** Eine Untersuchung der Principien der Erkenntniß und der Methoden wissenschaftlicher Forschung von Wilhelm Wundt. 2 Bde. Zweite umgearbeitete Auflage. Stuttgart, Ferdinand Enke. 1893/94.

Ein groß angelegtes, viel umfassendes, die sorgfältigste Durchführung im Einzelnen zeigendes Werk. Es enthält, was nach des Verfassers Meinung eine wissenschaftliche Logik enthalten muß; neben der bloßen Darstellung der Formen des Denkens, die die rein formale Logik als ihre einzige Aufgabe betrachtet, eine psychologische Entwicklungsgeschichte desselben, eine Untersuchung der Grundlagen und Bedingungen der Erkenntniß und eine Analyse und Darstellung der logischen Methoden, deren sich die Wissenschaft zur Erforschung der Wahrheit bedient. Dem entsprechend behandelt der erste Band die formale Logik und die Probleme der Erkenntnißlehre, während der zweite der Methodenlehre gewidmet ist. Von dieser liegt die erste Abtheilung vor: sie umfaßt neben der allgemeinen Methodenlehre die Logik der Mathematik und der Naturwissenschaften, der Physik, der Chemie und Biologie. Der zweiten Abtheilung ist die Logik der Geisteswissenschaften vorbehalten. Schon diese kurze Inhaltsangabe gibt einen Begriff von der Reichhaltigkeit und dem umfassenden Plane des Werkes. Wenige unter den jetzt lebenden Forschern dürften der Durchführung einer solchen Aufgabe gewachsen sein. Der Verfasser ist es in seltenem Maße durch seine ungewöhnlich umfassenden Studien auf den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft. Dabei verleugnet sich natürlich in der ganzen Anlage des Werkes, wie vielfach auch in den einzelnen Partien desselben (so besonders in den psychologischen Voruntersuchungen des ersten Theiles und bei der Darstellung und Beurtheilung der erkenntnißtheoretischen Probleme) der hervorragende Psychologe und Physiologe nicht. Das specielle Berufsgebiet des Verfassers gibt seiner Schöpfung ihr besonderes Gepräge. Seiner „Logik" ist ein hervorragender Platz in der wissenschaftlichen Literatur gesichert.

β. **Fr. Nietzsche's Weltanschauung und ihre Gefahren.** Von Dr. Ludwig Stein, ord. Professor der Philosophie an der Universität Bern. Berlin, Georg Reimer. 1893.

Den Lesern der „Rundschau" ist diese Schrift aus ihrer ersten Veröffentlichung in diesen Blättern bereits bekannt, und in ihrer Buchausgabe soll sie hier nur in Erinnerung gebracht werden als ein „Warnungsruf" und „literarisches Sturmläuten", das auf die empfindliche philosophische Gefahr, die uns von Nietzsche droht, hinweisen will. Auf Einzelheiten einzugehen, ist hier nicht nöthig; wiederholt wäre nur zu wünschen, daß das Büchlein jedem Gebildeten in die Hand gegeben werde, der in Gefahr schwebt, sich durch die Geist sprühenden Aphorismen Nietzsche's blenden und durch den Zauber der Form, die er meisterhaft beherrscht, berücken zu lassen. Unerbittlich geht Stein mit diesem neuesten „Anticultur-Evangelium", dieser „philosophisch unzulänglichen", „sociologisch-naiven" Modephilosophie ins Gericht; und da er klar schreibt und bei aller Schärfe der Polemik im Ton ruhig und bei der Sache bleibt, so sind wir überzeugt, daß sein Schriftchen, wie es bei seinem ersten Erscheinen in der „Rundschau" schon Aufmerksamkeit erregt hat, auch fernerhin nur Gutes stiften wird.

βλ. **Geschichte der neueren deutschen Psychologie.** Von Max Dessoir. Bd. I., von Leibniz bis Kant. Berlin, C. Duncker. 1894.

Das Buch von Dessoir verdient die sorgfältigste Prüfung und Beachtung. Die erste Anregung dazu gab die Königl. Preußische Akademie der Wissenschaften mit der Aufgabe, die Entwicklung der deutschen Psychologie in dem Zeitraum von Wolff's Tode bis zum Erscheinen der Kantischen Vernunftkritik so darzustellen, daß die Beziehungen zur zeitgenössischen Aesthetik besonders hervortreten. Am Leibnizitage 1890 erhielt der Verfasser den ausgesetzten Preis. An diese Arbeit knüpft er das vorliegende Werk, das in drei Bänden bis auf die Gegenwart führen soll. Seine Methode zeichnet er in den Worten: „Wie eine Zeit über psychologische Dinge denkt, das muß man untersuchen, indem man den culturhistorischen Hintergrund aufrollt, die Beziehung zur Lebensauffassung nachweist und die Summe geistiger Arbeit von dem angenommenen Standort aus beleuchtet. Es kommt doch lediglich darauf an, allgemeine Sätze über seelische Phänomen eines bestimmten Volkes, einer bestimmten Epoche zu gewinnen. . . . Besser als an Eichbäumen sieht man an Strohhalmen, woher der Wind weht. Wer die Psychologie des XVIII. Jahrhunderts an Leibniz und Kant schildern zu können glaubt, befindet sich im selben Irrthum wie der politische Geschichtschreiber alten Schlages, der die Schicksale von Königen und Königsgenossen anstatt die des Lebens der Nation erzählt." Das einen Zeitraum von 150 Jahren umfassende, groß angelegte Werk bleibt einer späteren eingehenden Besprechung vorbehalten. Es soll vorläufig nur auf die Bedeutung desselben und seinen reichen, keineswegs auf die deutschen Bannerträger und Mitarbeiter an den psychologischen Problemen sich beschränkenden Inhalt hingewiesen werden.

βλ. **Myrrha. Vierge et Martyre.** Par Jules Lemaitre. Paris, Lecène etc. 1894.

Wie Paul Bourget in den „Pastels", wie Anatole France im „Etui de Nacre", hat Jules Lemaître im vorliegenden Bande ein paar Dutzend Erzählungen an einander gereiht, von welchen die literarisch bedeutendste der Sammlung den Namen gibt. Den verschiedensten Zeiten und Culturen, von der Odyssee bis zur Gegenwart, entnommen, liegt der Reiz dieser kunstvoll ausgearbeiteten Skizzen in der zarten, durchsichtigen Farbe des stilistischen Colorits, in der geschickten Anwendung eines Moment-Effectes oder einer ironischen Pointirung, durch welche der Verfasser über die Dürftigkeit des Inhalts der meisten dieser Skizzen hinwegzutäuschen versteht. Wie sein oben genannter College verdankt er der christlichen Heiligenlegende die besten seiner Eingebungen. Myrrha ist die Geschichte einer verwaisten jungen Römerin, Tochter eines Freigelassenen des Nero. Der greise Papst Callixtus hat sie dem Glauben gewonnen. Die Jungfrau verfolgt der Gedanke an den Kaiser, den sie nie gesehen, dem sie die Freiheit ihres Vaters schuldet, von dessen Greueln Callixtus ihr erzählt. Sie erblickt in den palatinischen Gärten den unseligen Beherrscher der Welt, der in Klagen darüber ausbricht, daß er den Genuß erschöpft hat, ohne das Glück zu erreichen, und Rom in Asche zu legen schwört. Es erfaßt sie der glühende Wunsch, seine Seele zu retten. Inmitten des Brandes, der die Stadt verzehrt, sieht sie ihn noch einmal wieder, die Leier in der Hand. Die Christen begrüßen das Gottesgericht, das die Tempel der heidnischen Götter verzehrt, und weigern sich, Schutz in des Kaisers Gärten und Palästen zu suchen, wo er die Römer aufnimmt. Da erscheinen seine Häscher und nehmen Callixtus und dessen Gemeinde gefangen, mit ihnen die junge Myrrha, die den Augenblick willkommen heißt, für den größten der Sünder zu sterben. Im Amphitheater harrt Rom seines Festes. Schon umkreisen die Löwen ihre Opfer, da fällt des Kaisers Blick auf das junge Mädchen, das, unverwandt ihn anschauend, den Tod erwartet. Er aber mißversteht und glaubt, sie werde um Gnade bitten. Als sie schweigt, leuchtet, beim Anblick ihrer Schönheit, ein teuflisches Licht der Begierde im trüben Auge des Cäsaren auf. Er winkt, aber auch Callixtus hat verstanden. Mit schneller Gebärde faßt der Greis das Mädchen und wirft sie den Löwen entgegen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 19. Januar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Adler. — Die Versicherung der Arbeiter gegen Arbeitslosigkeit im Kanton Basel-Stadt. Gutachten, erstattet dem Departement des Innern des Kantons Basel-Stadt von Dr. Georg Adler. Basel, Dr. H. Müller. 1895.

Andersen. — Une mère. Conte de Hans Christian Andersen en vingt-deux langues. Edité par P. Em. Hansen. S. Petersburg, Imprimerie et Lithographie S. M. Nicolaieff. 1894.

Aschrott. — Die Reform des Strafverfahrens und und der zur Zeit vorliegende Gesetzesentwurf. Von Dr. P. F. Aschrott. Berlin, Otto Liebmann. 1895.

Bettelheim. — Deutsche und Franzosen. Biographische Gänge, Aufsätze und Vorträge von Anton Bettelheim. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben's Verlag. 1895.

Blum. — Fürst Bismarck und seine Zeit. Eine Biographie für das deutsche Volk von Dr. Hans Blum. Dritter Band. 1863—1867. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck. 1895.

Bouvier. — M. P. L. Bouvier's Handbuch der Oelmalerei für Künstler und Kunstfreunde. Siebente Auflage. Nach der sechsten Auflage gänzlich neu bearbeitet von Ad. Ehrhardt. Nebst einem Anhang über Konservierung, Regeneration und Restauration alter Gemälde. Braunschweig, C. A. Schwetschke & Sohn. 1895.

Briefe eines Vaters an seinen Sohn nach dessen Abgang auf die Universität. Von ***. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt von S. Schottlaender. 1895.

Buchheim. — German Classics edited by C. A. Buchheim. Volume XII. Goethe's Dichtung und Wahrheit. (The first four books.) Oxford, At the Clarendon Press. 1894.

Busse. — Philosophie und Erkenntnistheorie. Von Dr. Ludwig Busse. Erste Abtheilung. Leipzig, S. Hirzel. 1894.

Christomannos. — Sulden — Trafoi. Schilderungen aus dem Ortlergebiete von Th. Christomannos. Mit Illustrationen. Innsbruck, A. Edlinger's Verlag. 1895.

Couvreur. — Lieder eines Einsamen von Heinrich Couvreur. Braunschweig, Nauert und Rocco Nachf. (D. Janssen). 1894.

Crawford. — The Ralstons by F. Marion Crawford. 2 Vols. London, Macmilian and Co. 1895.

Eichenberg. — Vom Baume des Lebens. Charakteristiken und Erfahrungen. Von Marie Eichenberg. Berlin, Verlag des Bibliographischen Bureaus. 1895.

Feldmann. — Die schöne Jüdin. Von Wilhelm Feldmann. Nach dem Polnischen von Sylvester Wiznerowicz. Amsterdam, Aug. Dickmann.

Frey. — Totentanz von Adolf Frey. Aarau, Druck und Verlag von H. R. Sauerländer & Co. 1895.

Frieder. — Mit dem Feuer gespielt! Novelle von Marianne Frieder. Berlin, Karl Georg Wiegandt. 1895.

Frobenius. — Die Geheimbünde Afrikas. Von Leo V. Frobenius. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter). 1894.

Gerhard. — Im Banne der Musik. Erzählungen für die musikalische Jugend von C. Gerhard. Erstes Bändchen. Münster i. W., Adolf Russel's Verlag.

Germania triumphans. Rückblick auf die weltgeschichtlichen Ereignisse der Jahre 1900—1915. Von einem Großdeutschen. Berlin, Druck und Verlag von A. W. Hagen's Erben. 1895.

Goetz. — Mithradates Eupator König von Pontos von Théodore Reinach. Mit Berichtigungen und Nachträgen des Verfassers ins Deutsche übertragen von A. Goetz. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1895.

Greif. — Hans Sachs. Vaterländisches Schauspiel in fünf Aufzügen von Martin Greif. Leipzig, C. F. Amelang. 1894.

Greinz. — Christus und die Armen. Eine geharnischte Streitschrift von Rudolf Heinrich Greinz. Dritte Auflage. Neuwied und Leipzig, August Schupp. 1895.

Grimm. — Fünfzig Kinder- und Hausmärchen. Gesammelt durch die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm. Zweite Auflage. Leipzig, Otto Spamer. 1895.

Hardung. — Die Wiedertäufer in Münster. Ein Trauerspiel von Victor Hardung. Glarus, Vogel's Verlagsbuchhandlung. 1895.

Hildeck. — Mittagssonne. Roman von Leo Hildeck. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1895.

Holitscher. — Splitter und Balken. Dichtungen von Philipp Holitscher. Stuttgart, Süddeutsches Verlags-Institut. 1895.

Jacob. — Unter ägyptischem Himmel. Ein Reiseroman von Richard Jacob. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt von S. Schottlaender. 1895.

Könnecke. — Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Nach den Quellen bearbeitet von Dr. Gustav Könnecke. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Erste und zweite Halblieferung. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. 1895.

Koopmann. — Raffael-Studien mit besonderer Berücksichtigung der Handzeichnungen des Meisters. Von Dr. W. Koopmann. Sonderabdruck aus der zweiten Ausgabe. Handzeichnungen aus Raffael's römischer Zeit. Mit 4 Abbildungen. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. 1895.

Marholm. — Wir Frauen und unsere Dichter. Von Laura Marholm. Wien und Leipzig, Verlag der Wiener Mode. 1895.

Melzer. — Der Beweis für das Dasein Gottes und seine Persönlichkeit mit Rücksicht auf die herkömmlichen Gottesbeweise. Von Dr. Ernst Melzer. Neisse, Verlag der Joseph Graveur'schen Buchhandlung. 1895.

Misch. — Misch — Masch. Allerlei Geschichten von Robert und Mary Misch. Berlin, Verlag des Bibliographischen Bureaus. 1895.

Mylius. — Bienemann's Erben oder Das geraubte Testament. Roman von Otfried Mylius. Mit Original-Illustrationen. Lieferung 1 u. 2. Weimar, Verlag der Schriftenvertriebsanstalt.

Neubürger. — Rußland unter Kaiser Alexander III., sowie Politik und Aufgaben Nikolaus II. Von Ferdinand Neubürger. Berlin, Druck und Verlag von M. Driesner.

Paul. — Ein gefallener Prophet. Von Adolf Paul. Paris und Leipzig, Albert Langen. 1895.

Pavlovsky. — Aus der Welthauptstadt Paris. Von J. Pavlovsky. Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen. Paris und Leipzig, Albert Langen. 1895.

Polko. — Bedeutende Menschen. Porträtskizzen, Lebenserinnerungen und Novellen von Elise Polko. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt von S. Schottländer. 1895.

Powell. — Gott im Menschen. Vorlesungen über die Entwicklungslehre von E. P. Powell. Autorisirte deutsche Ausgabe. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1894.

Pudor. — Französische Reiseskizzen (einschließlich Riviera und Kanalinseln). Von Heinrich Pudor. Nebst 5 Bildern und einer Karte. Heinrich Pudor. Leipzig, Carl Fr. Fleischer. 1895.

Redlich. — Göttinger Musenalmanach auf 1770. Herausgegeben von Carl Redlich. Stuttgart, G. J. Goschen. 1894.

Reich, Das Deutsche in acht Karten. Mit Namenverzeichnis und statistischem Text. Berlin, Geographische Verlagshandlung, Dietrich Reimer. 1895.

Rein. — Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik. Herausgegeben von W. Rein. Erster Band, vierte Lieferung. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne. 1894.

Scham. — Ehrlose Scham! Moderner Sittenroman. Berlin, Verlag des Bibliographischen Bureaus. 1895.

Scherl. — Das Ministerium Eulenburg und das Scherl'sche Sparsystem. Von August Scherl. Berlin, Druck und Verlag von August Scherl. 1894.

Schimmelpfeng. — Kaufmännische Erkundigung. Vortrag von W. Schimmelpfeng. Im Selbstverlag der Auskunftei W. Schimmelpfeng. 1895.

Schnitzler. — Sterben. Novelle von Arthur Schnitzler. Berlin, S. Fischer's Verlag. 1895.

Schulte vom Brühl. — Künstler, Kritik und Publikum. Eine zeitgemäße Betrachtung von Schulte vom Brühl. Neuwied und Leipzig, August Schupp. 1895.

Schultz. — Allgemeine Kunstgeschichte von Professor Dr. Alwin Schultz. In etwa 30 Lieferungen mit einem Inhalt von etwa 1600 Seiten reich illustrirtem Text und vielen Kunstbeilagen, Tafeln und Farbendrucken. Lfg. 1. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1894.

Schultz. — Wohlklang. Zur Musikreform im Sinne verfeinerter Stimmung, insbesondere der Tasteninstrumente. Von Carl Schultz. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1894.

Schultz-Geffcken. — Altgriechische Lyrik in deutschem Reim von Julius Schultz und Johannes Geffcken. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1895.

Schwarz. — Sintfluth und Völkerwanderungen. Von Franz von Schwarz. Mit 11 Abbildungen. Stuttgart, Ferdinand Enke. 1894.

Schwarzkopf. — Schlimme Geschichten. Freilichtbilder aus der Bühnenwelt von Gustav Schwarzkopf. Dresden, Heinrich Minden. 1895.

Schweitzer. — Streifzüge durch Rußland und über die persische Grenze. Von Georg Schweitzer. Berlin. Verlag von Karl Siegismund. 1895.

Seidel, Heinrich. — Gesammelte Schriften von Heinrich Seidel. XIII. Band. Von Perlin nach Berlin. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1895.

Seiler. — Die Heimath der Indogermanen. Von Friedrich Seiler. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. (vormals J. F. Richter). 1894.

Sievers. — Europa. Eine allgemeine Landeskunde. Von Dr. A. Philippson und Prof. Dr. L. Neumann. Herausgegeben von Prof. Dr. Wilhelm Sievers. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1894.

Silberstein. — Die vom Dorf'. Ernste und heitere Geschichten von August Silberstein. Berlin, Verlag des Bibliographischen Bureaus. 1895.

Silberstein. — Im Strome der Zeit. Ausgewählte Blätter von Dr. Adolf Silberstein. 4 Bände. Budapest, Isidor Wiener. 1894.

Spamer's illustrirte Weltgeschichte. Dritter Theil. In dritter Auflage bearbeitet von Prof. Dr. Otto Kaemmel. Leipzig, Otto Spamer. 1894.

Specht. — Das Gastmahl des Plato. Komödie in einem Aufzug von Richard Specht. Mit einem Titelbild von Theo Zasche. Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson's Verlag. 1895.

Spies. — Hermine Spies. Ein Gedenkbuch für ihre Freunde von ihrer Schwester. Mit einem Vorwort von Heinrich Bulthaupt. Stuttgart, G. J. Göschensche Verlagshandlung. 1894.

Spielhagen, Friedrich. — Stumme des Himmels. Zwei Bände. Leipzig, L. Staackmann.

Sprachführer, Portugiesischer. Conversations-Wörterbuch mit Berücksichtigung des Brasilischen. Von Professor C. G. Nordgien und Dr. C. Michaëlis de Vasconcellos. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Stalker. — Das Leben Jesu. Von D. James Stalker. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen. Freiburg i. B. und Leipzig, Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr. (Paul Siebeck.) 1895.

Steffen. — Aus dem modernen England. Eine Auswahl Bilder und Eindrücke von Gustav F. Steffen. Vom Verfasser vermehrte und umgearbeitete deutsche Ausgabe mit 134 Textillustrationen und 11 Tafeln. Aus dem Schwedischen von Dr. Oskar Reyher. Leipzig, Peter Hobbing. 1895.

Steinchen. — Raphaels seit 1508 verschollene, in St. Petersburg aufgefundene Madonna di Siena. Mit 33 Abbildungen von Fr. Steinchen. Leipzig, K. F. Koehler. 1894.

Steinhauser. — Der Uebermensch. Lachen! Zwei Wiener Geschichten und ein Zwischenstück: Die Eine von den Neunen. Von Robert Steinhauser. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1895.

Strafgesetze, Die preußischen. Erläutert von A. Groschuff, Senatspräsident beim Kammergericht, G. Eichhorn, Kammergerichtsrath und Dr. H. Delius, Amtsrichter in Hamm. Dritte (Schluß-) Lieferung. Berlin, Otto Liebmann. 1894.

Sudermann, Hermann. — Es war. Roman. Siebente Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1894.

Tamborini. — Poetisches Skizzenbuch. Sammlung I. Von Fr. Ferd. Tamborini. Leipzig, Carl Güttich. 1894.

Telmann. — Weibliche Waffen. Roman von Conrad Telmann. Vierte Auflage. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1894.

Theden. — Im Banne der Leidenschaft. Novellen von Dietrich Theden. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

The foreign commerce and navigation of the United States for the year ending June 30, 1893. Prepared by the Chief of the Bureau of Statistics. Washington, Government Printing Office. 1894.

Theiß. — Saitenklänge. Dichtungen von Anna Theiß. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1894.

Thiel. — Naturische Briefe gegen die moderne Dichtung an einen Naturischen von Peter Johannes Thiel. Berlin, Verlag des Bibliographischen Bureaus. 1895.

Thomas. — The Maya Year. By Cyrus Thomas. Washington, Government Printing Office. 1894.

Treutler. — Unter dem Zeichen des Krieges. Roman von C. Treutler. Berlin, Verlag des Bibliographischen Bureaus. 1895.

Trowitzsch's Damen-Kalender auf 1895. 48. Jahrgang. Berlin, Druck und Verlag von Trowitzsch und Sohn.

Trowitzsch's Volks-Kalender 1895. 68. Jahrgang. Berlin, Trowitzsch und Sohn.

Turner. — Die Kraft und Materie im Raume. Grundlage einer neuen Schöpfungstheorie von A. Turner. Vierte erweiterte und vermehrte Auflage. Mit 30 Tafeln. Leipzig, Theodor Thomas. 1894.

Uhland's Gedichte und Dramen. Band II. Illustrirt von O. Herrfurth und Carl Storch. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Ullrich. — Kritische Aufsätze über Kunst, Literatur und Theater. Von Titus Ullrich. Mit dem Bildnisse von Titus Ullrich. Berlin, R. Gaertners Verlagshandlung. Hermann Heyfelder.

Ullrich. — Reise-Studien aus Italien, England und Schottland von Titus Ullrich. Zweite Auflage. Berlin. Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1893.

Unsere Cadettencorps. — Von ***. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Vely. — Medusa. Roman von E. Vely. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt von S. Schottlaender. 1895.

Villámossy. — Verführt. Verlassen. Verloren. Moderne Novelle. Berlin, Verlag des Bibliographischen Bureaus 1894.

Viola. — Blasirt. Roman von Max Viola. Berlin, Verlag des Bibliographischen Bureaus. 1895.

Voigt. — Goethe's Briefe. Mit Einleitungen und erklärenden Anmerkungen herausgegeben von Adolf Voigt. Erster Band. Liefg. 1. Leipzig, Karl Fr. Pfau.

Volkelt. — Aesthetische Zeitfragen. Vorträge von Johannes Volkelt, Professor der Philosophie an der Universität Leipzig. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). 1895.

Vörösmarty. — Michael Vörösmarty's ausgewählte Gedichte. Deutsch von Paul Hoffmann. Mit zwei Bildnissen des Dichters. Wien, Pest und Leipzig, A. Hartleben's Verlag. 1895.

Vorträge, Drei aus dem Gebiete der Hygiene. Von Prof. Dr. Max Rubner, Prof. Dr. Carl Fraenkel und Prof. Dr. Dittmar Finkler. Leipzig, F. C. Vogel. 1895.

Wagner. — Fünfzehn Briefe von Richard Wagner. Nebst Erinnerungen und Erläuterungen von Eliza Wille, geb. Sloman. Berlin, Gebrüder Paetel. 1894.

Wahle. — Geschichtlicher Ueberblick über die Entwicklung der Philosophie bis zu ihrer letzten Phase. Ein Leitfaden für allgemein Gebildete und Studirende der Hoch- und Mittelschulen von Dr. Richard Wahle. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1895.

Wangenheim. — Die norwegischen Schneeschuhe (Ski) das nützlichste Geräth zur Ueberwindung der dem Verkehr durch Schnee bereiteten Hindernisse. Von Wilhelm Freiherrn von Wangenheim. Zweite, sehr vermehrte Aufl. Mit 26 Abbildungen. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. 1895.

Warhafftige nuwe zittung des iungst vergangenen tutschen kriegs. Zurich, Eugen Speidel. 1894.

Warum ich fahnenflüchtig wurde. Apologie eines deutschen Einjährigen. Von ihm selbst. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz). 1895.

Weber. — Mehr Licht in der Weltgeschichte. Von Lothar Weber. Danzig, Theodor Bertling. 1894.

Wedde. — Gesammelte Werke von Johannes Wedde. Zweiter Band. Hamburg, Verlag von Hermann Grüning. 1894.

Weigand. — Der Vater. Drama in einem Act von Wilhelm Weigand. — Sommer. Neue Gedichte von Wilhelm Weigand. München, Hermann Lutaschik. 1894.

Weigand. — Das Elend der Kritik. Von Wilhelm Weigand. München, Verlag von Hermann Lukaschik. G. Franz'sche Hofbuchhandlung. 1895.

Weise. — Standesgemäß. Roman aus der Gegenwart von Lisa Weise (Lisa-Blanc). Berlin, Gebr. Paetel. 1894.

Weißenfels. Goethe im Sturm und Drang von Rich. Weißenfels. Erster Band. Halle, Max Niemeyer. 1894.

Wengraf. — Armer Leute Kinder. Ein Gesellschaftsbild. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1894.

Werder. — Karl Werder's Gedichte. Herausgegeben von Otto Gildemeister. Mit Karl Werder's Porträt. Berlin, F. Fontane & Co. 1895.

Werther. — Zum Victoria Nyanza. Eine Antisklaverei-Expedition und Forschungsreise von C. Waldemar Werther, Premierlieutenant. Mit circa 70 Textillustrationen und 6 Lichtdruckbildern nach Photographien und Skizzen des Verfassers von R. Hellgrewe, neuester Karte von Deutsch-Ostafrika nach Aufnahme des Verfassers von Dr. Hassenstein und einem Anhang: „Das Kisukuma", grammatische Skizze von A. Seidel. Berlin, Gergonne & Co. 1894.

Westkirch. — Aus dem Hexenkessel der Zeit. Frauenschuld und Frauengröße. Roman von L. Westkirch. Berlin, Verein der Bücherfreunde. 1894.

Westländer. — Russland vor einem Regime-Wechsel. Von A. Westländer. Stuttgart, Carl Malcomes Verlagsbuchhandlung. 1894.

Wette. — Widukind. Drama in fünf Aufzügen von Hermann Wette. Köln, Rimbach & Licht. 1894.

Wiesinger. — Das Duell vor dem Richterstuhle der Religion, der Moral, des Rechtes und der Geschichte. Von Dr. Albert Wiesinger. Graz, Verlagsbuchhandlung „Styria." 1895.

Wildenbruch. — Schwester-Seele. Roman von Ernst von Wildenbruch. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 1894.

Wilms. — Das Recht auf Arbeit. Vortrag, gehalten von Wilhelm Wilms. Hamm i. W., Verlag volksthümlicher Schriften. W. Wilms.

Willmann. — Geschichte des Idealismus. Von Otto Willmann. In drei Bänden. Erster Band. Vorgeschichte und Geschichte des antiken Idealismus. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn. 1894.

Willner. — Sphinx Amor. Novellen von A. W. Willner. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1894.

Winke. — Ueber die „sogenannte" moderne Richtung in den Künsten (unter besonderer Berücksichtigung der Dichtkunst, Musik und Schauspielkunst. Winke für junge Künstler, Kunst- und Literaturfreunde von A. T. Hamburg, A. V. Laciez. 1894.

Wolff. — Goethes Leben und Werke. Mit besonderer Rücksicht auf Goethes Bedeutung für die Gegenwart. Von Eugen Wolff. Kiel, Lipsius & Tischer. 1895.

Wolff. — Das Glück. Ein Sang von der Donau von Franz Wolff. Leipzig, Oswald Mutze. 1895.

Wolgast. — Ueber Bilderbuch und Illustration. Von Heinrich Wolgast. Hamburg, in Commission bei Conrad Kloss. 1894.

Wolters. — Geliebt werden. Roman von Wilhelm Wolters. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1895.

Wolzogen. — Daniela Weert. Schauspiel in vier Akten. Von Ernst von Wolzogen. Berlin, F. Fontane & Co. 1895.

Wörndl. — Der Hohensteiner. Dichtung von Friedrich Wörndl. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1894.

Wrzecionko. — Der Grundgedanke der Ethik des Spinoza. Von Dr. R. Wrzecionko. Wien und Leipzig, W. Braumüller. 1894.

Wunderlich. — Unsere Umgangssprache, in der Eigenart ihrer Satzfügung dargestellt von Hermann Wunderlich. Weimar und Berlin. Verlag von Emil Felber. 1894.

Wychgram. — Schiller. Dem deutschen Volke dargestellt von Dr. J. Wychgram. Erste bis vierte Lieferung. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1894.

Wyzewa. — Ches les Allemands. L'art et les mœurs. Par Teodor Wyzewa. Paris, Perrin et Cie. 1895.

Youge. — Ein Maßliebchenkranz. Eine Familienchronik von Charlotte M. Youge. Dritte Auflage. Leipzig, Druck und Verlag von Fr. Richter. 1894.

Youge. — Die Taube im Adlerhorst. Eine Geschichte aus vergangenen Tagen. Von Charlotte M. Youge. Dritte Auflage. Leipzig, Druck und Verlag von Fr. Richter. 1894.

Zeissberg. — Erzherzog Carl von Oesterreich. Ein Lebensbild im Auftrage seiner Söhne, der Herren Erzherzöge Albrecht und Wilhelm, verfasst von Heinrich Ritter von Zeissberg. I. Band. 1. und 2. Hälfte. Wien, Wilhelm Braumüller, k. k. Hof- und Univ.-Buchhandlung. 1894.

Zeitz. — Kriegserinnerungen eines Feldzugsfreiwilligen aus den Jahren 1870 u. 1871. Von Karl Zeitz. Zweite Auflage. Mit 180 Illustrationen von R. Starcke-Weimar und einer Uebersichtskarte des Kriegsschauplatzes. Altenburg, Stephan Geibel, Verlagshandlung. 1895.

Zenker. — Mysticismus, Pietismus, Antisemitismus am Ende des neunzehnten Jahrhunderts von Ernst Victor Zenker. Wien, Verlag des „Freien Blattes". 1894.

Zintgraff. — Nord-Kamerun. Schilderung der im Auftrage des Auswärtigen Amtes zur Erschließung des nördlichen Hinterlandes von Kamerun während des Jahre 1886—1892 unternommenen Reisen von Eugen Zintgraff. Mit 16 Illustrationen und 1 Karte. Berlin, Gebrüder Paetel.

Ziel. — Literarische Reliefs. Dichterporträts von Ernst Ziel. Vierte Reihe. Leipzig, Ed. Wartig's Verlag (Ernst Hoppe). 1895.

Zimmermann. — Colonialgeschichtliche Studien von Dr. Alfred Zimmermann. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung (A. Schwartz). 1895.

Zitelmann. — Memento vivere. Eine Dichtung von Ernst Zitelmann. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1894.

Zwick. — Die Entwicklung des Berliner Gemeindeschulwesens vom Jahre 1878 bis zur Gegenwart. Denkschrift aus Anlaß der Eröffnung der 200. Gemeindeschule im Auftrage der Schuldeputation des Magistrats verfaßt von Dr. Hermann Zwick, Stadtschulinspector. Mit 11 Tabellen als Anhang. Berlin, Druck von Gebrüder Grunert. 1894.

Zwiedineck-Südenhorst. — Geschichte und Geschichten aus neuerer Zeit von Hans von Zwiedineck-Südenhorst. Bamberg, C. C. Buchners Verlag. 1894.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Effi Briest.

Roman

von

Theodor Fontane.

Neunundzwanzigstes Capitel.

Am Abend desselben Tages traf Innstetten wieder in Berlin ein. Er war mit dem Wagen, den er innerhalb der Dünen an dem Querwege zurückgelassen hatte, direct nach der Bahnstation gefahren, ohne Kessin noch einmal zu berühren, dabei den beiden Secundanten die Meldung an die Behörden überlassend. Unterwegs (er war allein im Coupé) hing er, Alles noch 'mal überdenkend, dem Geschehenen nach; es waren dieselben Gedanken wie zwei Tage zuvor, nur daß sie jetzt den umgekehrten Gang gingen und mit der Ueberzeugtheit von seinem Recht und seiner Pflicht anfingen, um mit Zweifeln daran aufzuhören. „Schuld, wenn sie überhaupt 'was ist, ist nicht an Ort und Stunde gebunden und kann nicht hinfällig werden von heute auf morgen. Schuld verlangt Sühne; das hat einen Sinn. Aber Verjährung ist etwas Halbes, etwas Schwächliches, zum mindesten 'was Prosaisches." Und er richtete sich an dieser Vorstellung auf und wiederholte sich's, daß es gekommen sei, wie's habe kommen müssen. Aber im selben Augenblicke, wo dies für ihn feststand, warf er's auch wieder um. „Es *muß* eine Verjährung geben, Verjährung ist das einzig Vernünftige; ob es nebenher auch noch prosaisch ist, ist gleichgültig; das Vernünftige ist meist prosaisch. Ich bin jetzt fünfundvierzig. Wenn ich die Briefe fünfundzwanzig Jahre später gefunden hätte, so war ich siebzig. Dann hätte Wüllersdorf gesagt: ‚Innstetten, seien Sie kein Narr.' Und wenn es Wüllersdorf nicht gesagt hätte, so hätt' es Buddenbrook gesagt, und wenn auch *der* nicht, so ich selbst. Dies ist mir klar. Treibt man etwas auf die Spitze, so übertreibt man und hat die Lächerlichkeit. Kein Zweifel. Aber wo fängt es an? Wo liegt die Grenze? Zehn Jahre verlangen noch ein Duell, und da heißt es Ehre, und nach elf Jahren oder vielleicht schon bei zehnundeinhalb heißt es Unsinn. Die Grenze, die Grenze. Wo ist sie? War sie da? War sie schon überschritten? Wenn ich mir seinen letzten Blick

vergegenwärtige, resignirt und in seinem Elend doch noch ein Lächeln, so hieß der Blick: ‚Innstetten, Principienreiterei . . . Sie konnten es mir ersparen und sich selber auch.‘ Und er hatte vielleicht Recht. Mir klingt so 'was in der Seele. Ja, wenn ich voll tödtlichem Haß gewesen wäre, wenn mir hier ein tiefes Rachegefühl gesessen hätte . . . Rache ist nichts Schönes, aber 'was Menschliches und hat ein natürlich menschliches Recht. So aber war Alles einer Vorstellung, einem Begriff zu Liebe, war eine gemachte Geschichte, halbe Komödie. Und diese Komödie muß ich nun fortsetzen und muß Effi wegschicken und sie ruiniren, und mich mit . . . Ich mußte die Briefe verbrennen, und die Welt durfte nie davon erfahren. Und wenn sie dann kam, ahnungslos, so mußt' ich ihr sagen: ‚Da ist Dein Platz,‘ und mußte mich innerlich von ihr scheiden. Nicht vor der Welt. Es gibt so viele Leben, die keine sind, und so viele Ehen, die keine sind . . . dann war das Glück hin, aber ich hätte das Auge mit seinem Frageblicke und mit seiner stummen leisen Anklage nicht vor mir.“

* * *

Kurz vor Zehn hielt Innstetten vor seiner Wohnung. Er stieg die Treppen hinauf und zog die Glocke; Johanna kam und öffnete.

„Wie steht es mit Annie?“

„Gut, gnäd'ger Herr. Sie schläft noch nicht . . . Wenn der gnäd'ge Herr . . .“

„Nein, nein, das regt sie bloß auf. Ich sehe sie lieber morgen früh. Bringen Sie mir ein Glas Thee, Johanna. Wer war hier?“

„Nur der Doctor.“

Und nun war Innstetten wieder allein. Er ging auf und ab, wie er's zu thun liebte. „Sie wissen schon Alles; Roswitha ist dumm, aber Johanna ist eine kluge Person. Und wenn sie's nicht mit Bestimmtheit wissen, so haben sie sich's zurecht gelegt und wissen es doch. Es ist merkwürdig, was Alles zum Zeichen wird und Geschichten ausplaudert, als wäre Jeder mit dabei gewesen.“

Johanna brachte den Thee. Innstetten trank. Er war nach der Ueberanstrengung todmüde und schlief ein.

* * *

Innstetten war zu guter Zeit auf. Er sah Annie, sprach ein paar Worte mit ihr, lobte sie, daß sie eine gute Kranke sei und ging dann aufs Ministerium, um seinem Chef von allem Vorgefallenen Meldung zu machen. Der Minister war sehr gnädig. „Ja, Innstetten, wohl dem, der aus Allem, was das Leben uns bringen kann, heil heraus kommt; Sie hat's getroffen.“ Er fand Alles, was geschehen, in der Ordnung und überließ Innstetten das Weitere.

Erst spät Nachmittags war Innstetten wieder in seiner Wohnung, in der er ein paar Zeilen von Wüllersdorf vorfand. „Heute früh wieder eingetroffen. Eine Welt von Dingen erlebt; Schmerzliches, Rührendes, Gieshübler an der Spitze. Der liebenswürdigste Pucklige, den ich je gesehen. Von Ihnen sprach

er nicht allzu viel, aber die Frau, die Frau! Er konnte sich nicht beruhigen, und zuletzt brach der kleine Mann in Thränen aus. Was Alles vorkommt. Es wäre zu wünschen, daß es mehr Gieshübler gäbe. Es gibt aber mehr Andere. Und dann die Scene im Hause des Majors . . . furchtbar. Kein Wort davon. Man hat wieder 'mal gelernt: aufpassen. Ich sehe Sie morgen. Ihr W."

Innstetten war ganz erschüttert, als er gelesen. Er setzte sich und schrieb seinerseits ein paar Briefe. Als er damit zu Ende war, klingelte er: „Johanna, die Briefe in den Kasten."

Johanna nahm die Briefe und wollte gehen.

„. . . Und dann, Johanna, noch eins: die Frau kommt nicht wieder. Sie werden von Anderen erfahren, warum nicht. Annie darf nichts wissen, wenigstens jetzt nicht. Das arme Kind. Sie müssen es ihr allmälig beibringen, daß sie keine Mutter mehr hat. Ich kann es nicht. Aber machen Sie's gescheidt. Und daß Roswitha nicht Alles verdirbt."

Johanna stand einen Augenblick ganz wie benommen da. Dann ging sie auf Innstetten zu und küßte ihm die Hand.

Als sie wieder draußen in der Küche war, war sie von Stolz und Ueberlegenheit ganz erfüllt, ja beinahe von Glück. Der gnädige Herr hatte ihr nicht nur Alles gesagt, sondern am Schlusse auch noch hinzugesetzt „und daß Roswitha nicht Alles verdirbt". Das war die Hauptsache, und ohne daß es ihr an gutem Herzen und selbst an Theilnahme mit der Frau gefehlt hätte, beschäftigte sie doch, über jedes andere hinaus, der Triumph einer gewissen Intimitätsstellung zum gnädigen Herrn.

Unter gewöhnlichen Umständen wäre ihr denn auch die Herauskehrung und Geltendmachung dieses Triumphes ein Leichtes gewesen, aber heute traf sich's so wenig günstig für sie, daß ihre Rivalin, ohne Vertrauensperson gewesen zu sein, sich doch als die Eingeweihtere zeigen sollte. Der Portier unten hatte nämlich, so ziemlich um dieselbe Zeit, wo dies spielte, Roswitha in seine kleine Stube hineingerufen und ihr gleich beim Eintreten ein Zeitungsblatt zum Lesen zugeschoben. „Da, Roswitha, das ist 'was für Sie; Sie können es mir nachher wieder 'runter bringen. Es ist bloß das Fremdenblatt; aber Lene ist schon hin und holt das Kleine Journal. Da wird wohl schon mehr drin stehen; die wissen immer Alles. Hören Sie, Roswitha, wer so was gedacht hätte."

Roswitha, sonst nicht allzu neugierig, hatte sich doch nach dieser Ansprache so rasch wie möglich die Hintertreppe hinauf begeben und war mit dem Lesen gerade fertig, als Johanna dazu kam.

Diese legte die Briefe, die ihr Innstetten eben gegeben, auf den Tisch, überflog die Adressen oder that wenigstens so (denn sie wußte längst, an wen sie gerichtet waren) und sagte mit gut erkünstelter Ruhe: „Einer ist nach Hohen-Cremmen."

„Das kann ich mir denken," sagte Roswitha.

Johanna war nicht wenig erstaunt über diese Bemerkung. „Der Herr schreibt sonst nie nach Hohen-Cremmen."

„Ja, sonst. Aber jetzt . . . Denken Sie sich, Johanna, das hier hat mir eben der Portier unten gegeben."

Johanna nahm das Blatt und las nun halblaut eine mit einem dicken Tintenstrich markirte Stelle: „Wie wir kurz vor Redactionsschluß von gut unterrichteter Seite her vernehmen, hat gestern früh in dem Badeorte Kessin, in Hinterpommern, ein Duell zwischen dem Ministerialrath v. J. (Keithstraße) und dem Major v. Crampas stattgefunden. Major v. Crampas fiel. Es heißt, daß Beziehungen zwischen ihm und der Räthin, einer schönen und noch sehr jungen Frau, bestanden haben sollen."

„Was solche Blätter auch Alles schreiben," sagte Johanna, die verstimmt war, ihre Neuigkeit überholt zu sehen. „Ja," sagte Roswitha. „Und das lesen nun die Menschen und verschimpfiren mir meine liebe, arme Frau. Und der arme Major. Nun ist er todt."

„Ja, Roswitha, was denken Sie sich eigentlich. Soll er nicht todt sein? Oder soll lieber unser gnädiger Herr todt sein?"

„Nein, Johanna, unser gnäd'ger Herr, der soll auch leben, Alles soll leben. Ich bin nicht für Todtschießen und kann nicht 'mal das Knallen hören. Aber bedenken Sie doch, Johanna, das ist ja nun schon eine halbe Ewigkeit her, und die Briefe, die mir gleich so sonderbar aussahen, weil sie die rothe Strippe hatten und drei- oder viermal umgewickelt und dann eingeknotet und keine Schleife — die sahen ja schon ganz gelb aus, so lange ist es her. Wir sind ja nun schon über sechs Jahre hier, und wie kann man wegen solcher alten Geschichten . . ."

„Ach, Roswitha, Sie reden, wie Sie's verstehen. Und bei Lichte besehen, sind Sie schuld. Von den Briefen kommt es her. Warum kamen Sie mit dem Stemmeisen und brachen den Nähtisch auf, was man nie darf; man darf kein Schloß aufbrechen, was ein Anderer zugeschlossen hat."

„Aber, Johanna, das ist doch wirklich zu schlecht von Ihnen, mir so 'was auf den Kopf zuzusagen, und Sie wissen doch, daß Sie schuld sind und daß Sie wie närrisch in die Küche stürzten und mir sagten, der Nähtisch müsse aufgemacht werden, da wäre die Bandage drin, und da bin ich mit dem Stemmeisen gekommen, und nun soll ich schuld sein. Nein, ich sage . . ."

„Nun, ich will es nicht gesagt haben, Roswitha. Nur Sie sollen mir nicht kommen und sagen: der arme Major. Was heißt der arme Major! Der ganze arme Major taugte nichts; wer solchen rothblonden Schnurrbart hat und immer wribbelt, der taugt nie 'was und richtet bloß Schaden an. Und wenn man immer in vornehmen Häusern gedient hat . . . aber das haben Sie nicht, Roswitha, das fehlt Ihnen eben . . . dann weiß man auch, was sich paßt und schickt und was Ehre ist, und weiß auch, daß, wenn so 'was vorkommt, dann geht es nicht anders, dann kommt das, was man eine Forderung nennt, und dann wird Einer todtgeschossen."

„Ach, das weiß ich auch; ich bin nicht so dumm, wie Sie mich immer machen wollen. Aber wenn es so lange her ist . . ."

„Ja, Roswitha, mit Ihrem ewigen ‚so lange her'; daran sieht man ja eben, daß Sie nichts davon verstehen. Sie erzählen immer die alte Geschichte

von Ihrem Vater mit dem glühenden Eisen und wie er damit auf Sie losgekommen, und jedesmal, wenn ich einen glühenden Bolzen einthue, muß ich auch wirklich immer an Ihren Vater denken, und sehe immer, wie er Sie wegen des Kindes, das ja nun todt ist, todt machen will. Ja, Roswitha, davon sprechen Sie in einem fort, und es fehlt bloß noch, daß Sie Anniechen auch die Geschichte erzählen, und wenn Anniechen eingesegnet wird, dann wird sie's auch gewiß erfahren, und vielleicht denselben Tag noch; und das ärgert mich, daß Sie das Alles erlebt haben, und Ihr Vater war doch bloß ein Dorfschmied und hat Pferde beschlagen oder einen Radreifen gelegt, und nun kommen Sie und verlangen von unserm gnäd'gen Herrn, daß er sich das Alles ruhig gefallen läßt, bloß weil es so lange her ist. Was heißt lange her? Sechs Jahre ist nicht lange her. Und unsre gnäd'ge Frau — die aber nicht wiederkommt, der gnäd'ge Herr hat es mir eben gesagt — unsre gnäd'ge Frau wird erst sechsundzwanzig, und im August ist ihr Geburtstag, und da kommen Sie mir ‚mit lange her'. Und wenn sie sechsunddreißig wäre, ich sage Ihnen, bei sechsunddreißig muß man erst recht aufpassen, und wenn der gnäd'ge Herr nichts gethan hätte, dann hätten ihn die vornehmen Leute ‚geschnitten'. Aber das Wort kennen Sie gar nicht, Roswitha, davon wissen Sie nichts."

„Nein, davon weiß ich nichts, will auch nicht; aber das weiß ich, Johanna, daß Sie in den gnäd'gen Herrn verliebt sind."

Johanna schlug eine krampfhafte Lache auf.

„Ja, lachen Sie nur. Ich seh' es schon lange. Sie haben so 'was. Und ein Glück, daß unser gnäd'ger Herr keine Augen dafür hat . . . Die arme Frau, die arme Frau."

Johanna lag daran, Frieden zu schließen. „Lassen Sie's gut sein, Roswitha. Sie haben wieder Ihren Koller; aber ich weiß schon, den haben Alle vom Lande."

„Kann schon sein."

„Ich will jetzt nur die Briefe forttragen und unten sehen, ob der Portier vielleicht schon die andere Zeitung hat. Ich habe doch recht verstanden, daß er Lene danach geschickt hat? Und es muß auch mehr drin stehen; das hier ist ja so gut wie gar nichts."

Dreißigstes Capitel.

Effi und die Geheimräthin Zwicker waren seit fast drei Wochen in Ems und bewohnten daselbst das Erdgeschoß einer reizenden kleinen Villa. In ihrem zwischen ihren zwei Wohnzimmern gelegenen gemeinschaftlichen Salon mit Blick auf den Garten stand ein Polysanderflügel, auf dem Effi dann und wann eine Sonate, die Zwicker dann und wann einen Walzer spielte; sie war ganz unmusikalisch und beschränkte sich im Wesentlichen darauf, für Niemann als Tannhäuser zu schwärmen.

Es war ein herrlicher Morgen; in dem kleinen Garten zwitscherten die Vögel, und aus dem angrenzenden Hause, drin sich ein „Local" befand, hörte man, trotz der frühen Stunde, bereits das Zusammenschlagen der Billardbälle.

Beide Damen hatten ihr Frühstück nicht im Salon selbst, sondern auf einem ein paar Fuß hoch aufgemauerten und mit Kies bestreuten Vorplatz eingenommen, von dem aus drei Stufen nach dem Garten hinunter führten; die Marquise, ihnen zu Häupten, war aufgezogen, um den Genuß der frischen Luft in nichts zu beschränken, und sowohl Effi wie die Geheimräthin waren ziemlich emsig bei ihrer Handarbeit. Nur dann und wann wurden ein paar Worte gewechselt.

„Ich begreife nicht," sagte Effi, „daß ich schon seit vier Tagen keinen Brief habe; er schreibt sonst täglich. Ob Annie krank ist? Oder er selbst?"

Die Zwicker lächelte: „Sie werden erfahren, liebe Freundin, daß er gesund ist, ganz gesund."

Effi fühlte sich durch den Ton, in dem dies gesagt wurde, wenig angenehm berührt und schien antworten zu wollen, aber in eben diesem Augenblicke trat das aus der Umgegend von Bonn stammende Hausmädchen, das sich von Jugend an daran gewöhnt hatte, die mannigfachsten Erscheinungen des Lebens an Bonner Studenten und Bonner Husaren zu messen, vom Salon her auf den Vorplatz hinaus, um hier den Frühstückstisch abzuräumen. Sie hieß Afra.

„Afra," sagte Effi, „es muß doch schon Neun sein; war der Postbote noch nicht da?"

„Nein, noch nicht, gnäd'ge Frau."

„Woran liegt es?"

„Natürlich an dem Postboten; er ist aus dem Siegenschen und hat keinen Schneid. Ich hab's ihm auch schon gesagt, das sei die ‚reine Lodderei'. Und wie ihm das Haar sitzt; ich glaube, er weiß gar nicht, was ein Scheitel ist."

„Afra, Sie sind 'mal wieder zu streng. Denken Sie doch: Postbote, und so Tag aus Tag ein bei der ewigen Hitze . . ."

„Ist schon recht, gnäd'ge Frau. Aber es gibt doch Andere, die zwingen's; wo's drin steckt, da geht es auch." Und während sie noch so sprach, nahm sie das Tablett geschickt auf ihre fünf Fingerspitzen und stieg die Stufen hinunter, um durch den Garten hin den näheren Weg in die Küche zu nehmen.

„Eine hübsche Person," sagte die Zwicker. „Und so quick und kasch, und ich möchte fast sagen von einer natürlichen Anmuth. Wissen Sie, liebe Baronin, daß mich diese Afra . . . übrigens ein wundervoller Name, und es soll sogar eine heilige Afra gegeben haben, aber ich glaube nicht, daß unsere davon abstammt . . ."

„Und nun, liebe Geheimräthin, vertiefen Sie sich wieder in Ihr Nebenthema, das diesmal Afra heißt, und vergessen darüber ganz, was sie eigentlich sagen wollten . . ."

„Doch nicht, liebe Freundin, oder ich finde mich wenigstens wieder zurück. Ich wollte sagen, daß mich diese Afra ganz ungemein an die stattliche Person erinnert, die ich in Ihrem Hause . . ."

„Ja, Sie haben Recht. Es ist eine Aehnlichkeit da. Nur unser Berliner Hausmädchen ist doch erheblich hübscher und namentlich ihr Haar viel schöner und voller. Ich habe so schönes flachsenes Haar, wie unsere Johanna hat,

überhaupt noch nicht gesehen. Ein bißchen davon sieht man ja wohl, aber solche Fülle . . ."

Die Zwicker lächelte. „Das ist wirklich selten, daß man eine junge Frau mit solcher Begeisterung von dem flachsenen Haar ihres Hausmädchen sprechen hört. Und nun auch noch von der Fülle! Wissen Sie, daß ich das rührend finde. Denn eigentlich ist man doch bei der Wahl der Mädchen in einer beständigen Verlegenheit. Hübsch sollen sie sein, weil es jeden Besucher, wenigstens die Männer, stört, eine lange Stakete mit griesem Teint und schwarzen Rändern in der Thüröffnung erscheinen zu sehen, und ein wahres Glück, daß die Corridore meistens so dunkel sind. Aber nimmt man wieder zu viel Rücksicht auf solche Hausrepräsentation und den sogenannten ersten Eindruck und schenkt man wohl gar noch einer solchen hübschen Person eine weiße Tändelschürze nach der anderen, so hat man eigentlich keine ruhige Stunde mehr und fragt sich, wenn man nicht zu eitel ist und nicht zu viel Vertrauen zu sich selber hat, ob da nicht Remedur geschaffen werden müsse. Remedur war nämlich ein Lieblingswort von Zwicker, womit er mich oft gelangweilt hat; aber freilich, alle Geheimräthe haben solche Lieblingsworte."

Effi hörte mit sehr getheilten Empfindungen zu. Wenn die Geheimräthin nur ein bißchen anders gewesen wäre, so hätte dies Alles reizend sein können, aber da sie nun 'mal war wie sie war, so fühlte sich Effi wenig angenehm von dem berührt, was sie sonst vielleicht einfach erheitert hätte.

„Das ist schon recht, liebe Freundin, was Sie da von den Geheimräthen sagen. Innstetten hat sich auch dergleichen angewöhnt, lacht aber immer, wenn ich ihn darauf hin ansehe und entschuldigt sich hinterher wegen der Actenausdrücke. Ihr Herr Gemahl war freilich schon länger im Dienst und überhaupt wohl älter . . ."

„Um ein Geringes," sagte die Geheimräthin spitz und ablehnend.

„Und Alles in Allem kann ich mich in Befürchtungen, wie Sie sie aussprechen, nicht recht zurechtfinden. Das, was man gute Sitte nennt, ist doch immer noch eine Macht . . ."

„Meinen Sie?"

„. . . Und ich kann mir namentlich nicht denken, daß es gerade Ihnen, liebe Freundin, beschieden gewesen sein sollte, solche Sorgen und Befürchtungen durchzumachen. Sie haben, Verzeihung, daß ich diesen Punkt hier so offen berühre, gerade das, was die Männer einen ‚Charme' nennen, Sie sind heiter, fesselnd, anregend und, wenn es nicht indiscret ist, so möcht' ich, angesichts dieser Ihrer Vorzüge, wohl fragen dürfen, stützt sich das, was Sie da sagen, auf allerlei Schmerzliches, das Sie persönlich erlebt haben?"

„Schmerzliches?" sagte die Zwicker. „Ach, meine liebe, gnädigste Frau, Schmerzliches, das ist ein zu großes Wort, auch dann noch, wenn man vielleicht wirklich manches erlebt hat. Schmerzlich ist einfach zu viel, viel zu viel. Und dann hat man doch schließlich auch seine Hülfsmittel und Gegenkräfte. Sie dürfen dergleichen nicht zu tragisch nehmen."

„Ich kann mir keine rechte Vorstellung von dem machen, was Sie anzudeuten belieben. Nicht, als ob ich nicht wüßte, was Sünde sei; das weiß ich

auch; aber es ist doch ein Unterschied, ob man so hineingeräth in allerlei schlechte Gedanken oder ob einem derlei Dinge zur halben oder auch wohl zur ganzen Lebensgewohnheit werden. Und nun gar im eigenen Hause . . ."

„Davon will ich nicht sprechen, das will ich nicht so direct gesagt haben, obwohl ich, offen gestanden, auch nach dieser Seite hin voller Mißtrauen bin, oder, wie ich jetzt sagen muß, war; denn es liegt ja Alles zurück. Aber da gibt es Außengebiete. Haben Sie von Landpartien gehört?"

„Gewiß. Und ich wollte wohl, Innstetten hätte mehr Sinn dafür . . ."

„Ueberlegen Sie sich das, liebe Freundin. Zwicker saß immer in Saatwinkel. Ich kann Ihnen nur sagen, wenn ich das Wort höre, gibt es mir noch jetzt einen Stich ins Herz. Ueberhaupt diese Vergnügungsörter in der Umgegend unseres lieben, alten Berlin! Denn ich liebe Berlin trotz alledem. Aber schon die bloßen Namen der dabei in Frage kommenden Ortschaften umschließen eine Welt von Angst und Sorge. Sie lächeln. Und doch, sagen Sie selbst, liebe Freundin, was können Sie von einer großen Stadt und ihren Sittlichkeitszuständen erwarten, wenn Sie beinah' unmittelbar vor den Thoren derselben (denn zwischen Charlottenburg und Berlin ist kein rechter Unterschied mehr), auf kaum tausend Schritte zusammengedrängt, einem Pichelsberg, einem Pichelsdorf und einem Pichelswerder begegnen. Dreimal Pichel ist zu viel. Sie können die ganze Welt absuchen, das finden Sie nicht wieder."

Effi nickte.

„Und das Alles," fuhr die Zwicker fort, „geschieht am grünen Holze der Havelseite. Das Alles liegt nach Westen zu, da haben Sie Cultur und höhere Gesittung. Aber nun gehen Sie, meine Gnädigste, nach der anderen Seite hin, die Spree hinauf. Ich spreche nicht von Treptow und Stralau, das sind Bagatellen, Harmlosigkeiten, aber wenn Sie die Specialkarte zur Hand nehmen wollen, da begegnen Sie neben mindestens sonderbaren Namen wie Kiekebusch, wie Wuhlheide . . . Sie hätten hören sollen, wie Zwicker das Wort aussprach . . . Namen von geradezu brutalem Charakter, mit denen ich Ihr Ohr nicht verletzen will. Aber natürlich sind das gerade die Plätze, die bevorzugt werden. Ich hasse diese Landpartien, die sich das Volksgemüth als eine Kremserpartie mit ‚Ich bin ein Preuße' vorstellt, in Wahrheit aber schlummern hier die Keime einer socialen Revolution. Wenn ich sage sociale Revolution, so meine ich natürlich moralische Revolution, alles Andere ist bereits wieder überholt, und schon Zwicker sagte mir noch in seinen letzten Tagen: ‚Glaube mir, Sophie, Saturn frißt seine Kinder.' Und Zwicker, welche Mängel und Gebrechen er haben mochte, das bin ich ihm schuldig, er war ein philosophischer Kopf und hatte ein natürliches Gefühl für historische Entwicklung . . . Aber ich sehe, meine liebe Frau von Innstetten, so artig sie sonst ist, hört nur noch mit halbem Ohre zu; natürlich, der Postbote hat sich drüben blicken lassen, und da fliegt denn das Herz hinüber und nimmt die Liebesworte vorweg aus dem Briefe heraus . . . Nun, Böselager, was bringen Sie?"

Der Angeredete war mittlerweile bis an den Tisch herangetreten und packte aus: mehrere Zeitungen, zwei Friseuranzeigen und zuletzt auch einen großen eingeschriebenen Brief an Frau Baronin v. Innstetten, geb. v. Briest.

Die Empfängerin unterschrieb, und nun ging der Postbote wieder. Die Zwicker aber überflog die Friseuranzeigen und lachte über die Preisermäßigung von Shampooing.

Effi hörte nicht hin; sie drehte den ihrerseits empfangenen Brief zwischen den Fingern und hatte eine ihr unerklärliche Scheu, ihn zu öffnen. Eingeschrieben und mit zwei großen Siegeln gesiegelt und ein dickes Couvert. Was bedeutete das? Poststempel: „Hohen-Cremmen", und die Adresse von der Handschrift der Mutter. Von Innstetten, es war der fünfte Tag, keine Zeile.

Sie nahm eine Stickschere mit Perlmuttergriff und schnitt die Längsseite des Briefes langsam auf. Und nun harrte ihrer eine neue Ueberraschung. Der Briefbogen, ja das waren eng geschriebene Zeilen von der Mama, darin eingelegt aber waren Geldscheine mit einem breiten Papierstreifen drum herum, auf dem mit Rothstift, und zwar von des Vaters Hand, der Betrag der eingelegten Summe verzeichnet war. Sie schob das Convolut zurück und begann zu lesen, während sie sich in den Schaukelstuhl zurücklehnte. Aber sie kam nicht weit, die Zeilen entfielen ihr, und aus ihrem Gesicht war alles Blut fort. Dann bückte sie sich und nahm den Brief wieder auf.

„Was ist Ihnen, liebe Freundin? Schlechte Nachrichten?"

Effi nickte, gab aber weiter keine Antwort und bat nur, ihr ein Glas Wasser reichen zu wollen. Als sie getrunken, sagte sie: „Es wird vorüber gehen, liebe Geheimräthin, aber ich möchte mich doch einen Augenblick zurückziehen dürfen . . . Wenn Sie mir Afra schicken könnten."

Und nun erhob sie sich und trat in den Salon zurück, wo sie sichtlich froh war, einen Halt gewinnen und sich an dem Polysanderflügel entlang fühlen zu können. So kam sie bis an ihr nach rechts hin gelegenes Zimmer, und als sie hier, tappend und suchend, die Thür geöffnet und das Bett an der Wand gegenüber erreicht hatte, brach sie ohnmächtig zusammen.

Einunddreißigstes Capitel.

Minuten vergingen. Als Effi sich wieder erholt hatte, setzte sie sich auf einen am Fenster stehenden Stuhl und sah auf die stille Straße hinaus. Wenn da doch Lärm und Streit gewesen wäre; aber nur der Sonnenschein lag auf dem chaussirten Wege und dazwischen die Schatten, die das Gitter und die Bäume warfen. Das Gefühl des Alleinseins in der Welt überkam sie mit seiner ganzen Schwere. Vor einer Stunde noch eine glückliche Frau, Liebling Aller, die sie kannten, und nun ausgestoßen. Sie hatte nur erst den Anfang des Briefes gelesen, aber genug, um ihre Lage klar vor Augen zu haben. Wohin? Sie hatte keine Antwort darauf, und doch war sie voll tiefer Sehnsucht, aus dem herauszukommen, was sie hier umgab, also fort von dieser Geheimräthin, der das Alles bloß ein „interessanter Fall" war, und deren Theilnahme, wenn etwas davon existirte, sicher an das Maß ihrer Neugier nicht heran reichte.

„Wohin?"

Auf dem Tische vor ihr lag der Brief; aber ihr fehlte der Muth, weiter zu lesen. Endlich sagte sie: „Wovor bange ich mich noch? Was kann noch gesagt werden, das ich mir nicht schon selber sagte? Der, um den all' dies kam, ist todt, eine Rückkehr in mein Haus gibt es nicht, in ein paar Wochen wird die Scheidung ausgesprochen sein, und das Kind wird man dem Vater lassen. Natürlich. Ich bin schuldig, und eine Schuldige kann ihr Kind nicht erziehen. Und wovon auch? Mich selbst werde ich wohl durchbringen. Ich will sehen, was die Mama darüber schreibt, wie sie sich mein Leben denkt."

Und unter diesen Worten nahm sie den Brief wieder, um auch den Schluß zu lesen.

„. . . Und nun Deine Zukunft, meine liebe Effi. Du wirst Dich auf Dich selbst stellen müssen, und darfst dabei, so weit äußere Mittel mitsprechen, unserer Unterstützung sicher sein. Du wirst am besten in Berlin leben (in einer großen Stadt verthut sich dergleichen am besten) und wirst da zu den Vielen gehören, die sich um freie Luft und lichte Sonne gebracht haben. Du wirst einsam leben, und wenn Du das nicht willst, wahrscheinlich aus Deiner Sphäre herabsteigen müssen. Die Welt, in der Du gelebt hast, wird Dir verschlossen sein. Und was das Traurigste für uns und für Dich ist (auch für Dich, wie wir Dich zu kennen vermeinen) — auch das elterliche Haus wird Dir verschlossen sein; wir können Dir keinen stillen Platz in Hohen-Cremmen anbieten, keine Zuflucht in unserem Hause, denn es hieße das, dies Haus von aller Welt abschließen, und das zu thun, sind wir entschieden nicht geneigt. Nicht weil wir zu sehr an der Welt hingen und ein Abschiednehmen von dem, was sich ‚Gesellschaft' nennt, uns als etwas unbedingt Unerträgliches erschiene; nein, *nicht* deshalb, sondern einfach weil wir Farbe bekennen, und vor aller Welt, ich kann Dir das Wort nicht ersparen, unsere Verurtheilung Deines Thuns, des Thuns unseres einzigen und von uns so sehr geliebten Kindes aussprechen wollen . . ."

Effi konnte nicht weiter lesen; ihre Augen füllten sich mit Thränen, und nachdem sie vergeblich dagegen angekämpft hatte, brach sie zuletzt in ein heftiges Schluchzen und Weinen aus, darin sich ihr Herz erleichterte.

* * *

Nach einer halben Stunde klopfte es, und auf Effi's „Herein" erschien die Geheimräthin.

„Darf ich eintreten?"

„Gewiß, liebe Geheimräthin," sagte Effi, die jetzt, leicht zugedeckt und die Hände gefaltet, auf dem Sopha lag. „Ich bin erschöpft und habe mich hier eingerichtet, so gut es ging. Darf ich Sie bitten, sich einen Stuhl zu nehmen."

Die Geheimräthin setzte sich so, daß der Tisch, mit einer Blumenschale darauf, zwischen ihr und Effi war. Effi zeigte keine Spur von Verlegenheit und änderte nichts in ihrer Haltung, nicht einmal die gefalteten Hände. Mit einem Male war es ihr vollkommen gleichgültig, was die Frau dachte; nur fort wollte sie.

„Sie haben eine traurige Nachricht empfangen, liebe, gnädigste Frau . . ."

„Mehr als traurig," sagte Effi. „Jedenfalls traurig genug, um unserem Beisammensein ein rasches Ende zu machen. Ich muß noch heute fort."

„Ich möchte nicht zudringlich erscheinen, aber ist es etwas mit Annie."

„Nein, nicht mit Annie. Die Nachrichten kamen überhaupt nicht aus Berlin, es waren Zeilen meiner Mama. Sie hat Sorgen um mich, und es liegt mir daran, sie zu zerstreuen, oder wenn ich das nicht kann, wenigstens an Ort und Stelle zu sein."

„Mir nur zu begreiflich, so sehr ich es beklage, diese letzten Emser Tage nun ohne Sie verbringen zu sollen. Darf ich Ihnen meine Dienste zur Verfügung stellen?"

Ehe Effi darauf antworten konnte, trat Afra ein und meldete, daß man sich eben zum Lunch versammle. Die Herrschaften seien alle sehr in Aufregung: der Kaiser käme wahrscheinlich auf drei Wochen, und am Schluß seien große Manöver, und die Bonner Husaren kämen auch.

Die Zwicker überschlug sofort, ob es sich verlohnen würde, bis dahin zu bleiben, kam zu einem entschiedenen „Ja" und ging dann, um Effi's Ausbleiben beim Lunch zu entschuldigen.

Als gleich danach auch Afra gehen wollte, sagte Effi: „Und dann, Afra, wenn Sie frei sind, kommen Sie wohl noch eine Viertelstunde zu mir, um mir beim Packen behülflich zu sein. Ich will heute noch mit dem Sieben-Uhr-Zuge fort."

„Heute noch? Ach, gnädigste Frau, das ist doch aber schade. Nun fangen ja die schönen Tage erst an."

Effi lächelte.

* * *

Die Zwicker, die noch allerlei zu hören hoffte, hatte sich nur mit Mühe bestimmen lassen, der „Frau Baronin" beim Abschiede nicht das Geleit zu geben. „Auf einem Bahnhofe," so hatte Effi versichert, „sei man immer so zerstreut und nur mit seinem Platz und seinem Gepäck beschäftigt; gerade Personen, die man lieb habe, von denen nähme man gern vorher Abschied." Die Zwicker bestätigte das, trotzdem sie das Vorgeschützte darin sehr wohl heraus fühlte; sie hatte hinter allen Thüren gestanden und wußte gleich, was echt und unecht war.

Afra begleitete Effi zum Bahnhof und ließ sich fest versprechen, daß die Frau Baronin im nächsten Sommer wiederkommen wolle; wer 'mal in Ems gewesen, der komme immer wieder. Ems sei das Schönste, außer Bonn.

Die Zwicker hatte sich mittlerweile zum Briefschreiben niedergesetzt, nicht an dem etwas wackligen Rococosecretär im Salon, sondern draußen auf der Veranda, an demselben Tisch, an dem sie kaum zehn Stunden zuvor mit Effi das Frühstück genommen hatte.

Sie freute sich auf den Brief, der einer befreundeten, zur Zeit in Reichenhall weilenden Berliner Dame zu Gute kommen sollte. Beider Seelen hatten sich längst gefunden und gipfelten in einer der ganzen Männerwelt geltenden starken Skepsis; sie fanden die Männer durchweg weit zurückbleibend hinter dem, was

billigerweise gefordert werden könne, die sogenannten „forschen" am meisten. „Die, die vor Verlegenheit nicht wissen, wo sie hinsehen sollen, sind, nach einem kurzen Vorstudium, immer noch die besten, aber die eigentlichen Don Juans erweisen sich jedesmal als eine Enttäuschung. Wo soll es am Ende auch herkommen." Das waren so Weisheitssätze, die zwischen den zwei Freundinnen ausgetauscht wurden.

Die Zwicker war schon auf dem zweiten Bogen und fuhr in ihrem mehr als dankbaren Thema, das natürlich „Effi" hieß, eben wie folgt fort: „Alles in Allem war sie sehr zu leiden, artig, anscheinend offen, ohne jeden Adelsdünkel (oder doch groß in der Kunst, ihn zu verbergen) und immer interessirt, wenn man ihr etwas Interessantes erzählte, wovon ich, wie ich Dir nicht zu versichern brauche, den ausgiebigsten Gebrauch machte. Nochmals also, reizende junge Frau, fünfundzwanzig oder nicht viel mehr. Und doch hab' ich dem Frieden nie getraut und traue ihm auch in diesem Augenblicke noch nicht, ja, jetzt vielleicht am wenigsten. Die Geschichte heute mit dem Briefe — da steckt eine wirkliche Geschichte dahinter. Dessen bin ich so gut wie sicher. Es wäre das erste Mal, das ich mich in solcher Sache geirrt hätte. Daß sie mit Vorliebe von den Berliner Modepredigern sprach und das Maß der Gottseligkeit jedes Einzelnen feststellte, das, und der gelegentliche Gretchenblick, der jedesmal versicherte, kein Wässerchen trüben zu können — alle diese Dinge haben mich in meinem Glauben . . . Aber da kommt eben unsere Afra, von der ich Dir, glaub' ich, schon schrieb, eine hübsche Person, und packt mir ein Zeitungsblatt auf den Tisch, das ihr, wie sie sagt, unsere Frau Wirthin für mich gegeben habe; die blau angestrichene Stelle. Nun verzeih', wenn ich diese Stelle erst lese . . ."

„Nachschrift. Das Zeitungsblatt war interessant genug und kam wie gerufen. Ich schneide die blau angestrichene Stelle heraus und lege sie diesen Zeilen bei. Du siehst daraus, daß ich mich nicht geirrt habe. Wer mag nur der Crampas sein? Es ist unglaublich — erst selber Zettel und Briefe schreiben und dann auch noch die des Anderen aufbewahren! Wozu gibt es Oefen und Kamine? So lange wenigstens wie dieser Duellunsinn noch existirt, darf dergleichen nicht vorkommen; einem kommenden Geschlechte kann diese Briefschreibepassion (weil dann gefahrlos geworden) vielleicht freigegeben werden. Aber so weit sind wir noch lange nicht. Uebrigens bin ich voll Mitleid mit der jungen Baronin und finde, eitel wie man nun 'mal ist, meinen einzigen Trost darin, mich in der Sache selbst nicht getäuscht zu haben. Und der Fall lag nicht so ganz gewöhnlich. Ein schwächerer Diagnostiker hätte sich doch vielleicht hinters Licht führen lassen. Wie immer Deine Sophie."

Zweiunddreißigstes Capitel.

Drei Jahre waren vergangen, und Effi bewohnte seit fast eben so langer Zeit eine kleine Wohnung in der Königgrätzerstraße, zwischen Ascanischem Platz und Halleschem Thor: ein Vorder- und Hinterzimmer, und hinter diesem die Küche mit Mädchengelaß. Alles so durchschnittsmäßig und alltäglich wie

nur möglich. Und doch war es eine apart hübsche Wohnung, die Jedem, der sie sah, angenehm auffiel, am meisten vielleicht dem alten Geheimrath Rummschüttel, der, dann und wann vorsprechend, der armen jungen Frau nicht bloß die nun weit zurückliegende Rheumatismus- und Neuralgie-Komödie, sondern auch Alles, was seitdem sonst noch vorgekommen war, längst verziehen hatte, wenn es für ihn der Verzeihung überhaupt bedurfte. Denn Rummschüttel kannte noch ganz Anderes. Er war jetzt Ausgangs Siebzig, aber wenn Effi, die seit einiger Zeit ziemlich viel kränkelte, ihn brieflich um seinen Besuch bat, so war er am anderen Vormittag auch da und wollte von Entschuldigungen, daß es so hoch sei, nichts wissen. „Nur keine Entschuldigungen, meine liebe, gnädigste Frau; denn erstens ist es mein Metier, und zweitens bin ich glücklich und beinahe stolz, die drei Treppen so gut noch steigen zu können. Wenn ich nicht fürchten müßte, Sie zu belästigen — denn ich komme doch schließlich als Arzt und nicht als Naturfreund und Landschaftsschwärmer —, so käme ich wohl noch öfter, bloß um Sie zu sehen und mich hier etliche Minuten an Ihr Hinterfenster zu setzen. Ich glaube, Sie würdigen den Ausblick nicht genug."

„O doch, doch," sagte Effi; Rummschüttel aber ließ sich nicht stören und fuhr fort: „Bitte, meine gnädigste Frau, treten Sie hier heran, nur einen Augenblick, oder erlauben Sie mir, daß ich Sie bis an das Fenster führe. Wieder ganz herrlich heute. Sehen Sie doch nur die verschiedenen Bahndämme, drei, nein vier, und wie es beständig darauf hin und her gleitet ... und nun verschwindet der Zug da wieder hinter einer Baumgruppe. Wirklich herrlich. Und wie die Sonne den weißen Rauch durchleuchtet! Wäre der Matthäikirchhof nicht unmittelbar dahinter, so wäre es ideal."

„Ich sehe gern Kirchhöfe."

„Ja, Sie dürfen das sagen. Aber unserein! Unser einem kommt unabweislich immer die Frage, könnten hier nicht vielleicht einige weniger liegen? Im Uebrigen, meine gnädigste Frau, bin ich mit Ihnen zufrieden und beklage nur, daß Sie von Ems nichts wissen wollen; Ems, bei Ihren katarrhalischen Affectionen, würde Wunder ..."

Effi schwieg.

„Ems würde Wunder thun. Aber da Sie's nicht mögen (und ich finde mich darin zurecht), so trinken Sie den Brunnen hier. In drei Minuten sind Sie im Prinz Albrechtschen Garten, und wenn auch die Musik und die Toiletten und all' die Zerstreuungen einer regelrechten Brunnenpromenade fehlen, der Brunnen selbst ist doch die Hauptsache."

Effi war einverstanden, und Rummschüttel nahm Hut und Stock. Aber er trat noch einmal an das Fenster heran. „Ich höre von einer Terrassirung des Kreuzbergs sprechen, Gott segne die Stadtverwaltung, und wenn dann erst die kahle Stelle da hinten mehr in Grün stehen wird ... Eine reizende Wohnung. Ich könnte Sie fast beneiden ... Und was ich schon längst einmal sagen wollte, meine gnädige Frau, Sie schreiben mir immer einen so liebenswürdigen Brief. Nun, wer freute sich dessen nicht? Aber es ist doch jedesmal eine Mühe ... Schicken Sie mir doch einfach Roswitha."

Effi dankte ihm, und so schieden sie.

* * *

„Schicken Sie mir doch einfach Roswitha . . .“ hatte Rummschüttel gesagt. Ja, war denn Roswitha bei Effi? war sie denn statt in der Keith- in der Königgrätzerstraße? Gewiß war sie's und zwar sehr lange schon, gerade so lange wie Effi selbst in der Königgrätzerstraße wohnte. Schon drei Tage vor diesem Einzug hatte sich Roswitha bei ihrer lieben gnädigen Frau sehen lassen, und das war ein großer Tag für beide gewesen, so sehr, daß dieses Tages hier noch nachträglich gedacht werden muß.

Effi hatte damals, als der elterliche Absagebrief aus Hohen-Cremmen kam und sie mit dem Abendzuge von Ems nach Berlin zurückreiste, nicht gleich eine selbständige Wohnung genommen, sondern es mit einem Unterkommen in einem Pensionate versucht. Es war ihr damit auch leidlich geglückt. Die beiden Damen, die dem Pensionate vorstanden, waren gebildet und voll Rücksicht und hatten es längst verlernt, neugierig zu sein. Es kam da so vieles zusammen, daß ein Eindringenwollen in die Geheimnisse jedes Einzelnen viel zu umständlich gewesen wäre. Dergleichen hinderte nur den Geschäftsgang. Effi, die die mit den Augen angestellten Kreuzverhöre der Zwicker noch in Erinnerung hatte, fühlte sich denn auch von dieser Zurückhaltung der Pensionsdamen sehr angenehm berührt, als aber vierzehn Tage vorüber waren, empfand sie doch deutlich, daß die hier herrschende Gesammtatmosphäre, die physische wie die moralische, nicht wohl ertragbar für sie sei. Bei Tisch waren sie zumeist zu sieben, und zwar außer Effi und der einen Pensionsvorsteherin (die andere leitete draußen das Wirthschaftliche) zwei die Hochschule besuchende Engländerinnen, eine adelige Dame aus Sachsen, eine sehr hübsche galizische Jüdin, von der Niemand wußte, was sie eigentlich vorhatte, und eine Cantorstochter aus Polzin in Pommern, die Malerin werden wollte. Das war eine schlimme Zusammensetzung, und die gegenseitigen Ueberheblichkeiten, bei denen die Engländerinnen merkwürdigerweise nicht absolut obenan standen, sondern mit der vom höchsten Malergefühl erfüllten Polzinerin um die Palme rangen, waren unerquicklich; dennoch wäre Effi, die sich passiv verhielt, über den Druck, den diese geistige Atmosphäre übte, hinweggekommen, wenn nicht, rein physisch und äußerlich, die sich hinzugesellende Pensionsluft gewesen wäre. Woraus sich diese eigentlich zusammensetzte, war vielleicht überhaupt unerforschlich, aber daß sie der sehr empfindlichen Effi den Athem raubte, war nur zu gewiß, und so sah sie sich, aus diesem äußerlichen Grunde, sehr bald schon zur Aus- und Umschau nach einer anderen Wohnung gezwungen, die sie denn auch in verhältnißmäßiger Nähe fand. Es war dies die vorgeschilderte Wohnung in der Königgrätzerstraße. Sie sollte dieselbe zu Beginn des Herbstvierteljahrs beziehen, hatte das Nöthige dazu beschafft und zählte während der letzten Septembertage die Stunden bis zur Erlösung aus dem Pensionat.

An einem dieser letzten Tage — sie hatte sich eine Viertelstunde zuvor aus dem Eßzimmer zurückgezogen und gedachte sich eben auf einem mit einem großblumigen Wollstoff überzogenen Seegras-Sopha auszuruhen —, wurde leise an ihre Thür geklopft.

„Herein.“

Das eine Hausmädchen, eine kränklich aussehende Person von Mitte Dreißig, die, durch beständigen Aufenthalt auf dem Corridor des Pensionats, den hier lagernden Dunstkreis überall hin in ihren Falten mitschleppte, trat ein und sagte: „Die gnädige Frau möchte entschuldigen, aber es wolle sie Jemand sprechen."

„Wer?"

„Eine Frau."

„Und hat sie ihren Namen genannt?"

„Ja. Roswitha."

Und siehe da, kaum daß Effi diesen Namen gehört hatte, so schüttelte sie den Halbschlaf von sich ab und sprang auf und lief auf den Corridor hinaus, um Roswitha bei beiden Händen zu fassen und in ihr Zimmer zu ziehen.

„Roswitha. Du. Ist das eine Freude. Was bringst Du? Natürlich 'was Gutes. Ein so gutes altes Gesicht kann nur 'was Gutes bringen. Ach, wie glücklich ich bin, ich könnte Dir einen Kuß geben; ich hätte nicht gedacht, daß ich noch solche Freude haben könnte. Mein gutes altes Herz, wie geht es Dir denn? Weißt Du noch, wie's damals war, als der Chinese spukte? Das waren glückliche Zeiten. Ich habe damals gedacht, es wären unglückliche, weil ich das Harte des Lebens noch nicht kannte. Seitdem habe ich es kennen gelernt. Ach, Spuk ist lange nicht das Schlimmste! Komm, meine gute Roswitha, komm, setze Dich hier zu mir und erzähle mir ... Ach, ich habe solche Sehnsucht. Was macht Annie?"

Roswitha konnte kaum reden und sah sich in dem sonderbaren Zimmer um, dessen grau und verstaubt aussehende Wände in schmale Goldleisten gefaßt waren. Endlich aber fand sie sich und sagte, daß der gnädige Herr nun wieder aus Glatz zurück sei; der alte Kaiser habe gesagt, „sechs Wochen in solchem Falle sei gerade genug," und auf den Tag, wo der gnädige Herr wieder da sein würde, darauf habe sie bloß gewartet, wegen Annie, die doch eine Aufsicht haben müsse. Denn Johanna sei wohl eine sehr propre Person, aber sie sei doch noch zu hübsch und beschäftige sich noch zu viel mit sich selbst und denke vielleicht Gott weiß was Alles. Aber nun, wo der gnädige Herr wieder aufpassen und in Allem nach dem Rechten sehen könne, da habe sie sich's doch anthun wollen und 'mal sehen, wie's der gnädigen Frau gehe ...

„Das ist recht, Roswitha ..."

.. Und habe 'mal sehen wollen, ob der gnädigen Frau was fehle und ob sie sie vielleicht brauche, dann wolle sie gleich hier bleiben und beispringen und Alles machen und dafür sorgen, daß es der gnädigen Frau wieder gut ginge.

Effi hatte sich in die Sophaecke zurückgelehnt und die Augen geschlossen. Aber mit eins richtete sie sich auf und sagte: „Ja, Roswitha, was Du da sagst, das ist ein Gedanke; das ist 'was. Denn Du mußt wissen, ich bleibe hier nicht in dieser Pension, ich habe da weiterhin eine Wohnung gemiethet und auch Einrichtung besorgt und in drei Tagen will ich da einziehen. Und wenn ich da mit Dir ankäme und zu Dir sagen könnte: ‚Nein, Roswitha, da nicht, der Schrank muß dahin und der Spiegel da', ja, das wäre was, das

sollte mir schon gefallen. Und wenn wir dann müde von all' der Plackerei wären, dann sagte ich: ‚Nun, Roswitha, gehe da hinüber und hole uns eine Caraffe Spatenbräu, denn wenn man gearbeitet hat, dann will man doch auch trinken, und wenn Du kannst, so bring' uns auch etwas Gutes aus dem Habsburger Hof mit, Du kannst ja das Geschirr nachher wieder herüber bringen, —' ja, Roswitha, wenn ich mir das denke, da wird mir ordentlich leichter ums Herz. Aber ich muß Dich doch fragen, hast Du Dir auch Alles überlegt? Von Annie will ich nicht sprechen, an der Du doch hängst, sie ist ja fast wie Dein eigen Kind, — aber trotzdem, für Annie wird schon gesorgt werden, und die Johanna hängt ja auch an ihr. Also davon nichts. Aber bedenke, wie sich Alles verändert hat, wenn Du wieder zu mir willst. Ich bin nicht mehr wie damals; ich habe jetzt eine ganz kleine Wohnung genommen, und der Portier wird sich wohl nicht sehr um Dich und um mich bemühen. Und wir werden eine sehr kleine Wirthschaft haben, immer das, was wir sonst unser Donnerstag-Essen nannten, weil da rein gemacht wurde. Weißt Du noch? Und weißt Du noch, wie der gute Gieshübler 'mal dazu kam und sich zu uns setzen mußte, und wie er dann sagte: ‚So was Delicates habe er noch nie gegessen.' Du wirst Dich noch erinnern, er war immer so schrecklich artig, denn eigentlich war er doch der einzige Mensch in der Stadt, der von Essen 'was verstand. Die anderen fanden Alles schön."

Roswitha freute sich über jedes Wort und sah schon Alles im besten Gange, bis Effi wieder sagte: „Hast Du Dir das Alles überlegt? Denn Du bist doch — ich muß das sagen, wiewohl es meine eigene Wirthschaft war —, Du bist doch nun durch viele Jahre hin verwöhnt, und es kam nie darauf an, wir hatten es nicht nöthig, sparsam zu sein; aber jetzt muß ich sparsam sein, denn ich bin arm und habe nur, was man mir gibt, Du weißt von Hohen-Cremmen her. Meine Eltern sind sehr gut gegen mich, so weit sie's können, aber sie sind nicht reich. Und nun sage, was meinst Du?"

„Daß ich nächsten Sonnabend mit meinem Koffer anziehe, nicht am Abend, sondern gleich am Morgen, und daß ich da bin, wenn das Einrichten losgeht. Denn ich kann doch ganz anders zufassen, wie die gnädige Frau."

„Sage das nicht, Roswitha. Ich kann es auch. Wenn man muß, kann man Alles."

„Und dann, gnädige Frau, Sie brauchen sich wegen meiner nicht zu fürchten, als ob ich mal denken könnte: ‚für Roswitha ist das nicht gut genug.' Für Roswitha ist Alles gut, was sie mit der gnädigen Frau theilen muß, und am liebsten, wenn es was Trauriges ist. Ja, darauf freue ich mich schon ordentlich. Dann sollen Sie mal sehen, das verstehe ich. Und wenn ich es nicht verstünde, dann wollte ich es schon lernen. Denn, gnädige Frau, das hab' ich nicht vergessen, als ich da auf dem Kirchhof saß, mutterwindallein und bei mir dachte, nun wäre es doch wohl das Beste, ich läge da gleich mit in der Reihe. Wer kam da? Wer hat mich da bei Leben erhalten? Ach, ich habe so viel durchzumachen gehabt. Als mein Vater damals mit der glühenden Stange auf mich los kam . . ."

„Ich weiß schon, Roswitha . . ."

„Ja, das war schlimm genug. Aber als ich da auf dem Kirchhof saß, so ganz arm und verlassen, das war doch noch schlimmer. Und da kam die gnädige Frau. Und ich will nicht selig werden, wenn ich das vergesse."

Und dabei stand sie auf und ging aufs Fenster zu. „Sehen Sie, gnädige Frau, den müssen Sie doch auch noch sehen."

Und nun trat auch Effi heran.

Drüben, auf der anderen Seite der Straße, saß Rollo und sah nach den Fenstern der Pension hinauf.

* * *

Wenige Tage danach bezog Effi, von Roswitha unterstützt, ihre Wohnung in der Königgrätzerstraße, darin es ihr von Anfang an gefiel. Umgang fehlte freilich, aber sie hatte während ihrer Pensionstage von dem Verkehr mit Menschen so wenig Erfreuliches gehabt, daß ihr das Alleinsein nicht schwer fiel, wenigstens anfänglich nicht. Mit Roswitha ließ sich allerdings kein ästhetisches Gespräch führen, auch nicht mal sprechen über das, was in der Zeitung stand, aber wenn es einfach menschliche Dinge betraf und Effi mit einem ‚ach Roswitha, mich ängstigt es wieder . . .' ihren Satz begann, dann wußte die treue Seele jedesmal gut zu antworten und hatte immer Trost und meist auch Rath.

Bis Weihnachten ging es vorzüglich; aber der Heiligabend verlief schon recht traurig, und als das neue Jahr herankam, begann Effi ganz schwermüthig zu werden. Es war nicht kalt, nur grau und regnerisch, und wenn die Tage kurz waren, so waren die Abende desto länger. Was thun? Sie las, sie stickte, sie legte Patience, sie spielte Chopin, aber diese Nocturnes waren auch nicht angethan, viel Licht in ihr Leben zu tragen, und wenn Roswitha mit dem Theebrett kam und außer dem Theezeug auch noch zwei Tellerchen mit einem Ei und einem in kleine Scheiben geschnittenen Wiener Schnitzel auf den Tisch setzte, sagte Effi, während sie das Pianino schloß: „Rücke heran, Roswitha. Leiste mir Gesellschaft."

Roswitha kam denn auch. „Ich weiß schon, die gnädige Frau haben wieder zu viel gespielt; dann sehen Sie immer so aus und haben rothe Flecke. Der Geheimrath hat es doch verboten."

„Ach Roswitha, der Geheimrath hat leicht verbieten, und Du hast es auch leicht, all' das nachzusprechen. Aber was soll ich denn machen? Ich kann doch nicht den ganzen Tag am Fenster sitzen und nach der Christuskirche hinübersehen. Sonntags, beim Abendgottesdienst, wenn die Fenster erleuchtet sind, sehe ich ja immer hinüber; aber es hilft mir auch nichts, mir wird dann immer noch schwerer ums Herz."

„Ja, gnädige Frau, dann sollten Sie mal hineingehen. Einmal waren Sie ja schon drüben."

„O schon öfters. Aber ich habe nicht viel davon gehabt. Er predigt ganz gut und ist ein sehr kluger Mann, und ich wäre froh, wenn ich das Hundertste davon wüßte. Aber es ist doch Alles bloß, wie wenn ich ein Buch lese; und wenn er dann so laut spricht und herumficht und seine schwarzen Locken schüttelt, dann bin ich aus meiner Andacht heraus."

„Heraus?“

Effi lachte. „Du meinst, ich war noch gar nicht drin. Und es wird wohl so sein. Aber an wem liegt das? Das liegt doch nicht an mir. Er spricht immer so viel vom Alten Testament. Und wenn es auch ganz gut ist, es erbaut mich nicht. Ueberhaupt, all' das Zuhören; es ist nicht das Rechte. Sieh', ich müßte so viel zu thun haben, daß ich nicht ein noch aus wüßte. Das wäre was für mich. Da gibt es so Vereine, wo junge Mädchen die Wirthschaft lernen, oder Nähschulen oder Kindergärtnerinnen. Hast Du nie davon gehört?“

„Ja, ich habe mal davon gehört. Anniechen sollte mal in einen Kindergarten.“

„Nun siehst Du, Du weißt es besser als ich. Und in solchen Verein, wo man sich nützlich machen kann, da möchte ich eintreten. Aber daran ist gar nicht zu denken; die Damen nehmen mich nicht an und können es auch nicht. Und das ist das Schrecklichste, daß einem die Welt so zu ist und daß es sich einem sogar verbietet, bei Gutem mit dabei zu sein. Ich kann nicht mal armen Kindern eine Nachhülfestunde geben . . .“

„Das wäre auch nichts für Sie, gnädige Frau; die Kinder haben immer so fettige Stiefel an, und wenn es nasses Wetter ist, — das ist dann solch' Dunst und Schmook, das halten die gnädige Frau gar nicht aus.“

Effi lächelte. „Du wirst wohl Recht haben, Roswitha; aber es ist schlimm, daß Du Recht hast, und ich sehe daran, daß ich noch zu viel von dem alten Menschen in mir habe und daß es mir noch zu gut geht.“

Davon wollte aber Roswitha nichts wissen. „Wer so gut ist, wie gnädige Frau, dem kann es gar nicht zu gut gehen. Und Sie müssen nur nicht immer so was Trauriges spielen, und mitunter denke ich mir, es wird Alles noch wieder gut und es wird sich schon was finden.“

Und es fand sich auch was. Effi, trotz der Cantorstochter aus Polzin, deren Künstlerdünkel ihr immer noch als etwas Schreckliches vorschwebte, wollte Malerin werden, und wiewohl sie selber darüber lachte, weil sie sich bewußt war, über eine unterste Stufe des Dilettantismus nie hinauskommen zu können, so griff sie doch mit Passion danach, weil sie nun eine Beschäftigung hatte, noch dazu eine, die, weil still und geräuschlos, ganz nach ihrem Herzen war. Sie meldete sich denn auch bei einem ganz alten Malerprofessor, der in der märkischen Aristokratie sehr bewandert und zugleich so fromm war, daß ihm Effi von Anfang an ans Herz gewachsen erschien. Hier, so gingen wohl seine Gedanken, war eine Seele zu retten, und so kam er ihr, als ob sie seine Tochter gewesen wäre, mit einer ganz besonderen Liebenswürdigkeit entgegen. Effi war sehr glücklich darüber, und der Tag ihrer ersten Malstunde bezeichnete für sie einen Wendepunkt zum Guten. Ihr armes Leben war nun nicht so arm mehr, und Roswitha triumphirte, daß sie Recht gehabt und sich nun doch etwas gefunden habe.

Das ging so Jahr und Tag und darüber hinaus. Aber daß sie nun wieder eine Berührung mit den Menschen hatte, wie sie's beglückte, so ließ es auch wieder den Wunsch in ihr entstehen, daß diese Berührungen sich erneuen

und mehren möchten. Sehnsucht nach Hohen-Cremmen erfaßte sie mitunter mit einer wahren Leidenschaft, und noch leidenschaftlicher sehnte sie sich danach, Annie wiederzusehen. Es war doch ihr Kind, und wenn sie dem nachhing und sich dabei gleichzeitig der Trippelli erinnerte, die mal gesagt hatte: ‚die Welt sei so klein und in Mittelafrika könne man sicher sein, plötzlich einem alten Bekannten zu begegnen,' so war sie mit Recht verwundert, Annie noch nie getroffen zu haben. Aber auch das sollte sich eines Tages ändern. Sie kam aus der Malstunde, dicht am Zoologischen Garten, und stieg, nahe dem Halteplatz, in einen die lange Kurfürstenstraße passirenden Pferdebahnwagen ein. Es war sehr heiß, und die herabgelassenen Vorhänge, die bei dem starken Luftzuge, der ging, hin und her bauschten, thaten ihr wohl. Sie lehnte sich in die dem Vorderperron zugekehrte Ecke und musterte eben mehrere in eine Glasscheibe eingebrannte Sophas, blau, mit Quasten und Puscheln daran, als sie — der Wagen war gerade in einem langsamen Fahren — drei Schulkinder aufspringen sah, die Mappen auf dem Rücken, mit kleinen spitzen Hüten, zwei blond und ausgelassen, die dritte dunkel und ernst. Es war Annie. Effi fuhr heftig zusammen, und eine Begegnung mit dem Kinde zu haben, wonach sie sich doch so lange gesehnt, erfüllte sie jetzt mit einer wahren Todesangst. Was thun? Rasch entschlossen öffnete sie die Thür zu dem Vorder-Perron, auf dem Niemand stand, als der Kutscher, und bat diesen, sie bei der nächsten Haltestelle vorn absteigen zu lassen. „Is verboten, Fräulein," sagte der Kutscher; sie gab ihm aber ein Geldstück und sah ihn so bittend an, daß der gutmüthige Mensch anderen Sinnes wurde und vor sich hin sagte: „sind soll es eigentlich nich; aber es wird ja woll mal gehn." Und als der Wagen hielt, nahm er das Gitter aus, und Effi sprang ab.

* * *

Noch in großer Erregung kam Effi nach Hause.

„Denke Dir, Roswitha, ich habe Annie gesehen." Und nun erzählte sie von der Begegnung in dem Pferdebahnwagen. Roswitha war unzufrieden, daß Mutter und Tochter keine Wiedersehensscene gefeiert hatten und ließ sich nur ungern überzeugen, daß das, in Gegenwart so vieler Menschen, nicht wohl angegangen sei. Dann mußte Effi erzählen, wie Annie ausgesehen habe, und als sie das mit mütterlichem Stolze gethan, sagte Roswitha: „Ja, sie ist so halb und halb. Das Hübsche und, wenn ich es sagen darf, das Sonderbare, das hat sie von der Mama; aber das Ernste, das ist ganz der Papa. Und wenn ich mir so Alles überlege, ist sie doch wohl mehr wie der gnädige Herr."

„Gott sei Dank!" sagte Effi.

„Na, gnädge Frau, das ist nu doch auch noch die Frage. Und da wird ja wohl mancher sein, der mehr für die Mama ist."

„Glaubst Du, Roswitha? Ich glaube es nicht."

„Na, na, ich lasse mir nichts vormachen, und ich glaube, die gnädige Frau weiß auch ganz gut, wie's eigentlich ist und was die Männer am liebsten haben."

„Ach, sprich nicht davon, Roswitha."

Damit brach das Gespräch ab und wurde auch nicht wieder aufgenommen. Aber Effi, wenn sie's auch vermied, grade über Annie mit Roswitha zu sprechen, konnte die Begegnung in ihrem Herzen doch nicht verwinden und litt unter der Vorstellung, vor ihrem eigenen Kinde geflohen zu sein. Es quälte sie bis zur Beschämung, und das Verlangen nach einer Begegnung mit Annie steigerte sich bis zum Krankhaften. An Innstetten schreiben und ihn darum bitten, das war nicht möglich. Ihrer Schuld war sie sich voll bewußt, ja, sie nährte das Gefühl davon mit einer halb leidenschaftlichen Geflissentlichkeit; aber inmitten ihres Schuldbewußtseins fühlte sie sich andererseits auch von einer gewissen Auflehnung gegen Innstetten erfüllt. Sie sagte sich: er hatte Recht und noch einmal und noch einmal, und zuletzt hatte er doch Unrecht. Alles Geschehene lag so weit zurück, ein neues Leben hatte begonnen, — er hätte es können verbluten lassen, statt dessen verblutete der arme Crampas.

Nein, an Innstetten schreiben, das ging nicht; aber Annie wollte sie sehen und sprechen und an ihr Herz drücken, und nachdem sie's tagelang überlegt hatte, stand ihr fest, wie's am besten zu machen sei.

Gleich am andern Vormittage kleidete sie sich sorgfältig in ein decentes Schwarz und ging auf die Linden zu, sich hier bei der Ministerin melden zu lassen. Sie schickte ihre Karte hinein, auf der nur stand: Effi v. Innstetten geb. v. Briest. Alles andere war fortgelassen, auch die Baronin. „Excellenz lassen bitten," und Effi folgte dem Diener bis in ein Vorzimmer, wo sie sich niederließ und trotz der Erregung, in der sie sich befand, den Bilderschmuck an den Wänden musterte. Da war zunächst Guido Reni's Aurora, gegenüber aber hingen englische Kupferstiche, Stiche nach Benjamin West, in der bekannten Aquatinta-Manier von viel Licht und Schatten. Eins der Bilder war König Lear im Unwetter auf der Haide.

Effi hatte ihre Musterung kaum beendet, als die Thür des angrenzenden Zimmers sich öffnete, und eine große schlanke Dame von einem sofort für sie einnehmenden Ausdruck auf die Bittstellerin zutrat und ihr die Hand reichte. „Meine liebe, gnädigste Frau," sagte sie, „welche Freude für mich, Sie wiederzusehen . . ."

Und während sie das sagte, schritt sie auf das Sopha zu und zog Effi, während sie selber Platz nahm, zu sich nieder.

Effi war bewegt durch die sich in Allem aussprechende Herzensgüte. Keine Spur von Ueberheblichkeit oder Vorwurf, nur menschlich schöne Theilnahme. „Womit kann ich Ihnen dienen?" nahm die Ministerin noch einmal das Wort.

Um Effi's Mund zuckte es. Endlich sagte sie: „Was mich herführt, ist eine Bitte, deren Erfüllung Excellenz vielleicht möglich machen. Ich habe eine zehnjährige Tochter, die ich seit drei Jahren nicht gesehen habe und gern wiedersehen möchte."

Die Ministerin nahm Effi's Hand und sah sie freundlich an.

„Wenn ich sage, in drei Jahren nicht gesehen, so ist das nicht ganz richtig. Vor drei Tagen habe ich sie wiedergesehen." Und nun schilderte Effi mit großer Lebendigkeit die Begegnung, die sie mit Annie gehabt hatte. „Vor meinem eigenen Kinde auf der Flucht. Ich weiß wohl, man liegt, wie man

sich bettet, und ich will nichts ändern in meinem Leben. Wie es ist, so ist es recht; ich habe es nicht anders gewollt. Aber das mit dem Kinde, das ist doch zu hart, und so habe ich denn den Wunsch, es dann und wann sehen zu dürfen, nicht heimlich und verstohlen, sondern mit Wissen und Zustimmung aller Betheiligten."

„Unter Wissen und Zustimmung aller Betheiligten," wiederholte die Ministerin Effi's Worte. „Das heißt also unter Zustimmung Ihres Herrn Gemahls. Ich sehe, daß seine Erziehung dahin geht, das Kind von der Mutter fernzuhalten, ein Verfahren, über das ich mir kein Urtheil erlaube. Vielleicht daß er Recht hat; verzeihen Sie mir diese Bemerkung, gnädige Frau."

Effi nickte.

„Sie finden sich selbst in der Haltung Ihres Herrn Gemahls zurecht und verlangen nur, daß einem natürlichen Gefühle, wohl dem schönsten unserer Gefühle (wenigstens wir Frauen werden uns darin finden), sein Recht werde. Treff' ich es darin?"

„Im Allem."

„Und so soll ich denn die Erlaubniß zu gelegentlichen Begegnungen erwirken, in Ihrem Hause, wo Sie versuchen können, sich das Herz Ihres Kindes zurückzuerobern."

Effi drückte noch einmal ihre Zustimmung aus, während die Ministerin fortfuhr: „Ich werde also thun, meine gnädigste Frau, was ich thun kann. Aber wir werden es nicht eben leicht haben. Ihr Herr Gemahl, verzeihen Sie, daß ich ihn nach wie vor so nenne, ist ein Mann, der nicht nach Stimmungen und Laune, sondern nach Grundsätzen handelt und diese fallen zu lassen oder auch nur momentan aufzugeben, wird ihm hart ankommen. Läg' es nicht so, so wäre seine Handlungs- und Erziehungsweise längst eine andere gewesen. Das, was hart für Ihr Herz ist, hält er für richtig."

„So meinen Excellenz vielleicht, es wäre besser, meine Bitte zurückzunehmen?"

„Doch nicht. Ich wollte nur das Thun Ihres Herrn Gemahls erklären, um nicht zu sagen rechtfertigen, und wollte zugleich die Schwierigkeiten andeuten, auf die wir, aller Wahrscheinlichkeit nach, stoßen werden. Aber ich denke, wir zwingen es trotzdem. Denn wir Frauen, wenn wir's klug einleiten und den Bogen nicht überspannen, wissen mancherlei durchzusetzen. Zudem gehört Ihr Herr Gemahl zu meinen besonderen Verehrern, und er wird mir eine Bitte, die ich an ihn richte, nicht wohl abschlagen. Wir haben morgen einen kleinen Cirkel, auf dem ich ihn sehe, und übermorgen früh haben Sie ein paar Zeilen von mir, die Ihnen sagen werden, ob ich's klug, das heißt glücklich eingeleitet oder nicht. Ich denke, wir siegen in der Sache, und Sie werden Ihr Kind wiedersehen und sich seiner freuen. Es soll ein sehr schönes Mädchen sein. Nicht zu verwundern."

Dreiunddreißigstes Capitel.

Am zweitfolgenden Tage trafen, wie versprochen, einige Zeilen ein, und Effi las: „Es freut mich, liebe gnädige Frau, Ihnen gute Nachricht geben zu können. Alles ging nach Wunsch; Ihr Herr Gemahl ist zu sehr Mann von Welt, um einer Dame eine von ihr vorgetragene Bitte abschlagen zu können; zugleich aber, — auch das darf ich Ihnen nicht verschweigen, — sah ich deutlich, daß sein „ja" nicht dem entsprach, was er für klug und recht hält. Aber kritteln wir nicht, wo wir uns freuen sollen. Ihre Annie, so haben wir es verabredet, wird über Mittag kommen, und ein guter Stern stehe über ihrem Wiedersehen."

Es war mit der zweiten Post, daß Effi diese Zeilen empfing, und bis zu Annie's Erscheinen waren muthmaßlich keine zwei Stunden mehr. Eine kurze Zeit, aber immer noch zu lang, und Effi schritt in Unruhe durch beide Zimmer und dann wieder in die Küche, wo sie mit Roswitha von allem Möglichen sprach, von dem Epheu drüben an der Christuskirche, nächstes Jahr würden die Fenster wohl ganz zugewachsen sein, von dem Portier, der den Gashahn wieder so schlecht zugeschraubt habe (sie würden doch noch nächstens in die Luft fliegen), und daß sie das Petroleum doch lieber wieder aus der großen Lampenhandlung Unter den Linden als aus der Anhaltstraße holen solle, — von allem Möglichen sprach sie, nur von Annie nicht, weil sie die Furcht nicht aufkommen lassen wollte, die trotz der Zeilen der Ministerin, oder vielleicht auch um dieser Zeilen willen, in ihr lebte.

Nun war Mittag. Endlich wurde geklingelt, schüchtern, und Roswitha ging, um durch das Guckloch zu sehen. Richtig, es war Annie. Roswitha gab dem Kinde einen Kuß, sprach aber sonst kein Wort, und ganz leise, wie wenn ein Kranker im Hause wäre, führte sie das Kind vom Corridor her erst in die Hinterstube und dann bis an die nach vorn führende Thür.

„Da geh' hinein, Annie." Und unter diesen Worten, sie wollte nicht stören, ließ sie das Kind allein und ging wieder auf die Küche zu.

Effi stand am anderen Ende des Zimmers, den Rücken gegen den Spiegelpfeiler, als das Kind eintrat. „Annie!" Aber Annie blieb an der nur angelehnten Thür stehen, halb verlegen, aber halb auch mit Vorbedacht, und so eilte denn Effi auf das Kind zu, hob es in die Höhe und küßte es.

„Annie, mein süßes Kind, wie freue ich mich. Komm', erzähle mir," und dabei nahm sie Annie bei der Hand und ging auf das Sopha zu, um sich da zu setzen. Annie stand aufrecht und griff, während sie die Mutter immer noch scheu ansah, mit der Linken nach dem Zipfel der herabhängenden Tischdecke. „Weißt Du wohl, Annie, daß ich Dich einmal gesehen habe."

„Ja, mir war es auch so."

„Und nun erzähle mir recht viel. Wie groß Du geworden bist! Und das ist die Narbe da; Roswitha hat mir davon erzählt. Du warst immer so wild und ausgelassen beim Spielen. Das hast Du von Deiner Mama, die war auch so. Und in der Schule? ich denke mir, Du bist immer die Erste, Du siehst mir so aus, als müßtest Du eine Musterschülerin sein und immer

die besten Censuren nach Hause bringen. Ich habe auch gehört, daß Dich das Fräulein v. Wedelstädt so gelobt haben soll. Das ist recht; ich war auch so ehrgeizig, aber ich hatte nicht solche gute Schule. Mythologie war immer mein Bestes. Worin bist Du denn am besten?"

„Ich weiß es nicht."

„O, Du wirst es schon wissen. Das weiß man. Worin hast Du denn die beste Censur?"

„In der Religion."

„Nun, siehst Du, da weiß ich es doch. Ja, das ist sehr schön; ich war nicht so gut darin, aber es wird wohl auch an dem Unterricht gelegen haben. Wir hatten bloß einen Candidaten."

„Wir hatten auch einen Candidaten."

„Und der ist fort?"

Annie nickte.

„Warum ist er fort?"

„Ich weiß es nicht. Wir haben nun wieder den Prediger."

„Den ihr alle sehr liebt."

„Ja; zwei aus der ersten Classe wollen auch übertreten."

„Ah, ich verstehe; das ist schön. Und was macht Johanna?"

„Johanna hat mich bis vor das Haus begleitet . . ."

„Und warum hast Du sie nicht mit heraufgebracht?"

„Sie sagte, sie wolle lieber unten bleiben und an der Kirche drüben warten."

„Und da sollst Du sie wohl abholen?"

„Ja."

„Nun, sie wird da hoffentlich nicht ungeduldig werden. Es ist ein kleiner Vorgarten da und die Fenster sind schon halb von Epheu überwachsen, als ob es eine alte Kirche wäre."

„Ich möchte sie aber doch nicht gerne warten lassen."

„Ach, ich sehe, Du bist sehr rücksichtsvoll, und darüber werde ich mich wohl freuen müssen. Man muß es nur richtig eintheilen . . . Und nun sage mir noch, was macht Rollo?"

„Rollo ist sehr gut. Aber Papa sagt, er würde so faul; er liegt immer in der Sonne."

„Das glaub' ich. So war er schon, als Du noch ganz klein warst . . . Und nun sage mir, Annie, — denn heute haben wir uns ja bloß so mal wiedergesehen, — wirst Du mich öfter besuchen?"

„O gewiß, wenn ich darf."

„Wir können dann auch in dem Prinz Albrecht'schen Garten spazieren gehen."

„O gewiß, wenn ich darf."

„Oder wir gehen zu Schilling und essen Eis, Ananas- oder Vanilleneis; das aß ich immer am liebsten."

„O gewiß, wenn ich darf."

Und bei diesem dritten „wenn ich darf" war das Maß voll; Effi sprang auf, und ein Blick, in dem es wie Empörung aufflammte, traf das Kind. „Ich glaube, es ist die höchste Zeit, Annie; Johanna wird sonst ungeduldig." Und sie zog die Klingel. Roswitha, die schon im Nebenzimmer war, trat gleich ein. „Roswitha, gieb Annie das Geleit bis drüben zur Kirche. Johanna wartet da. Hoffentlich hat sie sich nicht erkältet. Es sollte mir leid thun. Grüße Johanna."

Und nun gingen beide.

Kaum aber daß Roswitha draußen die Thür ins Schloß gezogen hatte, so riß Effi, weil sie zu ersticken drohte, ihr Kleid auf und verfiel in ein krampfhaftes Lachen. „So also sieht ein Wiedersehen aus," und dabei stürzte sie nach vorn, öffnete die Fensterflügel und suchte nach etwas, das ihr beistehe. Und sie fand auch was in der Noth ihres Herzens. Da neben dem Fenster war ein Bücherbrett, ein paar Bände von Schiller und Körner darauf, und auf den Gedichtbüchern, die alle gleiche Höhe hatten, lag eine Bibel und ein Gesangbuch. Sie griff danach, weil sie was haben mußte, vor dem sie knieen und beten konnte, und legte Bibel und Gesangbuch auf den Tischrand, gerade da, wo Annie gestanden hatte, und mit einem heftigen Ruck warf sie sich davor nieder und sprach halblaut vor sich hin: „O Du Gott im Himmel, vergieb mir, was ich gethan; ich war ein Kind . . . Aber nein, nein, ich war kein Kind, ich war alt genug, um zu wissen, was ich that. Ich *hab* es auch gewußt, und ich will meine Schuld nicht kleiner machen, . . . aber *das* ist zuviel. Denn das hier, mit dem Kind, das bist nicht *Du*, Gott, der mich strafen will, das ist *er*, bloß er! Ich habe geglaubt, daß er ein edles Herz habe, und habe mich immer klein neben ihm gefühlt; aber jetzt weiß ich, daß *er* es ist, *er* ist klein. Und weil er klein ist, ist er grausam. Alles, was klein ist, ist grausam. Das hat *er* dem Kinde beigebracht, ein Schulmeister war er immer, Crampas hat ihn so genannt, spöttisch damals, aber er hat Recht gehabt. ‚O gewiß, wenn ich darf.' *Du brauchst* nicht zu dürfen; ich will euch nicht mehr, ich haß' euch, auch mein eigen Kind. Was zu viel ist, ist zu viel. Ein Streber war er, weiter nichts. — Ehre, Ehre, Ehre . . . und dann hat er den armen Kerl todtgeschossen, den ich nicht einmal liebte und den ich vergessen hatte, weil ich ihn nicht liebte. Dummheit war Alles, und nun Blut und Mord. Und ich schuld. Und nun schickt er mir das Kind, weil er einer Ministerin nichts abschlagen kann, und ehe er das Kind schickt, richtet er's ab wie einen Papagei und bringt ihm die Phrase bei ‚wenn ich darf'. Mich ekelt, was ich gethan; aber was mich noch mehr ekelt, das ist eure Tugend. Weg mit euch. Ich muß leben, aber ewig wird es ja wohl nicht dauern."

Als Roswitha wiederkam, lag Effi am Boden, das Gesicht abgewandt, wie leblos.

Vierunddreißigstes Capitel.

Rummschüttel, als er gerufen wurde, fand Effi's Zustand nicht unbedenklich. Das Hektische, das er seit Jahr und Tag an ihr beobachtete, trat ihm ausgesprochener als früher entgegen, und, was schlimmer war, auch die ersten Zeichen eines Nervenleidens waren da. Seine ruhig freundliche Weise aber, der er einen Beisatz von Laune zu geben wußte, that Effi wohl, und sie war ruhig, so lange Rummschüttel um sie war. Als er schließlich ging, begleitete Roswitha den alten Herrn bis in den Vorflur und sagte: „Gott, Herr Geheimrath, mir ist so bange; wenn es nu mal wiederkommt, und es kann doch; Gott, — da hab' ich ja keine ruhige Stunde mehr. Es war aber doch auch zu viel, das mit dem Kind. Die arme gnädige Frau. Und noch so jung, wo manche erst anfangen."

„Lassen Sie nur, Roswitha. Kann noch Alles wieder werden. Aber fort muß sie. Wir wollen schon sehen. Andere Luft, andere Menschen."

Den zweiten Tag danach traf ein Brief in Hohen-Cremmen ein, der lautete: „Gnädigste Frau! Meine alten freundschaftlichen Beziehungen zu den Häusern Briest und Belling, und nicht zum wenigsten die herzliche Liebe, die ich zu Ihrer Frau Tochter hege, werden diese Zeilen rechtfertigen. Es geht so nicht weiter. Ihre Frau Tochter, wenn nicht etwas geschieht, das sie der Einsamkeit und dem Schmerzlichen ihres nun seit Jahren geführten Lebens entreißt, wird schnell hinsiechen. Eine Disposition zu Phtisis war immer da, weshalb ich schon vor Jahren Ems verordnete; zu diesem alten Uebel hat sich nun ein neues gesellt: ihre Nerven zehren sich auf. Dem Einhalt zu thun, ist ein Luftwechsel nöthig. Aber wohin? Es würde nicht schwer sein, in den schlesischen Bädern eine Auswahl zu treffen, Salzbrunn gut, und Reinerz, wegen der Nervencomplikation, noch besser. Aber es darf nur Hohen-Cremmen sein. Denn, meine gnädigste Frau, was Ihrer Frau Tochter Genesung bringen kann, ist nicht Luft allein; sie siecht hin, weil sie nichts hat als Roswitha. Dienertreue ist schön, aber Elternliebe ist besser. Verzeihen Sie einem alten Manne dies Sicheinmischen in Dinge, die jenseits seines ärztlichen Berufes liegen. Und doch auch wieder nicht, denn es ist schließlich auch der Arzt, der hier spricht und seiner Pflicht nach, verzeihen Sie dies Wort, Forderungen stellt . . . Ich habe so viel vom Leben gesehen . . . aber nichts mehr in diesem Sinne. Mit der Bitte, mich Ihrem Herrn Gemahl empfehlen zu wollen, in vorzüglicher Ergebenheit Dr. Rummschüttel."

Frau v. Briest hatte den Brief ihrem Manne vorgelesen; beide saßen auf dem schattigen Steinfliesengange, den Gartensaal im Rücken, das Rondel mit der Sonnenuhr vor sich. Der um die Fenster sich rankende wilde Wein bewegte sich leis in dem Luftzuge, der ging, und über dem Wasser standen ein paar Libellen im hellen Sonnenschein.

Briest schwieg und trommelte mit dem Finger auf dem Theebrett.

„Bitte, trommle nicht; sprich lieber."

„Ach, Luise, was soll ich sagen. Daß ich trommle, sagt gerade genug. Du weißt seit Jahr und Tag, wie ich darüber denke. Damals, als Inn-

stetten's Brief kam, ein Blitz aus heitrem Himmel, damals war ich Deiner Meinung. Aber das ist nun schon wieder eine halbe Ewigkeit her; soll ich hier bis an mein Lebensende den Großinquisitor spielen? Ich kann Dir sagen, ich hab' es seit lange satt . . ."

„Mache mir keine Vorwürfe, Briest; ich liebe sie so wie Du, vielleicht noch mehr; Jeder hat seine Art. Aber man lebt doch nicht bloß in der Welt, um schwach und zärtlich zu sein und Alles mit Nachsicht zu behandeln, was gegen Gesetz und Gebot ist und was die Menschen verurtheilen und, vorläufig wenigstens, auch noch — mit Recht verurtheilen."

„Ach was. Eins geht vor."

„Natürlich, Eins geht vor; aber was ist das Eine?"

„Liebe der Eltern zu ihren Kindern. Und wenn man gar bloß eines hat . . ."

„Dann ist es vorbei mit Katechismus und Moral und mit dem Anspruch der ‚Gesellschaft'."

„Ach, Luise, komme mir mit Katechismus so viel Du willst; aber komme mir nicht mit ‚Gesellschaft'."

„Es ist sehr schwer, sich ohne Gesellschaft zu behelfen."

„Ohne Kind auch. Und dann glaube mir, Luise, die ‚Gesellschaft', wenn sie nur will, kann auch ein Auge zudrücken. Und ich stehe so zu der Sache: kommen die Rathenower, so ist es gut, und kommen sie nicht, so ist es auch gut. Ich werde ganz einfach telegraphiren: ‚Effi, komm.' Bist Du einverstanden?"

Sie stand auf und gab ihm einen Kuß auf die Stirn. „Natürlich bin ich's. Du solltest mir nur keinen Vorwurf machen. Ein leichter Schritt ist es nicht. Und unser Leben wird von Stund an ein anderes."

„Ich kann's aushalten. Der Raps steht gut, und im Herbst kann ich einen Hasen hetzen. Und der Rothwein schmeckt mir noch. Und wenn ich das Kind erst wieder im Hause habe, dann schmeckt er mir noch besser . . . Und nun will ich das Telegramm schicken."

* * *

Effi war nun schon über ein halbes Jahr in Hohen-Cremmen; sie bewohnte die beiden Zimmer im ersten Stock, die sie schon früher, wenn sie zu Besuch da war, bewohnt hatte; das größere war für sie persönlich hergerichtet, nebenan schlief Roswitha. Was Rummschüttel von diesem Aufenthalt und all' dem andern Guten erwartet hatte, das hatte sich auch erfüllt, so weit sich's erfüllen konnte. Das Hüsteln ließ nach, der herbe Zug, der das so gütige Gesicht um ein gut Theil seines Liebreizes gebracht hatte, schwand wieder hin, und es kamen Tage, wo sie wieder lachen konnte. Von Kessin und Allem, was da zurück lag, wurde wenig gesprochen, mit alleiniger Ausnahme von Frau v. Padden und natürlich von Gieshübler, für den der alte Briest eine lebhafte Vorliebe hatte. „Dieser Alonzo, dieser Preciosa-Spanier, der einen Mirambo beherbergt und eine Trippelli großzieht, — ja, das muß ein Genie sein, das laß ich mir nicht ausreden." Und dann mußte sich Effi bequemen, ihm den ganzen Gieshübler, mit dem Hut in der Hand und seinen endlosen

Artigkeitsverbeugungen vorzuspielen, was sie, bei dem ihr eigenen Nachahmungstalent, sehr gut konnte, trotzdem aber ungern that, weil sie's allemal als ein Unrecht gegen den guten und lieben Menschen empfand. — Von Innstetten und Annie war nie die Rede, wiewohl feststand, daß Annie Erbtochter sei, und Hohen-Cremmen ihr zufallen würde.

Ja, Effi lebte wieder auf, und die Mama, die, nach Frauenart, nicht ganz abgeneigt war, die ganze Sache, so schmerzlich sie blieb, als einen interessanten Fall anzusehen, wetteiferte mit ihrem Manne in Liebes- und Aufmerksamkeitsbezeugungen.

„Solchen guten Winter haben wir lange nicht gehabt," sagte Briest. Und dann erhob sich Effi von ihrem Platz und streichelte ihm das spärliche Haar aus der Stirn. Aber so schön das Alles war, auf Effi's Gesundheit hin angesehen, war es doch Alles nur Schein, in Wahrheit ging die Krankheit weiter und zehrte still das Leben auf. Wenn Effi — die wieder, wie damals an ihrem Verlobungstage mit Innstetten, ein blau und weißgestreiftes Kittelkleid mit einem losen Gürtel trug — rasch und elastisch auf die Eltern zutrat, um ihnen einen guten Morgen zu bieten, so sahen sich diese freudig verwundert an, freudig verwundert, aber doch auch wehmüthig, weil ihnen nicht entgehen konnte, daß es nicht die helle Jugend, sondern eine Verklärtheit war, was der schlanken Erscheinung und den leuchtenden Augen diesen eigenthümlichen Ausdruck gab. Alle, die schärfer zusahen, sahen dies, nur Effi selbst sah es nicht und lebte ganz dem Glücksgefühle, wieder an dieser für sie so freundlich friedreichen Stelle zu sein, in Versöhnung mit denen, die sie immer geliebt hatte und von denen sie immer geliebt worden war, auch in den Jahren ihres Elends und ihrer Verbannung.

Sie beschäftigte sich mit allerlei Wirthschaftlichem und sorgte für Ausschmückung und kleine Verbesserungen im Haushalt. Ihr Sinn für das Schöne ließ sie darin immer das Richtige treffen. Lesen aber und vor Allem die Beschäftigung mit den Künsten hatte sie ganz aufgegeben. „Ich habe davon so viel gehabt, daß ich froh bin, die Hände in den Schoß legen zu können." Es erinnerte sie auch wohl zu sehr an ihre traurigen Tage. Sie bildete statt dessen die Kunst aus, still und entzückt auf die Natur zu blicken, und wenn das Laub von den Platanen fiel, wenn die Sonnenstrahlen auf dem Eis des kleinen Teiches blitzten oder die ersten Crocus aus dem noch halb winterlichen Rondel aufblühten, — das that ihr wohl, und auf all das konnte sie stundenlang blicken und dabei vergessen, was ihr das Leben versagt, oder richtiger wohl, um was sie sich selbst gebracht hatte.

Besuch blieb nicht ganz aus, nicht alle stellten sich gegen sie; ihren Hauptverkehr aber hatte sie doch in Schulhaus und Pfarre.

Daß im Schulhaus die Töchter ausgeflogen waren, schadete nicht viel, es würde nicht mehr so recht gegangen sein; aber zu Jahnke selbst — der nicht bloß ganz Schwedisch-Pommern, sondern auch die Kessiner Gegend als scandinavisches Vorland ansah und beständig darauf bezügliche Fragen stellte —, zu diesem alten Freunde stand sie besser denn je. „Ja, Jahnke, wir hatten ein Dampfschiff, und wie ich Ihnen, glaub' ich, schon einmal schrieb oder viel-

leicht auch schon mal erzählt habe, beinahe wär' ich wirklich 'rüber nach Wisby gekommen. Denken Sie sich, beinahe nach Wisby. Es ist komisch, aber ich kann eigentlich von vielem in meinem Leben sagen ‚beinah'."

„Schade, schade," sagte Jahnke.

„Ja, freilich schade. Aber auf Rügen bin ich wirklich umhergefahren. Und das wäre so was für Sie gewesen, Jahnke. Denken Sie sich, Arkona mit einem großen Wenden-Lagerplatz, der noch sichtbar sein soll; denn ich bin nicht hingekommen; aber nicht allzu weit davon ist der Hertha-See mit weißen und gelben Mummeln. Ich habe da viel an Ihre Hertha denken müssen . . ."

„Nun, ja ja, Hertha . . . Aber Sie wollten von dem Hertha-See sprechen . . ."

„Ja, das wollt' ich . . . Und denken Sie sich, Jahnke, dicht an dem See standen zwei große Opfersteine, blank und noch die Rinnen drin, in denen vordem das Blut ablief. Ich habe von der Zeit an einen Widerwillen gegen die Wenden."

„Ach, gnäd'ge Frau, verzeihen. Aber das waren ja keine Wenden. Das mit den Opfersteinen und mit dem Hertha-See, das war ja schon wieder viel, viel früher, ganz vor Christum natum; reine Germanen, von denen wir alle abstammen . . ."

„Versteht sich," lachte Effi, „von denen wir alle abstammen, die Jahnke's gewiß und vielleicht auch die Briest's."

Und dann ließ sie Rügen und den Hertha-See fallen und fragte nach seinen Enkeln und welche ihm lieber wären, die von Bertha oder die von Hertha.

Ja, Effi stand gut zu Jahnke. Aber trotz seiner intimen Stellung zu Hertha-See, Scandinavien und Wisby, war er doch nur ein einfacher Mann, und so konnte es nicht wohl ausbleiben, daß der vereinsamten jungen Frau die Plaudereien mit Niemeyer um Vieles lieber waren. Im Herbst, so lange sich im Parke promenieren ließ, hatte sie denn auch die Hülle und Fülle davon; mit dem Eintreten des Winters aber kam eine mehrmonatliche Unterbrechung, weil sie das Predigerhaus selbst nicht gern betrat; Frau Pastor Niemeyer war immer eine sehr unangenehme Frau gewesen und schlug jetzt vollends hohe Töne an, trotzdem sie, nach Ansicht der Gemeinde, selber nicht ganz einwandsfrei war.

Das ging so den ganzen Winter durch, sehr zu Effi's Leidwesen. Als dann aber, Anfang April, die Sträucher einen grünen Rand zeigten und die Parkwege rasch abtrockneten, da wurden auch die Spaziergänge wieder aufgenommen.

Einmal gingen sie auch so. Von fern her hörte man den Kuckuck, und Effi zählte, wie viele Male er rief. Sie hatte sich an Niemeyer's Arm gehängt und sagte: „Ja, da ruft der Kuckuck. Ich mag ihn nicht befragen. Sagen Sie, Freund, was halten Sie vom Leben?"

„Ach, liebe Effi, mit solchen Doctorfragen darfst Du mir nicht kommen. Da mußt Du Dich an einen Philosophen wenden oder ein Ausschreiben an eine Facultät machen. Was ich vom Leben halte? Viel und wenig. Mitunter ist es recht viel und mitunter ist es recht wenig."

„Das ist recht, Freund, das gefällt mir; mehr brauch' ich nicht zu wissen." Und als sie das so sagte, waren sie bis an die Schaukel gekommen. Sie sprang hinauf, mit einer Behendigkeit wie in ihren jüngsten Mädchentagen, und ehe sich noch der Alte, der ihr zusah, von seinem halben Schreck erholen konnte, huckte sie schon zwischen den zwei Stricken nieder und setzte das Schaukelbrett durch ein geschicktes Auf- und Niederschnellen ihres Körpers in Bewegung. Ein paar Secunden noch, und sie flog durch die Luft, und bloß mit einer Hand sich haltend, riß sie mit der anderen ein kleines Seidentuch von Brust und Hals und schwenkte es wie in Glück und Uebermuth. Dann ließ sie die Schaukel wieder langsam gehen und sprang herab und nahm wieder Niemeyer's Arm.

„Effi, Du bist doch noch immer wie Du früher warst."

„Nein. Ich wollte, es wäre so. Aber es liegt ganz zurück, und ich hab' es nur noch einmal versuchen wollen. Ach, wie schön es war, und wie mir die Luft wohlthat; mir war, als flög' ich in den Himmel. Ob ich wohl hineinkomme? Sagen Sie mir's, Freund, Sie müssen es wissen. Bitte, bitte . . ."

Niemeyer nahm ihren Kopf in seine zwei alten Hände und gab ihr einen Kuß auf die Stirn und sagte: „Ja, Effi, Du wirst."

Fünfunddreißigstes Capitel.

Effi war den ganzen Tag draußen im Park, weil sie das Luftbedürfniß hatte; der alte Friesacker Dr. Wiesike war auch einverstanden damit, gab ihr aber in diesem Stücke doch zu viel Freiheit, zu thun, was sie wolle, so daß sie sich während der kalten Tage im Mai heftig erkältete: sie wurde fiebrig, hustete viel, und der Doctor, der sonst jeden dritten Tag herüber kam, kam jetzt täglich und war in Verlegenheit, wie er der Sache beikommen solle, denn die Schlaf- und Hustenmittel, nach denen Effi verlangte, konnten ihr des Fiebers halber nicht gegeben werden.

„Doctor," sagte der alte Briest, „was wird aus der Geschichte? Sie kennen sie ja von klein auf, haben sie geholt. Mir gefällt das Alles nicht; sie nimmt sichtlich ab, und die rothen Flecke und der Glanz in den Augen, wenn sie mich mit einem Male so fragend ansieht. Was meinen Sie? Was wird? Muß sie sterben?"

Wiesike wiegte den Kopf langsam hin und her. „Das will ich nicht sagen, Herr v. Briest. Daß sie so fiebert, gefällt mir nicht. Aber wir werden es schon wieder 'runter kriegen, dann muß sie nach der Schweiz oder nach Mentone. Reine Luft und freundliche Eindrücke, die das Alte vergessen machen . . ."

„Lethe, Lethe."

„Ja, Lethe," lächelte Wiesike. „Schade, daß uns die alten Schweden, die Griechen, bloß das Wort hinterlassen haben und nicht zugleich auch die Quelle selbst . . ."

„Oder wenigstens das Recept dazu, Wässer werden ja jetzt nach Vorschrift nachgemacht. Alle Wetter, Wiesike, das wär' ein Geschäft, wenn wir darauf

hin ein Sanatorium anlegen könnten: Friesack als Vergessenheitsquelle. Nun, vorläufig wollen wir es mit der Riviera versuchen. Mentone ist ja wohl Riviera? Die Kornpreise sind zwar in diesem Augenblicke schlecht, aber was sein muß, muß sein. Ich werde mit meiner Frau darüber sprechen."

Das that er denn auch und fand sofort seiner Frau Zustimmung, deren in letzter Zeit — wohl unter dem Eindruck zurückgezogenen Lebens — stark erwachte Lust, auch mal den Süden zu sehen, seinem Vorschlage zu Hülfe kam. Aber Effi selbst wollte nichts davon wissen. „Wie gut Ihr gegen mich seid. Und ich bin egoistisch genug, ich würde das Opfer auch annehmen, wenn ich mir etwas davon verspräche. Mir steht es aber fest, daß es mir bloß schaden würde."

„Das redest Du Dir ein, Effi."

„Nein. Ich bin so reizbar geworden; Alles ärgert mich. Nicht hier bei Euch. Ihr verwöhnt mich und räumt mir Alles aus dem Wege. Aber auf einer Reise, da geht das nicht, da läßt sich das Unangenehme nicht so bei Seite thun; mit dem Schaffner fängt es an, und mit dem Kellner hört es auf. Wenn ich mir die suffisanten Gesichter bloß vorstelle, so wird mir schon ganz heiß. Nein, nein, laßt mich hier. Ich mag nicht mehr weg von Hohen-Cremmen, hier ist meine Stelle. Der Heliotrop unten auf dem Rondel, um die Sonnenuhr herum, ist mir lieber als Mentone."

Nach diesem Gespräche ließ man den Plan wieder fallen, und Wiesike, so viel er sich von Italien versprochen hatte, sagte: „Das müssen wir respectiren, denn das sind keine Launen; solche Kranken haben ein sehr feines Gefühl und wissen, mit merkwürdiger Sicherheit, was ihnen hilft und was nicht. Und was Frau Effi da gesagt hat von Schaffner und Kellner, das ist doch auch eigentlich ganz richtig, und es gibt keine Luft, die so viel Heilkraft hätte, den Hôtel-ärger (wenn man sich überhaupt darüber ärgert) zu balanciren. Also lassen wir sie hier; wenn es nicht das Beste ist, so ist es gewiß nicht das Schlechteste."

Das bestätigte sich denn auch. Effi erholte sich, nahm um ein Geringes wieder zu (der alte Briest gehörte zu den Wiegefanatikern) und verlor ein gut Theil ihrer Reizbarkeit. Dabei war aber ihr Luftbedürfniß in einem beständigen Wachsen, und zumal wenn Westwind ging und graues Gewölk am Himmel zog, verbrachte sie viele Stunden im Freien. An solchen Tagen ging sie wohl auch auf die Felder hinaus und ins Luch, oft eine halbe Meile weit, und setzte sich, wenn sie müde geworden, auf einen Hürdenzaun und sah, in Träume verloren, auf die Ranunkeln und rothen Ampferstauden, die sich im Winde bewegten.

„Du gehst immer so allein," sagte Frau von Briest. „Unter unseren Leuten bist Du sicher; aber es schleicht auch so viel fremdes Gesindel umher."

Das machte doch einen Eindruck auf Effi, die an Gefahr nie gedacht hatte, und als sie mit Roswitha allein war, sagte sie: „Dich kann ich nicht gut mitnehmen, Roswitha; Du bist zu dick und nicht mehr fest auf den Füßen."

„Nu, gnäd'ge Frau, so schlimm ist es doch noch nicht. Ich könnte ja doch noch heirathen."

„Natürlich," lachte Effi. „Das kann man immer noch. Aber weißt Du, Roswitha, wenn ich einen Hund hätte, der mich begleitete. Papas Jagdhund hat gar kein Attachement für mich, Jagdhunde sind so dumm, und er rührt sich immer erst, wenn der Jäger oder der Gärtner die Flinte vom Riegel nimmt. Ich muß jetzt oft an Rollo denken."

„Ja," sagte Roswitha, „so 'was wie Rollo haben sie hier gar nicht. Aber damit will ich nichts gegen ‚hier' gesagt haben. Hohen-Cremmen ist sehr gut."

* * *

Es war drei, vier Tage nach diesem Gespräche zwischen Effi und Roswitha, daß Innstetten um eine Stunde früher in sein Arbeitszimmer trat als gewöhnlich. Die Morgensonne, die sehr hell schien, hatte ihn geweckt, und weil er fühlen mochte, daß er nicht wieder einschlafen würde, war er aufgestanden, um sich an eine Arbeit zu machen, die schon seit geraumer Zeit der Erledigung harrte.

Nun war es eine Viertelstunde nach Acht, und er klingelte. Johanna brachte das Frühstückstablett, auf dem, neben der Kreuzzeitung und der Norddeutschen Allgemeinen, auch noch zwei Briefe lagen. Er überflog die Adressen und erkannte an der Handschrift, daß der eine vom Minister war. Aber der andere? Der Poststempel war nicht deutlich zu lesen, und das „Sr. Wohlgeboren Herrn Baron von Innstetten" bezeugte eine glückliche Unvertrautheit mit den landesüblichen Titulaturen. Dem entsprachen auch die Schriftzüge von sehr primitivem Charakter. Aber die Wohnungsangabe war wieder merkwürdig genau: W. Keithstraße 1c, zwei Treppen hoch.

Innstetten war Beamter genug, um den Brief von „Excellenz" zuerst zu erbrechen. „Mein lieber Innstetten! Ich freue mich, Ihnen mittheilen zu können, daß Seine Majestät Ihre Ernennung zu unterzeichnen geruht haben und gratulire Ihnen aufrichtig dazu." Innstetten war erfreut über die liebenswürdigen Zeilen des Ministers, fast mehr als über die Ernennung selbst. Denn was das Höherhinaufklimmen auf der Leiter anging, so war er seit dem Morgen in Kessin, wo Crampas mit einem Blick, den er immer vor Augen hatte, Abschied von ihm genommen, etwas kritisch gegen derlei Dinge geworden. Er maß seitdem mit anderem Maße, sah Alles anders an. Auszeichnung, was war es am Ende? Mehr als einmal hatte er, während der ihm immer freudloser dahin fließenden Tage, einer halb vergessenen Ministerialanekdote aus den Zeiten des älteren Ladenberg her, gedenken müssen, der, als er nach langem Warten den rothen Adlerorden empfing, ihn wüthend und mit dem Ausrufe bei Seite warf: „Da liege, bis du schwarz wirst." Wahrscheinlich war er dann hinterher auch „schwarz" geworden, aber um viele Tage zu spät und sicherlich ohne rechte Befriedigung für den Empfänger. Alles, was uns Freude machen soll, ist an Zeit und Umstände gebunden, und was uns heute noch beglückt, ist morgen werthlos. Innstetten empfand das tief, und so gewiß ihm an Ehren und Gunstbezeugungen von oberster Stelle her lag, wenigstens gelegen hatte, so gewiß stand ihm jetzt fest, es käme bei dem glänzenden

Schein der Dinge nicht viel heraus, und das, was man „das Glück" nenne, wenn's überhaupt existire, sei 'was Anderes als dieser Schein. „Das Glück, wenn mir recht ist, liegt in zweierlei: darin, daß man ganz da steht, wo man hin gehört (aber welcher Beamter kann das von sich sagen), und zum zweiten und besten in einem behaglichen Abwickeln des ganz Alltäglichen, also darin, daß man ausgeschlafen hat und daß einen die neuen Stiefel nicht drücken. Wenn einem die 720 Minuten eines zwölfstündigen Tages ohne besonderen Aerger vergehen, so läßt sich von einem glücklichen Tage sprechen." In einer Stimmung, die derlei schmerzlichen Betrachtungen nachhing, war Innstetten auch heute wieder. Er nahm nun den zweiten Brief. Als er ihn gelesen, fuhr er über seine Stirn und empfand schmerzlich, daß es ein Glück gäbe, daß er es gehabt, aber daß er es nicht mehr habe und nicht mehr haben könne.

Johanna trat ein und meldete: „Geheimrath Wüllersdorf."

Dieser stand schon auf der Thürschwelle. „Gratulire, Innstetten."

„Ihnen glaub' ich's; die Anderen werden sich ärgern. Im Uebrigen . . ."

„Im Uebrigen. Sie werden doch in diesem Augenblicke nicht kritteln wollen."

„Nein. Die Gnade Sr. Majestät beschämt mich, und die wohlwollende Gesinnung des Ministers, dem ich das Alles verdanke, fast noch mehr."

„Aber . . ."

„Aber ich habe mich zu freuen verlernt. Wenn ich es einem Anderen als Ihnen sagte, so würde solche Rede für redensartlich gelten. Sie aber, Sie finden sich darin zurecht. Sehen Sie sich hier um; wie leer und öde ist das Alles. Wenn die Johanna eintritt, ein sogenanntes Juwel, so wird mir angst und bange. Dieses Sich-in-Scene-setzen (und Innstetten ahmte Johanna's Haltung nach), diese halb komische Büstenplastik, die wie mit einem Special-anspruch auftritt, ich weiß nicht, ob an die Menschheit oder an mich — ich finde das Alles so trist und elend, und es wäre zum Todtschießen, wenn es nicht so lächerlich wäre."

„Lieber Innstetten, in dieser Stimmung wollen Sie Ministerialdirector werden?"

„Ah, bah. Kann es anders sein? Lesen Sie; diese Zeilen habe ich eben bekommen."

Wüllersdorf nahm den zweiten Brief mit dem unleserlichen Poststempel, amüsirte sich über das „Wohlgeboren" und trat dann ans Fenster, um bequemer lesen zu können.

„Gnäd'ger Herr! Sie werden sich wohl am Ende wundern, daß ich Ihnen schreibe, aber es ist wegen Rollo. Anniechen hat uns schon voriges Jahr gesagt: Rollo wäre jetzt so faul; aber das thut hier nichts, er kann hier so faul sein wie er will, je fauler je besser. Und die gnäd'ge Frau möchte es doch so gern. Sie sagt immer, wenn sie ins Luch oder über Feld geht: ‚Ich fürchte mich eigentlich, Roswitha, weil ich da so allein bin; aber wer soll mich begleiten? Rollo, ja, das ginge; der ist mir auch nicht gram. Das ist der Vortheil, daß sich die Thiere nicht so drum kümmern.' Das sind die Worte der gnäd'gen Frau, und weiter will ich nichts sagen, und den gnäd'gen Herrn

bloß noch bitten, mein Anniechen zu grüßen. Und auch die Johanna. Von Ihrer treu ergebensten Dienerin Roswitha Gellenhagen."

„Ja," sagte Wüllersdorf, als er das Papier wieder zusammen faltete, „die ist uns über."

„Finde ich auch."

„Und das ist auch der Grund, daß Ihnen alles Andere so fraglich erscheint."

„Sie treffen's. Es geht mir schon lange durch den Kopf, und diese schlichten Worte mit ihrer gewollten oder vielleicht auch nicht gewollten Anklage haben mich wieder vollends aus dem Häuschen gebracht. Es quält mich seit Jahr und Tag schon, und ich möchte aus dieser ganzen Geschichte heraus; nichts gefällt mir mehr; je mehr man mich auszeichnet, je mehr fühle ich, daß dies Alles nichts ist. Mein Leben ist verpfuscht, und so hab' ich mir im Stillen ausgedacht, ich müßte mit all' den Strebungen und Eitelkeiten überhaupt nichts mehr zu thun haben, und mein Schulmeisterthum, was ja wohl mein Eigentlichstes ist, als ein höherer Sittendirector verwenden können. Es hat ja dergleichen gegeben. Ich müßte also, wenn's ginge, solche schrecklich berühmte Figur werden, wie beispielsweise der Dr. Wichern im Rauhen Hause zu Hamburg gewesen ist, dieser Mirakelmensch, der alle Verbrecher mit seinem Blick und seiner Frömmigkeit bändigte . . ."

„Hm, dagegen ist nichts zu sagen; das würde gehen."

„Nein, es geht nicht. Auch das nicht 'mal. Mir ist eben Alles verschlossen. Wie soll ich einen Todtschläger an seiner Seele packen? Dazu muß man selber intact sein. Und wenn man's nicht mehr ist und selber so 'was an den Fingerspitzen hat, dann muß man wenigstens vor seinen zu bekehrenden Confratres den wahnsinnigen Büßer spielen und in Riesenzerknirschung machen können."

Wüllersdorf nickte.

„. . . Nun sehen Sie, Sie nicken. Aber das Alles kann ich nicht mehr. Den Mann im Büßerhemd bring' ich nicht mehr heraus, und den Derwisch oder Fakir, der unter Selbstanklagen sich zu Tode tanzt, erst recht nicht. Und da hab' ich mir denn, weil das Alles nicht geht, als ein Bestes herausgeklügelt: weg von hier, weg und hin unter lauter pechschwarze Kerle, die von Cultur und Ehre nichts wissen. Diese Glücklichen! Denn gerade das, dieser ganze Krimskrams ist doch an Allem schuld. Aus Passion, was am Ende gehen möchte, thut man dergleichen nicht. Also bloßen Vorstellungen zu Liebe . . . Vorstellungen! . . . Und da klappt denn einer zusammen, und man klappt selber nach. Bloß noch schlimmer."

„Ach was, Innstetten, das sind Launen, Einfälle. Quer durch Afrika, was soll das heißen? Das ist für 'nen Lieutenant, der Schulden hat. Aber ein Mann wie Sie! Wollen Sie mit einem rothen Fez einem Palawer präsidiren oder mit einem Schwiegersohn von König Mtesa Blutfreundschaft schließen? Oder wollen Sie sich in einem Tropenhelm, mit sechs Löchern oben, am Congo lang tasten, bis Sie bei Kamerun oder da herum wieder heraus kommen? Unmöglich?"

„Unmöglich? Warum? Und wenn unmöglich, was dann?"

„Einfach hier bleiben und Resignation üben. Wer ist denn unbedrückt? Wer sagte nicht jeden Tag: ‚eigentlich eine sehr fragwürdige Geschichte.' Sie wissen, ich habe auch mein Päckchen zu tragen, nicht gerade das Ihrige, aber nicht viel leichter. Es ist Thorheit, mit dem im Urwald Umherkriechen oder in einem Termitenhügel nächtigen; wer's mag, der mag es, aber für unserein ist es nichts. In der Bresche stehen und aushalten, bis man fällt, das ist das Beste. Vorher aber im Kleinen und Kleinsten so viel herausschlagen wie möglich, und ein Auge dafür haben, wenn die Veilchen blühen oder das Luisendenkmal in Blumen steht oder die kleinen Mädchen mit hohen Schnürstiefeln über die Corde springen. Oder auch wohl nach Potsdam fahren und in die Friedenskirche gehen, wo Kaiser Friedrich liegt, und wo sie jetzt eben anfangen, ihm ein Grabhaus zu bauen. Und wenn Sie da stehen, dann überlegen Sie sich das Leben von dem, und wenn Sie dann nicht beruhigt sind, dann ist Ihnen freilich nicht zu helfen."

„Gut, gut. Aber das Jahr ist lang, und jeder einzelne Tag . . . und dann der Abend."

„Mit dem ist immer noch am ehesten fertig zu werden. Da haben wir ‚Sardanapal' oder ‚Coppelia' mit der del Era, und wenn es damit aus ist, dann haben wir Siechen. Nicht zu verachten. Drei Seidel beruhigen jedesmal. Es gibt immer noch Viele, sehr Viele, die zu der ganzen Sache nicht anders stehen wie wir, und Einer, dem auch viel verquer gegangen war, sagte mir 'mal: ‚Glauben Sie mir, Wüllersdorf, es geht überhaupt nicht ohne ‚Hülfsconstructionen'.' Der das sagte, war ein Baumeister und mußt' es also wissen. Und er hatte Recht mit seinem Satz. Es vergeht kein Tag, der mich nicht an die ‚Hülfsconstructionen' gemahnte."

Wüllersdorf, als er sich so expectorirt, nahm Hut und Stock. Innstetten aber, der sich bei diesen Worten seines Freundes seiner eigenen voraufgegangenen Betrachtungen über das „kleine Glück" erinnert haben mochte, nickte halb zustimmend und lächelte vor sich hin.

„Und wohin gehen Sie nun, Wüllersdorf? Es ist noch zu früh für das Ministerium."

„Ich schenk' es mir heute ganz. Erst noch eine Stunde Spaziergang am Canal hin bis an die Charlottenburger Schleuse und dann wieder zurück. Und dann ein kleines Vorsprechen bei Huth, Potsdamerstraße, die kleine Holztreppe vorsichtig hinauf. Unten ist ein Blumenladen."

„Und das freut Sie? Das genügt Ihnen?"

„Das will ich nicht gerade sagen. Aber es hilft ein bißchen. Ich finde da verschiedene Stammgäste, Frühschoppler, deren Namen ich klüglich verschweige. Der Eine erzählt dann vom Herzog von Ratibor, der Andere vom Fürstbischof Kopp, und der Dritte wohl gar von Bismarck. Ein bißchen fällt immer ab. Dreiviertel stimmt nicht, aber wenn es nur witzig ist, krittelt man nicht lange dran herum und hört dankbar zu."

Und damit ging er.

Sechsunddreißigstes Capitel.

Der Mai war schön, der Juni noch schöner, und Effi, nachdem ein erstes schmerzliches Gefühl, das Rollo's Eintreffen in ihr geweckt hatte, glücklich überwunden war, war voll Freude, das treue Thier wieder um sich zu haben. Roswitha wurde belobt, und der alte Briest erging sich, seiner Frau gegenüber, in Worten der Anerkennung für Innstetten, der ein Cavalier sei, nicht kleinlich, und immer das Herz auf dem rechten Fleck gehabt habe. „Schade, daß die dumme Geschichte dazwischen fahren mußte. Eigentlich war es doch ein Musterpaar." Der Einzige, der bei dem Wiedersehen ruhig blieb, war Rollo selbst, weil er entweder kein Organ für Zeitmaß hatte oder die Trennung als eine Unordnung ansah, die nun einfach wieder behoben sei. Daß er alt geworden, wirkte wohl auch mit dabei. Mit seinen Zärtlichkeiten blieb er sparsam, wie er beim Wiedersehen sparsam mit seinen Freudenbezeigungen gewesen war, aber in seiner Treue war er womöglich noch gewachsen. Er wich seiner Herrin nicht von der Seite. Den Jagdhund behandelte er wohlwollend, aber doch als ein Wesen auf niederer Stufe. Nachts lag er vor Effi's Thür auf der Binsenmatte, Morgens, wenn das Frühstück im Freien genommen wurde, neben der Sonnenuhr, immer ruhig, immer schläfrig, und nur wenn sich Effi vom Frühstückstisch erhob und auf den Flur zuschritt und hier erst den Strohhut und dann den Sonnenschirm vom Ständer nahm, kam ihm seine Jugend wieder, und ohne sich darum zu kümmern, ob seine Kraft auf eine große oder kleine Probe gestellt werden würde, jagte er die Dorfstraße hinauf und wieder herunter und beruhigte sich erst, wenn sie zwischen den ersten Feldern waren. Effi, der freie Luft noch mehr galt, als landschaftliche Schönheit, vermied die kleinen Waldpartieen und hielt meist die große, zunächst von uralten Rüstern und dann, wo die Chaussee begann, von Pappeln besetzte große Straße, die nach der Bahnhofsstation führte, wohl eine Stunde Wegs. An Allem freute sie sich, athmete beglückt den Duft ein, der von den Raps- und Kleefeldern herüber kam, oder folgte dem Aufsteigen der Lerchen und zählte die Ziehbrunnen und Tröge, daran das Vieh zur Tränke ging. Dabei klang ein leises Läuten zu ihr herüber. Und dann war ihr zu Sinn, als müsse sie die Augen schließen und in einem süßen Vergessen hinübergehen. In Nähe der Station, hart an der Chaussee, lag eine Chausseewalze. Das war ihr täglicher Rasteplatz, von dem aus sie das Treiben auf dem Bahndamm verfolgen konnte; Züge kamen und gingen, und mitunter sah sie zwei Rauchfahnen, die sich einen Augenblick wie deckten und dann nach links und rechts hin wieder auseinandergingen, bis sie hinter Dorf und Wäldchen verschwanden. Rollo saß dann neben ihr, an ihrem Frühstück theilnehmend, und wenn er den letzten Bissen aufgefangen hatte, fuhr er, wohl um sich dankbar zu bezeigen, irgend eine Ackerfurche wie ein Rasender hinauf und hielt nur inne, wenn ein paar beim Brüten gestörte Rebhühner dicht neben ihm aus einer Nachbarfurche aufflogen.

* * *

„Wie schön dieser Sommer! Daß ich noch so glücklich sein könnte, liebe Mama, vor einem Jahre hätte ich's nicht gedacht," — das sagte Effi jeden

Tag, wenn sie mit der Mama um den Teich schritt oder einen Frühapfel vom Zweig brach und tapfer einbiß. Denn sie hatte die schönsten Zähne. Frau v. Briest streichelte ihr dann die Hand und sagte: „Werde nur erst wieder gesund, Effi, ganz gesund; das Glück findet sich dann; nicht das alte, aber ein neues. Es gibt Gott sei Dank viele Arten von Glück. Und Du sollst sehen, wir werden schon etwas finden für Dich."

„Ihr seid so gut. Und eigentlich hab' ich doch auch Euer Leben geändert und Euch vor der Zeit zu alten Leuten gemacht."

„Ach, meine liebe Effi, davon sprich nicht. Als es kam, da dacht' ich ebenso. Jetzt weiß ich, daß unsere Stille besser ist als der Lärm und das laute Getriebe von vordem. Und wenn Du so fortfährst, können wir noch reisen. Als Wiesike Mentone vorschlug, da warst Du krank und reizbar und hattest, weil Du krank warst, ganz recht mit dem, was Du von den Schaffnern und Kellnern sagtest; aber wenn Du wieder festere Nerven hast, dann geht es, dann ärgert man sich nicht mehr, dann lacht man über die großen Allüren und das gekräuselte Haar. Und dann das blaue Meer und weiße Segel und die Felsen ganz mit rothem Cactus überwachsen, — ich habe es noch nicht gesehen, aber ich denke es mir so. Und ich möchte es wohl kennen lernen."

So verging der Sommer, und die Sternschnuppennächte lagen schon zurück. Effi hatte während dieser Nächte bis über Mitternacht hinaus am Fenster gesessen und sich nicht müde sehen können. „Ich war immer eine schwache Christin; aber ob wir doch vielleicht von da oben stammen und, wenn es hier vorbei ist, in unsere himmlische Heimath zurückkehren, zu den Sternen oben oder noch darüber hinaus! Ich weiß es nicht, ich will es auch nicht wissen, ich habe nur die Sehnsucht."

Arme Effi, Du hattest zu den Himmelswundern zu lange hinaufgesehen und darüber nachgedacht, und das Ende war, daß die Nachtluft und die Nebel, die vom Teich her aufstiegen, sie wieder aufs Krankenbett warfen, und als Wiesike gerufen wurde und sie gesehen hatte, nahm er Briest bei Seite und sagte: „Wird nichts mehr; machen Sie sich auf ein baldiges Ende gefaßt."

Er hatte nur zu wahr gesprochen, und wenige Tage danach, es war noch nicht spät und die zehnte Stunde noch nicht heran, da kam Roswitha nach unten und sagte zu Frau v. Briest: „Gnädigste Frau, mit der gnädigen Frau oben ist es schlimm; sie spricht immer so still vor sich hin, und mitunter ist es, als ob sie bete, sie will es aber nicht wahr haben, und ich weiß nicht, mir ist, als ob es jede Stunde vorbei sein könnte."

„Will sie mich sprechen?"

„Sie hat es nicht gesagt. Aber ich glaube, sie möchte es. Sie wissen ja, wie sie ist; sie will Sie nicht stören und ängstlich machen. Aber es wäre doch wohl gut."

„Es ist gut, Roswitha," sagte Frau v. Briest, „ich werde kommen."

Und ehe die Uhr noch einsetzte, stieg Frau v. Briest die Treppe hinauf und trat bei Effi ein. Das Fenster stand auf, und sie lag auf einer Chaiselongue, die neben dem Fenster stand.

Frau v. Briest schob einen kleinen schwarzen Stuhl mit drei goldenen Stäbchen in der Ebenholzlehne heran, nahm Effi's Hand und sagte:

„Wie geht es Dir, Effi? Roswitha sagt, Du seiest so fiebrig."

„Ach, Roswitha nimmt Alles so ängstlich. Ich sah ihr an, sie glaubt, ich sterbe. Nun, ich weiß nicht. Aber sie denkt, es soll es Jeder so ängstlich nehmen wie sie selbst."

„Bist Du so ruhig über Sterben, liebe Effi?"

„Ganz ruhig, Mama."

„Täuschst Du Dich darin nicht? Alles hängt am Leben und die Jugend erst recht. Und Du bist noch so jung, liebe Effi."

Effi schwieg eine Weile. Dann sagte sie: „Du weißt, ich habe nicht viel gelesen, und Innstetten wunderte sich oft darüber, und es war ihm nicht recht."

Es war das erste Mal, daß sie Innstetten's Namen nannte, was einen großen Eindruck auf die Mama machte und dieser klar zeigte, daß es zu Ende sei.

„Aber ich glaube," nahm Frau v. Briest das Wort, „Du wolltest mir 'was erzählen."

„Ja, das wollte ich, weil Du davon sprachst, ich sei noch so jung. Freilich bin ich noch jung. Aber das schadet nichts. Es war noch in glücklichen Tagen, da las mir Innstetten Abends vor; er hatte sehr gute Bücher, und in einem hieß es: es sei wer von einer fröhlichen Tafel abgerufen worden, und am anderen Tage habe der Abgerufene gefragt, wie's denn nachher gewesen sei. Da habe man ihm geantwortet: „Ach, es war noch allerlei; aber eigentlich haben Sie nichts versäumt." Sieh', Mama, diese Worte haben sich mir eingeprägt — es hat nicht viel zu bedeuten, wenn man von der Tafel etwas früher abgerufen wird."

Frau v. Briest schwieg. Effi aber schob sich etwas höher hinauf und sagte dann: „Und da ich nun 'mal von alten Zeiten und auch von Innstetten gesprochen habe, muß ich Dir doch noch etwas sagen, liebe Mama."

„Du regst Dich auf, Effi."

„Nein, nein; etwas von der Seele herunter sprechen, das regt mich nicht auf, das macht still. Und da wollt' ich Dir denn sagen: ich sterbe mit Gott und Menschen versöhnt, auch versöhnt mit ihm."

„Warst Du denn in Deiner Seele in so großer Bitterkeit mit ihm? Eigentlich, verzeihe mir, meine liebe Effi, daß ich das jetzt noch sage, eigentlich hast Du doch Euer Leid heraufbeschworen."

Effi nickte. „Ja, Mama. Und traurig, daß es so ist. Aber als dann all' das Schreckliche kam, und zuletzt das mit Annie, Du weißt schon, da hab' ich doch, wenn ich das lächerliche Wort gebrauchen darf, den Spieß umgekehrt und habe mich ganz ernsthaft in den Gedanken hinein gelebt, er sei schuld, weil er nüchtern und berechnend gewesen sei und zuletzt auch noch grausam. Und da sind Verwünschungen gegen ihn über meine Lippen gekommen."

„Und das bedrückt Dich jetzt?"

„Ja. Und es liegt mir daran, daß er erfährt, wie mir hier in meinen Krankheitstagen, die doch fast meine schönsten gewesen sind, wie mir hier klar geworden, daß er in Allem recht gehandelt. In der Geschichte mit dem armen Crampas — ja, was sollt' er am Ende anders thun? Und dann, womit er mich am tiefsten verletzte, daß er mein eigen Kind in einer Art Abwehr gegen mich erzogen hat, so hart es mir ankommt und so weh' es mir thut, er hat auch darin Recht gehabt. Laß ihn das wissen, daß ich in dieser Ueberzeugung gestorben bin. Es wird ihn trösten, aufrichten, vielleicht versöhnen. Denn er hatte viel Gutes in seiner Natur und war so edel, wie Jemand sein kann, der ohne rechte Liebe ist."

Frau v. Briest sah, daß Effi erschöpft war und zu schlafen schien oder schlafen wollte. Sie erhob sich leise von ihrem Platz und ging. Indessen kaum, daß sie fort war, erhob sich auch Effi und setzte sich an das offene Fenster, um noch einmal die kühle Nachtluft einzusaugen. Die Sterne flimmerten, und im Parke regte sich kein Blatt. Aber je länger sie hinaus horchte, je deutlicher hörte sie wieder, daß es wie ein feines Rieseln auf die Platanen niederfiel. Ein Gefühl der Befreiung überkam sie. „Ruhe, Ruhe."

* * *

Es war einen Monat später, und der September ging auf die Neige. Das Wetter war schön, aber das Laub im Parke zeigte schon viel Roth und Gelb, und seit den Aequinoctien, die drei Sturmtage gebracht hatten, lagen die Blätter überall hin ausgestreut. Auf dem Rondel hatte sich eine kleine Veränderung vollzogen, die Sonnenuhr war fort, und an der Stelle, wo sie gestanden hatte, lag seit gestern eine weiße Marmorplatte, darauf stand nichts als „Effi Briest" und darunter ein Kreuz. Das war Effi's letzte Bitte gewesen: „Ich möchte auf meinem Stein meinen alten Namen wieder haben; ich habe dem anderen keine Ehre gemacht." Und es war ihr versprochen worden.

Ja, gestern war die Marmorplatte gekommen und aufgelegt worden, und angesichts der Stelle saßen nun wieder Briest und Frau und sahen darauf hin und auf den Heliotrop, den man geschont, und der den Stein jetzt einrahmte. Rollo lag daneben, den Kopf in die Pfoten gesteckt.

Wilke, dessen Gamaschen immer weiter wurden, brachte das Frühstück, und die Post, und der alte Briest sagte: „Wilke, bestelle den kleinen Wagen. Ich will mit der Frau über Land fahren."

Frau v. Briest hatte mittlerweile den Kaffee eingeschenkt und sah nach dem Rondel und seinem Blumenbeete. „Sieh', Briest, Rollo liegt wieder vor dem Stein. Es ist ihm doch noch tiefer gegangen als uns. Er frißt auch nicht mehr."

„Ja, Luise, die Creatur. Das ist ja', was ich immer sage. Es ist nicht so viel mit uns, wie wir glauben. Da reden wir immer von Instinct. Am Ende ist es doch das Beste."

„Sprich nicht so. Wenn Du so philosophirst . . . nimm es mir nicht übel, Briest, dazu reicht es bei Dir nicht aus. Du hast Deinen guten Verstand, aber Du kannst doch nicht an solche Fragen . . ."

„Eigentlich nicht."

„Und wenn denn schon überhaupt Fragen gestellt werden sollen, da gibt es ganz andere, Briest, und ich kann Dir sagen, es vergeht kein Tag, seit das arme Kind da liegt, wo mir solche Fragen nicht gekommen wären . . ."

„Welche Fragen?"

„Ob wir nicht doch vielleicht schuld sind?"

„Unsinn; Luise. Wie meinst Du das?"

„Ob wir sie nicht anders in Zucht hätten nehmen müssen. Gerade wir. Denn Niemeyer ist doch eigentlich eine Null, weil er Alles in Zweifel läßt. Und dann, Briest, so leid es mir thut . . . Deine beständigen Zweideutigkeiten . . . und zuletzt, womit ich mich selbst anklage, denn ich will nicht schuldlos ausgehen in dieser Sache, ob sie nicht doch vielleicht zu jung war?"

Rollo, der bei diesen Worten aufwachte, schüttelte den Kopf langsam hin und her, und Briest sagte ruhig: „Ach, Luise, laß . . . das ist ein zu weites Feld."

Der Tod des Patroklos.

Sechzehnter und siebzehnter Gesang der Ilias.

Von

Herman Grimm.

Die Ilias enthält die Geschichte Achill's. Die vierundzwanzig Gesänge des Gedichtes berichten jedoch nur von einigen wenigen Thaten des Achilleus, die eine kurze Reihe von Tagen ausfüllen. Die früheren Ereignisse seines Lebens bis zu dem Punkte, wo die Ilias beginnt, sind zurückblickend in sie eingeflochten. Ebenso ist vorausgreifend das angedeutet, was nach dem Ende der Ilias Achill zu erleben noch übrig blieb. Homer hätte auch anders verfahren können. Etwa wie Goethe, der im Faust von einem gewissen Punkte des männlichen Alters ausgehend, Faust bis in dessen hohe Jahre hinein handelnd erscheinen und auf der Bühne sterben läßt. Im Tasso dagegen verfuhr er wie Homer: er hat Berichte über dessen Jugendleben in die Tragödie eingewebt, und läßt diese nach einem Umschwunge, der in kurzer Zeit sich vollzieht, plötzlich abbrechen.

Beim Beginne des ersten Gesanges der Ilias haben die Griechen viele Jahre schon vor der Stadt gelegen. Beim Abschlusse des Gedichtes steht Achill's Tod zwar nahe bevor, allein es bedarf wieder noch einer Reihe von Jahren bis Ilion fällt.

Der hohe Werth der Dichtung Homer's liegt in der Charakterentfaltung Achill's. Aber auch darin, daß neben ihm andere griechische und troische Gestalten erscheinen, deren Charaktere in dem beschränkten Umkreise der von den vierundzwanzig Gesängen umschlossenen Zeit gleichsam in Blüthe gerathen. Alle diese Gestalten bilden mit Achill eine harmonisch ineinandergefügte Architektur, ein wunderbares Ganzes. Hierin und in der Verschlingung eines ungeheuren Reichthumes von Bildern und Gedanken liegt des Gedichtes gewaltige Wirkung. Was die Ilias an möglicherweise politisch Thatsächlichem oder an culturhistorischem Materiale bietet, steht zurück gegen das aus ihr uns entgegendringende Phantasiespiel in Darstellung menschlicher Leidenschaft. Ihr Gehalt in dieser Richtung ist so stark, daß sie, seit ihrer fast drei Jahr-

tausende zurückliegenden Entstehung, der Menschheit als etwas Frischgewachsenes, Modernes erschienen ist, als eine unverwelkliche Blume. Wer sich damit beschäftigt, die Ursachen ihrer irdischen Unsterblichkeit, das Wesen ihrer Schönheit, die Gründe ihrer Wirkung zu betrachten, wird niemals unnöthige Arbeit unternehmen. Das Gedicht ist durch besondere Umstände der heute lebenden Generation entfremdet worden. Es haben sich Vorurtheile gegen die Ilias als Werk der Dichtkunst erhoben, denen ich entgegentreten möchte. Ich erhoffe besonders deshalb Nutzen von meinen Bestrebungen, als immer dann, wenn Umwälzungen im Dasein der Völker eintreten, die Schöpfungen der großen Dichter zu dem gehören, was durch eine ihnen innewohnende Kraft die Menschheit, welche geistig auseinderzufallen droht, wieder vereinigt. —

Der fünfzehnte Gesang schloß damit, daß Hektor, an der Spitze der troischen Armee, die von den Griechen zum Schutze ihrer, um eine Bucht des Meeres in weitem Umkreise aufs Land gezogenen Schiffe, aufgeführten Verschanzungen gestürmt hatte und im Begriffe stand, in das erste Schiff Feuerbrände zu werfen. Einstweilen wehrt Aias von dessen Höhe herunter die Trojaner noch ab. Wir empfinden, daß sein Widerstand nicht mehr lange Dauer haben werde. Der sechzehnte Gesang versetzt uns zu Achill, dessen Schiffe entfernt am anderen Ende des griechischen Lagers liegen, und der unthätig den Augenblick erwartet, wo die aufs Aeußerste bedrängten Griechen ihn bitten werden, wieder in den Kampf einzutreten.

Also kämpften diese um das Schiff.
Doch wie über den Fels das wolkengeborene
Wasser herabrinnt, so mit fließenden Thränen
Stand jetzt neben Achill Patroklos wieder.
Und Achill, ihn ansehend, fragte bedauernd:
Warum weinst du Patroklos? So in Thränen
Läuft ein kleines Mädchen der Mutter nach,
Klammert sich an ihr Kleid und mit den Blicken
Sucht es die ihren, bis sie es auf den Arm nimmt;
So auch dir Patroklos tröpfeln die Augen:
Hast du den Myrmidonen oder mir
Etwas zu sagen? Kam dir von zu Hause
Nachricht, die du allein weißt? Lebt dein Vater
Oder der meine nicht mehr, die wir doch beide,
Wären sie todt, zusammen beweinen würden?
Oder jammerst du so der Griechen wegen,
Die bei den Schiffen jetzt zu Grunde gehn?
Sprich, damit auch ich, was du weißt, erfahre!
Tief aufseufzend sagte darauf Patroklos:
O Achill, erhabener Held der Griechen,
Zürne mir nicht: um unsre Griechen wein' ich,
Die, so viel ihrer waren — tapfre Männer! —
Todt bei den Schiffen oder verwundet liegen.
Nicht mehr kämpft der gewaltige Diomedes,
Nicht mehr kämpfen Odysseus und Agamemnon,
Nicht Eurypylos mehr, dem ein Pfeil das Bein traf.
Aber Denen suchen die Aerzte zu helfen:
Du allein hilfst Keinem! Möge mich selbst nicht

Packen einmal der Zorn, den du jetzt hegst,
Unglücksheld! Wer wird in aller Zukunft
Freudig deiner gedenken, wenn du den Deinen
Heute nicht hilfst, wo Hülfe vielleicht zu spät kommt
Unbarmherziger, wer hat dich geboren?
Vater und Mutter hast du nie gehabt!
Dich hat das finstre Meer und das unerklimmbare
Felsengebirge gezeugt, so gefühllos bist du!
Fürchtest du aber die Götter zu beleidigen,
Oder hat deine Mutter dir anvertraut,
Daß ein Befehl des Zeus dir den Kampf verbiete,
Nun, so sende mich vor mit den Myrmidonen,
Ob ich den Griechen zum leuchtenden Siege verhelfe,
Deine Rüstung lege mir um die Schultern,
Daß im Wahne, Du seist es, die Troer weichen,
Und die Griechen ein weniges Athem schöpfen:
Leicht auch drängen wir, die wir frisch in den Kampf gehn,
Aus dem Lager die Troer hinweg nach Ilion.

Achill's Rede wird erst verständlich, wenn wir den Fortgang des Gespräches kennen lernen. Zu bedenken ist, daß es sich in der Ilias nicht um das Zurvernunftkommen eines Mannes handelt, der beleidigtem Ehrgeize zu sehr nachgab, sondern daß Achill's Leiden als eine Krankheit zu fassen ist, deren Heilung nur durch furchtbare Ereignisse möglich wird. Die im fünfzehnten Gesange erzählte Aussendung des Patroklos erscheint, so betrachtet, als ein erstes leises Zeichen der eintretenden Gesundung. Sie hatte doppelten Sinn: Bericht wollte Achill empfangen über das endlich zur Wahrheit werdende Zugrundegehen der Griechen. Nicht ihre Rettung aber, sondern ihren Untergang verlangte er zu vernehmen, damit sie Hülfe suchend seine Knie umklammerten. Im Grunde seiner Seele aber war trotzdem das nationale Gefühl zugleich erwacht, das er erstickt zu haben glaubte.

Das Natürlichste wäre für ihn gewesen, bei Patroklos' Erscheinen die letzte Frage zuerst zu thun. Aber, als fürchte er sich vor der Antwort, nimmt er den Schein an, als erinnere er sich nicht mehr, warum er Patroklos aussandte, redet sich in einen spöttischen Ton hinein und thut dann, als mißbillige er selbst seine Art, die Frage nach dem Tode des Vaters. Zuletzt erst nennt er die Griechen.

Und nun Patroklos, den wir bis dahin als den fügsamen, wortkargen, das eigne Gefühl fast verleugnenden Mann kennen lernten: Achill's, seinem Herzen unerträgliche Art bringt die innere Empörung zum Ausbruch, die er bis dahin in sich verschlossen hatte. Gemäßigt beginnt er, um zu einer Anklage dann überzugehen, die beide Genossen trennen müßte, ließe Achill, dem ja stets vor Augen steht, daß es sich um das Herannahen seines eignen Unterganges handle, irgendwie ein Echo der Worte des Patroklos in sich lebendig werden. Ich habe beide Reden, die viel wortreicher und mehr im Tone des Gespräches gehalten sind und die auch Voß in voller Breite übersetzte, zusammengezogen, da der volle Ton des homerischen Wortstromes mir an dieser Stelle

als unnachahmbar und meine Art, nur das Unentbehrliche zum Ausdruck zu bringen, als das geeignete Mittel erschien, den Eindruck wieder zu geben.

Was erwidert Achill auf diesen Ausbruch innersten Gefühles dessen, der ihm von allen Sterblichen allein noch nahesteht? Nichts als die ewige Wiederholung der Gedanken, die Tag und Nacht ihn verfolgen: des Unrechts, das Agamemnon ihm gethan, die alte Geschichte mit Aufzählung der Einzelnheiten. Patroklos möge, wenn er wolle, in seiner Rüstung den Griechen zu Hülfe eilen: auf ihn selber jedoch werde man vergeblich warten. Bewegen solle er Agamemnon, das geraubte Gut und Briseis zurückzugeben. Und dann eine Mahnung: aus dem Lager möge Patroklos die Troer vertreiben: nicht aber bis vor die Stadt sie verfolgen, weil einer der Olympier es ihn entgelten lassen könnte. Die Schiffe möge er retten, dann aber zu ihm zurückkehren und Troer und Griechen einander fort morden lassen. Und als Schluß dieser unmenschlichen Gedanken ein Gebet an Zeus und Athene und Apollon:

Wenn doch, o Zeus! o Athene! o Apollon!
Nicht ein einziger Troer jetzt sich rettete
Und kein einziger Grieche den Tag überlebte!
Daß wir beide, allein von Allen übrig,
Troja in Grund und Boden beide zerstörten!

Homer führt uns zu Aias zurück, der, auf seinem Schiffe stehend, er jetzt allein fast, das Schicksal der Griechen in seinen Händen trägt. Von allen Seiten ein Ziel der Speere, die im Schilde steckend ihm die Schulter beschweren, steht er da. Der Angstschweiß rinnt ihm herab. Er wankt und weicht nicht. Da kommt das Letzte: Hektor sich dicht an ihn herandrängend, haut ihm die Lanze durch, so daß der leere Stummel ohne die erzene Spitze in Aias' Faust bleibt. Jetzt erkennt er, daß die Götter im Spiele sind, und weicht zurück, und jetzt wird Feuer in das Schiff geworfen! Wir wissen, was das bedeutet. Nun aber zurück zu Achill! Die auflodernde Flamme läßt ihn plötzlich auf Augenblicke zur Vernunft kommen. Jetzt drängt er auf Patroklos ein, sich zu waffnen. Und nun wird beschrieben, wie Patroklos Achilleus' Rüstung anlegt, und wie Achill's Gespann ihn davonträgt, mit den beiden Rossen, welche Söhne des Westwinds und einer Harpyie waren, und dem dritten, in Eetion's Stadt einst erbeuteten, dessen Tod nun bald erzählt wird. Die Beute aus Andromache's Vaterstadt spielt die ganze Ilias hindurch eine Rolle, immer wieder leise auf diese Frau hindeutend.

Bemerken wir, mit wie unvergleichlicher Feinheit Homer, als Patroklos in Achill's Waffen und auf Achill's Wagen nun dasteht, den zwischen beiden waltenden Unterschied anzeigt. Wie angegossen sitzt des Freundes Rüstung, Achill's Schwert hängt ihm über, Achill's Schild hat er am Arme, Achill's Helm bedeckt sein Haupt, nur eins rührt Patroklos nicht an: Achilleus' Lanze, die Achill allein zu schwingen vermag! Nur Homer kannte dies einzige Mittel, an dieser Stelle zu zeigen, wie weit Achill allen anderen Griechen über war.

Nun beginnt dieser die Myrmidonen zu waffnen. Endlich wieder zum Kampfe gerufen, stehen sie wie die nach Mord gierigen Wölfe da. Genau wird beschrieben was sie angeht, die Zahl ihrer Schiffe, ihre Gliederung, die Namen

ihrer Führer, unter ihnen der „graue reisige Phönix", der die vierte Rotte befehligt. Die Vorgänge haben etwas in unserem Sinne Militärisches. Nun redet Achill seine Myrmidonen an. Nun treten sie an. Nun geht Achill, den neuen, unberührten, kostbaren Becher den schützenden Decken zu entnehmen, den seine Mutter ihm mitgab als er auszog, und nun bereitet er dem Zeus das Opfer und erfleht Segen und Siegesruhm für den in den Kampf ziehenden Freund. Herrliche ergreifende Worte, allgemein menschliche Gedanken. Schon einmal aber hat Homer angedeutet, welches Unheil auf Patroklos laure, und jetzt spricht er es offen aus. Eine Bedingung, sahen wir, ist es, unter der allein Patroklos wiederkehren wird, eine Frage der Disciplin: daß er, nachdem er die Troer aus dem Lager gescheucht, unverzüglich zu Achill zurück sich wende. Sobald in einer Dichtung solche Warnungen ausgesprochen werden, wissen wir im Voraus, daß sie unbeachtet bleiben. Daß Patroklos sich fortreißen lasse und nie wiederkehre, wird als Zeus' Rathschluß jetzt in wenig Versen gesagt. Wenige Worte auch genügen dem Dichter, um ergreifend uns vor Augen zu bringen, wie Achill, vor seinem Zelte stehend, den Verlauf des Kampfes aus der Ferne ansieht.

Bemerken wir, wie sehr es Homer versteht, den Verlauf des Geschehenden, so seltsam er sei, als den natürlichen hinzustellen. Achill beginnt jetzt schon ein Wesen anzunehmen, als gehörte er nicht mehr zu den wandelnden Menschen. Als fange er an, sich in Geist aufzulösen. Wir fragen nicht, warum er den Freund denn nicht begleite, nicht um der Troer oder Griechen willen, sondern um ihn selbst vor dem Unheil bewahrt zu wissen, dessen Eintreffen er ahnte. Wir stellen überhaupt, was Achill's Thun angeht, keine Fragen mehr, die menschlichen Maßstab bei ihm anzulegen nöthigten. Ich erinnere daran, wie sehr wir dies in den letzten Gesängen der Nibelungen bei Krimhild und Hagen verlernen. Wir fühlen, es waltet ein Zwang, daß die Schicksale dieser Menschen, die das Menschliche abstreifen, zum Austrage kommen. An Stelle irdischer Schwäche (die bei Shakespeare's Coriolan so schön eintritt, als die Mutter vor ihm auf den Knieen liegt) und des göttlichen Erbarmens, das die Dinge zum Guten wendet, greift das unerbittliche Schicksal nach der Geißel, um die von ihm zum Opfer Auserkorenen ihre Straße weiterzupeitschen.

Stimmungen dieser Art brechen aber doch nur in Momenten vor. Die Parade und der Auszug der Myrmidonen und das Eingreifen in die Schlacht hat etwas Freudiges, Festliches. Prachtvoll werden die einzelnen Thaten des Patroklos geschildert. Zugleich der Schrecken, der die Troer ergreift; wie der Beginn ihrer Flucht eintritt; wie sie immer wilder wird; wie auch Hektor der Stadt zuflüchtet, und Patroklos, ihnen dicht auf den Fersen, einen Theil der troischen Masse abschneidet und niedermacht. Ganze Reihen ausgeführter Vergleiche beleben die Schilderung, breitausgesponnene Naturscenen, als wolle der Dichter jetzt erst seinen Vorrath an Bildern in voller Fülle ausschütten; wir selbst vergessen im Taumel des Sieges Achill's Warnung und sein dringendes Gebot, sich an der Rettung des Lagers genügen zu lassen. Wir bemerken nicht, daß es von Patroklos längst überschritten war. Vogelfrei ist er dem Untergange schon verfallen, und nur der Gelegenheit bedarf es,

ihn zu Sturz zu bringen. Dies nun wieder in wundervoller Weise durch eine herrliche Episode herbeigeführt, die der Dichter in sein Werk einflicht. Wir erinnern uns des Zeuserzeugten Sarpedon. Könnten irgendwo einzelne Theile der Ilias den Gedanken aufsteigen lassen, wir hätten es mit eingefügten Stücken nebenherlaufender Dichtungen zu thun, so dürften uns die Sarpedon's Schicksal enthaltenden Verse dazu verleiten. Roh zusammengenommen schon, so wie die Ilias sie enthält, klingen sie wie ein für sich bestehender Gesang. Ich sprach schon davon: eigenthümlich lyrischen Klang nimmt die Sprache an, in der sie gehalten sind. Als gehörte eine von Gluck erfundene Musik zu ihnen, während die anderen Theile der Ilias an Händel erinnern. Aber sie würden, nähmen wir die Episoden des Sarpedon aus ihrer Umgebung heraus, so daß diese Stücke allein neben einander ständen, ein Theil dieses zart klagenden Gesangtones verlieren, der durch den Gegensatz des Tones gegen das Uebrige bewirkt wird. Schon dies spräche gegen einen als alleinbestehend zu denkenden, dem Sarpedon geweihten Hymnos. Was diesen Gedanken völlig aber zurückdrängte, ist die Beobachtung, wie wichtig jeder der Sarpedon betreffenden Theile der Ilias an seiner Stelle für die übrigen Theile sei. Um Patroklos willen, damit für dessen Hinsinken gleichsam die einleitende Ouvertüre geschaffen werde, läßt seinem Tode Homer hier den des Sarpedon vorausgehen, als ein Zeichen des Verhängnisses, das Zeus nicht zu ändern vermag.

An Schönheit und Tiefe entspricht der Tod des Sarpedon der früher diesem Helden geweihten Darstellung seiner Wiedererweckung. Wir dürfen uns Homer gegenüber auf den Punkt der festen Erwartung stellen, daß seine Dichtung an keiner Stelle Theile geringeren Werthes enthalte. Seine Selbstkritik stand auf gleicher Höhe mit seiner Schöpferkraft. Auch ist daran fortwährendes Ansteigen innerhalb seiner Werke zu empfinden. Darin steht nur Goethe Homer gleich, dessen spätere vollendete Werke im Schlusse ihr Schönstes geben. So meist auch Schiller. Nicht überall Shakespeare; auch die griechischen Tragiker für unser Gefühl meistens nicht. Die Sarpedon betreffende Episode zeichnet sich durch die Ausdehnung aus. Um so auffallender wirkend, als Sarpedon's Charakter für die Ilias nichts bedeutet. Hätte der Dichter durch eine gewisse persönliche Theilnahme für den in so zart idealen Linien von seiner Hand gezeichneten Helden sich weiterführen lassen, als er wollte? Nicht unmöglich. Die Gestalten einer Dichtung gewinnen endlich eine gewisse Macht über den Dichter. Goethe hat gestanden, wie es ihm im Götz mit der Adelheid erging, in die er sich selbst verliebte, so daß er sie verführerischer gestaltete als der Plan des Stückes erlaubte. Ehe Zeus zum Entschluß kommt, Sarpedon jetzt untergehen zu lassen, findet zwischen ihm und Here eine theoretische Discussion statt. Zeus will seinen Liebling wiederum erretten. Here macht ihm klar, welche Folgen dies im Allgemeinen für die olympischen Verhältnisse haben müsse in Betreff der übrigen Götterkinder, für welche einzutreten den Anderen doch nicht gestattet werde. Zeus sieht dies ein und gibt nach. Dagegen meint Here wieder, es könne durch die Art, wie man, statt Sarpedon selber heil und gesund aus dem Kampfe plötzlich in sein Königreich zu versetzen, seinen Leichnam wenigstens unverletzt dahin entführen lasse, ein ehrenvoller Ersatz für das ver-

lorene Leben geschaffen werden. Und so geschieht es denn. Sarpedon unterliegt. Apoll aber trägt den Gefallenen, um den wüthend gekämpft worden war, an das Ufer des Skamandros, wo er gewaschen und mit Frische neu begabt wird, als sei ihm nichts geschehen. Dann heben die beiden Brüder Schlaf und Tod ihn empor, um ihn durch die Lüfte nach Lykien davon zu führen. Wir wissen, wie die bildende Kunst der Griechen dieser Scene sich bemächtigte, auf deren Darstellung endlich die des Begräbnisses Christi zurückging.

Bei Sarpedon's Schicksal wiederholt sich in uns die Empfindung, wie das kleinasiatische Reich des Priamus auf inneren Frieden angelegt war. Sarpedon ist stark, wie die Troer überhaupt den Griechen an körperlicher Kraft nicht nachstehen, aber er ist nicht kriegerisch von Natur. Schon bei den Griechen zeigte sich, wie ihr eigentliches Dasein friedlicher Art war; immer wieder sind es die Götter, die Troer und Griechen in den Kampf hetzen. In weit höherem Maße aber beruhte Priamos' Herrschaft auf bürgerlicher Lebensarbeit.

Nach Sarpedon's Falle bleibt übrig, daß Hektor und Patroklos ihre Kräfte messen. Zeus aber entscheidet, daß Hektor, anfangs flüchtig ausweichend, sich der Stadt zuwenden solle, damit Patroklos, so recht in sein Verderben hineingelockt, bis auf das Aeußerste den Befehlen des Achill zuwiderhandle. So weit kommt es, daß die Versuche der Griechen, unter Patroklos' Führung die Mauern der Stadt zu ersteigen, fast von Erfolg gekrönt worden wären, hätte Apoll dem Zögern Hektor's nicht ein Ende gemacht, dessen Kampf mit Patroklos um den Leichnam des von diesem mit einem Steinwurfe getödteten Wagenlenkers Kebriones zu einer gewaltigen Scene sich gestaltet.

Auf Patroklos' Untergang sind wir nun vorbereitet. Wir fühlen, daß er nicht im Einzelkampfe fallen dürfe, sondern wie Siegfried über das Besiegtwerden erhaben sei. Und so muß ein Gott eintreten, dessen mächtige Hand ihn unfähig macht, dem Tode auszuweichen. Dreimal hat Patroklos sich in die Troer hineingestürzt, neun Männer jedesmal erschlagen, zum vierten Male will er den Angriff wiederholen, als, ungesehen, weil er sich in Nacht hüllt, Apoll von der Rückseite sich naht und ihm mit der glatt gebreiteten Hand zwischen die Schultern schlägt.

Der Schlag durchfährt uns!

Apoll ist der Gott der Rache. Der erbarmungslosen, hinterrücks zuschlagenden Vergeltung: wenn sein Name genannt wird, kommen uns die Scenen zuerst ins Gedächtniß, in denen er sich rächt. Wie er die seinem Priester angethane Schmach zu sühnen, vom Olympos die Pest ins griechische Lager hinabsendet, zeigt ihn der Beginn der Ilias. Mit Artemis rächt er seine Mutter an Niobe und ihren Söhnen. Dies ist der Geist des Apoll von Belvedere, zu dem die Diana von Versailles gehört: beide von gleicher hohnlächelnder Schönheit. Vielleicht, daß dem Künstler des Apollo von Belvedere nicht die Niobesage oder eine andere allein, sondern alle Apollo enthaltenden Scenen der Ilias und Odyssee vorschwebten. Auch die Odyssee beginnt mit der Rache des Apoll, dem die Leute des Odysseus die Rinder schlachteten. Der wunderbar hämische Zug um den zugleich so göttliche Schönheit athmenden Mund des Apollo von Belvedere findet als Lächeln befriedigten Rachedurstes

seine Erklärung. Wer kennt es nicht, wenn es Lippen umspielt! Auch unschöne. Momente, die nicht vergessen werden. Rache sucht nicht den Kampf, sondern erwartet Augenblicke, wo ihr Opfer wehrlos ist, um in seinem sich verlängernden Leiden volles Genüge zu finden. Sie will es stürzen und zappeln sehen.

Dreimal brach er in die Trojaner ein,
Stürmend als ob der Kriegsgott selber komme,
Wild aufjauchzend, dreimal neun Troer erlegend.
Aber als du zum vierten Male, Patroklos,
Wie ein Dämon den Flug wiederholen wolltest,
Da begegnete Phöbos dir im Gewühl
Und du erkanntest ihn nicht wie er einherschritt,
Denn es umhüllte, dicht und finster, Gewölk ihn.
Hinter Patroklos stand er! Zwischen die breiten
Schultern schlug er ihn mit der flachen Hand,
Daß ihm schwindelte; schlug ihm den Helm vom Haupte,
Der hinrollend unter der Pferde Hufen
Aufklang, und es beschmutzten Blut und Staub
Seinen wallenden Haarbusch. Das hatte nicht sein
Sollen bis dahin, daß das wogende Roßhaar
So in den Staub fiel! Denn des Helmes Loos war,
Eines göttlichen Mannes herrliches Haupt,
War, die freundliche Stirne Achill's zu schützen!
Doch Zeus gab ihn dem Hektor jetzt zu tragen!
Doch auch Hektor nahte sich das Verderben!
Und die Lanze zerbrach in Patroklos' Händen,
Und von den Schultern, mit zerrissenem Riemen,
Fiel der bis zum Boden reichende Schild ab;
Und den Panzer löste ihm Phöbos Apollon;
Und wie Patroklos starr und machtlos dastand,
Bohrte ihm von den Feinden Einer den Speer
Zwischen die Schultern; doch von Graun ergriffen,
Riß er ihn wieder heraus, um davon zu eilen,
Denn er fürchtete sich, so waffenentblößt
Auch Patroklos stand, mit ihm zu kämpfen.
Der, vom Schlage Apoll's ins Mark getroffen
Und mit dem Stiche des Speeres in den Gliedern,
Wandte sich rückwärts in das Gedräng der Freunde.
Hektor aber ersah ihn! Drang ihm nach
Durch die griechischen Reihn und stieß die Lanze
Ihm in die Weichen.

Nun die letzten Verse des Gesanges. Wie Hektor den Sterbenden verhöhnt und wie dieser mit sinkender Stimme ihm den Tod von Achill's Händen voraussagt. Nicht er, Hektor, sondern Euphorbos, jener Trojaner, habe ihn getödtet: Hektor raube ihm nur die Waffen.

Mich hat mein böses Geschick und Apoll getödtet,
Und von den Menschen Euphorbos: du, als Dritter,
Raubst mir die Rüstung. Aber der Tod steht schon
Dicht neben dir und das übermächtige Schicksal
Und Achill wird dir das Leben nehmen!

Jetzt eine seltsame Wendung, die Hektor's nahen Untergang bestätigt. Er und Achill wissen, was ihnen vorsteht: während Achill aber von diesen Gedanken völlig beherrscht wird, sucht sich Hektor ihnen immer wieder zu entreißen. In den Momenten des neu erwachenden Vertrauens schüttelt er die trüben Ahnungen ab. Wir haben schon gesehen, wie Homer diese wechselnde Stimmung bei Hektor schildert. Auch jetzt bricht die ihm angeborene Lebensgesundheit wieder durch. Er glaubt an ein siegreiches Ilion, an die Vertreibung der Griechen und an eine lange friedliche Herrschaft über sein angeborenes Königreich. Er ruft dem sterbenden Patroklos die letzten Worte zu:

Sage mir Böses voraus so viel du willst:
Wer weiß, ob nicht der Sohn der Thetis noch
Unter meinem Speere das Leben aushaucht.

Damit stößt er den Leib des Patroklos mit dem Fuße von seiner Lanze ab und stürzt sich auf Automedon, Achill's Wagenlenker; den aber tragen die unsterblichen Renner davon. —

Noch ein Wort über jene Stelle, wie Achill's Helm unter die Hufen der Pferde geräth. Ich habe sie nur im Auszuge gegeben. Voß mußte die zuströmenden Worte Homer's, für die ihm die reale Anschauung fehlte, in unbestimmte hochtönende Ausdrücke umwandeln. Das volle Verständniß dieser Verse wird wohl für immer verloren sein. Wir empfinden, wie Achill's Helm, dem Erniedrigendes widerfuhr, für Homer und seine Zuhörer gleichsam geheiligte Existenz hatte, so daß sein Sturz ein großes Ereigniß war, das nicht kurz abgethan werden durfte. Daher diese Ausführlichkeit bei Homer, ja, gleichsam die Entschuldigung, von einem so adligen Waffenstücke so Beschämendes berichten zu müssen. —

Beim zehnten Gesange war dargelegt worden, worin Achill von den übrigen griechischen Fürsten sich unterscheidet. Er hat etwas Allgemeines, Elementares. Die kleinen Züge fehlen, aus denen das eigenthümliche Gepräge der Anderen entsteht. Darauf hin betrachtet gehört auch Patroklos zur Rasse des Achill. Seine Lebensaufgabe war, des Freundes Schatten zu sein. Jeden Gedanken, scheint es, hat Patroklos bis dahin mit ihm getheilt. Mit ihm hat er sich aus dem Kampfe zurückgezogen. Schweigend den Verhandlungen mit Agamemnon's Gesandten beigewohnt, auch, nachdem sie gegangen, kein Wort gesagt. Weder mit Odysseus noch mit Diomedes oder Aias oder den beiden Atriden sehen wir ihn persönlich sich berühren. Heute zum ersten Male handelt Patroklos für sich! Der nationale Gedanke läßt ihn gegen seinen Freund sich auflehnen und zu leidenschaftlichen Vorwürfen hinreißen. Bemerken wir, wie gelassen und unerregt Achill seines Gefährten Worte anhört, und wie bald dieser selbst wieder aus eigenem Gefühle sich mäßigt.

Homer verleiht dem Patroklos, um ihn für die in der Ilias ihm zugetheilte Rolle vollends geschickt zu machen, ein besonderes Schicksal, wie er bei Phönix gethan. Als Knabe hat Patroklos beim Knöchelspiel den Sohn des Amphidamas getödtet und ist von seinem Vater Menötios zu Peleus gebracht worden, der ihn mit Achill zusammen aufzog. Peleus ermahnt ihn beim Abzuge, als der Aeltere dem feurigen Achill mit mäßigendem Rathe zur

Seite zu stehen. Dies gibt Patroklos in seinem Wesen das Gebundene: er ist nur ein Beamter höchsten Ranges; auch darin, daß er die Waffen des Achill trägt und daß dessen Gespann ihn fährt, liegt symbolisch, daß seine Thaten mehr im Auftrage eines Gebieters vollbracht worden sind, als daß sie vollem eigenem Heldenthume entflossen. Um so gewaltiger darf Homer Patroklos eingreifen lassen. Achill's unbesiegbare Waffen werden zu einem Theile seines Freundes.

So lange Patroklos auf dem Schlachtfelde waltet, verschwinden die übrigen Helden der Griechen beinahe. Wo Patroklos erscheint, geschieht das Entscheidende. Auf ihn richten sich die Blicke. Deshalb sein Umsturz ein Schlag, als ob die Sache der Griechen verloren sei.

Patroklos ist vornehmer als die anderen griechischen Vorkämpfer. Es klebt ihm keine Habsucht an, keine Grausamkeit, keine List, kein Neid, kein Uebermuth. Aber er hat auch keine Vorzüge, und deshalb, im Sinne der heutigen Kunst, vielleicht weniger Realität. Er wird nicht so sichtbar wie die Uebrigen. Er empfindet nur gut und menschlich, neben Achill seines Amtes waltend. Er erscheint im Kampfe wie ein Meteor, wirft blendendes Licht und verschwindet. Ein umfassendes Beiwort hat Homer für Patroklos, ἐπήϱης, sanft, milde. So „milde und so tapfer" legt er, als letzte Kritik, Zeus selbst in den Mund, als dieser den Verlust des Patroklos bedauert, und so auch wird Patroklos als Achill's „milder Genosse" von den Frauen beweint, als sie um seine Leiche die Klage erheben. Er war es gewesen, der die gefangene Königstochter Briseis mit gütigem Zuspruch einst getröstet.

Mit Patroklos zerreißt das letzte natürliche Band, das Achill an die Sache der Griechen fesselte. Von nun an steht er allein, und seine Versöhnung mit Agamemnon und was nachfolgt hat nichts Warmmenschliches mehr. Achill's nun plötzlich eintretende Nachgiebigkeit Agamemnon gegenüber ist nur Mittel zum Zwecke. Rächen will er den Freund und dann untergehen. Achill hat von Anfang an in seinen Gedanken mehr mit den Ueberirdischen als mit seinem Volke verkehrt. Von Patroklos' Tode ab geht er vollends wie ein aus dem Leben Verbannter umher.

Der siebzehnte Gesang schließt sich so genau dem sechzehnten an, als bildeten sie ein Ganzes. Auch haben beide scheinbar den gleichen Inhalt, da der Kampf um den Leichnam des Patroklos als die natürliche Fortsetzung seines Heldenthumes und Sturzes erscheint. Der wahre Inhalt des siebzehnten Gesanges aber ist das Heldenthum des Menelaos, dem der Dichter nun zugesteht, die ganze Fülle seiner Kraft wirken zu lassen. Wir werden sehen, unter welchen Beschränkungen diese höchste Entfaltung des Menelaos eintritt.

Atreus' Sohn Menelaos sah des Patroklos
Sturz, und durch die vordersten Reihen der Kämpfenden
Durch sich drängend, zu ihm, umging er ihn
Wie die Kuh ihr erstes Kälbchen umschreitet,
Vor dem sie noch kein andres zur Welt gebracht hat.

Mit erhobenem Schild und schwerer Lanze
Schützt' er den Todten, dem Verderben drohend,
Der ihn berührte. Aber der Sohn des Panthos
Rief ihn an: Menelaos, Völkerbeherrscher!
Laß den Gefallenen, denn ich war der erste
Der ihn traf, ich habe das erste Recht!
Fort, damit es dich nicht das Leben koste!
Doch Menelaos, zornig die Stimme erhebend:
Vater Zeus, rief er aus, soll so viel Frechheit
Prahlen, als ob des Löwen oder des Panthers
Oder des wilden Ebers Kraft ihr gepaart sei?
Sollen des Panthos Söhne straflos mich
Als den schlechtesten unter den griechischen Kriegern
Höhnen dürfen? Hat Hyperenor nicht,
Als er mich schmähte, sterbend nicht erfahren,
Daß die Kraft seiner Jugend ihn nicht beschützte?
Der wird niemals zu den Eltern wieder
Und zur Gattin zurück die Schritte lenken!
Und auch du nicht! Rückwärts! Oder dich macht
Schaden klug!
Und Euphorbos: Meinen Bruder
Hast du erschlagen? Seine junge Frau,
Die in der Kammer sehnlich ihn erwartet,
Und die Eltern hast du mit unsäglicher
Trauer erfüllt? Jetzt will ich unseres Jammers
Rächer sein! Kein Ende soll er haben,
Eh' ich mit diesen Händen deinen Kopf
Meinem Vater und meiner Mutter Phrontis
Sammt deinen Waffen nicht in die Hände lege.
Also vorwärts! daß meine Worte sich
Nun in Furcht und Schrecken für dich verwandeln!
Damit warf er den Speer. Doch es bog des Erzes
Spitze sich um und durchschlug des Atriden Schild nicht.
Der aber, sich im Gebete zu Zeus erhebend,
Traf den Rückwärtsweichenden in der Kehle
Unterste Wurzel, daß die Lanzenspitze
Scharf aus dem Nacken hervordrang. Nieder stürzt' er
Mit gewaltigem Schlag und die Waffen klirrten.
Und in sein Haar, das lieblich war wie der Grazien
Volles Gelock, in dessen dichte Strähnen
Silber und Gold mit eingeflochten war,
Floß das dunkle Blut ein als er dalag.
So hat ein Mann den schlanken Sproß des Oelbaums
Sorgsam eingepflanzt, im windgeschützten
Ruhigen Thal, wo Quellen den Boden feuchten,
Und da steht er im Schmuck der weißen Blüthen,
Und es erhebt sich ein Wirbelsturm und dreht ihn
Aus der Erde heraus und hingestreckt
Liegt er da: so lag der Sohn des Panthos
Und Menelaos raubte ihm die Rüstung.

Wie reißt uns Homer in das Schicksal des Euphorbos und der Seinigen hinein. Zweimal nur ist in der Ilias von ihm die Rede. Für den Gang

des Gedichtes ist er ohne Bedeutung. Aber sein Dasein hat etwas Unvergeßliches. Wir müssen, um des völligen Umfanges seiner Existenz inne zu werden, noch in den sechzehnten Gesang uns wieder zurück versetzen, wo Homer erzählt, wie Euphorbos Patroklos angriff, und in den zwölften, wo Hyperenor umkommt.

Ich hatte im sechzehnten Gesange Patroklos' Tod nur im Auszuge erzählt und hole das Ausgelassene nun nach. Um Patroklos handelt es sich, wie er nach dem Schlage Apoll's dastand:

Von den Schultern fiel ihm der Schild zu Boden,
Und es rissen des Panzers feste Banden,
Und wie betäubt stand er: da traf ihn ein Speer
Zwischen die Schultern, den ein dardanischer Krieger
Nach ihm zückte: Euphorbos, Panthos' Sohn,
Der im Kampf mit der Lanze, und mit den Rossen,
Und im Fluge der Füße die Genossen
Weit übertraf, die den Krieg mit ihm erlernten.
Zwanzig Andere hatte im Streit der Wagen
Er mit den flüchtigen Pferden übereilt:
Der zuerst, o ritterlicher Patroklos,
Stach mit der Lanze nach dir und doch, weil du fest
Unerschütterlich standest, zog er sie wieder
Dir aus dem nackten Fleische, um zu entweichen.

Jetzt also, wo Euphorbos zurückkehrt, um die Rüstung des Patroklos zu holen, den er so hinterlistig beinahe, wie Diomedes den Rhesos einst, des Lebens beraubte, ereilt die Rache ihn. Nun aber, was seinem Bruder Hyperenor widerfuhr.

Am Schlusse des vierzehnten Gesanges wurden fast katalogisch Trojaner aufgeführt, welche im Kampfe verloren gingen, unter ihnen Hyperenor, bei dem Homer, hier ohne sichtbaren Grund, erzählt, an welcher Stelle Agamemnon's Lanze ihn traf:

Doch der Atride stach dem Hyperenor
Unter den Rippen in die Eingeweide,
Daß ihm Dunkel die Augen überdeckte,
Und die Seele ihm aus der Wunde herausflog.

Warum diese Details dort bei einem unbekannten Krieger, von dem wir, wie es scheint, nie wieder hören werden? Erst im siebzehnten Gesange, beim Tode des Euphorbos, wird die Frage beantwortet. Jene Verse des vierzehnten Gesanges bildeten den Eingang einer Tragödie. Schon im dritten Gesange erwähnte Homer den Panthos als einen der Greise, vor denen Helena über dem skäischen Thore erschien (aus dem der Weg nach Dardania führte). Und auch der in vielen Gesängen handelnd eintretende Polydamas, der neben Hektor eine so bedeutende Stelle einnahm, war ein Sohn des Panthos, und ich vermisse in den späteren Gesängen der Ilias die Stelle, wo auch sein Untergang erzählt wird.

Die Frage ist freilich, ob Homer die Tragödie des Panthos und seiner Söhne nicht absichtlich ohne Abschluß ließ. Es liegt im Charakter des Poly-

damas, so oft er auch handelnd und Rath ertheilend eintritt, doch nichts, das einer Entwicklung fähig wäre. Wie Aeneas selber greift er ein ohne charakteristische Zeichen eigenthümlicher Natur. Gleich Idomeneus spielt er eine Rolle, die keines Abschlusses bedarf. Ein tragischer Untergang würde zu viel Licht auf ihn fallen lassen[1]).

Bemerken wir, wie der Schluß der Episode des Euphorbos ins Malerische übergeht. Der Nacken, aus dem die Lanzenspitze hervordringt. Das frauenhaft schöne Haar, mit Gold und Silber durchflochten, in das das Blut hineinfließt. Das herrliche Bild des in Blüthe stehenden jungen, schlanken Oelbaumes. Schon vorher hatte Homer, seiner Art nach, die junge Kuh, die um ihr erstgeborenes Kalb umhergeht, mitten in die Schlacht hineingebracht, und so nun den in tiefer Stille emporschießenden Oelbaum. Wie sicher verbindet er das mit dem Berichte der Schlacht und wie gibt er in dem sich anschließenden Bilde des die junge Kuh zerreißenden Löwen den Weg in die Schlacht zurück. Und wiederum vereint sich unwillkürlich dieses Bild mit dem vorhergehenden, als ob von derselben Kuh die Rede sei. Man empfindet beim Eingange des siebzehnten Gesanges, wie Homer nun seinen Stil gefunden hat und in den leichtesten Uebergängen die seine Phantasie beherrschenden Bilder anbringt. Bemerken wir auch, eine wie andere innere Fügung die Geschichte des Panthos und seiner Söhne hat, verglichen mit der des Sarpedon. Bei Sarpedon liegt das Tragische darin, daß Zeus ihn immer wieder rettet, um ihn zuletzt doch untergehen zu lassen; bei Euphorbos und Hyperenor findet eine den Charakteren entspringende Nothwendigkeit statt. Hyperenor reizt Agamemnon (wie uns freilich nur erzählt wird) durch höhnische Reden auf Menelaos. Euphorbos, klug und vorsichtig von Natur, hört den Untergang seines Bruders und wagt es, blindlings Menelaos anzugreifen. So bricht das Glück der Brüder zusammen.

Bemerken wir nun aber, wie Homer, dem früheren Verfahren entsprechend, das er Agamemnon gegenüber, bei dessen Aristeia, inne hielt, gerade an dieser Stelle des Gedichtes, wo des Menelaos Aristeia beginnt, die Nachrede über Menelaos' unkriegerisches Wesen wieder vorbringt und wie er ihm die Zerstörung des Glückes der Dardanischen Familie aufbürdet. In derselben Weise waren vorher die Thaten des Agamemnon mit einem vorwurfsvollen Beigeschmacke versehen worden, und in dem, was folgt, werden wir eine noch stärkere Zumischung böser Eindrücke empfinden. Wir dürfen nicht unbemerkt lassen, mit welcher Hartnäckigkeit Homer dies Charakteristische der beiden Söhne des Atreus durchführt und wie es zuweilen durch Contraste zur Erscheinung gebracht wird.

Homer läßt Menelaos endlich nun die Situation beherrschen. Noch einmal wird dem Gatten Helena's Gelegenheit gegeben, zu beweisen, daß es der Mühe werth war, seinetwegen nach Troja zu ziehen. Menelaos ist bis dahin nur so mitgelaufen: jetzt tritt eine Entscheidung höchster Art an ihn heran, und er be-

[1]) Die Gestalt des Euphorbos wirkte in Griechenland so lebendig fort, daß Pythagoras von sich behauptet haben soll, die Seele des Euphorbos sei in die seinige übergegangen.

steht die Probe nicht. Zu den Besten des griechischen Heeres kann er fortan nicht mehr gerechnet werden. Es fehlt ihm das zwingende Gefühl für Ehre. Er braucht Jemand neben sich oder über sich, dessen Worten er sich fügt. Und er weiß das. Sehen wir, wie Homer zu Werke geht, um unserer Beurtheilung des Menelaos diese Richtung zu geben.

Wenn Maler umfangreichere Compositionen durchzuführen haben, so verfahren sie in der Behandlung der einzelnen Gestalten anders, als wenn es sich nur um eine oder einige wenige Figuren handelt. Colorit und Licht und Schattengebung bieten im letzteren Falle keine Schwierigkeit, sondern erlauben, sich der Natur genau anzuschließen. Dort dagegen hängt, was dem Einzelnen an Licht und Farbe zu Theil wird, von allgemeinen Bedingungen ab. Ebenso kann im kurzen Volksliede oder der Romanze volle Beleuchtung einzelnen Gestalten verliehen werden; im Epos, wo viele Gestalten ihr Recht verlangen, sichtbar zu sein, tritt ein anderes Gesetz ein. Hier muß immer Rücksicht auf das Ganze genommen werden, und nur wenn auch wir das Ganze im Auge behalten, verstehen wir das Auftreten des Einzelnen hier oder dort. Zwar sind die Situationen, welche Ilias und Odyssee bieten, meist so verständlich, daß nichts zu fehlen scheint; ziehen wir sie aber so in Betracht, daß alle übrigen Situationen zugleich uns vor Augen stehen, so erweitert sich ihr Inhalt und ihre Bedeutung. In den Nibelungen würde die Erzählung des Mordes Siegfried's zu Anfang, oder der Bericht vom Untergange der Burgunden am Schlusse, gewiß auch dann seine Wirkung nicht verfehlen, wenn sie ohne Zusammenhang mit dem Uebrigen Leuten vorgetragen würden, denen der Rest des Epos unbekannt wäre. Lassen wir aber sämmtliche Ereignisse den Hintergrund bilden, so tritt dann erst die wahre Wirkung ein. Ebenso wird in Ilias und Odyssee die einzelne Scene durch das Miteinklingen der übrigen erst zur höchsten Wirkung gesteigert. Bei Volkslied und Romanze bleibt kein unaufgeklärter Rest zurück. Das von Gretchen gesungene Lied des Königs von Thule empfängt aus der Scene, in die es eingelegt worden ist, keinen Zusatz an Inhalt: es besteht und beruht auf sich. Solche kleinere Lieder dürfen mit klaren Farben wie auf Goldgrund gemalt werden und finden bei ein paar Griffen auf der Guitarre oder Clavierspiel ausreichende Begleitung. Hamlet's Monolog über den Selbstmord jedoch oder Faust's den ersten Act einleitendes Selbstgespräch bedürfen der gesammten übrigen Tragödie. Faust und Wallenstein und der Prinz von Homburg sind complicirten Orchesterwerken zu vergleichen, bei denen das momentan eingreifende einzelne Instrument nur im Zusammenklange mit allen übrigen wirksam wird. Und so empfängt jeder Gesang der Ilias und der Odyssee und jede Scene darin die wahre Wirkung erst in Verbindung mit allen übrigen Scenen und Gesängen.

Menelaos würde sich in unserm siebzehnten Gesange von den übrigen Führern des griechischen Heeres wenig unterscheiden, wenn wir sein Auftreten ohne Erinnerung an Vorhergegangenes und Folgendes beurtheilen. Nur volksliedmäßig für sich angesehen, würde dieser Gesang, gleich anderen, eine Anzahl von Kämpfen enthalten, in denen Menelaos vom Glücke mehr oder weniger

begünstigt wird. Tragödienmäßig betrachtet, haben diese Begegnungen jedoch tiefere Bedeutung.

Hektor hatte — sahen wir — dem wehrlosen, kaum seiner selbst mächtigen Patroklos den Todesstoß gegeben. Die Waffen konnte er ihm nicht abnehmen, wie sich sonst von selber verstanden hätte, weil sie von Apollo's Schlag abgesprengt, schon auf dem Boden lagen. Hektor's Beutegier wird durch Patroklos' Gespann gereizt. Einmal schon hatte er es dem Dolon versprochen, zu dessen Unheil nun sieht er es unter Automedon's Führung davonjagen und eilt ihm nach. Da tritt, unter Gestalt eines Trojaners, Apollo ihm entgegen. Ob Hektor denn, auch wenn er das Gespann einhole, der unsterblichen Rosse jemals Herr zu werden glaube? Hektor hält inne. Um sich blickend gewahrt er, wie Menelaos die Waffen in Sicherheit zu bringen sucht. Auflodernd wie die Flamme des Hephästos — wir erinnern uns, wie in der Schmiede Kohlenfeuer plötzlich emporsprüht — stürzt Hektor mit Geschrei oft auf Menelaos los.

Und nun geschieht das für unsere Beurtheilung des Menelaos Entscheidende. Er thut, was wir ihm nicht vergeben können. Homer's Helden wissen genau, wie weit ihre Kraft reiche. Sie weichen, wenn ein Stärkerer kommt. Dies verstand sich von selbst. Aber wie dem auch sei, weder Ajax noch Odysseus, Diomedes, Idomeneus, Nestor, und auch Agamemnon nicht, hätten in diesem Augenblicke den todten Patroklos dem Feinde überlassen. Sie wären lieber in ihr Verderben gegangen.

Homer läßt Menelaos mit sich selber reden. Das sicherste Mittel, das ein Dichter anwendet, um uns in die Gefühle eines seiner Geschöpfe einzuweihen.

Weh' mir, wenn ich die Rüstungen jetzt verliere!
Und den Patroklos, der für mich in den Tod ging!
Schelten würde mich Jeder, der es mit ansähe!
Aber, wenn ich allein und ohne Beistand,
Nur weil die Scham mich hält, Hektor erwarte,
Und den Troern, die von allen Seiten
Mich umdrängen — denn ganz Troja führt
Hektor gegen mich Einzelnen — Stand jetzt hielte?
Doch wozu mich bedenken? — Wer mit dem Manne,
Den die Gottheit offenbarlich begünstigt,
Sich in Kampf einläßt, kämpft gegen die Gottheit
Und des Unheils Walze geht über ihn hin!
Niemand wird mir's verdenken in der Armee,
Wenn ich dem gottbegünstigten Hektor weiche.
Wäre des Aias Schlachtruf nur vernehmbar!
Wir gewönnen, stände der mir zur Seite!
Nähmen Patroklos' Leichnam den Trojanern
Siegreich ab, um Achill ihn hinzutragen!
Immer ein Vortheil noch bei allem Unheil!

„So macht Bedenken aus uns Allen Feige" läßt Shakespeare Hamlet sagen, wo es sich nicht um Erwägen, sondern um Zugreifen handelte. Menelaos ist weder kraftlos noch feige, aber er denkt, wo er vielmehr zuschlagen müßte.

Dieser Monolog wiegt den des Hamlet auf. Zuerst denkt Menelaos an die Waffen! Der Standpunkt des Geschäftsmannes, der auch der seines Bruders und Compagnons war. Dann erst kommt Patroklos und die Ehre. Er erinnert sich, daß Patroklos für ihn gefallen sei. Der Leichnam und die Waffen, die Achill's! liegen vor ihm. Nun fällt ihm ein, was die Griechen sagen würden. All seine Skrupel aber beschwichtigt der Satz: wer wider den streitet, den die Götter beschützen, hebt die Hand gegen die Götter selbst! Wie sehr das aber nur eine auswendig gelernte Ausrede war, an die Menelaos selbst nicht glaubte, läßt der nächstfolgende Gedanke erkennen: wäre Ajax nur da! dann möchten Götter, Götter sein. Und zuletzt seine Erwägung: wenn sie beide den Leichnam retteten, so würden sie ihn Achill darbringen und diesen vielleicht bewegen, in den Kampf wieder einzutreten.

Nur wenn wir Alles hinzunehmen, was wir sonst von Menelaos wissen, gewinnt dieser Monolog völlig niederschmetternde Wucht für ihn. Erinnern wir uns, dieser Abwesenheit von Heroismus gegenüber jener Scene, wie Odysseus in ähnlicher Verlassenheit, als alle Griechen in voller Flucht an ihm vorüberstürmten, mit sich selbst zu Rathe gegangen war.

Weh' mir! Was erleb' ich! Welch' ein Verlust,
Wenn ich mit den Andern, von Furcht besiegt,
Jetzt den Muth verlöre! Furchtbarer noch,
Wenn ich, so ganz verlassen, gefangen würde!
Aber, wozu jetzt denken? Eines weiß ich:
Feiglinge suchen ihr Heil in der Flucht —: wer aber
Zu den ersten Männern des Volkes sich rechnet,
Der hält aus in der Schlacht und steht seinen Mann,
Mag er nun treffen oder getroffen werden!

Wie viel leichter wäre für Odysseus damals der Entschluß gewesen, zu fliehen wie die Uebrigen. Es handelte sich um seine Person allein. Er hatte keinen Todten, keine Waffen zu vertheidigen. Sogar Diomedes, der sich mit den Göttern selbst in den Kampf eingelassen, ließ sich damals von der Panik mit fortreißen. Die Fragen, die Odysseus an sich stellte, waren rein theoretischer Natur. Hast du, der du den Kopf nicht verloren hast, das Recht, rückwärts zu gehen? Nein! Homer wußte, als er Menelaos' Monolog dichtete, genau, wie er Odysseus früher mit sich selbst hatte verhandeln lassen. Diese Stücke bedürfen einander zu gegenseitiger Erklärung. In einzelnen Worten stimmen sie überein. Odysseus steht auf der Höhe tragischer Empfindung, Menelaos' Monolog gehört in die Komödie: Homer legt eine erkennbare Dosis unfreiwilliger komischer Selbstcharakteristik hinein. Die Absichtlichkeit seines Verfahrens ist nicht zu verkennen. Die nach Menelaos' Flucht eintretende Vergleichung mit dem Löwen, welcher sich von den mit Stangen bewaffneten Hirten und dem Hundegebelle vertreiben läßt, hatte in der ursprünglichen Fassung der Ilias vielleicht sogar ebenfalls komischen Beigeschmack. Menelaos' Rückzug findet nämlich erst dann ein Ende, als er die Seinigen wiedererreicht hat, die früher bereits gewichen waren: Homer berichtet das mit einer gewissen kahlen Kürze, die mich auf den Gedanken bringt. Das wenigstens er-

fahren wir, daß Menelaos, Waffen und Leichnam im Stiche lassend, sich zurückzieht ehe Hektor und die Seinigen herangekommen sind[1]).

Jetzt tritt das ein, um dessentwillen der siebzehnte Gesang auch „Die Schuld Hektor's" hätte betitelt werden können.

So großen Schrecken hatte Aias' Erscheinen Hektor eingeflößt, daß er bis mitten unter die Seinigen zurückwich. Da tritt ihm Glaukos, Sarpedon's Waffengefährte, entgegen.

Glaukos gehört zu den Nebenpersonen ersten Ranges, von deren künstlerischer Behandlung die Rede war. Auch davon sprach ich, daß Homer sie ohne Abschiedsscene verschwinden läßt. Dies Verfahren würde den Schein der Planlosigkeit tragen, versicherte uns nicht die bewußte Methode seiner Anwendung, daß der Dichter dabei von Principien ausging. Jeder neue Fall erlaubt diese Dinge noch einmal in Betracht zu ziehen. Homer läßt diese Nebenpersonen vor unseren Augen kein volles Schicksal durchlaufen. Es kommt im Leben vor, daß Leute von hoher innerer Bedeutung bei wichtigen Schicksalsentwicklungen zwar eingreifen, in ihrem eigenen Wesen aber Umschwünge dabei nicht erfahren. Thoas in Goethe's Iphigenie geht aus der Tragödie hinaus wie er eingetreten ist: für ihn hat sich in ihr nichts seinen Charakter Umgestaltendes ereignet. Aber es können auch Leute ohne innere Bedeutung zufällig in wichtige Schicksalsentwicklungen mit hineingerissen werden. Würde z. B. in einer Schlacht Jemand aus dem Gefolge des Commandirenden zum Träger eines Befehls von diesem gemacht, den er mit so bewunderungswürdiger Kühnheit glücklich ausrichtete, daß vielleicht die Entscheidung des Tages davon abhinge, so könnte dieses Heldenstück zugleich doch vielleicht das Einzige bleiben, was den Mann auszeichnete, ihm auch weder als Geist noch als Charakter übrigens eine höhere Stelle anweisen. In dieser doppelten Richtung läßt Homer diejenigen Personen, deren innerste Existenz für die Composition der Ilias nicht in Betracht kommt, nie völlig aus dem Schatten heraustreten, und auch wenn sie in Momenten noch so grelles Licht empfangen, spurlos wieder verschwinden. Sie erscheinen nur an der Stelle, wo ihre Dienste verlangt werden.

---

[1]) Doch ich bin geneigt, den Vergleich mit dem zurückweichenden Löwen nicht als hierher gehörig anzusehen. In demselben Gesange wird später nämlich (V. 650), als von der Vertheidigung des todten Patroklos, den Menelaos ja bald wieder erreicht, zum zweiten Male abgestanden werden mußte, das gleiche Beispiel zum zweiten Male gebraucht. Jetzt wird das Bild mit mehr Worten ausgemalt und seine Heranziehung paßt besser. Um so mehr erscheint es hier nun am rechten Orte, als der Vergleich mit einem Löwen an der ersten Stelle sofort abermals angewandt wird. Von Aias aber. Aias nämlich trifft gleich nach Menelaos' Flucht mit diesem zusammen, und vereinigt suchen beide den Leichnam wieder zu erreichen. Die Rüstungen hat Hektor inzwischen freilich fortgeschafft, seine Absicht aber, dem Todten das Haupt von den Schultern zu schlagen, führt er nicht aus. In Aias den ihm Ueberlegenen erkennend, läßt er von dem Leichnam, den er eben heranzieht, alsbald die Hände sinken und weicht zurück. Aias stellt sich mit seinem breiten Schilde vor Patroklos hin, wie ein Löwe, der, seine Jungen durch den Wald führend, von Jägern angegriffen wird. Menelaos steht auf der anderen Seite des Todten, um ihn von hier beschützt zu halten.

Glaukos tritt im zweiten Gesange, gleich Diomedes, prachtvoll ein, als habe Homer viel mit ihm vor. Die berühmte Begegnung, wie Glaukos und Diomedes einander als Sprößlinge durch alte Gastfreundschaft verbundener Familien erkennen und die Waffen tauschen. Die Geschichte der Herkunft des Glaukos empfangen wir hier. Das gleiche Element soldatischer Ehrenhaftigkeit ist in beiden verkörpert. Damit nun aber scheint Glaukos so gut wie abgethan: er gibt als Schatten des Sarpedon an diesen alles Licht ab. Mit Sarpedon stürmt er die griechischen Verschanzungen, wird verwundet, steht Sarpedon dann in dessen letzten Augenblicken wieder bei und empfängt des Sterbenden Vermächtniß, die Lykier mit doppelter Kraft in den Kampf zu führen.

Das Herz noch voll vom Verluste des Sarpedon, glaubt Glaukos dessen Leichnam und Waffen im Besitze der Griechen. Sein einziger Gedanke ist, daß sie zur Herausgabe gezwungen werden. Wie Diomedes einst Agamemnon Mangel an Muth vorgeworfen hatte, stellt Glaukos Hektor jetzt zur Rede:

Bloßes Scheinbild du der Tapferkeit!
Rette die Stadt mit deinen Troern allein jetzt,
Denn wir Lykier sind des ewigen Kampfes
Und des Undanks satt. Wer möchte denn
Dir noch vertrauen? Der du den edlen Sarpedon,
Deinen Gastfreund, deinen Genossen verließest,
Daß er den Griechen zum Raub und zur Beute werde?
Der, so lange noch Leben in ihm war,
Dir und der Stadt so große Dienste geleistet,
Und nun fressen die Hunde seine Leiche!
Doch wir Lykier gehn! Wenn euch Trojanern
Noch eine Spur von Kühnheit inne wohnte,
Rissen wir jetzt Patroklos zu uns hinüber!
Und da würden die Griechen schon erscheinen,
Um mit Sarpedon's Leiche und seiner Rüstung
Des Patroklos Leiche und Waffen zu kaufen.
Doch du wagst des mächtigen Aias Blicken,
Schwächling! nicht mit den deinen zu begegnen.
Und es entgegnete Hektor: Solch ein Mann
Schwatzt so thöricht! Und ich hätte geglaubt,
Mehr feist du als die Andern, doch ich irrte.
Aias' ungeheure Riesengestalt
Fürchte ich nicht, Zeus aber haucht dem Besten
Furcht oder Muth in die Seele, wie ihm gut dünkt.
Doch jetzt halte dich zu mir und gieb Acht,
Was ich vollbringe und ob von allen Griechen
Einer, und wenn er noch so viel vermöchte,
Von dem todten Patroklos mich zurückhält.
Und mit gewaltiger Stimme rief er: Troer!
Lykier! Haltet Stand bis ich wieder erscheine!
Und im Laufe die Leute bald erreichend,
Die die Waffen der Stadt zuführen sollten,
Stand er abseits und hüllte sich in Achill's
Rüstung, die einst die mächtigen Uranionen
Peleus schenkten, dem Vater Achill's; der gab sie,
Hochbetagt, seinem Sohne; doch der sollte
Nicht in ihnen hohe Tage erreichen.

Doch Zeus, der den Wolken die Wege weist,
Sah von ferne Hektor in des göttlichen
Peleussohnes Waffen gerüstet dastehn,
Schüttelt das Haupt und redete mit sich selber:
Wenn du wüßtest, wie nahe dir der Tod ist!
Dieses Haupts und dieser Schultern Wehr
Durftest du dir nicht nehmen! Doch noch einmal
Soll gewaltige Kraft jetzt dich durchströmen,
Zum Ersatz, weil dir nach diesem Kampfe
Nicht Andromache mehr die Waffen abnimmt.
Und mit den dunklen Brauen nickte Kronion,
Machte die Waffen an Hektor's Gliedern fest,
Und des Ares Athem erfüllte die Brust ihm.
Glänzend dastehend, brüllt er die Seinen an:
Tausendfältigen Volkes Kriegsgenossen,
Nicht soldatischen Schaugepränges wegen
Rief ich aus euren Städten euch hierher,
Nein! die troischen Frauen und Kinder sollt ihr
Retten vor den Achäern, deshalb zahl' ich
Solchen Lohn: Sieg oder Verderben gilt es!
Mit dem, der des Patroklos Leiche herbeischafft,
Theil' ich die Beute des Tages, halb und halb,
Daß er so viel wie ich selbst an Ruhm davon trägt!
Und mit gehobenen Speeren führte das Heer
Er auf die Griechen los und auf den Aias,
Ihnen Patroklos' Leichnam zu entreißen.

Bemerken wir, wie neben dem Appell an das reinmenschliche Gefühl der Trojaner die Berechnung der Beute doch den Abschluß der Rede Hektor's bildet. Dieser geschäftliche Standpunkt ist Griechen und Trojanern gemein, und es gehört, worauf schon hingewiesen wurde, zu den Eigenthümlichkeiten nur Achill's, ihn zuweilen zu vergessen.

Aias erkennt bei Hektor's Angriffe die veränderte Lage der Dinge. Auf sein Geheiß jetzt schreit Menelaos nach Hülfe, soweit sein Ruf die griechischen Fürsten zu erreichen vermag, und der Kampf um die Leiche des Patroklos beginnt, das Ringen, dessen Schilderung von keines anderen Dichters Worten jemals überboten worden ist. Der Verzweiflungskampf der Burgunden, welcher den Schluß des Nibelungenliedes bildet, würde sich zu gleicher Höhe erheben, käme der deutsche Dichter dem der Ilias darin gleich, daß er, wie bis zum siebzehnten Gesange auch Homer gethan, nicht immer nur einzelne Helden gegeneinander darstellte. Um den Patroklos aber entspinnt sich ein Massenkampf all der Tapfersten, die auf troischer und griechischer Seite noch übrig sind. Die Gabe, Licht und Schatten zur Erhöhung seiner Effecte zu verwenden, kommt Homer bei der Darstellung des Gewühls zu Hülfe. Er läßt die inmitten der allgemeinen Schlacht um die Leiche des Patroklos Kämpfenden von Dunkelheit umzogen werden, die sich allmälig bis zur Finsterniß steigert. So spielt in den Gefechten der neueren Zeit der die Bewegungen verhüllende Pulverdampf eine Rolle. Während Griechen und Trojaner sich im heißen Sonnenscheine gegenseitig zu vernichten suchen, und am Firmamente kein Wölkchen zu

erſehen iſt, ſo daß die Hitze den Kampf allmälig erlahmen läßt, ſteigt an der einen von Dunkel umwallten Stelle unabläſſig „eiſernes Getöſe“ zum „Himmel von Erz“ auf.

Wir fühlen, nur Achill vermöge hier den Ausſchlag zu geben, und der Moment nähere ſich, wo ſein Sinn gebrochen wird, und er die Ereigniſſe wieder beherrſcht. Ohne Vorbereitung aber läßt Homer nichts Entſcheidendes geſchehen: Homer's erſte Erinnerung an Achill bei dieſer neuen Lage der Dinge iſt, ſeiner Art nach, ein bloßes Einſprengſel in die Erzählung.

Doch nichts wußte Achill vom Fall des Patroklos,
Da dicht unter den Mauern der Stadt gekämpft ward.
Von den Thoren Ilions werde ſein Freund
Siegreich wiederkehren, war ſeine Hoffnung.
Denn die Mutter hatte Achill vertraut:
Weder mit ihm noch ohne ihn werde Patroklos
Ilion's Stätte betreten! Und daran glaubt' er.
Aber die Mutter hatte nicht Alles geſagt!
Und ſo ſank ſein liebſter Genoſſe dahin,
Ohne daß ihm bewußt war, was geſchehn ſei.

Auf dieſe verbindungslos eingeſtreuten Verſe folgen dann wieder vierzig Verſe Schlachtbericht mit dem eben angeführten Schluſſe:

Eiſern gellt' es empor, durch der unfruchtbaren
Lüfte Bereich zum erzenen Himmel aufwärts.

An ſolchen Stellen wird die Wiedergabe der Sprache Homer's zur Unmöglichkeit. Es iſt, als tönte, was er ſchildern will, nur aus den griechiſchen Worten heraus. Deutſche Worte vermögen nicht das nachzutönen.

Aus der erſten Erwähnung Achill's, deren abrupte Art, wie ich im Hinblick auf Aehnliches in früheren Geſängen wiederhole, zu den bewußt angewandten Kunſtmitteln des Dichters gehört, geht noch nicht hervor, wie die Todesnachricht Achill erreichen wird. Völlig unvorbereitet war er nicht, denn was er befürchtete war beim Auszuge des Patroklos von Homer bereits ausgeſprochen worden. Erinnern wir uns an die eigne Erfahrung, wie wir bei großen Krankheiten uns nahe Stehender vom Anfang an deren tödtlichen Verlauf vorausſehen, in den Momenten höchſter Gefahr dann aber nicht daran glauben, ſondern an jedes günſtige Zeichen hoffnungsvoll uns anklammern. In einer abermals eingeſtreuten Epiſode rückt die Trauerbotſchaft Achill ſchon näher: die Roſſe an ſeinem verwaiſten Wagen wiſſen, daß Patroklos gefallen ſei. Was Homer hier berichtet, leitet uns zugleich in das Gebiet des Uebernatürlichen ein, das die Scene nun bald beherrſchen wird.

Doch des Achilleus Roſſe, ſeitwärts ſtehend,
Weinten als ſie vernahmen, daß Patroklos
Todt in den Staub ſank. Fruchtlos ſuchte Automedon
Erſt mit der Geißel, dann mit Schmeichelworten,
Dann mit Drohen und Schelten ſie anzutreiben:
Vorwärts wollten ſie nicht: nicht zu den Schiffen.

Ueber das Joch hinüber hängen ihre wallenden Mähnen zum Boden hinab, und Zeus jammert ihrer. Abermals das unsterbliche Haupt schüttelnd redet er so sich selbst an:

Warum schenkten wir euch, unselige Rosse,
Die unalternd ihr seid und unsterblich, dem Sterblichen,
Nur, um menschliches Leiden mit zu erleben?
Denn von Allem, was da kreucht und athmet,
Ist kein Wesen so elend wie der Mensch doch.
Aber mit euch und eurem strahlenden Wagen
Soll der Sohn des Priamos nicht sich brüsten!
Niemals! Schon zu viel, daß er der Waffen
Prahlerisch rühmen sich darf, die ihn umglänzen!
Euch will ich Muth und Gewalt in die Glieder gießen,
Daß ihr Automedon zu den Schiffen rettet.
Denn noch müssen die Troer siegreich bleiben
Bis zum Sinken des Tags, wenn das Dunkel aufsteigt.

Zeus sieht also auch bei den Thieren auf das Rangverhältniß. Früher schon hatte Hektor dagegen verstoßen, als er Achill's unsterbliches Gespann dem Dolon versprach: nun der zweite Verstoß, da er es für sich selbst einzufangen sucht. Eine herrliche Scene folgt: aus eignem Antrieb greifen die Rosse die Trojaner an. Das unzähmbare Vorwärtsstürmen der Pferde verstärkt unser Gefühl, auch Achill werde bald nicht mehr zu halten sein.

Weitere Vorbereitungen dieses Momentes treten bald hinzu: auf jeder Stufe dieses Fortschrittes aber läßt uns der Dichter verweilen. In vollendeter Kunsterfahrung leitet er uns mit zögernder Hand weiter. Es liegt nicht im Zwecke dieser Arbeit, den Theil des 17. Gesanges von Vers 450 bis 590 im Einzelnen zu geben, der die Schlacht vom freiwilligen Kampfe der Rosse gegen die Trojaner bis zu dem Augenblicke erzählt, wo die Griechen trotz allem dem Lager zuflüchten. Ich bitte diese 140 Verse bei Stolberg zu lesen, dessen Hexameter unseren Ansprüchen zwar nicht genügen, der in der Wahl der Worte aber Homer hier näher kommt als Voß. Wunderbar wird geschildert, wie das Gefühl, zu unterliegen, die Griechen in immer weiteren Kreisen durchdringt. Wie Aias und Menelaos zum Entschlusse gelangen, den Leichnam des Patroklos nicht mehr an Ort und Stelle zu vertheidigen, sondern ihn den Schiffen zuzutragen. Da hören wir Aias endlich mitten in der Nacht, die Zeus über die um Patroklos Kämpfenden verbreitet hatte, nach Achill rufen:

Wollte doch Einer jetzt Achill verkünden,
Daß Patroklos dahinsank! Aber Niemanden
Kann ich erkennen — Alle hüllt uns die Nacht ein!
Zeus! Entreiße der Griechen Söhne der Finsterniß
Und verdirb uns im Lichte, wenn es sein soll!
Und des Weinenden jammerte Zeus Kronion
Und die Sonne leuchtete über der Schlacht.
Und zu Menelaos wandte sich Aias:
Siehst du Antilochos wo? Der soll Achill
Nachricht geben, daß Patroklos todt ist.

Menelaos entdeckt Antilochos. Homer hält auch diesen Moment der vorwärtsdringenden höchsten Noth in verweilender Ruhe fest.

Und Menelaos schaute rings umher
Wie ein Adler, der vor allen Vögeln
Scharfen Blicks ist. Ihm, so hoch ihn sein Flug trägt,
Bleibt der Hase versteckt nicht, der in die Blätter
Dicht auf den Boden unten sich duckt: er stößt
Auf ihn nieder und hat ihn: also wandten
Rund umher, Menelaos, deine strahlenden
Blicke sich und am linken Flügel der Schlacht
Sahst du Antilochos, wie er seine Genossen
Neu für den Kampf entflammte.

Nestor's jugendlicher Sohn also wird von Menelaos herbeigerufen. Selbst erfährt Antilochos jetzt erst, daß Patroklos fiel. Homer will in Antilochos den Sohn im dienenden Verhältnisse zum Vater und zu den im Range oder Alter ihn Ueberragenden hinstellen. Antilochos ordnet sich unter. Er empfängt Aufträge. Nestor, als er in der Odyssee später der vor Troja gefallenen Jünglinge gedenkt, sagt, keiner erinnere ihn so sehr an Telemachos als Antilochos. Homer läßt in Telemachos den früh hingesunkenen Antilochos als poetischen Typus noch einmal aufstehen. Alle in beiden Gedichten zerstreut liegenden, ihn erwähnenden Stellen schließen sich zu einem festumrissenen Bilde des jung dahingerafften Heldensohnes zusammen. Noch im letzten Buche der Odyssee wird Antilochos genannt als der, den Achill nach dem Tode des Patroklos vor allen andern Griechen liebte. Deshalb wählte Aias ihn, Achill die furchtbare Nachricht jetzt zu überbringen.

Zu den Schiffen also macht Antilochos sich auf den Weg. Menelaos aber kommt nun der Gedanke, Achill, auch wenn er den Leichnam retten wollte, würde das nicht vermögen, weil er waffenlos sei —: Patroklos muß ohne Achill gerettet werden. Damit schließt der siebzehnte Gesang. —

Nur mit Tonstücken Beethoven's, wenn der Abschluß in immer höher sich erhebenden Sätzen steigernd sich verzögert, wenn der Componist in immer erhabenerer Wiederholung des Themas sich gleichsam nicht beruhigen kann, wüßte ich das Ausklingen des Gesanges zu vergleichen. Fünf Bilder läßt der Dichter auf einander folgen, um darzustellen, wie die flüchtenden Griechen Patroklos Leiche mit sich führen.

Und sie hoben den Todten von der Erde
Hoch und gewaltig gestreckt, und hinten jauchzte das
Troische Volk laut auf, als sie ihn erblickten:
Und wie Hunde eilte es ihnen nach,
Die den verwundeten Eber vor sich haben.
Anfangs stürmen sie los, ihn zu zerfleischen:
Aber wenn er, auf seine Stärke trotzend,
Kehrt macht, fahren sie furchtsam auseinander:
So nun stürmten die Troer in hellen Haufen
Mit zweischneidigen Lanzen und Schwertern vor:
Doch wenn die beiden Aias um sich wandten,
Standen sie und erblaßten, und Keiner wagte,
Näher tretend, die Leiche anzugreifen.

Also trugen sie aus dem Schlachtgewühl
Zu den Schiffen den Todten. Doch es tobte
Dicht im Rücken der Kampf. Wie Feuer aufflammt,
Das in Städten entbrennt. Es werden der Häuser
Immer weniger in dem wachsenden Gluthmeer;
Und der Wind bläst hinein: so folgte der Krieger,
Und der Pferde unabläßiger Sturm
Ihnen, die vorwärts schritten.
Doch die gingen
Wie Maulesel im steinigen Waldgebirge,
Große Balken oder gewaltiges Schiffsholz
Niederschleppen in ruhiger Kraft, und es rinnt
Schweiß von den ermüdeten Thieren nieder,
Also trugen den Todten sie schrittweis weiter.
Aber im Rücken wehrten die gewaltigen
Ajax beide die Troer ab: so hält,
Vom Gefilde quer hinüber gestreckt,
Der mit Wald bedeckte Hügel der Höhe
Wild andrängende Wässer auf: er hemmt sie,
Daß sie rechts und links in die Tiefe fließen,
Denn sie durchbrechen ihn nicht, so sehr sie wüthen.
Also hemmten die Ajax beide den fruchtlosen
Sturm der Troer; die aber folgten ihnen.
Zweie voran: Aeneas, des Anchises
Sohn, und des Priamos Sohn, der strahlende Hektor.
Gleich einer Wolke von Staaren oder Dohlen,
Die mit hellem Geschrei auseinander stieben
Wenn sie den Falken ersehn, der kleinem Gevögel
Droht mit Mord, so flog der Griechen Schwarm
Unter Aeneas' und unter Hektor's Ansturm
Schreiend wild auseinander, Widerstandes
Nicht mehr gedenkend. Schöne griechische Waffen
Lagen am Boden vor und über dem Graben
Und es neigte die Flucht sich zur Vernichtung.

Die Vergleiche des siebzehnten Gesanges sind von großer Schönheit. Wieder kommt mir die technische Behandlung Rembrandt's in den Sinn, der unter allen Künstlern am meisten die Kraft besaß, mit wenigen Strichen die Phantasie so zu erregen, daß sie fein ausgeführte Gemälde vor sich zu haben glaubt. Lassen wir sie von Anfang bis zu Ende in der Erinnerung eine einzige Reihe bilden, wie in einem Bilderbuche etwa, das man durchblättert, so gewinnen sie inneren Zusammenhang für sich, bilden durch die Gleichartigkeit der Anschauungen eine Kette, eine für sich bestehende geistige Ornamentation des Textes. Mir scheint, als seien die Vergleiche des siebzehnten Gesanges diesem mit besonderer Kunst eingeflochten, weil der Dichter in ihrem Gebrauche allmälig ganz sicher geworden war.

Homer's Bestreben, in den Vergleichen das Leben seines Volkes und die Natur des griechischen Landes und Heeres zu schildern, entspringt seinem Verlangen, der Generation, für die er dichtete, ganz modern zu erscheinen. Nur dann wird ein Dichter seinen Zuhörern die Vergangenheit ihnen zu Danke verherrlichen, wenn sie niemals das Gefühl der Gegenwart verlieren, in der

sie stehen. Vergangenheit und Gegenwart in der Dichtung zu verbinden, ist eine der natürlichen Functionen der nationalen Phantasieschöpfung. Die großen Künstler suchen den Wünschen ihres Publicums in dieser Dichtung möglichst nahe zu kommen. Ein Zeichen unserer eigenen modernen bildenden Phantasie aber ist, entweder das eine oder das andere dieser beiden Elemente zu stark zu bevorzugen. Es entstehen dichterische Producte auf diesem Wege, die uns entweder durch gezwungene Alterthümlichkeit oder durch allzu grelle Abspiegelung des täglichen Daseins dort langweilen, hier beunruhigen.

Erzählende und beschreibende Gedichte zu schaffen, ist den Völkern angeboren. Begegnen wir erfolgreichen Schöpfungen dieser Art, so scheint es immer, als ob sie in neuer Gestalt wiederholen, was von Anderen vorher schon gewußt, gesagt, ja künstlerisch schon behandelt worden war. Sie erzählen von außerordentlichen Menschen, welche siegen oder untergehen. Immer dasselbe Lied anders gewandt. In allen geschieht das Entscheidende am Schlusse. Eine breit angelegte Handlung zieht sich allmälig zusammen, spitzt sich zu, und die Erzählung nimmt, je mehr sie sich der Entscheidung nähert, rascheren Gang an. In den Anfängen epischer Kunstwerke herrscht zuweilen ein Suchen der rechten Form, ein Nichtfortkönnen oder Sichübereilen. Der Dichter vermag das Tempo nicht zu treffen, dessen er für den langen Weg bedarf. In den Anfängen der Nibelungen verliert sich die Darstellung ins Breite, der Dichter findet die einfachen Uebergänge nicht, seine Erzählung erscheint manchmal wie aus Bruchstücken zusammengesetzt. Fortschreitend aber lernt er seine Kräfte besser kennen. Er fühlt, was er zu thun und zu lassen habe. Endlich aber meldet sich die Nothwendigkeit, zum Abschlusse zu gelangen. In den Nibelungen wie in Ilias und Odyssee verwandelt sich erst gegen den Schluß hin der bis dahin holprige Weg in glatte Bahn. Vom Tode des Patroklos ab wird die Ilias zu dem gleichmäßig lichten Werke der dichterischen Kraft, die den Namen Homer trägt. Der zwischen zufälligen Ufern bis dahin manchmal in ungleicher Strömung gehende Fluß geht nun als ein von Rändern edlen Mauerwerkes eingefaßtes durchsichtiges Element rasch dahin. Das letzte Drittel der Ilias läßt sich als in einzelne Gesänge getheilt kaum noch betrachten. Die Begebenheiten drängen sich stracks vorwärts. Dennoch bedarf es auch hier noch der Ruhepunkte. Wie kunstvoll aber werden sie ausgebeutet!

In den Anfängen einer erzählenden Dichtung bildet der gesammte Bestand der Ereignisse eine dunkle Masse, wie ein Gebirge, das wir in der Ferne vor uns sehen. Nur die Schärfe der Umrisse prägt sich uns ein, die es abgrenzen. Je näher wir zuschreiten, um so deutlicher erhellt sich das Ganze und vermindert sich zugleich. Immer geringer wird der Bestand des Unbekannten. In dem Maße, als es vor uns abnimmt, ergreift uns ein stärkeres Gefühl emporzudringen. Endlich fühlen wir: noch einige Schritte, und Alles liegt als abgethan hinter uns, was zuerst als unbekannt vor uns stand. Bald löst die Erwartung sich in Erinnerung auf. Gedenken wir, wie am Schlusse des Faust Faust's Sterbliches sich in ein Unsterbliches verwandelt, dem sich, emporgetragen aus dem irdischen Bereiche, neue Bahnen eröffnen.

Beim siebzehnten Gesange empfinden wir das Herannahen des Endes. Patroklos' Untergang ist das Vorspiel für Hektor's Untergang, der nun nicht mehr in der Ferne liegt. Der siebzehnte Gesang enthält im Kampfe um die Leiche des Patroklos die erste Vorbereitung der Rückkehr Achill's auf das Schlachtfeld: die Erfüllung dessen, auf das unsere Ungeduld vom Beginne der Ilias abgerichtet war. Die, welche ein zufälliges Zusammenkommen der Ilias annehmen, möchte ich fragen, ob die Wirkung des siebzehnten Gesanges denkbar sei ohne den Hinblick auf das Folgende und Vorhergegangene, ob die Aristeia des Menelaos verständlich wäre ohne Kenntniß seiner durch alle Gesänge sich merklich machenden Charaktermischung: des vornehmen Heldenthums, des ewigen Wollens, das immer wieder von Erwägungen des eignen Schicksals und von bösen Zufällen unterbrochen wird. Je mehr wir uns dem Abschlusse des Gedichtes nähern, um so feiner wird die moralische Ausarbeitung der einzelnen Gestalten, aber nur derjenigen, auf die es dem Dichter ankommt.

Der folgende Gesang bringt das Eintreten Achill's. Die mächtigste Scene aller uns bekannten Dichtungen. Aber auch sie dann erst zu voller Wirkung gelangend, wenn die ganze Ilias als Vorspiel und Nachspiel gilt.

Botanische Streifzüge an der Riviera.

Von

Eduard Strasburger.

[Nachdruck untersagt.]

IX.

Auf der Vigie de Peyssarin entfaltete sich vor uns ein Bild so herrlich, wie wir es kaum je gesehen. Der Eindruck, den wir empfingen, war erhaben und lieblich zugleich, malerisch und von mächtiger Wirkung. Während vom Mont Vinaigre aus unser Auge erst in der Ferne über grüne Berge das Meer erreichen konnte, hatten wir hier die blauen Fluthen zu unseren Füßen. Die rothen Porphyrfelsen stürzen sich von dieser Stelle ganz unvermittelt in die tiefe See. Sie setzen sich in dieselbe fort mit Zacken und Riffen, schneiden ein in die Wellen mit scharfem Grat, unterwühlen sie mit ausgehöhlten Mulden, tauchen dann wieder aus dem Meere, wie steinerne Riesen, empor. Das Wasser nimmt violette Töne an auf dem purpurnen Grunde: es scheint flüssiger Amethyst zu sein in einem Becken von Rosso antico. Um uns herum glühen die Felsen in hellem Sonnenschein. Gelbe Anflüge, von Flechten erzeugt, tönen das satte Roth ab in unzähligen Schattirungen. Gegen diesen Vordergrund hebt sich die Ferne mit ganz eigenem Colorit ab; man wird völlig berauscht von dieser Pracht, sie klingt einem wie Musik in der Seele. Zunächst beachtet man kaum die Form der Gegenstände und läßt nur ihre Farben auf sich wirken: wie sich die Töne mischen und wie sie einander durchdringen, wie sie hier verschmelzen, dort in effectvollem Contrast von einander absetzen. Wie wunderbar glüht dieser braunrothe Coloß auf dem blauen Hintergrunde des Meeres, das hoch hinter ihm am Horizonte aufzusteigen scheint! Wie hebt sich dieser andere Porphyrfelsen von dem perlgrauen Grunde der Alpen ab; dort springen wieder rothe Zacken vor gegen den blendend weißen Schnee und erscheinen wie Rubinen, gefaßt in ein Band von Silber. Unten aber schillert am Strande das blaue Meer in purpurnen Tönen auf dem rothen Grunde; dort spiegelt es die Sonne wider und strahlt unermeßliches Licht zurück. Ein mächtiger Fels im Westen, deckt uns das Thal von Fréjus, hinter ihm thürmt sich das Maurengebirge in sammet-

grünen Farben auf. Das Auge folgt der Küste bis zu den goldenen Inseln. Im Osten liegt vor uns der Golf de la Napoule und Cannes fast in greifbarer Nähe. Die Inseln von Lerin tauchen grün wie Smaragde hervor aus der goldigen Fluth. Wir sehen sie jetzt alle zu einer leuchtenden Gruppe vereinigt, voran die Insel St. Marguérite, dann St. Honorat, und neben ihr im Osten die kleine St. Féréol; dahinter taucht das Cap d'Antibes seine belaubten Ufer in die Fluthen: es springt so weit vor in die See, als wollte es dieses eine Meer in zwei Meere theilen. Jenseits der Baie des Anges, der breiten Engelsbucht, glänzt das weiße Nizza im Halbkreis an grünen Hügelketten, und dann erheben sich Berge hinter Bergen, bis jenseits Bordighera die Umrisse der Küste verschwimmen.

Ich las vor Jahren, daß auf der kleinen Insel St. Féréol das Grab von Paganini sich befunden habe. Diese Angabe ist in französischen Werken verbreitet. Sie führen an, Paganini sei in Nizza, im Mai 1840, an der Cholera verschieden: sein Sohn Achille habe die Leiche auf einem Schiffe nach Genua geführt, um den Vater an dessen Geburtsorte zu bestatten. Die Geistlichkeit verweigerte aber das Begräbniß dem Manne, von dem es hieß, er habe sich dem Satan verschrieben. Auch das Municipio ließ die Ausschiffung des Körpers wegen Choleragefahr nicht zu. So versuchte der Sohn in Marseille zu landen, doch wieder ohne Erfolg. Als er auch in Cannes abgewiesen wurde, entschloß er sich, den Sarg des Nachts auf die kleine unbewohnte Insel zu bringen und dort, von Stürmen oft umbraust, lag der Todte fünf Jahre lang. Erst im Mai 1845 kehrte der Sohn wieder, nachdem es ihm gestattet worden war, den Vater zu begraben an der Kirche von Gajona bei Parma, unfern der Villa, die Paganini dort erworben hatte. Diese Erzählung kam mir schon einmal in den Sinn, als ich in dem herrlichen Pallazo Doria Tursi, dem jetzigen Palazzo del Municipio in Genua, die Geige Paganini's sah. Das war in den Tagen der Columbianischen Feste, wo die Mitglieder der wissenschaftlichen Congresse im Municipio durch den Sindaco empfangen wurden. Die Geige, eine Guarneri, der einst Paganini dämonische Töne zu entlocken gewußt, bewahrt man wie eine Reliquie in einem kostbaren Schrein; man hatte sie zu dem Feste mit seidenen Bändern in italienischen Farben geschmückt. Daran dachte ich jetzt, da ich die kleine Insel St. Féréol vor mir im Meere liegen sah. Die heitere Landschaft stimmte freilich nicht zu dem unheimlichen Geiste Paganini's. Doch wohl müßte es ihm sein auf jenem Felsenriff, wenn die entfesselten Elemente die brandenden Wogen über denselben treiben und der Wind klagend über der Meeresfläche pfeift. Da ist es die Natur, welche Schaudergeschichten auf ihrer G-Saite spielt, so wie er sie einst auf jener Saite seinen erregten Zuhörern zu erzählen wußte. Ja, das Grab Paganini's paßt sicherlich besser in die wilde Brandung als auf einen stillen Friedhof, das war mir jetzt völlig klar! — Wie schade, daß die Geschichte erdichtet ist. — In Wirklichkeit starb Paganini in der Via Santa Reparata zu Nizza an der Kehlkopfschwindsucht und nicht an der Cholera. Da er die Sterbesacramente nicht empfangen hatte, verweigerte die Geistlichkeit seine kirchliche Bestattung, und diese konnte

erst einige Jahre später erfolgen. Der Sohn Paganini's, der heute noch in Parma lebt, theilt mir mit, daß sein Vater dort auf dem großen Friedhof della Villetta, nachdem er, auch im Tode unstät, erst nach Villa-Franca, dann nach Genua gewandert, seit 1876 seine endliche Ruhe gefunden und er — der Sohn — ihm auf seinem Grabe ein würdiges Denkmal habe errichten lassen, für welches in Genua kein geeigneter Platz gewesen sei. Ueber Paganini's Leben hatten sich die merkwürdigsten Mythen ausgebildet, die durch sein ungewöhnliches Aussehen und seine fast gespensterhafte Magerkeit gefördert wurden, zu deren Verbreitung er außerdem durch sein excentrisches Wesen nicht wenig beitrug. In Paris fühlte er sich einmal veranlaßt, den Geschichten, die in den Zeitungen über ihn berichtet wurden, entgegenzutreten. In einem Briefe, den er in der „Revue musicale" veröffentlichen ließ, schilderte er selbst sein Leben und führte dort den Nachweis, daß er weder seine Geliebte ermordet noch im Gefängniß gesessen, noch sich dem Teufel verschrieben habe. Er schloß mit der Hoffnung, man werde einst seine Asche wenigstens in Ruhe lassen. Auch dies hat, wie wir sahen, sich nicht erfüllt; ja, selbst eine Marmorbüste, die man ihm 1844 in der Villa di Negro zu Genua geweiht, ist seitdem merkwürdiger Weise verschwunden.

Während so die kleine Insel St. Féréol in einen gewissen dämonischen Zauber gehüllt werden sollte, standen die beiden größeren Lerinischen Inseln seit alter Zeit im Ruf der Heiligkeit. Der heilige Honoratus zog von seiner Einsiedelei im Esterel zu Anfang des fünften Jahrhunderts nach der Insel Lerina. Er fand sie mit giftigen Schlangen erfüllt, unter denen zu leben fast unmöglich schien. Doch der Heilige bestieg eine Palme, deren Nachkommen bis auf den heutigen Tag verehrt werden, und vertrieb die Schlangen durch den großen Bannfluch, den er über sie aussprach. Zu St. Honoratus gesellte sich bald der greise Caprasius, den spätere Zeiten auch als Heiligen anerkannten. Es strömten von allen Seiten Anhänger herbei, und das errichtete Kloster hatte bald bedeutenden Ruhm erlangt. Der heilige Vincenz, einer der hervorragendsten Mönche von Lérin, verfaßte dort das Commonitorium gegen die Irrlehre, ein Werk, das man auch in unserer Zeit im Streit um das Unfehlbarkeitsdogma öfters citirte, im Besonderen den Satz: „Was immer, was überall, was von Allen geglaubt worden ist, das ist wahrhaft katholisch." Dem Kloster gehörten auch an: St. Hilarius, der wie St. Honoratus später Bischof von Arles wurde, ebenso St. Maximus, der den Bischofssitz von Fréjus bestieg, dann Faustus, Bischof von Reji, der zu den Heiligen zwar gezählt, dessen Rechtgläubigkeit aber vielfach angezweifelt wurde; dann St. Salvian, St. Valerian, auch die beiden Söhne des heiligen Eucharius: St. Veranius und St. Salonius und viele Andere. Von der kleinen Insel Lerina, die später St. Honoré, nach dem Begründer ihres Klosters benannt wurde, gingen nicht weniger als zwölf heilige Erzbischöfe, zwölf heilige Bischöfe, zwölf heilige Aebte und vier heilige Mönche hervor. „O gesegnete Einsiedelei, o dreimal glückliche Insel, die du so viel Sprößlinge des Himmels erzogen hast!" rief daher schon im Jahre 542 der Erzbischof von Arles, Caesarius, der Sohn des Grafen von Chalon, bei seinem Tode aus. Zu Ehren aller dieser Heiligen

wurde am 15. Mai ein eigenes Fest, das der Allerheiligen von Lerina, gefeiert. Um das Jahr 690 zählte das Kloster über 3700 Mönche. Wie mögen sie nur alle Platz gefunden haben auf der kleinen Insel, die nur tausend Schritte lang und vierhundert Schritte breit ist! Dieses rasche Aufblühen trug die Keime des Verfalles in sich; die asketische Lebensweise schwand immer mehr. — Zur Zeit, da der heilige Caesarius dem Kloster als Mönch angehörte, waren die Ordensregeln äußerst streng. Jeder Mönch bewohnte getrennt seine Zelle: es gab weder ein Schlafgemach noch eine Küche. St. Caesarius ernährte sich von Kräutern und von Brühen, die er sich am Sonntag für den Bedarf der ganzen Woche kochte. Das änderte sich später, und schon zu Ende des siebenten Jahrhunderts mußten, wie der Abt Disdier erzählt, die Päpste eingreifen, um der Zügellosigkeit der Sitten unter den Mönchen zu steuern. — Der heilige Aigulf, hieher gesandt, um strenge Zucht im Kloster einzuführen und die Mönche zu besserem Lebenswandel zu bekehren, wurde von ihnen verstümmelt und Seeräubern übergeben. — Dann aber kamen die Saracenen. Sie plünderten im Jahre 732 das Kloster und mordeten alle seine Bewohner. Nur St. Elentherius blieb am Leben, verborgen in einem unzugänglichen Felsenspalt, in dem er acht Tage lang von Wurzeln und Seethieren sich nährte. Das Kloster blühte noch mehrfach auf, doch die alte Sicherheit und Ruhe waren von der Insel geschwunden, so daß der Abt Adalbert im Jahre 1088 einen starken viereckigen Thurm erbauen ließ, der vom Strande aus gegen Afrika schaute und dauernd das Meer überwachte. Der Thurm war geräumig genug, um alle Mönche aufzunehmen; sie konnten die Klosterschätze darin bergen, dort auch sich wirksam gegen die alten Feinde, Seeräuber und Saracenen, vertheidigen. So kam es, daß das Kloster nicht nur fortbestehen, sondern auch glänzende Zeiten erleben konnte; es hatte noch manchen geistig hochstehenden Abt aufzuweisen. Im sechzehnten Jahrhundert rühmte es sich eines der reichsten Sanctuarien, und seine Bibliothek war weit berühmt. Es verfiel endgültig erst um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Im Jahre 1788 wurde es säcularisirt und im Jahre 1791 versteigert. Es ging, eigen genug, zunächst in den Besitz einer berühmten Schauspielerin der Comédie française, der Sainval, über.

Die Nachbarinsel von Lerina hieß bei den Römern Lero. Ein Heroentempel soll sie geschmückt haben. Den Namen St. Marguérite, den sie jetzt führt, sucht eine Sage mit dem Namen der Schwester des heiligen Honoratus zu verknüpfen. Von Sehnsucht getrieben, so wird erzählt, kam Margarethe nach Lérina und fiel dem Bruder zu Füßen. Die Ordensregel schloß die Anwesenheit von Frauen auf Lérina aus. Daher St. Honoratus die Schwester nach der Insel Lero brachte, wo sie als Aebtissin verblieb. Margarethe nahm unter einem blühenden Kirschbaum von dem Bruder Abschied, und er mußte ihr versprechen, daß er sie besuchen würde, so oft dieser Kirschbaum blühe. Die Heilige erwirkte dann durch ihr Gebet, daß der Kirschbaum allmonatlich in Blüthenschmuck prangte.

Von der Vigie de Peyssarin waren unsere Augen noch immer auf die Lerinischen Inseln gerichtet. Friedlich lagen sie jetzt da in der ruhigen See,

all' des alten Glückes und der alten Sorgen sich nicht bewußt. Sie glichen Blumenbeeten, die eine Wünschelruthe aus der Tiefe hervorgezaubert hätte.

Wir steigen den Berg hinab und gelangen wieder ans Ufer an jenem Eisenbahnbogen, an dem wir es zuvor verlassen. Wir befinden uns hier auf dem aurelianischen Strande; hier bog landeinwärts die ältere römische Straße ein, um dem Einschnitt zwischen den Bergen zu folgen. Wir setzen unseren Weg in östlicher Richtung fort, um den südlichsten Vorsprung des Esterel, das eigentliche Cap Roux zu erreichen. Der Weg umsäumt alle Einschnitte der Küste. Hier überschreitet er einen hohen Felsen, dort senkt er sich bis an das Meer hinab. Leise Wellen schlagen an das Ufer, kaum umfranzt von leichtem Schaum. Durch die krystallhelle Fluth dringt unser Auge bis auf den tiefen Grund. Es sieht dort in purpurnen Mulden räthselhafte Dinge liegen, die in bunten Farben gleich Edelsteinen funkeln. Die provençalische Sonne übergießt uns mit ihrem Glanz; auch das Meer und die Felsen strahlen uns Licht entgegen. Die ganze Luft zittert über dem erhitzten Boden. Alles leuchtet und flimmert um uns her; die Ferne schwindet in goldigem Nebel, und der weiße Schnee der Alpen scheint jetzt über einem Abgrund zu schweben.

Wie kommt es nur, daß sie so rein und so klar sind, diese herrlichen Fluthen des Mittelmeeres?; tragen doch Flüsse und Bäche fort und fort Schlamm und Erde dem Meere zu; nagen doch seine Wellen unaufhörlich an dem weit ausgedehnten Ufer. Die Klarheit des Seewassers wird durch seinen Salzgehalt bewirkt. Trübes Flußwasser, sich selbst überlassen, braucht sehr lange Zeit, um sich zu klären, doch genügt es, eine Spur Kochsalz hinzuzufügen, damit diese Klärung äußerst rasch erfolge. Je mehr Salz das Seewasser enthält, um so blauer pflegt es auch zu erscheinen, daher das salzreiche Mittelmeer durch die Intensität seiner Färbung ausgezeichnet ist. In vierhundert Meter Tiefe erlöschen die letzten Strahlen des Lichtes, welches in das Seewasser dringt. Weiter hinab herrscht ewige Dunkelheit. Die verschiedenartigen Strahlen, welche das weiße Sonnenlicht zusammensetzen, und die unser Auge als verschiedene Farben empfindet, werden nicht gleich schnell im Meere resorbirt. In zwei Meter Tiefe ist schon die Hälfte der rothen und ein Drittel der orangegelben Strahlen verschwunden; das Licht, das tiefer dringt, ist jetzt nicht mehr weiß, es ist vorherrschend grün und blau geworden. Das bedingt die Färbung des Meeres. Da der Salzgehalt des Wassers auf den Vorgang der Strahlenabsorption einen Einfluß übt, so beeinflußt er auch die Farbeneffecte. Die glatte Meeresfläche wirft das meiste Licht unverändert zurück. Spiegelt sich in ihr die Sonne, so leuchtet sie daher in deren Glanz, während sie der Abendhimmel in Purpurtönen färbt. Von den aufsteigenden Wellen der bewegten See wird dagegen nur wenig Licht zurückgeworfen, daher uns das Meer dann besonders dunkel erscheint.

X.

Gegen Abend wanderten wir hinaus zum Strande von St. Aigulf. Wir wollten das Esterel noch einmal glühen sehen im Glanze der untergehenden Sonne. Es war ein farbenprächtiger Abend, still und mild, einer jener Abende,

die das Gefühl des Glückes in der menschlichen Seele erwecken. Kein Luftzug bewegte die Blätter der Bäume. Im See von Villepey spiegelten sich dunkle, goldumstrahlte Wolken. Durch unser Nahen aufgeschreckte Vögel flohen aus dem Dickicht des Ufers empor. Sie stiegen in die Lüfte und schienen schwarze Furchen zu ziehen am hellen Abendhimmel. Die Wolken im Westen nahmen Purpurfarben an und in ihrem Widerschein röthete sich auch der See. Er sah jetzt unheimlich aus, wie eine Lache von Blut; das dunkle Dickicht aus Rohr umfaßte ihn mit schwarzem Trauerrand. Wir setzten unseren Weg fort zum Strande. Bald stand der Westen in voller Gluth, und das Maurengebirge glich einem Riesen in der Feuersbrunst. Die Bäume des Waldes zeichneten sich schwarz auf hellem Grund, als wäre ihr Umriß mit Kohle gezogen. Allmälig verblaßte der Himmel. Auf den spiegelnden Wellen des Meeres begannen sich die weißen Strahlen der ersten Sterne mit dem rothen Abglanz der letzten Abendlichter zu mischen. Als wir den Strand erreichten, war es bereits so dunkel, daß wir den Umrissen des Meeres nicht mehr folgen konnten. Der Himmel sprühte von Sternen und schien auch ungezählte Lichter im Meere auszusäen. Eine klare, belebende Luft zog von der See herüber. Wir empfanden ihre Reinheit und athmeten sie mit voller Brust. Dann lauschten wir dem Stöhnen und Rollen der Brandung und frugen uns, warum es ewig klagt und grollt, dieses länderumspülende Meer: ist es der Schmerz über all' das Leid, das sich an seinen Ufern zugetragen? Ist doch auch dieser Ort nach jenem Heiligen benannt, der auf den Lerinischen Inseln gemartert wurde. Manchmal glaubten wir nahende Schritte zu hören; doch nein, es war nur ein reifer Kieferzapfen, der vom Baum zu Boden fiel, oder eine größere Welle, die sich über das Ufer ergoß und zischend dem Meer wieder zueilte. Die silberne Mondsichel, ganz schmal, tauchte hinab in die Bäume. Starr leuchteten uns von Osten her die Leuchtthürme von St. Raphaël und von Drammont entgegen; der von Camarat im Westen flammte auf und nieder: es war, als öffnete und schlösse er abwechselnd sein großes Feuerauge. Im Meere tauchten Barken auf in gelbem Fackelschein. Das waren Fischer, welche mit Feuer die Fische in die Netze lockten. Die flackernden Flammen warfen lange zitternde Streifen auf die Wellen. Plötzlich tauchte dicht vor unseren Augen, gespensterhaft groß, eine riesige Barke auf, mit ausgespannten Segeln. Sie deckte uns die Sterne und warf einen schwarzen Fleck über den funkelnden Himmel. Eben so rasch, wie sie kam, war sie auch verschwunden, lautlos, unvermittelt, wie ein Geisterschiff.

XI.

Am nächsten Tag befanden wir uns schon östlich vom Esterel und fuhren dort mit der Bahn in sanftem Aufstieg dem Norden zu. Der Weg führte im Thal der Siagne an Feldern von Rosen und Jonquillen, von Veilchen und von Jasmin vorbei; dann folgte er wieder grauen Olivenhainen. So erreichten wir Grasse, eine Stadt in mittelalterlichem Gewande. Sie klettert empor an den letzten Ausläufern der Alpen. In Windungen führen die Straßen in die Höhe; steile Treppen kürzen die Wege ab, Gewölbpfeiler verbinden in engen Gassen die

gegenüberliegenden Häuser, damit sie den steilen Abhang nicht abwärts gleiten. Es drängen sich in solchen Gassen die Menschen an einander vorbei; stellenweise stockt der Verkehr. Der moderne Inhalt der Schaufenster an den Läden paßt nicht zu der alten Umrahmung. Manchem Hausgang entweicht ein fettiger Dampf, gewürzt mit Zwiebel und Knoblauch. Da gibt es Fritturen, unverfälschte mediterrane Wohlgerüche. Doch mit jenem Oelduft mischt sich anderes durchdringendes Parfüm, das an freieren Orten allein zur Geltung gelangt; es kommt vom Santalholz, das aufgeschichtet in den Parfümfabriken liegt. Seine Verarbeitung hat jetzt begonnen. — Wir finden Grasse nicht schön, und auch der Ausblick von seinen Plätzen und Gärten in das ferne Meer entzückt uns nicht. Bilden doch den Vordergrund jenseits der Hügel steife und nüchterne Kasernen, die jedes ästhetische Empfinden stören. Doch anmuthig ist das Bild auf Grasse selbst, vom Garten des Grand Hôtel, den man auf der neuen Avenue Thiers, oberhalb der Stadt, in zwanzig Minuten erreicht. Die Agaven und Palmen des Gartens rahmen da die alte Stadt in wirksamer Weise ein; sie verdecken die unschönen neuen Gebäude und zeigen nur die eckigen alten Thürme und Häuser, die sich über und durch einander an den Abhang drängen. Das, was uns nach Grasse geführt hatte, war auch nicht die Hoffnung, die zuvor empfangenen Eindrücke zu steigern, vielmehr der Wunsch, einen Einblick in die hier blühende Parfümherstellung zu gewinnen. Seit mehr als hundertundfünfzig Jahren ist Grasse in dieser Richtung berühmt, und weiter noch reichen ihre Erfolge auf diesem Gebiete zurück; man zeigt uns das Haus, in welchem ein Sieur Tombarelli aus Florenz schon in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts ein Laboratorium für Parfümerien eingerichtet hatte. Heute ist Grasse zu einem der Hauptorte europäischer Parfümfabrication geworden. Es stellt aber nicht die fertigen Parfüms her, so wie sie schließlich als sogenannte „Bouquets" zur Verwendung kommen, sondern die ersten Erzeugnisse für dieselben. Aus diesen einfachen Bestandtheilen mischen die eigentlichen Parfümisten erst jene verschiedenen Bouquets zusammen, wie sie eben die Mode vorschreibt oder der Geschmack der Zeit verlangt. Grasse entnimmt ihre Wohlgerüche fast ausschließlich dem Pflanzenreich. Thatsächlich sind auch die meisten natürlichen Parfüms pflanzlichen Ursprungs, nur Moschus, Ambra, Bibergeil und Zibeth entstammen dem Thierreich. Neuerdings beginnt jedoch die chemische Industrie wirksam in das Parfümgeschäft einzugreifen, indem sie die wohlriechenden Stoffe in chemisch reinem Zustand darstellt. Im Besonderen ist es gelungen, das Cumarin, jenen Stoff, der den Geruch des frischen Heues bestimmt, aus Salicylaldehyd zu erzeugen. Das Verfahren ist ziemlich umständlich, der aromatisch riechende Körper, den man in farblosen, glänzenden Krystallen erhält, aber durchaus übereinstimmend mit demjenigen, den man früher aus den Tonkabohnen gewann, dem Samen des Tonkabaumes (Dipterix odorata), welcher in den Waldungen von Guyana heimisch ist. Mit etwa zwanzig Gramm künstlichen Cumarins erreicht man heute in der Parfümerie ebenso viel, wie mit einem Kilogramm Tonkabohnen. Ebenso verhält es sich mit dem natürlichen Wintergrünöl, das aus dem nordamerikanischen, zu den Haidengewächsen gehörenden Theebeerenstrauch

(Gaultheria procumbens) gewonnen wird, und das jetzt vollständig durch künstlich erzeugten Salicylsäure-Methyläther ersetzt ist. Nur unvollkommen gelang es hingegen bis jetzt, das in der Parfümerie vielbenutzte Bittermandelöl durch das künstliche Benzaldehyd zu verdrängen. Sehr großen Erfolg hat die Chemie mit dem Vanillin erzielt, das aus dem Saft des jungen, noch in Entwicklung begriffenen Holzes der Nadelbäume (Coniferen) und auch aus dem im Nelkenöl enthaltenen Eugenol dargestellt wird. Da die Früchte der Vanille im besten Falle anderthalb bis zwei Procent Vanillin enthalten, so ist mit zwanzig bis fünfundzwanzig Gramm Vanillin in der Parfümerie reichlich derselbe Effect wie mit einem Kilo Vanille zu erreichen. Aehnlich beginnt jetzt an Stelle des Heliotropins das Piperonal zu treten. Es wird durch ein umständliches Verfahren aus dem Piperin dargestellt, einem Alkaloid, das besonders im weißen Pfeffer vorkommt. Da aus den Blüthen des Heliotrops (Heliotropium peruvianum und grandiflorum) nur äußerst wenig Parfüm sich gewinnen läßt, so ist dieser Ersatz sehr willkommen. Allgemein kommt jetzt auch krystallinisches Thymol, das aber nicht aus dem Thymian, sondern aus dem Samen des ostindischen Doldengewächses Ptychotis Ajovan abdestillirt wird, zur Verwendung, desgleichen Menthol, welches zwar in der eigentlichen Parfümerie keine Rolle spielt, doch zur Darstellung von Migränestiften und auch von Schnupfpulver dient. Endlich sind ganz neuerdings aus der sogenannten Veilchenwurzel, d. h. aus dem Wurzelstock von Iris florentina, zwei Körper: das Iron und Jonon gewonnen worden, deren Aroma mit demjenigen der Veilchenblüthen fast völlig übereinstimmt. Der Duft, den diese Körper verbreiten, ist so stark, daß es genügt, ein Proberöhrchen, welches dieselben enthält, zu öffnen, um ein ganzes Zimmer mit Veilchenduft zu erfüllen. Merkwürdiger Weise riechen diese Körper nicht zu allen Zeiten gleich stark, und ähnliche Schwankungen im Duft sind für die frischen Veilchen ebenfalls bekannt. Auch den Moschus, der von den männlichen Moschusthieren stammt, hat man versucht, durch das künstlich erzeugte Muse Baur oder Tonquinol zu ersetzen, doch steht letzteres im Aroma entschieden dem natürlichen nach.

Sehr werthvolle Parfüms werden uns auch aus wärmeren Himmelsstrichen zugeführt, so von Alters her die Balsame und in neuerer Zeit das Ylang-Ylang, welches aus den Blüthen eines zu den Anonaceen gehörenden, in Südasien cultivirten Baumes, Canange odorata, gewonnen wird. Der Hauptsache nach bleibt es aber Südeuropa, dem die Parfümisten ihre besten Wohlgerüche verdanken. — Die meisten pflanzlichen Parfüms werden als ätherische Oele gewonnen, Oele, die im Gegensatz zu den fetten Oelen flüchtig sind und auf Papier einen durchscheinenden Fleck bilden, der bald wieder schwindet. Aetherische Oele werden von den Thieren nicht erzeugt. Bei den Pflanzen sind es ganz vornehmlich die Blüthen, welche den Riechstoff enthalten. Dort wirken ja Wohlgeruch und Farbe zusammen, um jene Thiere anzulocken, die den Blüthenstaub von Blüthe zu Blüthe übertragen sollen. Doch kann die duftende Substanz auch in der Wurzel der Pflanze angesammelt sein, so das Oppoponax, ein Gummiharz des kleinasiatischen Doldengewächses Opoponax Chironium, oder es ist in dem Wurzelstock der Pflanze vertreten,

so bei der „Veilchenwurzel“ und dem Vetiver, das als Wurzelstock zu dem ostindischen Grase Andropogon muricatus gehört. Auch das Holz der Stämme kann mit Parfüm beladen sein, so das Holz der balsamliefernden Bäume, oder das des ostindischen Santalbaumes (Santalum album). Die Stammrinde führt das Parfüm beim Zimmtbaum (Cinnamomum ceylanicum). In anderen Fällen sind es wieder die Blätter, die am stärksten duften, so bei unserer Pfeffermünze (Mentha piperita) oder Melisse (Melissa officinalis) und dem indisch-malayischen Patchuli (Pogostemon Patchuly); endlich können auch Früchte und Samen den Riechstoff enthalten, so bei der Vanille oder dem Kümmel.

XII.

Wir hatten uns mit den nöthigen Empfehlungen versehen und durften einige der größten Parfümfabriken von Grasse besichtigen. Das angewandte Verfahren blieb in der Hauptsache überall dasselbe. Ist der wohlriechende Stoff in bedeutender Menge in einem Pflanzentheil vertreten und in größeren Drüsen dort eingeschlossen, so kann er durch Auspressen befreit werden. In anderen Fällen wird er durch Destillation aus den Pflanzentheilen gewonnen, vorausgesetzt freilich, daß er bei der Erwärmung nicht leidet. Wo er in sehr geringen Mengen vorhanden ist, wird er von warmen oder kalten Fetten, in denen er löslich ist, aufgenommen und dann mit Alkohol denselben entzogen.

Als wir in Grasse eintrafen, ging dort die Veilchenernte zu Ende, während die Jonquillen in voller Blüthe standen. Die Veilchen enthalten nur Spuren des wohlriechenden Stoffes, so wenig, daß man auf die Behandlung der Blüthen mit Fett angewiesen ist. Im Allgemeinen wird dabei das Macerationsverfahren angewandt. Das Fett muß sehr rein sein, und wir konnten feststellen, daß die Fabriken selbst es aus frisch geschlachteten Thieren gewinnen. Dann wird es geschmolzen und durch entsprechende Behandlung mit Kochsalz und Alaun, durch Waschen, Abschäumen und Seihen durch feine Leinwand gereinigt. So nur bleibt es geruchlos und gewinnt eine Haltbarkeit, die man oft durch Zusatz von Benzoë, auch wohl von Borsäure zu erhöhen sucht. Für Salben kommen auch feine Oele, besonders Olivenöl und Mandelöl, seltener Ricinusöl, in Betracht.

Die Veilchen, die für die Parfümfabrik bestimmt sind, dürfen nicht naß sein, wenn man sie sammelt. Diese Regel gilt auch für alle anderen Pflanzen, die mit Fett behandelt werden sollen. Man pflückt die Veilchen früh am Morgen, sobald der Thau verschwunden ist, bevor die Sonne Zeit hatte, stärker einzuwirken. Gleich nach dem Einsammeln gelangen sie in die Fabrik und werden in erwärmtes Fett geschüttet, das man flüssig erhält bei 40—50 Grad Celsius. Nach einer entsprechend langen Einwirkung filtrirt man es von den Veilchen ab und versetzt es mit frischen Blumen. Das wiederholt man so lange, bis das Fett mit Veilchenduft gesättigt ist. So erhält man Veilchenpomade, deren Geruch völlig dem der Veilchen gleicht, und der man den duftenden Stoff durch Weingeist oder durch sehr gut gereinigten, geruchlosen Kornbranntwein entzieht, mit dem man sie schüttelt. Da sehr große Mengen Veilchen nöthig sind, um eine stark riechende Essenz zu gewinnen, so hat man

von jeher schon nach einem Ersatz für Veilchen gesucht. Daher die „Veilchenwurz" statt Veilchen in Sachets so allgemeine Verwendung findet. Geschälte und getrocknete Stücke des nämlichen Wurzelstockes von Iris wurden auch, wie Plinius erzählt, schon zu römischen Zeiten den zahnenden Kindern um den Hals gehängt, so wie es noch heute geschieht.

Der stark duftenden gelben Jonquille (Narcissus Jonquilla) wird das Arom ebenfalls durch Fett entzogen, doch in anderer Weise, nach einem Verfahren, das man als „Enfleurage" bezeichnet. Wir fanden ganze Räume in den Fabriken mit aufeinander gelagerten viereckigen Holzrahmen erfüllt. In jeden derselben ist eine Glasscheibe gefaßt, die einseitig mit Fett überzogen wird, doch so, daß es nur eine ganz dünne Schicht auf dem Glase bildet. Auf dieses Fett legt man die Jonquillen und läßt sie so lange mit ihm in Berührung, bis aller Duft extrahirt ist. Das dichte Zusammenschließen der aufeinander gelegten Rahmen verhindert ein Entweichen desselben in die Umgebung. Die Blüthen werden auch hier wiederholt erneuert, bis schließlich die Pomade fertig ist, aus der man dann mit Weingeist den Jonquillen-Extract herstellt.

Da die Jonquillen nicht in größeren Mengen bei Grasse angepflanzt werden, stockte die Arbeit mit frischen Blumen zur Zeit in den Fabriken. Die Orangenblüthen, die Rosen, Heliotrop und Reseda kommen erst im Mai, daher man jetzt das Santalholz in Angriff genommen hatte. Wir sahen große Massen dieses kostbaren braunen Holzes in den Lagerräumen aufgespeichert. Es steht hoch im Preise, denn auch in seiner ostindischen Heimath wird es sehr geschätzt. Man verfertigt dort kunstvoll geschnitzte Möbel, vor Allem aber Schreine aus Santalholz. Denn sein Duft hält die Insekten fern und verscheucht selbst die weiße, Alles zerstörende Ameise. Die Buddhisten verbrennen große Mengen Santalholz als Räucherwerk, und stellenweise sind die Santalbäume in Folge dessen ganz ausgerottet worden. In den Fabriken wird das Santalöl durch die Destillation des zerkleinerten Holzes mit Wasser gewonnen. Das Oel geht mit dem Wasserdampf aus der Blase des Destillationsapparates in den Kühler über und fließt mit dem Wasser zusammen in die Vorlage. Aus fünfzig Kilogramm Holz wird annähernd ein Kilogramm Oel gewonnen, das dementsprechend theuer ist und nur für feine Parfüms Verwendung findet.

Im Mai füllen Orangenblüthen die Stadt Grasse mit ihrem betäubenden Dufte. Zwei bis dreimal hunderttausend Kilogramm Blüthen des bitterfrüchtigen Orangenbaumes werden hier für Parfüms verarbeitet. Die Blüthen riechen lieblicher und stärker als die der süßfrüchtigen Art und werden daher fast ausschließlich verwandt. Ein Baum von zwanzig bis dreißig Jahren liefert fünfzehn bis zwanzig Kilogramm Blüthen. Aus hundert Kilogramm werden durch Destillation etwa vierzig Kilogramm Orangenblüthenwasser und etwa hundert Gramm Orangenblüthenöl oder Neroliöl gewonnen. Völlig unverändert gibt die Orangenblüthe bei dem Macerationsverfahren oder bei der Enfleurage ihren Duft an Fett ab. So erhält man die Orangenblüthenpomade und, nach Behandlung derselben mit Weingeist, die Orangenblüthen-

essenz. Das Orangenblüthenöl, sowie die Orangenblüthenessenz, sind immer noch theuer, weil ihre Herstellung große Mengen von Blüthen verlangt. Die Preise werden freilich jetzt auch auf diesem Gebiete, wie auf so vielen anderen, durch Ueberproduction gedrückt. Die Masse der Orangenblüthen, die im letzten Jahre (1894) zum Verkauf angeboten wurde, war so groß, daß man statt 50 bis 75 Centimes nur noch 30 für das Kilogramm nahm; ja wo die Blüthen zu verderben drohten, gab man sie fast umsonst ab. Es stellten sich daher auch Zeichen der Entmuthigung unter den Producenten ein, welche die Parfümfabriken versorgen. Es dürfte an manchen Orten der Riviera die Cultur der Parfümerie-Pflanzen ganz aufgegeben werden. Aehnlich sieht es dort auch mit der Zucht von Blumen für den Versandt jetzt aus. Als der Bedarf nach diesen stieg, beeilten sich die Landbesitzer, ihre Olivenbäume zu fällen und Blüthenpflanzungen an deren Stelle anzulegen; jetzt wissen sie kaum, wo sie ihre Blüthen unterbringen sollen. Die hohe Temperatur forderte zudem im letzten Frühjahr die rasche Entwicklung der Pflanzen, und so kam es, daß man auf den Märkten der Städte zu einem kaum nennenswerthen Preise, sich mit großen Sträußen der herrlichsten Blumen beladen konnte.

Noch wesentlich billiger als Neroliöl ist begreiflicher Weise das durch Destillation der Blätter oder unreifer Früchte des bitterfrüchtigen Orangenbaumes gewonnene Petitgrainöl. Es steht an Zartheit des Duftes dem Neroliöl aber bedeutend nach. Das aus den Blüthen der *süßen* Orange hergestellte Parfüm zeichnet sich wiederum durch besondere Eigenschaften aus und wird als Neroli-Portugalöl bezeichnet. — Das den frischen Schalen reifer Früchte des süßfrüchtigen Orangenbaumes entstammende Pomeranzenöl wird im Winter gewonnen. Wie viel ätherisches Oel in den Orangenschalen vorhanden ist, davon kann man sich überzeugen, wenn man eine solche Schale in der Nähe einer Flamme zusammendrückt. Das leicht entzündliche Oel sprüht dann entbrennend aus den Drüsen hervor. Die Oeldrüsen in der Schale erkennt man schon mit dem bloßen Auge.

In der Parfümerie findet nur das Oel der süßen, nicht der bitteren Orange Verwendung, und auch ersteres nur in beschränktem Maße. Das Verfahren bei der Gewinnung im Großen ist das der Pressung. Entweder kommt die Schwammmethode in Anwendung, wobei der Arbeiter die Schalen, die er langsam unter Druck zwischen den Fingern durchrollt, gegen einen Schwamm preßt; oder das Verfahren der sogenannten Ecuelle, wobei die Frucht unter beständigem Drehen gegen die Innenfläche eines flachen Trichters, der zahlreiche Nadeln entspringen, gedrückt wird. Das gewonnene Oel preßt man im ersten Falle aus dem Schwamme heraus, im zweiten fließt es von selbst durch die Oeffnung des Trichters ab. In ganz entsprechender Weise gewinnt man auch feines Bergamottöl aus den reifen Früchten des Bergamottcitronenbaumes (Citrus Bergamia). Das weniger feine Bergamottöl befreit man hingegen aus den Früchten durch Destillation. Feines Bergamottöl wird in der Parfümerie sehr geschätzt; die Riviera erzeugt es nur in geringer Menge; es kommt vornehmlich aus Reggio und Messina.

Dies sind im Allgemeinen die Darstellungsarten, die bei der Gewinnung der Riechstoffe in Anwendung kommen. Das Verfahren wird freilich im Einzelnen abgeändert. So schüttet man oft die Blumen nicht unmittelbar in das geschmolzene Fett, hängt sie vielmehr in Drahtkörben in die Gefäße, durch die man warmes Fett fließen läßt. Es kann andererseits auch erwünscht sein, daß die Blüthen nicht unmittelbar mit dem Fett in Berührung kommen, weil Letzteres nicht allein den Riechstoff, sondern auch andere Substanzen aus den Blüthen aufnimmt. Dann werden die Glasscheiben durch verzinnte Drahtnetze in den Holzrahmen ersetzt. Auf ein solches Drahtnetz werden die Blüthen gestreut, das nächste erhält das Fett, und so immer abwechselnd. Das Fett wird in diesem Fall zu nudelartigen Fäden ausgearbeitet, um möglichst viel Oberfläche zu gewinnen. Die Rahmen schiebt man in einen Schrank, in welchem Blasebälge die Luft in langsamer Bewegung erhalten. So streicht der Duft an den feinen Fettfäden vorüber und wird von ihnen absorbirt. Die Blüthen auf den Rahmen ersetzt man nach Bedarf durch neue. — Soll der wohlriechende Stoff durch ein Oel aufgenommen werden, so wirft man die Pflanzentheile in dasselbe hinein oder hängt sie in Tüchern in das Oel, oder breitet sie endlich auf Tüchern aus, die mit Oel getränkt sind: so erhält man die „huiles antiques“. Von großer Bedeutung ist für die Parfümindustrie das nachträgliche Reinigen ihrer Essenzen, was meist durch wiederholte Destillation geschieht. Viel Umsicht und Erfahrung sind nöthig, damit der Duft bei der Reinigung nicht leide.

Die Möglichkeit, den Pflanzen ihren Wohlgeruch durch Fett zu entziehen, gestattet es auch im Kleinen, die feinste Pomade aus Pflanzen herzustellen, die sonst vielleicht nutzlos im Garten verblühen. Möglichst reines Fett, das man auf eine Scheibe streicht, und ein gut verschließbarer Kasten, in den man die Scheibe legt, reichen aus, um den Erfolg zu sichern. Man muß die Blüthen, mit den Kronen abwärts gekehrt, auf das Fett lagern, den Kasten dann verschließen und die Blüthen erneuern, bevor sie welk geworden. Der Name Pomade oder vielmehr Pommade rührt von Apfel „pommum“ her und war dadurch veranlaßt, daß man früher Aepfel zur Herstellung solcher duftender Fette verwandte. Ein Apfel wurde mit wohlriechenden Gewürzen, vornehmlich mit Nelken gespickt und, nachdem er einige Tage an der Luft gelegen, in Fett eingeschmolzen. Erschien das Fett durch den ersten Apfel nicht ausreichend parfümirt, so ließ man ihm einen zweiten folgen.

XIII.

Man sieht um Grasse viel Rosen, die für die Parfümfabriken gezogen werden. Es sind das nicht solche, wie sie im Winter versandt, die Blumenläden ganz Europa's jetzt schmücken, vielmehr Centifolien und Damascenerrosen. Man pflückt die im Oeffnen begriffenen Blüthen am Morgen, sobald der Thau verschwindet. Die Erntezeit fällt in den Mai und Juni. Jeder Rosenstock liefert in Grasse durchschnittlich zwei bis dreihundert Gramm Blüthen, doch tausend Kilogramm ergeben kaum 150 Gramm Rosenöl. Da darf man sich nicht wundern, daß ein Kilogramm Rosenöl über tausend

Francs kostet. Das Rosenöl wird durch Destillation der Blumenblätter der Rose mit Wasser oder Wasserdampf gewonnen; es sammelt sich auf der Oberfläche des Destillates allmälig an. Das Rosenwasser ist das unmittelbare Product der Destillation einer bestimmten Menge von Rosenblumenblättern mit Wasser. Die ätherischen Oele sind zwar fast unlöslich in Wasser, immerhin nimmt dieses hinlänglich viel von den Oelen auf, um nach ihnen zu duften. So verhält es sich beim Rosenwasser, dem Orangenblüthenwasser und sonstigen aromatischen Wassern. Die Rosen von Grasse werden mehr zur Herstellung von Rosenpomade, als von Rosenöl und Rosenwasser verwandt. Die durch Maceration von Rosenblumenblättern in Fett erhaltene Pomade besitzt den unveränderten Duft der Rose, während der Wohlgeruch des Rosenöls von demjenigen der frischen Blumen etwas abweicht. Aus der Pomade wird mit Alkohol das „Esprit des Roses“ extrahirt, wohl unstreitig eines der feinsten Parfüme, welche existiren. Kaum ein Wohlgeruch der Welt ist so beliebt wie derjenige der Rosen, und wer einmal den Orient bereiste, wird sich des aus Rosen und Verwesung gemischten Duftes erinnern, den die Straßen im Sonnenlichte aushauchen. Wer da freilich meint, in den Bazaren des Orients, in jenen langgezogenen goldverzierten Fläschchen, die dort feilgeboten werden, reines Rosenöl mit nach Hause gebracht zu haben, der ist einer argen Täuschung unterworfen. Türkisches Rosenöl ist fast immer verfälscht, und zwar für gewöhnlich mit Palmarosaöl oder indischem Geraniumöl, das in Ostindien aus dem Geranium- oder Kusagras (Andropogon Schoenanthus) durch Destillation erhalten wird. Der indische Destillateur sorgt andererseits meist dafür, daß auch sein Palmarosaöl schon mit einem anderen Oel, besonders Cocosöl, gefälscht sei. So dürfte es in Deutschland zu empfehlen sein, das Fläschchen aus dem Orient daheim erst mit echtem Rosenöl zu füllen. Werden doch Rosen zum Zweck der Rosenölgewinnung nicht allein in Deutschland, sondern auch in England in großem Maßstabe gezogen. Die um die Darstellung ätherischer Oele und Essenzen so hoch verdiente Leipziger Firma Schimmel & Co. hatte, wie Georg Bornemann in seinem Werk über die flüchtigen Oele angibt, im Jahre 1884 zum ersten Mal aus deutschen Rosen drei Kilogramm Rosenöl gewonnen. Sie legte ausgedehnte Rosenpflanzungen in Groß-Miltitz bei Leipzig an, und diese ergaben, außer anderen Rosenproducten, im letzten Jahre (1894) 40 Kilogramm Rosenöl. Ich entnehme diese Angabe den Berichten, welche die genannte Firma alljährlich veröffentlicht und aus der man nicht allein einen Begriff von der Großartigkeit des Betriebes in dieser Fabrik gewinnt, sondern auch über den rationellen Geist und das wissenschaftliche Streben, das sie bei ihren Unternehmungen leitet. Im Jahre 1893 erstreckte sich das Rosenfeld der Fabrik über zwanzig Hectare, an die sich weite Reseda- und Pfeffermünzculturen anschlossen. Aus je Hundert Kilogramm frischer Rosen lassen sich zwanzig Gramm Rosenöl darstellen. Es wurden im letzten Jahre somit nicht weniger als 200 000 Kilogramm Rosen auf Rosenöl verarbeitet. Das ist für eine einzige Fabrik schon eine sehr erhebliche Leistung, welche freilich gegen die Gesammtproduction des Rosenöls noch wenig in die

Wagschale fällt. Denn das Hauptland dafür, Bulgarien, liefert jährlich allein gegen zweitausend Kilogramm Rosenöl.

Das Palmarosaöl riecht nicht rein nach Rosen, es duftet vielmehr wie ein Gemisch von Rosen und Citronen. Fast rein rosenartig ist hingegen der Duft des Geraniumöls, das aus den Blättern des Rosen-Geraniums gewonnen wird. Davon kann man sich schon überzeugen, wenn man ein Blatt dieser Pflanze, die auch bei uns nicht selten in Töpfen cultivirt wird, zwischen den Fingern zerdrückt. Streng genommen hat man es nicht mit Geranien, sondern mit Pelargonien dabei zu thun, und zwar mit mehreren Arten derselben, hauptsächlich mit Pelargonium capitatum, odoratissimum und radula. Die Art, welche an der Riviera gezogen wird, ist Pelargonium capitatum. Gegen früher hat dort freilich diese Cultur jetzt sehr abgenommen, da der Wettbewerb mit Algier nicht auszuhalten ist. Man mäht an der Riviera die Pflanzen von Mitte August an bis Mitte September und liefert sie so frisch als möglich den Fabriken ab. Die Firma Schimmel & Co. in Leipzig erzielt jetzt große Erfolge mit Rosen-Geraniol. Sie destillirt reines Geraniol, das sie aus Citronella-Grasöl gewinnt, so lange über frisch gepflückten Rosen, bis es mit Rosenöl gesättigt ist und dann in der That täuschend dem Rosenöl entspricht.

In den Gärten der Riviera begegnet man oft einer Verbene, der Verbena triphylla oder Lippia citriodora, die auch als Citronelle oder Citronenkraut bezeichnet wird. Man findet diesen schönen Strauch schon in den Gärten an den italienischen Seen und hat wohl Gelegenheit, im Herbst die Rispen seiner violett angehauchten kleinen Blüthen zu sehen. Zerreibt man seine Blätter zwischen den Fingern, so verbreiten sie einen feinen Duft, der die Mitte zwischen Citronen, Melissen und Verbenen hält. Dieser aus Persien stammende Strauch wird auch in größerem Maßstab an manchen Orten der Riviera gezogen und aus seinen Blättern das echte Verbenaöl destillirt, das die Parfümisten sehr schätzen. Echtes Verbenaöl ist freilich sonst schwer zu haben und wird im Allgemeinen durch das Citronen-Grasöl ersetzt, das wir jener Grasgattung, Andropogon, danken, deren Arten so viele wohlriechende Oele liefern. Das Citronen-Grasöl wird von Andropogon citratus gewonnen, das jetzt besonders auf Ceylon und in Singapore angebaut wird. Weit ausgedehnter betreibt man an denselben Orten die Cultur des Andropogon nardus, von dem das melissenartig riechende Citronella-Grasöl abstammt. Dieses findet für das Parfümiren der Seifen jetzt sehr starke Verwendung und bildet den Hauptbestandtheil des Parfüms der Honigseifen. Von dem Umfang der Citronella-Grasöl-Production geben die Berichte von Schimmel & Co. eine Vorstellung, da diese Firma auf einmal Sendungen von 10 000 Kilogramm dieses Oeles aus Ceylon erhält.

Der Reseda entzieht man den Duft durch Enfleurage, dem Thymian, der Salbei, dem Rosmarin, dem Lavendel und der Melisse durch Destillation. Salbei, Thymian, Rosmarin und Lavendel werden an der Riviera kaum cultivirt; man pflückt sie an ihrem natürlichen Standort, besonders am Fuße der Berge. In der Gegend von Agay zogen eines Tages vor uns Frauen auf der Straße mit großen Ladungen Thymian auf den Köpfen. Sie hatten ihn

an den Abhängen des Esterel gesammelt. Der Wind blies in unserer Richtung und bildete einen Streifen von Duft, der sich über Hunderte von Schritten ausdehnte. Diese wild gewachsenen Pflanzen werden zwar auch vorwiegend in den Fabriken verarbeitet, zum Theil aber schon im Freien, gleich beim Einsammeln destillirt, in Apparaten, die man von Ort zu Ort befördert. Viel Rosmarinöl wandert von hier aus nach Köln, um bei der Darstellung von Kölnischem Wasser verwendet zu werden. Das Eau de Cologne enthält gelöst in 85% Weinspiritus gleiche Mengen gepreßtes Orangen- und Citronenschalenöl, fast ebenso viel Neroliöl, dann etwa halb so viel Bergamottöl, endlich, nochmals um die Hälfte weniger, Rosmarinöl. Man wird freilich nicht sofort gutes Kölnisches Wasser erhalten, auch dann nicht, wenn man nach bester Vorschrift die feinsten Oele in vorzüglichem Weinspiritus auflöst. Der Schmelz des Duftes stellt sich erst nach längerer Zeit ein. Practische Erfahrungen hatte man in dieser Richtung schon lange gesammelt, in wissenschaftliche Erörterung wurde die Wirkung der Lagerung erst in den letzten Zeiten gezogen. Am Einfachsten zeigt sie sich zum Beispiel bei einem Schenkbranntwein, der durch Verdünnung von achtzigprocentigem Spiritus auf dreißigprocentigen gewonnen wurde. Solcher Schenkbranntwein, frisch dargestellt, mundet dem Trinkenden nicht, selbst wenn dieser nicht zu den größten Feinschmeckern gehört. Auch der Schenkbranntwein muß erst gelagert haben. Daß der Wein durch Lagerung seine „Blume" erhält, ist allgemein bekannt. Es findet also sicher bei der Lagerung eine gegenseitige chemische Einwirkung der gelösten Bestandtheile auf einander statt, und es müssen neue Verbindungen entstehen. Ihre Bildung erfordert völlige Ruhe und kann durch anhaltende Bewegung verhindert werden, ja es kommt vor, daß schon erzeugte Verbindungen dadurch vorübergehend oder dauernd wieder zerstört werden. Nach der Ansicht von Prof. Knapp schließen diese Vorgänge an solche an, welche die organische Chemie als Addition, Substitution, Spaltung und dergleichen bezeichnet. Es müssen somit auch in gemischten Parfüms durch Lagerung erst diejenigen Verbindungen entstehen, welche das erwünschte Zusammenwirken der einzelnen Düfte bedingen. Der Ursprung des Kölnischen Wassers ist etwas fraglich; meist wird seine Erfindung Johann Maria Farina, einem Italiener aus Sancta Maria Maggiore bei Domo d'Ossola, zugeschrieben, der zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in Köln einen Handel mit Parfüms und Colonialwaaren betrieb. Erst gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts gelangte das Kölnische Wasser zu allgemeiner Verbreitung und verdrängte das „Eau de la reine de Hongrie" oder Ungarwasser, welches ähnlich zusammengesetzt war, aber auch Rosenöl, Citronenöl, Citronellaöl und eine Spur Pfeffermünzöl enthielt.

Bei unseren Wanderungen um Grasse sind wir Jasminpflanzungen am Häufigsten begegnet. Das zeigt, welche hohe Bedeutung dieser Pflanze für die dortigen Parfümfabriken zukommt. Meist waren die Jasminfelder an südlichen Abhängen terrassenförmig angelegt. Die gegen zwei Meter hohen, reich verzweigten, mit zusammengesetzten, immergrünen Blättern bedeckten Sträucher hatten auch vereinzelte Blüthen aufzuweisen und ließen sich als die aus Ost-

indien stammende Art Jasminium grandiflorum bestimmen. Die Blüthen duften lieblich, sind ziemlich groß, rein weiß auf ihrer Innenseite, von Außen etwas roth angehaucht. Die eigentliche Blüthenzeit beginnt erst im Juli und dauert bis in den October. Je tausend Stöcke liefern bis fünfzig Kilogramm Blüthen. Verarbeitet werden in Grasse davon bis 80 000 Kilogramm, die einen Werth von 140 000 Francs darstellen. Man entzieht den Blüthen ihren Duft durch Enfleurage; die Menge des Riechstoffes, den sie enthalten, ist aber so gering, daß man dieselbe Fettschicht bis fünfzig Mal mit neuen Blüthen bestreuen muß. Aus der Jasminpomade wird mit feinstem Weingeist Jasminextract gewonnen. Die geschätztesten Taschentuchparfüms enthalten solchen Extract. Man stellt auch ein „huile antique au Jasmin" dar, indem man auf wollene, mit Olivenöl getränkte Zeuglappen zu wiederholten Malen frische Jasminblüthen streut und dann das Oel aus ihnen ausdrückt. Dieses Jasminöl ist in Frankreich sehr beliebt.

Eine wichtige Rolle in der Parfümerie spielen auch die Blüthen der Acacia Farnesiana, eines Bäumchens, das zu bewundern wir im La Mortolagarten schon Gelegenheit hatten. Acacia Farnesiana wird in Grasse nur in beschränktem Maße angebaut, liefert aber immerhin 30—40 000 Kilogramm Blüthen im Jahre; große Pflanzungen dieser Art finden wir in Algerien. Die kugeligen, dunkelgelben Blüthenköpfchen, die „Cassie", werden vom September bis in den December gepflückt, wozu jedoch viel Uebung und Geschick gehört, da die Pflanzen sehr dornig sind. Der zarte, veilchenartige Duft dieser Blüthen wird durch Enfleurage fixirt. Die geronnene Essenz hat für die Zusammensetzung von Bouquets einen sehr hohen Werth.

Endlich darf auch die Tuberose (Polyanthes tuberosa) nicht unerwähnt bleiben, dieses zu der Familie der Amaryllideen gehörende Knollengewächs, das man bei uns wegen seines starken Duftes und seiner schönen weißen Blüthen so gerne auf Blumentischen und in Blumensträußen sieht. Die Pflanze stammt aus Centralamerika; wir bekommen sie meist nur mit den gefüllten weißen Blüthen zu sehen, die besonders kräftig am Abend duften, wie es denn überhaupt eine weit verbreitete Erscheinung ist, daß Blüthen nicht um alle Tageszeiten gleich starken Duft verbreiten. Wer wird nicht bemerkt haben, daß die Daturen und Nicotianen, die Nachtviolen (Hesperis matronalis), die langblumige Wunderblume (Mirabilis longiflora) unserer Gärten am Tage fast gar nicht riechen, am Abend aber einen durchdringenden Duft aushauchen. Umgekehrt duften Seerose (Nymphaea alba), die Kürbisblüthe (Cucurbita Pepo), die Ackerwinde (Convolvulus arvensis) nur am Tage. Ein solches Verhalten hat für diese Pflanzen Bedeutung, sie duften bei Nacht oder am Tage, je nachdem sie Nacht- oder Tagesinsecten zur Uebertragung ihres Blüthenstaubes brauchen. Sehr viele Tuberoseblüthen gehören dazu, um ein wenig Fett mit ihrem Duft zu sättigen; daher auch dieser Extract, wie so viele andere feine Parfüms, hoch im Preise steht. Bei uns könnte man den spanischen Flieder (Syringa vulgaris), statt der Tuberose verwenden, um ein sehr ähnliches Parfüm zu gewinnen, denn das Fett entzieht dem Flieder einen ganz entsprechenden Wohlgeruch.

Es sind nicht die als Parfüme anerkannten Pflanzendufte allein, deren sich die Parfümerie zu ihren Zwecken bedient. So kommt für manche Erzeugnisse auffälliger Weise der Gurkengeruch in Betracht. Man stellt zu diesem Zwecke eine Essenz her, und zwar indem man über frisch geschnittenen Gurkenscheiben mehrmals denselben Alkohol destillirt. Mit solcher Essenz wird Coldcream parfümirt und erhält durch dieselbe das frische Aroma, welches man an dieser Salbe schätzt.

Nicht unerwähnt möchte ich lassen, daß ein ätherisches Oel auch aus dem Knoblauch durch Destillation gewonnen wird. Dieses Oel dient nun freilich nicht zum Parfümiren, so sehr man das auch manchmal in Südeuropa oder im Orient glauben könnte; wohl aber wird es innerlich als Mittel gegen Würmer eingenommen. Die Firma Schimmel & Co., welche dieses, sowie überhaupt fast alle flüchtigen Oele, die irgend welche Anwendung gefunden haben, herstellt, empfiehlt das Knoblauchöl auch als Küchengewürz. Von dem concentrirten Duft dieses lieblichen Oeles wird man sich eine Vorstellung machen, wenn man sein Verhältniß zum Knoblauch selber erwägt: aus sechzehn Kilogramm Knoblauch werden nur zehn Gramm Oel gewonnen!

Hingegen spielen Aetzammoniak, der sogenannte Salmiakgeist, und kohlensaures Ammoniak, trotz ihres ätzenden Geruchs in der Parfümerie eine nicht unwichtige Rolle. Sie dienen zur Herstellung der parfümirten Riechsalze. Auch der Geruch des Schnupftabaks rührt vornehmlich vom Ammoniak her, außerdem werden die Schnupftabake häufig noch mit andern wohlriechenden Körpern aromatisirt. Nicht minder wird Essigsäure in der Parfümerie verwendet und ihre Eigenschaft, ätherische Oele zu lösen, benutzt, um parfümirte Essige darzustellen.

XIV.

Die ätherischen Oele wirken wie Gifte auf unsern Körper ein, wenn sie innerlich in großen Dosen oder zu häufig eingenommen werden. Daher auch der Mißbrauch mancher Liqueure nicht allein durch den Alkohol, den sie enthalten, sondern auch durch die flüchtigen Oele, mit denen sie parfümirt sind, nachtheilige Folgen bringt. Geradezu gefährlich kann das Kölnische Wasser werden, wenn es getrunken wird. Der Arzt kommt oft nur durch Zufall dahinter, daß eine solche stille, geheim gehaltene Neigung bei seiner Patientin die Ursache der räthselhaften Krankheitserscheinungen ist. — Viele, doch bei Weitem nicht alle flüchtigen Oele wirken, innerlich verordnet, antiseptisch, und werden besser von unserem Körper als von den niedrigen Organismen ertragen, die es oft in unserem Körper zu bekämpfen gilt. Daher die Benutzung mancher flüchtigen Oele zu ärztlichen Zwecken. — Die flüchtigen Oele nehmen Sauerstoff aus der Luft auf und erfahren dabei eine Oxydation. Bei manchen dieser Oele verläuft der Oxydationsvorgang sehr rasch und zwar um so rascher, je feiner sie in der Luft vertheilt werden. Licht und Feuchtigkeit fördern diesen Vorgang, bei welchem in der Luft das gasförmige Ozon oder das gleich wirksame flüssige Wasserstoffsuperoxyd entstehen. Ihnen ist der belebende Einfluß zuzuschreiben, den weingeistige Lösungen von flüchtigen Oelen, im

Zimmer verstäubt auf die Athmenden ausüben. Besonders stellt sich diese Wirkung ein beim Verstäuben jener flüchtigen Oele, welche die Chemie als Terpene zusammenfaßt, weil sich diese an der Luft am schnellsten oxydiren.

Physiologisch interessant ist es, an Parfüms die hohe Leistungsfähigkeit unseres Geruchssinns zu erproben. Einige Milligramm Moschus reichen aus, um einen Raum, der häufig gelüftet wird, Jahre lang mit Moschusduft zu erfüllen. Wir riechen diesen Moschus, und doch kann er in jener Luft, die uns umgibt, nur in unnennbar geringen Mengen vorhanden sein. Dabei steht die Leistungsfähigkeit des Geruchssinns beim Menschen gegen denjenigen vieler Thiere noch bedeutend nach.

XV.

Das gediegene Buch von Heinrich Hirzel: „Die Toiletten-Chemie", dem ich auch sonst noch manche Belehrung verdanke, enthält die Angabe, daß Europa an flüssigen Parfüms allein jährlich über eine Million Liter verbraucht. An der Deckung dieses Bedarfs ist Grasse mit etwa 100000 Kilogramm Lavendelöl, halb so viel Thymianöl, 25000 Kilogramm Rosmarinöl, 2000 Kilogramm Neroliöl und sehr beträchtlichen Mengen anderer Oele und Extracte betheiligt. Nicht wenig wird Grasse in der Parfüm-Erzeugung durch das benachbarte Cannes unterstützt, das mehrere Parfümfabriken besitzt und Hunderte von Arbeitern in ihnen beschäftigt. Der Verbrauch an Parfüms in Europa, wiewohl immer noch groß, ist doch beträchtlich zurückgegangen und wird nur, wenn überhaupt, in discretester Weise geübt. So verhält es sich auch in andern kühlen Ländern, während die heißen Erdstriche noch immer ein hohes Bedürfniß nach persönlichem Parfüm bekunden. Obenan in dieser Beziehung steht der Orient, dessen Leistungen trotzdem noch gegen diejenigen des classischen Alterthums bedeutend zurückstehen. Bezeichnend für jene Zeit ist die Erzählung des Plinius, vom Lucius Plocius, an welchem der Duft zum Verräther geworden. Dieser Lucius Plocius, dessen Bruder Lucius Plancus zweimal das Consulat bekleidet hatte, wurde von den Triumvirn geächtet und mußte fliehen. Er verbarg sich im Salernitanischen, wo man ihn entdeckte, weil er so stark nach Salben roch. Er mußte den Tod erleiden, was Plinius nicht ohne einige Genugthuung erzählt, so empörte ihn der Mißbrauch, den man mit Parfüms damals trieb. Daß heute Jemand von wohlriechenden Salben und Oelen triefen sollte, wie es im Orient und in Griechenland zu alten Zeiten oft geschah, können wir uns kaum vorstellen. Wir empfinden eine entschiedene Abneigung selbst gegen fettige Hände und suchen solche möglichst rasch zu säubern. Oel oder Pomade werden allenfalls noch im Haar geduldet, sonst nur alkoholische Extracte benutzt. Im Alterthum parfümirte man sich hingegen ausschließlich mit duftenden Oelen. Das erste flüssige Parfüm, wie wir es jetzt benutzen, soll Mercutio Frangipani dargestellt haben, der ein von seinen Vorfahren erfundenes, aus Gewürzen und Moschus zusammengesetztes Riechpulver mit starkem Weingeist extrahirte. Dieser Frangipani gehörte einem römischen Adelsgeschlecht an, das sich im zwölften und dreizehnten Jahrhundert in den Kämpfen der Guelfen und

Ghibellinen ausgezeichnet hatte. Daß die Neigung, sich mit Wohlgerüchen zu beschäftigen, in diesem Geschlechte fortlebte, geht aus der Angabe hervor, daß ein späterer Nachkomme der Frangipani in Frankreich, der Marquis de Frangipani, Feldmarschall unter Ludwig XIII., eine Art parfümirter Handschuhe einführte, die „Gants à la Frangipane“ genannt wurden.

Die Griechen lernten es von den Orientalen, ihren Körper mit duftenden Oelen einzusalben. Plinius möchte ohne Weiteres die Erfindung der wohlriechenden Salben den Persern zuschreiben. Ihr König Darius soll in seinem Trosse nicht weniger als vierzig Salbenbereiter geführt haben; sie geriethen in die Gewalt Alexander's. Aus der Beute, die dieser damals machte, stammte, nach Plinius, auch jener mit Gold, Perlen und Edelsteinen besetzte Salbenschrein, in welchem Alexander die Werke Homer's aufbewahren ließ, damit, so sagte er, das werthvollste Werk des menschlichen Geistes auch die kostbarste Hülle erhalte. In Griechenland galt die Benutzung wohlriechender Salben immerhin als Verweichlichung; der echte Mann verpönte sie und rieb sich in den Gymnasien mit reinem Oele ein.

Theophrast, Plinius und Dioscorides haben uns erzählt, wie die wohlriechenden Salben im Alterthum hergestellt wurden. Man mischte die Aromata mit den Oelen und erwärmte sie zusammen. Theophrast gab schon im dritten Jahrhundert v. Chr. an, man solle die Operation im Wasserbade vornehmen, um ein Anbrennen der Aromata zu verhindern. Als Oel diente vor Allem das der Olive, das man kunstvoll reinigte und bleichte, auch aus noch unreifen Früchten preßte, um es möglichst farblos zu erhalten. Außerdem wurde das Oel aus süßen und bitteren Mandeln, Sesamöl, Ricinusöl, und Behenöl benutzt. Das Letztere schätzte man ganz besonders, weil es geruchlos ist und nicht leicht ranzig wird. Auch heute würde man es zu Haarölen gern verwenden, wäre es nicht aus dem Handel so gut wie verschwunden. Der Baum, von dem man das Behenöl gewann, hieß im Alterthum Balanos oder Myrobalanon, somit Salbeneichel. Es ist die in Arabien und Aegypten einheimische Moringa aptera, deren Früchte, die Behennüsse, durch Auspressen das Oel liefern.

Dioscorides warnt in seiner „Materia medica“, einem Werk, das wohl um die Mitte des ersten Jahrhunderts n. Chr. erschien, vor jeder Spur Wasser, die im Oel zurückbleibt und räth an, das Oel öfter umzugießen in Gefäße, die mit Honig und Salz bestrichen sind. Durch das Salz werde dann alles Wässerige dem Oele entzogen. — Myrrha und andere Balsame, Cardamomen, Calamus, Wurzelstock der Iris, duftende Blüthen und Früchte, wohlriechende Kräuter mußten ihre Aromata an die Oele abgeben. Auch war die Eigenschaft thierischer Fette, sich mit Wohlgerüchen zu beladen, schon bekannt. Allgemeiner Verbreitung erfreute sich namentlich die Rosensalbe, deren Bereitung Dioscorides eingehend schildert. Man setzte den Salben meist Gummi und Harz hinzu, um sie zu färben und auch, wie es hieß, ihren Duft zu binden. Manche Salbe färbte man mit Drachenblut, dem blutrothen Harz des Drachenbaumes (Dracaena Draco) oder mit Anchusa, wohl dem Farbstoff, den wir aus der Wurzel der Anchusa tinctoria, unserer Alkanna-

wurzel, gewinnen. Letzterer wurde auch zum Färben des Rosenöls empfohlen. — Die Zahl der benutzten Salben wuchs ganz außerordentlich, oft mischte man sehr viele Substanzen in einer einzigen Salbe zusammen. Die ägyptische Salbe „Metopium“ stellte man aus Bittermandelöl her und setzte „omphalium, cardamomum, juncum, calamum, mel vinum, myrrham, semen balsami, galbanum, resinam terebinthinam“ hinzu. So weit die Bedeutung der Namen heute klar gelegt ist, enthielt somit diese Salbe, außer dem Bittermandelöl, das Oel unreifer Oliven, die flüchtigen Oele der Cardamomen, des wohlriechenden Geraniumgrases und des Kalmus, dann Honig, Wein, den Balsam des nordafrikanischen Baumes Balsamodendron myrrha, Balsamkörner, d. h. den Balsam der erbsengroßen Früchte des arabischen Balsamstrauches Balsamodendron giliadense, das Gummiharz eines persischen Doldengewächses, Ferula galbaniflua, endlich das Terpentin der Terpentin-Pistazie. Von dem Duft dieser Salbe kann man sich annähernd eine Vorstellung machen, sie muß vorwiegend nach bitteren Mandeln und Balsam gerochen haben. — Man bezog die Salben von den verschiedensten Orten, aus Aegypten, Delos, Mendesium, Corinth, Kilikia, Rhodos, Kypros, später auch aus Neapolis, Capua, Praeneste. Das wechselte je nach Geschmack und Mode. Die Salben waren zum Theil sehr theuer und beschäftigten ein ganzes Heer von Verfertigern und Verkäufern. In den Läden der Salbenhändler hielten sich die Müßiggänger auf. Man wählte beschattete Orte zur Anlage solcher Läden, damit die Salben, die in Gefäße von Blei oder Stein geschlossen waren, von der Sonnengluth nicht litten. Der Stein, den wir Alabaster nennen, wurde viel für diese Gefäße verarbeitet, doch scheint die antike Bezeichnung Alabastron, wie Reinhold Sigismund in seinem Buch über die Aromata nachzuweisen sucht, sich mehr auf die Gestalt als auf das Material der Salbengefäße bezogen zu haben.

Bezeichnend für den Mißbrauch, der mit wohlriechenden Salben in Griechenland getrieben wurde, sind die zahlreichen, uns von Athenäus überlieferten Berichte. Er erzählt, daß die Schwelger in Athen jeden Theil ihres Körpers mit einer anderen Salbe einrieben. Aegyptische Salbe diente für Füße und Schenkel, phönikische Salbe für Kinnbacken und Brust, Sisymbrion-Salbe für die Arme, Armaracon-Salbe für Haar und Augenbrauen, Serpyllos-Salbe für Kinn und Nacken. Man kann sich vorstellen, wie so ein menschliches Wesen nach vollzogener Einsalbung geduftet haben mag. Denn die Amaracon-Salbe roch nach Majoran, die Serpyllos-Salbe nach Thymian, die Sisymbrion-Salbe wohl nach einer Minze, die ägyptische und phönikische nach Bittermandelöl und Balsamen. Das war ein ganzer Parfümladen! Dabei glänzte ein solcher Mensch von Fett an seinem ganzen Körper. — Ueber Demetrius Phalereus wird bei dem Symposion des Athenäus berichtet, er habe sich nicht nur den ganzen Körper gesalbt, sondern auch das Haupthaar noch gelb gefärbt, um verführerischer auszusehen. — Bei Trinkgelagen salbte man den Kopf, damit der Wein nicht in die Höhe steige; denn wenn der Kopf trocken ist, hatte Myronides gesagt, wandern die Dünste nach oben. Dazu kamen noch die Kränze, welche den Rausch verhindern, den Kopf kühl erhalten und den Kopfschmerz abwehren sollten. Das mögen die ursprünglichen Epheukränze

gethan haben, schwerlich die später benutzten aus duftenden Blumen. Denn diese wurden aus Rosen, Lilien oder Violen (Goldlack und Levkoien) gewunden und von aufwartenden Dienern vielfach mit duftenden Salben noch besprengt. In dem Symposion des Athenäus wird berichtet, daß bei den prunkvollen Aufzügen des Königs Antiochus Epiphanes auf Daphne zahlreiche Frauen mit goldenen Gefäßen einherschritten und aus diesen duftende Salben auf die Menge verspritzten. Derselbe König, den man später spottweise auch Epimanes, das heißt den Verrückten nannte, pflegte in öffentlichen Bädern zu erscheinen, wenn das ganze Volk dort versammelt war. Er salbte sich mit den köstlichsten Oelen. Da sagte dann Einer: „Wie glücklich bist Du, o König, daß Du so wohlriechende Parfüms benutzen und überall einen so angenehmen Duft verbreiten kannst." Antiochus antwortete ihm nicht, ließ ihm aber am nächsten Tage nach dem Bade ein großes Gefäß mit Myrrhensalbe über den Kopf gießen. Nun wälzten sich auch Andere in dem verschütteten Oel, viele glitten aus und fielen zu Boden, sogar der König, was allgemeine Heiterkeit erregte. Dieser Antiochus muß allerdings recht excentrisch gewesen sein, denn auch die Geschenke, die er vertheilte, waren mehr als sonderbar. Dem Einen drückte er Knöchel, dem Anderen Datteln, noch Anderen Gold in die Hände.

Die Lacedämonier, heißt es, hätten die Salbenhändler und die Färber aus Sparta verjagt, weil die Ersteren das Oel verdarben, die Letzteren die Wolle ihrer ursprünglichen Reinheit beraubten. Lykurg und Sokrates traten gegen den Mißbrauch wohlriechender Salben auf, erreichten aber eben so wenig, wie später in Rom die beiden Censoren Publius Licinius Crassus und Lucius Julius Cäsar, die, wie Plinius mittheilt, im Jahre 189 v. Chr. ein Edict erließen, daß Niemand „exotische" Salben verkaufen solle.

Die Haare und Kleider der Römerinnen verbreiteten, nach Plinius, so starke Düfte, daß sie schon aus der Ferne die Aufmerksamkeit auf sich zogen. Daß sei um so thörichter, meint er, als dieser theuer erkaufte Genuß weit mehr Anderen zu Gute komme, als dem, der ihn bezahlt hat. Nicht minder beklagt auch Plutarch diese Salbenverschwendung. Er erzählt, wie bei einem Gastmahl, das Salvius Otto dem Nero gab, von allen Seiten her kostbare Salben aus goldenen und silbernen Röhren flossen und die Gäste ganz durchnäßten. Juvenal spottet in seinen Satiren über Crispinus, den Günstling Domitian's, daß er schon am Morgen mehr Amomumduft als zwei Leichenbegängnisse von sich aushauche. — Ein besonders lebendiges Bild aus Neronischer Zeit, das auch den Salbenluxus und die Vorliebe für Wohlgerüche zeigt, hat Petronius in dem Gastmahl des Trimalchio entworfen. Sind die Farben auch stark aufgetragen, so entspricht die Schilderung doch den damaligen Sitten, wie sie bei prahlerischen Emporkömmlingen sich besonders geltend machten. Während des üppigen, nicht endenwollenden Mahles, bei welchem die seltensten Speisen in kunstvoller Zubereitung aufgetragen werden, folgen die mannigfaltigsten Ueberraschungen auf einander. Da plötzlich senkt sich von der Decke ein gewaltiger Reifen, an dem rund herum goldene Kränze nebst Flaschen wohlriechender Essenzen hängen. Sie sind als Geschenke für die Gäste bestimmt. Gegen Ende des Mahles wird die Ausgelassenheit

groß, bis der trunkene Trimalchio auf den Einfall kommt, sich die Todtenkleider bringen zu lassen, in denen er wünscht, daß man ihn einst begrabe. Er befiehlt auch, wohlriechendes Wasser zu holen und eine Probe zum Kosten von jenem Wein, mit dem seine Gebeine gewaschen werden sollen. Er öffnet eine Flasche Nardenessenz, bestrich mit derselben seine Gäste und spricht die Hoffnung aus, dieser Wohlgeruch werde ihm nach dem Tode eben so gut thun wie im Leben. — Petronius gehörte zu den Lieblingsautoren des vorigen Jahrhunderts; um die Mitte desselben hatte das „Gastmahl des Trimalchio", wie ich Friedlaender's Einleitung zum Petronius[1]) entnehme, schon sechs französische Uebersetzungen aufzuweisen. Am Hofe von Hannover, im Carneval des Jahres 1702, wurde es sogar von fürstlichen Darstellern aufgeführt. Auf Wunsch der Königin Sophie Charlotte von Preußen mußte Leibniz der Fürstin von Hohenzollern-Hechingen diese Aufführung schildern, was in einem französisch geschriebenen Brief vom 25. Februar 1702 geschah.

XVI.

Gleicher Luxus mit Parfüms wie im Alterthum ist wohl zu keiner Zeit wieder getrieben worden, doch kamen sie an den Höfen von Frankreich und England zeitweise in hohe Gunst. In Frankreich geschah das zur Zeit der Renaissance unter dem Einfluß der italienischen Künstler, die Franz I. und Katharina von Medicis an ihren Hof zogen. Da wurde in parfümirten Pasten, Pomaden und duftenden Handschuhen vollauf geschwelgt. Die Cosmétiques kamen zu jener Zeit als Schönheitsmittel auf und riefen eine besondere cosmetische Literatur ins Leben. Daß Diana von Poitiers bis in das hohe Alter sich den Reiz der Jugend zu bewahren wußte, ungeachtet sie schon mit dreizehn Jahren an Ludwig von Breze, Großseneschall der Normandie, vermählt worden war, schrieb man cosmetischen Geheimmitteln zu, die ihr Paracelsus verrathen habe. Der Mißbrauch, der unter den Valois mit cosmetischen Mitteln getrieben wurde, rief eine Reaction gegen dieselben hervor; erst unter Ludwig XIII. wußte die schöne Anna von Oesterreich sie wieder in die Gunst des Hofes zu bringen. Da kamen die Pâtes d'Amandes, die verschiedenen Crêmes und Schminken auf, welche der Haut der Damen eine künstliche Färbung verliehen. Ludwig XIV. liebte die Cosmétiques nicht; ihr Gebrauch nahm ab, doch nur, um unter der Régence einen besonderen Aufschwung zu erfahren. Jetzt blühten Geheimmittel, welche die Jugend und Schönheit dauernd sichern sollten. Der berüchtigte Cagliostro nahm von der eben so berüchtigten Dubarry und von anderen Schönen nicht geringe Summen für solche Geheimmittel ein. Trotzdem schminkte man sich unter Ludwig XV. wieder weniger als zuvor und das „rouge de Portugal en tasse" röthete nicht so stark die Gesichter. Der Absatz an Schminke hielt sich immerhin auf bedeutender Höhe, so daß im Jahre 1780 eine Gesellschaft fünf Millionen Francs der Regierung für das Privilegium bot, ein Roth besonderer Güte

[1]) Vergl. Deutsche Rundschau, 1890, Bd. LXIII, S. 379: „Petron's Gastmahl des Trimalchio" von L. Friedlaender.

allein verkaufen zu dürfen. Selbst mit violetter Schminke versuchte man es in den Gärten des Palais Royal und hielt ganz Paris dadurch acht Tage lang in Aufregung. — Das hörte gegen Ende des Jahrhunderts, unter dem Einfluß von Marie Antoinette auf; die schreienden Farben verschwanden aus den Gesichtern, und zugleich verlor sich auch der Geschmack an starken Wohlgerüchen; das Zarte mußte sich jetzt mit dem Schwermüthigen, das Keusche mit dem Gefühlvollen im Aussehen der Frauen paaren: so gewann die Parfümerie jenes discrete Gepräge, welches ihr auch heute noch geblieben ist. Nur vorübergehend machte sich ein entgegengesetzter Einfluß der Kaiserin Josephine geltend, die als Creolin die starken Parfüms liebte. Napoleon I. selbst bediente sich nur des Kölnischen Wassers, das er sich jeden Morgen über Kopf und Schultern goß.

Seit dem sechzehnten Jahrhundert war Frankreichs Geschmacksrichtung in der Parfümerie maßgebend für die anderen Völker, im siebzehnten Jahrhundert gelangte sie zur Alleinherrschaft zugleich mit den französischen Moden.

Frankreich und England waren es vorwiegend, welche die Welt mit ihren Parfümerien versorgten. Nur dem Kölnischen Wasser gelang es, als Weltparfüm gegen die Produkte dieser Länder aufzukommen. Jetzt erst beginnt Deutschland, wenn auch noch nicht in den „Bouquets", so doch in den ungemischten Parfüms in die erste Stelle zu rücken. Die Leipziger Erzeugnisse haben in dieser Richtung einen ungeahnten Erfolg erreicht. Außerdem steht Deutschland obenan mit seinen chemischen Producten, die heute in so entscheidender Weise in die Parfümerie eingreifen. Ebenso liefert es vornehmlich der Welt jene antiseptisch wirksamen Stoffe, welche die Cosmétiques verdrängt haben und allein berufen sind, die Gesundheit des Körpers und damit auch die Schönheit des „Teint" in Zukunft zu wahren.

XVII.

Die Berge strahlten von allen Seiten Licht und Wärme auf die Blumenpflanzungen von Grasse zurück. Es wurde heiß in der Stadt: feiner Staub stieg bei jedem Windhauch in dichten Wolken auf: es roch zu stark nach Santalholz in den Straßen, wir sehnten uns nach reiner, erfrischender Luft und zogen auf das Cap Martin bei Mentone. Die Uebercultur hat sich leider auch dieses schönen Vorgebirges bemächtigt, das noch vor einem Decennium ein dichter Kiefernwald und Maquis deckten. Doch das Unternehmen wird hier wenigstens mit Verstand und Geschmack geleitet. Eine englische Gesellschaft erwarb das ganze Cap und hat es als englischen Park eingerichtet. Die Straßen sind in schonender Weise angelegt, es wird der Natur keine schreiende Gewalt angethan. Dort, wo das Cap dem Festland entspringt, trägt es einen alten Oelhain, der wunderbar schön ist mit seinen mächtigen phantastisch verschnörkelten Stämmen. Da kann man noch in dem Schatten alter Bäume ruhen, seiner selbst und der Welt vergessen, und dem Spiel der Sonnenstrahlen in dem dichten Laub der Kronen folgen. Die Spitze des Cap Martin wird von dem neuen „Grand Hôtel du Cap Martin" ein-

genommen, welches zweifellos zu den comfortablesten Häusern der Riviera zählt. Der Hôtelgarten reicht bis an das Wasser und verliert sich schließlich längs desselben an der westlichen Küste. Da kann man unvermerkt aus der gezähmten Natur entfliehen, und noch in unverfälschten würzigen Maquis wandern. Und bei jeder Windung des Ufers ragen neue Felsen aus dem Meer hervor, immer anders geformt, in unerschöpflichem Wechsel. Ueberall die anbrausenden Wogen mit ihrem Silberrand, hier von tiefem Blau, dort von hellem Grün, dort wieder in violetten Tönen; dann plötzlich vorübereilende Fischerbarken, grell beleuchtet im lichten Schein der Sonne. Die Ruder scheinen in flüssiges Metall zu tauchen, und funkelnde Tropfen fallen von ihnen in das Meer zurück. Weite Blicke öffnen sich über die Küste: hier Monte Carlo, sanft vom Meere aufsteigend, dort Monaco auf seinem steilen Fels, darüber, wie auf Wache, die riesige „Tete de Chien". Ganz in der Nähe liegt am Bergesabhang das Felsennest Roccabruna, in Orangenhaine gehüllt, umrahmt von Cypressen und Carouben. So läßt sich hier genußreich am Vormittage wandern, da die Sonne noch im Osten steht, im Schatten des steil aufsteigenden Caps; felsauf, felsab, einmal dicht am Meere, dann steil über demselben, dann wieder am Strand, wo die Welle bis zu den Füßen rollt.

Am Nachmittag lockt dann das westliche Ufer, wo der Blick die hohen Berge über Mentone umfaßt. Sie scheinen fast unmittelbar dem Meere zu entsteigen, diese steilen Riesen, die ihren Curs ins Meer, ihren Gipfel aber in die Wolken tauchen. Sie leuchteten am Abend im Glanz der scheidenden Sonne, während tiefer Schatten schon Mentone deckt. Auch das alte Bordighera, weithin vorgeschoben in das offene Meer, flammt noch in purpurnem Lichte. Ein Liebling der Sonne an dieser goldigen Küste, empfängt er am Abend ihren letzten Gruß.

Doch das Wetter verdarb sich und erleichterte uns die Trennung von der Riviera. Dicke Regentropfen fielen vom Himmel und tränkten die durstige Erde. Wir aber konnten von hier in dem süßen Wahne scheiden, es weine uns dieser Himmel, den wir so liebgewonnen, einige Thränen zum Abschied nach.

Das Religions-Parlament in Chicago.

Von

F. Max Müller.

[Nachdruck untersagt.]

Die geistige Atmosphäre in Deutschland und England ist doch noch immer sehr verschieden, mehr als man bei der jetzigen Leichtigkeit des Austausches der Ideen zwischen diesen beiden Ländern erwarten sollte. Die Fragen und Antworten, welche jüngst in dem Wiener Fremdenblatt erschienen, bilden eine Art Barometer, welcher die Schwere oder den Druck wissenschaftlicher, religiöser und politischer Interessen auf die Gemüther in Deutschland zu erkennen gibt. Die Fragen waren:

1. Welches Ereigniß oder welcher Fortschritt des abgelaufenen Jahres, sei es im Bereich der Wissenschaft oder der Literatur, der bildenden Kunst oder der Musik, des humanitären Wirkens oder der Politik hat Sie mit der größten Befriedigung erfüllt?
2. Was wünschen Sie vor Allem vom kommenden Jahre, namentlich auf dem Gebiete, auf dem Sie selbst thätig sind?

Die Antworten sind in der Beilage zum „Fremdenblatt" vom 1. Januar d. J. veröffentlicht worden. Da Jeder aufgefordert war, seine Antwort ganz von seinem eigenen Standpunkte aus zu geben, so war natürlich eine große Verschiedenheit in den Antworten zu erwarten, größer eigentlich als sie sich wirklich herausgestellt hat.

Die Entdeckung des Heilserums für Diphtherie hat jedenfalls die meiste Theilnahme und Bewunderung in Deutschland gefunden, während man in England und anderen Ländern noch eine zuwartende, ja fast skeptische Stellung beobachtet. Dann kommt natürlich die Aussöhnung zwischen dem deutschen Kaiser und Fürst Bismarck vielfach zum Vorschein als Signatur des verflossenen Jahres. Männer wie Ebers, W. Oncken und Richard Voß erkennen darin das größte Ereigniß des Jahres 1894, wohl weil sie darin einen Beweis der Charakterstärke und der Selbstüberwindung des Kaisers und eine Garantie für die ungestörte Entwicklung und Stärkung Deutschlands und somit für den Frieden Europa's erblicken. Ein anderes Pfand für diesen Frieden erkennen Männer wie Flourens und Lombroso in der begeisterten Anerkennung, welche die Bestrebungen des Kaisers von Rußland für die Erhaltung der

europäischen Eintracht bei seinem Tode gefunden haben. Auch die Bemühungen zur Beschränkung der Alkoholconsumtion finden warme Anerkennung, insofern sie ebenfalls zur Hebung des Volkscharakters und indirect zum Fortschritt des europäischen Culturlebens beitragen. Die Wünsche für das kommende Jahr bestehen meist in naher Uebereinstimmung mit der Anerkennung des in vergangenen Jahren Geleisteten. Daß manche Wünsche für das kommende Jahr einen sehr subjectiven Charakter tragen, sowie z. B. der Wunsch eines Schriftstellers für den Erfolg seines nächsten Dramas am Wiener Theater, oder wie bei meinem humoristischen Freunde, Theodor Fontane, der Wunsch für höheres Honorar, war begreiflich; möglich auch, daß in den heiteren Worten ein tieferer Ernst liegt. Es wäre interessant gewesen, wenn Specialisten mehr aus der Schule geschwatzt hätten, um uns zu sagen, wo der Schuh drückt und wo sie Hülfe erwarten. Sehr ehrlich klingt in dieser Beziehung der Wunsch von Mantegazza: „J'ai trop de désirs pour l'année prochaine pour que je puisse les nommer tous. Je me contenterai de rester dans le champ spécial de mes études, en disant que j'espère que la craniologie perdra chaque jour de son importance et qu'au lieu de perdre tant le temps à mesurer des crânes ou travaillera pour faire l'anthropologie rien autre chose que l'histoire naturelle de l'homme."

Wie viele seiner Studien- und Leidensgenossen fühlen dasselbe, ohne den Muth zu haben, es frei und offen auszusprechen! Man lese nur, was Castrén vor vielen Jahren in seinen ethnologischen Abhandlungen über die Finnougrischen Schädel gesagt hat, und man wird sich wundern, daß man diesen Bock der Craniologie noch immer zu melken sucht. Eine Geschichte der Zettel, die man von Zeit zu Zeit auf die unbekannten Schädel in den großen Museen Europa's und Amerika's aufgeklebt und dann wieder abgeklebt hat, würde das beste Mittel sein, um hier auch dem Gläubigsten die Augen zu öffnen.

Doch genug von diesen pia vota! Was mich am meisten bei Durchsicht dieser Antworten betroffen machte, war nicht nur mein vollständiges Alleinstehen — hierauf muß wohl Jeder, der ein Steckenpferd reitet, gefaßt sein — sondern die Nothwendigkeit eines Commentars von Seiten der Redaction, um sowohl meine Anerkennung eines großen Ereignisses in 1894, als meinen Wunsch für 1895 verständlich zu machen. Als die Fragen an mich herantraten, zauderte ich keinen Augenblick, The World's Parliament of Religions als das größte Ereigniß des verflossenen Jahres zu bezeichnen. Chronologisch hatte ich vielleicht Unrecht, denn der Congreß selbst fand bereits Ende des Jahres 1893 in Chicago statt, aber er kam erst im nächsten Jahre zur Kenntniß des allgemeinen gebildeten Publicums von Europa durch die Veröffentlichung der Transactions of the World's Parliament of Religions in zwei dicken Bänden, jeder von etwa 800 Seiten. So wenig scheint die Kunde von diesem, man kann wohl sagen dem ersten wahrhaft ökumenischen Concil in das deutsche Publicum gedrungen zu sein, daß es der Redaction nothwendig schien, hinzuzusetzen, es sei das Religions-Parlament gemeint, welches in Chicago gehalten wurde. Und doch war auch Deutschland, das reformirte sowohl als das noch unreformirte, sehr zahlreich und sehr einflußreich bei dieser Versammlung vertreten. Es ist

ja möglich, daß bei einem Theil des Publicums Religion für etwas Dagewesenes gilt und für ein Heilmittel, das mit dem Diphtherieserum keinen Vergleich eingehen darf. Vom geschichtlichen, d. h. vom wissenschaftlichen Standpunkte aus, stellt sich indeß die Sache doch wohl etwas anders. Was wäre die Geschichte der Menschheit, wenn man die Religion ausstriche? Ein Räthsel ohne Lösung, ein Leben ohne Herzschlag. Viel Uebles hat Religion in der Geschichte angestiftet, vielleicht mehr des Uebels als irgend eine andere Macht. Aber das beweist jedenfalls die Gewalt der Religion, und Niemand wird leugnen, daß eine Macht, die so Schreckliches hervorbringen konnte, auch Herrliches schaffen kann und geschaffen hat. Manche Geschichtsforscher erblicken in der Religion den rothen Faden, der sich durch das ganze Gewebe der Geschichte zieht, und der Augenblick, wo zum ersten Male die zerstreuten und verzerrten Fäden der ewigen Religion zu einem Knoten zusammengeschürzt wurden, kann doch kein ganz gleichgültiger in unserer Geschichte, in der Geschichte der Menschheit genannt werden. Es gibt viele Religionen, es gibt nur eine Religion. Alle geschichtlichen Religionen sind nur Varietäten der ewigen Religion, wie die Dialecte einer Sprache. Die jüdische, die christliche, die mohammedanische, die brahmanische, die buddhistische und jainistische, die zoroastrische und die von Confucius und Laotse in China gestifteten Religionen können als die neun hauptsächlichsten Proben der Religion gelten. Doch gibt es außerdem noch manche, wenn auch geschichtlich weniger bedeutende Formen des religiösen Bewußtseins, welche die Aufmerksamkeit des Geschichtsforschers in hohem Grade verdienen. Die vorgenannten neun Religionen haben den Vorzug, daß wir dieselben in ihren eigenen autorisirten heiligen Büchern studiren können. Aber Religion gab es natürlich auch in Aegypten und Babylonien, in Griechenland und Rom, unter den germanischen, celtischen und slavischen Stämmen, nur daß wir bei ihnen uns mit Bruchstücken und zerstreuten historischen Nachrichten zu begnügen haben, die dem construirenden Urtheil des Religionsforschers viele, oft unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstellen. Ebenso ist es jetzt wohl allgemein anerkannt, daß es auch unter den uncivilisirten Völkern, selbst bei denen, welche auf der niedrigsten Stufe der Bildung stehen, keines gibt, welches nicht Vorstellungen und Namen für gewisse unsichtbare übersinnliche Wesen besäße, denen es Ehrerbietung erweist, und oft auch Opfergaben widmet; daß es in der That kein Volk ohne Religion gibt.

Jede von diesen Religionen geht nun ihren eigenen Weg und ist so sehr von ihrer alleinseligmachenden Kraft überzeugt, daß sie die übrigen kaum eines Blickes würdigt, und nur schwer ein selbstzufriedenes Lächeln unterdrücken kann, wenn man ihr zumuthet, sich in Reihe und Glied mit anderen Religionen zu stellen. Leider bleibt es selbst nicht bei dieser Gleichgültigkeit, sondern es stellt sich sehr oft eine Abneigung, Verachtung, ja selbst Haß gegen andere Religionen ein, der zu traurigsten Conflicten in der Geschichte geführt hat. Sobald zwei Religionen mit einander in Berührung kommen, ist fast der erste Gedanke, daß die eine die andere aufzuzehren sucht. Man versucht zunächst Bekehrung durch gute oder schlechte Mittel, aber wenn alle Vernunft-

gründe fehlschlagen, so nimmt man doch gewöhnlich zum letzten Vernunftmittel, der ultima ratio regum, seine Zuflucht, nämlich Pulver und Blei.

Ein Versuch also, die Vertreter der hauptsächlichsten Religionen zu einer friedlichen Versammlung einzuladen, sie aufzufordern, jeder seine eigene Religion in ihren besten Zügen zu schildern, war jedenfalls etwas Neues. Dies geschah zu Chicago im Jahre 1893, zur Zeit, als man die riesigen Vorbereitungen zu der Columbian Exhibition machte. Der Gedanke regte sich, daß man bei einer Weltausstellung nicht nur die Erzeugnisse der Industrie und der technischen Künste, sondern auch die höchsten Errungenschaften des Geistes, der Wissenschaft und der freien Künste vereinigen sollte. Die Werke des Geistes sollten neben den Werken der Hände ihre rechtmäßige Stelle finden, und so geschah es, daß man außer den Vertretern der Industrie, der Wissenschaft und der Künste auch die Vertreter der großen Religionen nach Chicago einlud.

Ich kann aufrichtig sagen, daß ich kaum Etwas in meinem Leben mehr bereut habe, als daß ich der an mich gerichteten Einladung nicht Folge leistete. Ich war tief in meinen Arbeiten, fühlte mich nicht ganz wohl und schließlich hatte ich keine Idee, was dieses sogenannte Religions-Parlament sein und leisten sollte. Wer konnte es auch vorhersehen? Wer konnte es wissen, welche Religionen die Einladung annehmen würden und was für wirklich berechtigte Vertreter sie schicken könnten. Wer konnte glauben, daß, was in dem Programm als ein Nebenzweig der großen Ausstellung (an auxiliary branch) bezeichnet wurde, schließlich der Haupt- und Mittelpunkt der ganzen Ausstellung, das größte Ereigniß des ganzen Jahres, ja, ich sage es kühn, eine der wichtigsten Thatsachen in der ganzen Weltgeschichte werden sollte.

Hatten wohl die, denen das Verdienst zukommt, dieses wahrhaft ökumenische Concil versammelt zu haben, ich meine Präsident Bonney und Dr. Barrows, hatten sie selbst eine klare Idee von dem, was sie wollten? Hätten sie diese Idee einfach und unumwunden ausgesprochen, so hätte Jeder, dem die Zukunft der Menschheit, dem die Religion am Herzen liegt, sich aufmachen und nach Chicago pilgern müssen. Mir schien es, als ob es sich um eine bloße Schaustellung handele, und daß in Chicago weder die Zeit noch der Ort für ernste Verhandlungen sein könne. Statt einer bloßen Schaustellung ist es aber eine Wirklichkeit geworden, die auf lange Jahre sich fühlbar machen und die unvergeßlich bleiben wird, wenn alles Uebrige von der Columbian Exhibition der Vergessenheit verfallen ist.

Es scheint, als ob die geniale Idee einer großen Religionsausstellung, wie so manche andere geniale Idee, sich zu etwas weit Größerem entwickelt hat, als was ihre eigenen Urheber ahnen konnten. Ja, mir scheint es, als ob man selbst in Amerika, wo die Kunst der Bewunderung und die Kunst, der Bewunderung aus ganzem vollen Herzen Ausdruck zu geben, noch nicht ausgestorben, die Größe dessen, was man vollbracht, noch nicht vollständig ermessen hat. In anderen Ländern und, wie es scheint, selbst in Deutschland, hat man nur schwache Kunde von den Dingen, die in Chicago vorgegangen, durch die öffentlichen Blätter erhalten. In England schien es, als ob man von Anfang an dieses ganze Unternehmen hätte todtschweigen wollen. Die großen Organe der

öffentlichen Meinung hatten, mit wenigen Ausnahmen, nichts zu sagen oder wollten nichts sagen. Ja, hier und da zuckte man verächtlich die Schultern und belächelte sogar, was für jeden ernsten und gebildeten Mann etwas Heiliges hätte sein sollen. Jetzt endlich scheint es, als ob man die Fenster geöffnet habe, so daß der schlechte Rauch hinaus und die reine Luft der Wahrheit herein ziehen könne. Nun, besser spät als nie. Ich weiß wohl, wie schwer es ist, den richtigen Maßstab an Ereignisse zu legen, die wir selbst erlebt haben. Man lese nur die Geschichten und Memoiren, welche von Augenzeugen oder von Mitbetheiligten über Ereignisse aus dem vorigen, ja aus dem jetzigen Jahrhundert niedergeschrieben worden sind, und man wird erstaunen, wenn man wahrnimmt, wie wenig sie es verstanden, die bleibende und weltgeschichtliche Bedeutung zu erfassen bei Dingen, die sie mit eigenen Augen gesehen, mit eigenen Ohren gehört haben, ja an denen sie selbst betheiligt waren. In den Augen der Tagesfliegen ist Alles monumental und epochemachend, aber die Geschichte muß warten und Geduld haben, ehe sie ein wirkliches Urtheil sprechen kann. Es ist die Ungeduld der Mitwelt, welche die Verantwortung für so viele Denkmäler trägt, welche dem Andenken an Begebenheiten oder an Männer gewidmet sind, deren Namen jetzt schon nirgends mehr zu lesen sind als auf dem Sockel ihrer Monumente. Wenn man nun hundert Jahre wartete, ehe man Monumente zu Ehren von Fürsten, Staatsmännern, Künstlern, Dichtern oder Gelehrten errichtete, so würde mehr Platz für Standbilder auf unseren Plätzen und in den Straßen sein.

In Bezug auf die weltgeschichtliche Bedeutung des in Chicago gehaltenen Religionsparlaments jedoch tritt uns eine Thatsache entgegen, welche keinen Zweifel zuläßt, und worüber selbst das Urtheil der Mitwelt keiner Täuschung ausgesetzt sein kann. Ein solches Zusammenkommen von Vertretern der hauptsächlichsten Religionen der Menschheit hat noch nie in der ganzen Geschichte stattgefunden. Es ist einzig in seiner Art. Es hatte keine Vorgänger, ja wir können wohl sagen, es konnte keine Vorgänger haben. Die Neider haben auch dies in Abrede stellen wollen. Man hat den Herren von Chicago gesagt, daß ihr Parlament der Religionen durchaus nicht die erste Verwirklichung eines neuen Gedankens gewesen sei, sondern daß ähnliche Zusammenkünfte auch schon früher bewerkstelligt worden seien. Hier haben wir mit Thatsachen zu thun. Ist es wahr oder ist es nicht wahr? Wenn das Religionsparlament zu Chicago nicht ein durchaus neuer Gedanke war, jedenfalls war es die erste Verwirklichung eines Gedankens, der still in den Herzen von Propheten gelebt, oder von Zeit zu Zeit von Poeten ausgesprochen worden sein mag, die eben das Recht haben, Träume zu träumen und Gesichte zu sehen. So finden wir bei Browning Worte, die fast wie eine Prophezeihung des Religions-Parlaments in Amerika klingen.

„Laßt uns die Pilgerfahrt bereiten
Durch alte und durch neue Zeiten,
Nach vielen Völkern, vielen Zonen,
Wo Heilige, Weise, Wilde wohnen,
Zu sehn, wie vor dem Vater von uns Allen
Die vielen Credos so wie Eins erschallen."

Browning hat in diesen Zeilen seiner Vision von einer Vereinigung aller Religionen dichterischen Ausdruck gegeben. Leider sollte er nicht leben, um was er geträumt im Tageslicht zu sehen. Seine vielen Bewunderer in Amerika können aber stolz darauf sein, daß sie Browning's Traum verwirklicht, Browning's Hoffnung erfüllt haben. Jetzt gilt es, mit aller Macht daran zu arbeiten, daß die Wirklichkeit nicht wieder zum Traum werde, daß das, was unter seiner Führung gewonnen ist, nicht wieder verloren gehe.

Womit hat man denn nun das Religions-Parlament in Chicago gemeint vergleichen zu können? Zuerst mit dem Concil des berühmten buddhistischen Königs Asoka im dritten Jahrhundert vor Christi Geburt. Das heißt denn doch sich eine große Freiheit mit den Thatsachen der Geschichte erlauben. Asoka war gewiß ein aufgeklärter Fürst, der religiöse Duldung besser gepredigt und geübt hat, als irgend ein Fürst vor oder nach ihm. Mir fällt es am wenigsten ein, seinen Ruhm bekritteln zu wollen. Aber vergesse man doch nicht, im heiligen Eifer zu beweisen, daß Alles schon dagewesen, wie bei dem Concil zu Pataliputra im Jahr 242 vor Christi Geburt Alle dabei Betheiligten zu einer und derselben Religion gehörten, zur Religion von Buddha, die allerdings schon im dritten Jahrhundert in viele Secten zersplittert war, aber die doch immer nur als eine Religion galt. Wir hören nichts davon, daß irgend welche nicht-buddhistische Secten, z. B. Jainas, Ajivikas oder Vedische Brahmanen bei diesem Concil zugegen waren, so daß dort von einer Vergleichung verschiedener Religionen, oder gar von einer Ausgleichung ihrer Differenzen, natürlich keine Rede sein konnte.

Noch unpassender ist es, das Concil von Chicago mit dem von Nicäa vergleichen zu wollen. Dieses Concil gilt freilich als ein ökumenisches, aber was war wohl die sogenannte *Οἰκουμένη*, die bewohnte Erde, im Jahre 325 vor Christi Geburt in Vergleich mit der bewohnten Erde, wie sie in Chicago repräsentirt war? Und Niemand wird sagen, daß es der Zweck des Concils von Nicäa war, eine brüderliche Hand nach andern nicht-christlichen Religionen auszustrecken. Was die Veranstalter dieses Concils beabsichtigten, war etwas ganz Anderes, nämlich die Grenzen christlicher Liebe und Duldung enger und enger zusammen zu ziehen, indem man sogar die Arianer, die Anhänger des bisher als orthodox geltenden Arius, aus dem Verband der christlichen Kirche ausstieß. Erst jetzt fängt man an, einzusehen, wie sehr sich die Kirche damals durch den Verlust vieler ihrer ehrlichsten und aufgeklärtesten Anhänger geschädigt hat. Es gibt jetzt wenige historisch gebildete Christen, welche die Arianische Auffassung der Person Christi nicht für die wahre und würdigere halten, vorausgesetzt, daß man die Bedeutung des *υἱος μονογενής* so auffaßt, wie es Clemens und Origenes thaten, geistig, nicht physiologisch. Was sodann das Gebahren der Bischöfe zu Nicäa betrifft, so würden die Mitglieder des Concils von Chicago sich wenig geschmeichelt fühlen, mit ihnen verglichen zu werden.

Noch eine dritte religiöse Versammlung hat man herbeigezogen als einen Präcedenzfall der Versammlung zu Chicago, nämlich die, welche am Hofe des Kaisers Akbar (1542—1605) stattfand. Nun der Geist, der in der Brust von

Akbar arbeitete und ihn bewog, Vertreter aller Religionen nach Delhi zu berufen, war wohl derselbe, der sich in den Herzen der Männer regte, welche die Idee eines Religions-Parlaments in Amerika ergriffen und ins Werk setzten. Aber erstens war die Zahl der in Chicago vertretenen Religionen weit größer als in Delhi, zweitens waren die persönlichen Absichten Akbar's ganz anderer Art. Hier muß ich von Neuem sagen, daß ich nicht im Geringsten daran denke, die Verdienste Akbar's zu bekritteln oder herabzuziehen. Akbar ist ein Charakter, der einzig in der Geschichte dasteht, und dessen tiefste Quellen noch lange nicht klar gelegt sind. Er war mißmuthig gegen seine eigene Religion gestimmt; und ein Kaiser, der durch seine damals die Welt beherrschende Religion, den Islam, sich nicht nur unbefriedigt fühlte, sondern diese Unbefriedigung öffentlich aussprach, muß jedenfalls ein Mann von Nachdenken, von Ehrlichkeit und von Muth gewesen sein. Wir besitzen glücklicherweise über ihn die Nachrichten von Feinden sowohl als von Freunden, von seinem Anhänger Abu Fazl sowohl als von seinem Gegner Badáoní. (Siehe Introduction to the Science of Religion, S. 209—235.)

Akbar trug sich offenbar mit dem Gedanken, eine neue und reinere Religion zu begründen, und zu diesem Zwecke wünschte er sich mit den Hauptreligionen der damaligen Zeit bekannt zu machen. Zuerst wollte er Klarheit über seine eigene Religion erhalten, und er berief deshalb einige der gelehrtesten Ulemahs zu sich, damit sie in seiner Gegenwart ihre Ansichten über schwierige Punkte des Islam vortragen und austauschen sollten. Dieser Versuch scheint kein glücklicher gewesen zu sein, denn Badáoní berichtet, daß den Ulemahs der Kamm gar gewaltig schwoll und sie einen unerhörten Streit und Lärm am Hof machten. Der Kaiser erklärte danach an Badáoní, daß Alle, welche sich nicht anständig betragen könnten und nichts als Unsinn redeten, den Hof verlassen sollten, worauf Badáoní erwiderte, daß dann wohl Niemand von den geistlichen Herren übrig bleiben würde. Nichts der Art scheint in Chicago vorgekommen zu sein. Akbar that Alles, was in seinen Kräften stand, um sich eine genaue Kenntniß seiner eigenen und anderen Religionen zu verschaffen, aber das Glück war ihm nicht so günstig wie dem Präsidenten der Versammlung in Chicago. Juden und Christen stellten sich zwar ein und erhielten vom Kaiser den Auftrag, ihre heiligen Bücher, das Alte und das Neue Testament für ihn zu übersetzen. Man erzählt von christlichen Missionären, z. B. Rodolpho Aquaviva, Antonio de Monferrato, Francisco Enriques und Anderen, die damals frei in Indien verkehren durften, ja es verbreiteten sich Gerüchte, daß der Kaiser selbst ihnen Gehör geschenkt, und daß er im Geheimen zum Christenthum übergetreten sei.

Man hat dies Gerücht oft wiederholt, aber Akbar würde wahrscheinlich am Christenthum dasselbe ausgesetzt haben, was ihn im Islam mißfiel, denn der Islam ist ja in den meisten Glaubensartikeln nicht wesentlich vom Christenthum verschieden. Was Akbar zunächst im Auge hatte, war: sich mit andern Religionen aus erster Hand bekannt zu machen. Zu diesem Zwecke stellte er eine Anzahl von Uebersetzern an und brachte eine große Menge von Handschriften und Büchern in der Kaiserlichen Bibliothek zusammen. Aber selbst

hierbei ging es nicht immer nach seinem Wunsch. Kein Brahmane wollte sich herablassen, den Veda, die alte Bibel Indiens, herbeizubringen oder gar eine Uebersetzung davon dem Kaiser vorzulegen. Was der Kaiser vom Veda wußte, war höchstens ein Theil des Atharva-Veda, wahrscheinlich nur die zu demselben gehörigen Upanischads. Noch war er glücklicher mit dem Avesta, obgleich man sagt, daß ein gewisser Ardeschir, offenbar ein Perser, ihm Theile davon übersetzt habe. Akbar's Minister und Geistesgenosse Abufazl war nicht im Stande, seinen Herrn einen Einblick in die buddhistische Religion zu verschaffen, und ob der Kaiser selbst den Wunsch hegte, die Religionen China's, die des Confucius oder die des Laotse, in das Bereich seiner Forschungen zu ziehen, ist mehr als zweifelhaft. Man muß auch nicht vergessen, daß bei all' diesen Verhandlungen zwischen Akbar und den Vertretern anderer Religionen es schwer, ja unmöglich war, die Gegenwart eines Kaisers ganz zu vergessen. Und ein Kaiser in Delhi im 16. Jahrhundert war eine Art von Zeus, dessen Anblick hinreichte, gewöhnliche Menschenkinder, wie eine Semele, zu betäuben und zu überwältigen. Und neben dem Kaiser standen die drohenden Vertreter des Islam, Leute, denen selbst ein Akbar nicht immer gewachsen war. So menschenfreundlich Akbar mit seinen täglichen Genossen sein konnte, sie wußten alle, daß ihr Leben in seiner Hand lag, und selbst Abufazl, der den größten Einfluß auf ihn ausübte, mußte immer auf seiner Hut vor Intriguen der Moschee und des Harems sein. Er war zu der Ueberzeugung gekommen, und dies wird wohl auch die Ueberzeugung Akbar's gewesen sein, „daß alle Religionen der Welt einen und denselben Grund haben". Aber doch war er vorsichtig in seinen Aeußerungen, denn er wußte, daß die Wahrheit nicht für die Menge gemacht sei. So schrieb er: „Einer denkt, er verehre Gott, wenn er nur seine Leidenschaften zügelt; ein Anderer übt sich, indem er über das Schicksal der Nation wacht. Die Religion von Tausenden besteht nur darin, daß sie sich fest an eine bloße Idee klammern, und sie sind vollkommen glücklich in ihrer geistigen Trägheit und Urtheilslosigkeit. Wenn aber die Zeit des Nachdenkens kommt und der Mensch die Vorurtheile seiner Erziehung abstreift, dann brechen die Faden des Gewebes religiöser Blindheit, und das Auge erblickt auf einmal die ganze Glorie der Harmonie. . . . Aber," fügt er hinzu, „der Strahl solcher Weisheit erleuchtet nicht jedes Haus, noch könnte jedes Herz solches Wissen vertragen." An einer andern Stelle klagt er, daß, obgleich manche Erleuchtung empfangen haben, doch die Meisten Schweigen beobachten, weil sie sich vor Fanatikern fürchten, die nach Blut dürsten, obwohl sie äußerlich wie Menschen aussehen. Ja sollte Jemand Muth fassen und seine aufgeklärteren Gedanken frei und offen aussprechen, so würden ihn die Frommen und Einfältigen für verrückt erklären und ihn unberücksichtigt bei Seite lassen, während andere unselige Bösewichte sogleich Häresie und Atheismus wittern und Alles thun würden, um ihm ans Leben zu gehen.

Dies ist nicht übel für einen Kaiserlichen Unterrichtsminister, den persönlichen Freund Akbar's, und also den Zeitgenossen Karl's des Fünften. Wären aber seine Bemerkungen, statt in den Tagen Luther's, zur Zeit von Strauß oder Harnack geschrieben, so würden sie durchaus nicht unzeitgemäß

gewesen sein, mit Ausnahme des Blutdurstes der Ulemahs gegen die Verrückten, die frei und offen ihre aufgeklärten Gedanken aussprechen. So weit ist die Welt doch in drei Jahrhunderten fortgeschritten, daß es nicht mehr für schicklich gilt, irgend Jemanden wegen seiner Ueberzeugungen zu verbrennen. Wie behutsam vor dreihundert Jahren selbst ein Kaiser sein mußte, wie scharf er und seine Freunde von seinen Gegnern beobachtet wurden, kann man vielleicht daraus ersehen, daß, wenn er sich mit einem Andersgläubigen oder Ungläubigen unterhalten wollte, selbst der Kaiser es geheim und in der Nacht thun mußte. Er saß dann auf dem Balkon seines Palastes, und der Fremde wurde an einem Strick heraufgezogen. Wie viel besser war es da in Chicago. Da gab es keinen Constantin, keinen Akbar, dessen Zürnen oder Lächeln in Betracht kam. Die Bischöfe und Cardinäle, die zugegen waren, ermuthigten zur freiesten Aussprache und hätten dies auch nicht verhindern können. Die Versammlung war frei und collegialisch, sie war brüderlich und blieb ohne Mißklang von Anfang bis zu Ende. Alle Religionen der Welt waren vertreten, weit zahlreicher als im Palaste von Delhi, und ich sage es noch einmal und fürchte keinen Widerspruch, das Religions-Parlament von Chicago steht einzig in seiner Art da. Es hat keine Vorgänger gehabt, ja es konnte keine Vorgänger haben.

Man denkt gewöhnlich, daß die Anzahl der Religionen sehr groß sei. Aber von großen historischen Religionen, von Religionen, die auf heilige Bücher begründet sind, gibt es nur acht oder neun. Sie kamen alle aus dem Morgenlande, drei aus arischer, drei aus semitischer Quelle, zwei aus China. Die drei arischen Religionen sind

1. die vedische, mit ihren zahlreichen Abzweigungen in Indien, Hinterindien und den Malayischen Inseln;
2. die avestische, oder nach ihrem legendenhaften Gründer die zoroastrische genannt;
3. die buddhistische mit ihren zahlreichen Secten, von denen einige kaum noch den historischen Buddha als ihren Gründer in Anspruch nehmen können.

Die drei großen semitischen Religionen sind

4. die jüdische;
5. die christliche;
6. die mohammedanische.

Aus China haben wir dann noch

7. die Religion des Confucius;
8. die Religion des Laotse.

Das sind die Hauptmitglieder des Religionsparlaments. Doch dürften wohl auch die Anhänger Jinas, die Jainas in Indien, Anspruch auf Sitz und Stimme haben, da ihre Anzahl und ihr Einfluß sehr bedeutend sind und sie einen heiligen Canon besitzen, der den Ursprung dieser Religion sogar über den geschichtlichen Ursprung des Buddhismus hinaus versetzt. Auch fehlte es in Chicago nicht an hervorragenden und sehr energisch hervortretenden Mitgliedern von dieser in Indien mehrere Millionen an Anhängern zählenden

Religion. Diese wollen sich durchaus nicht als bloße Buddhisten betrachtet wissen, in so vielen Dingen sie auch mit den Anhängern des Jina von Kapilavastu übereinstimmen. Wenn man aber den Ansprüchen der Jainas Gehör schenkt, so konnte man dasselbe auch den Sikhs nicht verweigern, denn auch diese haben ihre eigene Bibel, den Granth, und zählen über eine Million Anhänger, namentlich in den nordwestlichen Provinzen Indiens. Ihre Religion ist aber mehr ein Compromiß zwischen zwei Religionen, dem Brahmanismus und Mohammedanismus, als eine unabhängige Glaubensform, und, wie es scheint, war sie auf dem Congreß von Chicago durch Niemanden vertreten.

Alle anderen Religionen hatten ihre Sprecher, meistens Männer von anerkannter Stellung in ihrer Heimath und in manchen Fällen direct von den Häuptern ihrer Religion beglaubigt. Nur zwei Religionen, oder richtiger eine Religion und ein Hauptzweig einer andern, hatten alle Betheiligung ausdrücklich durch ihre Häupter abgelehnt. Der Sultan als Chalif des Islams wollte oder konnte keinen Vertreter ernennen, da dies die Sache des Scheikh ul Islam gewesen wäre. Der Erzbischof von Canterbury, als Haupt der englischen reformirten Kirche, hielt es für nicht gerathen, seinen Bischöfen die Erlaubniß zur Theilnahme an dem Congreß zu geben. In beiden Fällen lag wohl ein bedauernswerthes Mißverständniß zu Grunde. Der jetzige Sultan ist ein aufgeklärter und einsichtsvoller Moslim, und wenn er genauer unterrichtet worden wäre, würde er gewiß nicht gewünscht haben, daß seine Religion ohne jegliche legitime Repräsentation auf einem Congreß aller Religionen bleiben sollte. Natürlich fehlte es nicht an unautorisirten Gesandten des Islam, und die christliche Religion, in ihren beiden Zweigen, dem reformirten wie dem unreformirten, ja namentlich auch die anglicanische bischöfliche Kirche, war trotz der erzbischöflichen Warnung fast zu zahlreich vertreten.

Daß in einem christlichen Lande wie Amerika die christliche Religion in starker Majorität erscheinen würde, war wohl zu erwarten, obgleich man kaum erwarten konnte, daß die unreformirten Zweige, namentlich die römische und die griechische Kirche, ihre Cardinäle und Erzbischöfe zu diesem öcumenischen Concil senden würden. Es machte namentlich dem klaren Blick des jetzigen Papstes die größte Ehre, daß er die Bedeutung dieser religiösen Versammlung richtig erkannte und sich nicht abschrecken ließ, eine feste Stellung zu ihr zu nehmen. Die päpstliche Kirche hat dadurch entschieden an Ansehen in Amerika gewonnen und den ihr so oft gemachten Vorwurf der Engherzigkeit auf das Glänzendste widerlegt.

Die größte Ueberraschung bei der Eröffnung des Religionsparlaments in Chicago war aber die große Anzahl von Mitgliedern der fremden, außereuropäischen Religionen. Wer hätte dies erwartet, wenn man nur die Entfernungen und die Schwierigkeiten der Correspondenz mit Chinesen, Japanern, Persern und Hindus in Erwägung zieht! Hier erschienen in gedrängter Reihe Buddhisten und Schintoisten aus Japan, Schüler des Confucius und Laotse aus China, Parsis aus Bombay, Brahminen aus Calcutta und Benares. Nicht nur die alten Religionen, sondern auch ihre neuesten reformirten Secten hatten Sendboten geschickt. Hier erschien Mozumdar, der Schüler, Freund

und Nachfolger von Keschub Chunder Sen, hier sah man Dharmapâla, den unermüdlichen Reformator des Buddhismus in Ceylon. Ein Bruder des Königs von Siam war von Bangkok gekommen, um dem in seinem Vaterland herrschenden Buddhismus das Wort zu reden. Rabbiner aus allen Theilen der Welt vertheidigten ihre alte Religion in begeisterter Rede, und daß es nicht an christlichen Bischöfen, Erzbischöfen, ja Cardinälen fehlte, ist schon erwähnt worden. Man sagt sogar, daß der anwesende Cardinal möglicher Weise der nächste Statthalter des heiligen Petrus sein werde. Wie hatten sich diese Männer entschlossen, ihre Zeit und ihr Geld zu opfern für eine Versammlung, deren Charakter und Zweck nur Gegenstand der Vermuthung sein konnten?

Allen Respect vor Dr. Barrows und seinen Mitarbeitern, die die nöthigen Mittel herbeischafften und eine von so hohem Erfolg gekrönte Correspondenz mit aller Herren Ländern und aller Länder Herren durchführen konnten! Aber man muß doch auch sagen, daß die Welt für ein solches Unternehmen reif war, ja daß die besten Geister darauf warteten und hofften. Man sehe nur die theologische und philosophische Literatur der jüngsten Zeit ein, und man wird entdecken, wie überall das Verlangen nach Vereinigung in religiösen Dingen hervorbricht, in engeren wie in weiteren Kreisen. Wenn auch die Idee einer Weltreligion sich nur in weiter Ferne zeigt, so war man doch mehr und mehr davon überzeugt, daß, wie schon Augustin gesagt, es keine Religion ohne alle Wahrheit gäbe, daß die Uebereinstimmungen zwischen den höchsten Religionen weit größer seien, als man früher geglaubt, daß viele von den streitigen Punkten unwesentliche Dinge beträfen, ja daß es vollkommen möglich sei für verschiedene Religionen, friedlich neben einander zu leben. Hindus und Mohammedaner in Indien haben uns gezeigt, daß Anhänger von zwei so verschiedenen Religionen, wie Brahmaismus und Islam, einträchtig zusammen leben können, wenn man sich nur begnügt, die Wahrheiten, welche beiden Religionen angehören, freudig anzuerkennen und die Verschiedenheiten zu dulden und zu respectiren, solange sie nicht mit der Vernunft und der Moralität in directem Widerspruch stehen. Solange Menschen Menschen sind, ist es nicht zu vermeiden, daß zuweilen leidenschaftliche Ausbrüche dies gute Einvernehmen stören, aber das Factum bleibt dennoch wahr, daß Hindutempel und Moscheen in derselben Straße stehen können und Jahrhunderte lang gestanden haben. Ebenso treten die Buddhisten mehr und mehr in engere Verbindung mit einander trotz ihrer sectirenden Zerklüftung, ja selbst die beiden großen Zweige des Buddhismus, Mahâjâne und Hînajâne, sehnen sich nach Vereinigung. In China ist es bekannt, wie der Kaiser den drei Staatsreligionen angehören muß und durch seine Anwesenheit bei den Versammlungen jeder dieser Religionen seinem Volke ein Beispiel der Toleranz gibt, damit sie lernen, daß ein Jeder, der die Gebote des Confucius, des Laotse oder Fo's (Buddha's) ehrlich erfüllt, Gott angenehm ist. Auch unter den Christen hat es nicht an Unionsversuchen gefehlt, aber es scheint fast, als ob, je unbedeutender die Verschiedenheiten, desto schwieriger eine gegenseitige Annäherung. Mögen Theologen eifern und geifern so viel sie wollen, sind denn im Lichte der wahren, ewigen Religion die unreformirten Christen nicht ebenso gut

Christen als die reformirten? Und ist denn das, was beiden gemeinsam ist, nicht tausendmal mehr werth als die kleinen Wahrheiten und Unwahrheiten, über welche Priester und Pastoren sich streiten und womit sie ganz Deutschland in zwei feindliche Lager zerklüftet haben?

Noch deutlicher trat die Zeitgemäßheit des Religionsparlaments nach Abschluß desselben zu Tage. Nicht nur, daß von allen Seiten sich Stimmen hören ließen, welche dem in Chicago gemachten Experiment ihren vollen Beifall zollten, man schien sogar erstaunt, daß ein solcher Versuch nicht schon viel früher gemacht worden sei. Und doch bezweifle ich, ob die Welt wirklich zu einer viel früheren Zeit ganz reif für ein solches Unternehmen gewesen wäre. Denn obgleich es nicht an Fürsprechern für Union in engeren und weiteren Kreisen gefehlt hat, so müssen wir doch nicht vergessen, daß man vor nicht so langer Zeit in der englischen Kirche feierlich für Juden, Türken und Ungläubige betete und sie sammt und sonders für Kinder Belial's erklärte. Mohammed galt als der Erzfeind des Christenthums, die Bewohner Indiens waren Götzendiener der schlimmsten Sorte, alle Buddhisten waren Atheisten und selbst die Parsis nur verblendete Feueranbeter.

Wenn früher meist die Missionäre für diese unliebsamen Beschuldigungen verantwortlich waren, so muß man es ihnen zum Lobe nachsagen, daß sie es waren, die, namentlich in jüngster Zeit, zuerst die guten Elemente in den fremden Religionen erkannten und anerkannten. Sie konnten nicht umhin zu gestehen, daß es in Indien, ja selbst in Afrika, Menschen gäbe, die, obgleich sie sich nicht zum Christenthum bekehrt, ein Leben führten, dessen sich kein Christ zu schämen brauchte. Dazu kam das mehr und mehr Mode gewordene Reisen in fremden Ländern, wo man, namentlich bei längerem Aufenthalt, nicht umhin konnte, den guten Einfluß zu beobachten, den selbst weniger vollkommene Religionen auf den moralischen, intellectuellen und politischen Zustand des Volkes ausüben. Noch vor Kurzem las ich die Beschreibung einer Reise um die Welt von Mrs. Gordon, die mit den stärksten Vorurtheilen gegen alle heidnischen Religionen von England abreiste, nachdem sie aber das religiöse und moralische Leben in fremden Ländern, in Japan und Indien, mit eigenen Augen beobachtet hatte, mit der wohlwollendsten Anerkennung der Vorzüge dieser Religionen zurückkehrte.

Nichts aber, wenn mich meine eigenen väterlichen Gefühle nicht täuschen, hat mächtiger dazu beigetragen, Toleranz, ja Anerkennung für andere Religionen hervorzurufen, als die Veröffentlichung der „Heiligen Bücher des Ostens“ (Sacred Books of the East), welche die letzten zwanzig Jahre meines Lebens erfüllt haben. Die besten Jahre meines Lebens waren der Herausgabe des Rig Veda, der Bibel der Brahmanen, des ältesten Buches der arischen, wenn nicht der ganzen Menschheit gewidmet. Nachdem ich Text und Commentar dieses früher noch nie herausgegebenen Werkes in sechs Quartanten vollendet hatte, sah ich, wie wenig dadurch der Zweck meines Lebens, die Verbreitung der Kenntniß der Religionen der alten Welt, erreicht sei. Das Leben ging auf die Neige, ich verband mich also mit einigen Freunden und Studiengenossen, um eine Uebersetzung der wichtigsten heiligen Bücher der ganzen

Menschheit ins Werk zu setzen. Die Schwierigkeiten waren nicht gering. Zuerst galt es, wirklich befähigte Gelehrte zu dieser Arbeit heranzuziehen. Viele hatten keine Zeit, Andere hatten keine Lust, die Meisten hielten die Schwierigkeiten für zu groß, als daß sie in so kurzer Zeit zu überwinden wären. Die zu übersetzenden Texte waren oft noch nicht kritisch bearbeitet, die Uebersetzung konnte an vielen Stellen nur versuchsweise gemacht werden. Man fürchtete sich vor übelgesinnten Kritikastern, die, obgleich sie sich selbst nie an eine solche Arbeit heranwagen würden, es leicht genug finden, hier und da ihr maßloses Mißfallen in anmaßenden Worten auszusprechen. Trotz alledem bekam ich meine Freiwilligen zusammen. Wir machten uns an die Arbeit, und fünfzig Bände liegen nun gedruckt vor, in welchen jede der Hauptreligionen, so wie sie ist und war, von Jedem, der Englisch versteht, in Augenschein genommen und studirt werden kann. Ich kann nicht dankbar genug sein, daß es mir vergönnt gewesen, mit Hülfe der besten Kenner der orientalischen Sprachen dieses Unternehmen zu beginnen und zu Ende zu führen, und so den Unterbau zu liefern, auf welchem einmal in kommenden Jahren oder Jahrhunderten die Religion der Zukunft ihren Tempel erbauen kann, einen Unterbau, weit und breit genug für Alle, die, wie die Deutschen des Tacitus, an *ignotum illud quod sola reverentia vident* glauben, die ihm den Namen ‚Unser Vater' geben, obgleich sie wissen, wie schwach auch dieser Name ist, um die Majestät zu benennen, in *der wir leben, weben und sind*.

Obgleich aber eine Kenntniß der fremden Religionen unwiderstehlich zu einer Anerkenntniß des Guten und Wahren, das in ihnen enthalten ist, führen mußte, so hat diese Anerkenntniß doch nirgend vorher eine so offene, eine so solenne Bekräftigung gefunden, als im Religionsparlament zu Chicago. Man bemerke ja, daß dieses Parlament nicht, wie die Versammlungen unter Akbar, den Zweck hatte, eine neue Religion vorzubereiten oder auf der Stelle auszuarbeiten. Aber nichtsdestoweniger hat sich das Factum klar gestellt, daß es eine ewige und universale Religion gibt, und daß im Glauben an diese Religion die höchsten Würdenträger und Repräsentanten aller Religionen der Erde sich als Brüder begrüßen, ja als Brüder hören konnten, was jede einzelne Religion für sich zu sagen hat, daß sie in ein allgemeines Gebet einstimmen und den Segen empfangen konnten an einem Tage von den Händen eines christlichen Erzbischofs, an einem anderen Tage von einem jüdischen Rabbiner und wieder an einem anderen Tage von einem buddhistischen Mönch. Mit jedem Tage wurde es klarer, daß die Punkte, in denen die großen Religionen auseinander gehen, weit weniger zahlreich und — man darf wohl hinzufügen — weit weniger wichtig sind, als die, in denen sie übereinstimmen. Zum ersten Mal in der ganzen Weltgeschichte konnte man es vor Augen sehen, daß Gott *sich selbst nicht hat unbezeuget gelassen*, im fernen China wie in Palästina, in Indien wie in Persien und Arabien.

Aber so anerkennungswerth das harmonische und wahrhaft brüderliche Verhalten zwischen den Mitgliedern des großen Parlaments in Chicago war, so muß man doch nicht zu viel von der menschlichen Natur erwarten. Der Mensch bleibt immer Mensch, und es gab wohl Niemanden, zu welcher Religion

er sich auch bekannte, der nicht seine Religion zu Anfang wie zu Ende des Parlaments für die beste von allen Religionen hielt, ohne in diesem Glauben erschüttert zu werden, selbst wenn er einige schwache Seiten in derselben nicht in Abrede stellen konnte. Die Hauptsache war, daß Jeder trotzdem bereit schien, das Gute in andern Religionen zu erkennen, und daß man die Andersgläubigen nicht rundweg als Ungläubige behandelte. Man sah das Gute in andern Religionen, und wenn man es gesehen, so bemühte man sich, dasselbe oder etwas Aehnliches in seiner eigenen nachzuweisen. Ein alter Rabbi definirte einmal die Religion mit den Worten. „Sei gut, mein Junge, um Gottes willen", und welche Religion würde nicht etwas Aehnliches aufzuweisen haben! Ein anderer Rabbi erklärte, daß das ganze Gesetz und die Propheten in den zwei Geboten hangen: Gott zu lieben und den Nächsten zu lieben. Und es ist bekannt, daß dieselbe Lehre fast in jeder Religion enthalten ist. Siehe M. M., „Theosophie", S. 9, in der bald erscheinenden deutschen Uebersetzung von Dr. Winternitz.

Es ist zu bedauern, daß bei dem Parlament in Chicago diese Uebereinstimmungen zwischen den Religionen der Menschheit, den alten wie den neuen, nicht noch mehr betont und formulirt wurden. Wäre Jemand aufgestanden und hätte die Hauptlehren des Christenthums oder des Islams oder des Buddhismus kurz vorgetragen und hätte dann die Mitglieder der anderen Religionen aufgefordert, zu antworten, ob sie von ihrem Standpunkte aus Ja oder Nein sagten, so würde man sich verwundert haben, wie viele Ja, wie wenige Nein ausgesprochen worden wären. Dies wäre eine Thatsache von unermeßlicher Tragweite gewesen, aber freilich gehörten dazu Männer, die mit ihren eigenen heiligen Büchern vertraut waren, und für jedes Ja oder Nein ihre Beweisstellen anführen konnten. Und hier stoßen wir auf den einzigen schwachen Punkt, der mir, und gewiß auch Anderen, bei der Lektüre der „Transactions of the Parliament of Religions" aufgefallen ist. Manche der Männer, die im Namen des Buddhismus, des Brahmanismus, des Parsismus, ja selbst des Christenthums sprachen, stellten Behauptungen auf, welche sie schwerlich aus ihren Bibeln hätten belegen können. Dies war vielleicht schwer zu vermeiden, denn es stand jedem Anhänger einer Religion, der gerade zugegen war, frei, im Namen von Millionen zu sprechen, und wenn der Sprecher nun gar ein Würdenträger in seiner Kirche, ein Bischof oder Erzbischof war, so wäre es kaum höflich gewesen, ihn aufzufordern, Vers und Capitel für seine Behauptungen anzuführen. Wie wenig das Publicum geeignet oder geneigt war, sich kritisch zu verhalten, zeigte sich als Dharmapâla, ein Buddhist, die Anwesenden fragte, wie Viele davon wohl das Leben Buddha's gelesen hätten? Fünf Hände erhoben sich unter den Tausenden von Anwesenden, und das Erstaunen war groß. Was würde aber wohl Dharmapâla selbst gesagt haben, wenn man ihn gefragt, welches Leben von Buddha er denn gelesen habe, und er höchstens den Lalita vistara oder den Buddha-charita hätte nennen können, die uns wohl die gewöhnlichen Legenden in hergebrachter Schablone, aber sehr wenig von dem wirklichen Leben und Denken des Prinzen von Kapilavastu erzählen.

Dazu kommt noch die Verschiedenheit der Auslegung, welche die heiligen Bücher aller Religionen erfahren haben. Wir wissen, wie viel unsere eigene Bibel von den Händen der Theologen zu leiden gehabt; wir wissen, von wie vielen Secten unsere eigene Religion zerklüftet ist, und wie z. B. selbst in der bischöflichen Kirche Englands Dr. Pusey erklären konnte, daß ein anderer berühmter und verehrter Theologe, Friedrich Maurice, nicht denselben Gott als er verehre. Man mag also noch so oft erklären, daß die Bibel die höchste Autorität für die Christen, der Veda für die Brahmanen, das Tripitaka für die Buddhisten, der Koran für die Mohammedaner sei, es bleibt immer die Schwierigkeit, nachdem das Orakel gesprochen, das Orakel auch zu interpretiren. Wenn man die Streitigkeiten der Secten der verschiedenen Religionen kennt, so überkommt einen ein wahres Gruseln, Jemanden ganz unschuldig vom Buddhismus sprechen zu hören, als ob es nur einen Buddhismus gäbe, und als ob die verschiedenen Schulen, alle anscheinend gleich berechtigt, namentlich die Mahâjâna- und Hînajâna-Schulen, nicht himmelweit von einander entfernt wären. Die Fortwirkung der That (Karman), die Grundidee des Hînajâna-Buddhismus, wird von den Mahâjâna-Schulen einfach geleugnet. Die Frage nach der Unsterblichkeit des Buddha wird in Japan bejaht, in Ceylon offen gelassen, ebenso wie unter den Christen die Unitarier es ablehnen, Christus *einen* Gott zu nennen, welches von anderer Seite als die Grundbedingung der ganzen christlichen Religion betrachtet wird.

Ich glaube also, daß ich mich nicht täusche, wenn ich in der Sammlung der *Sacred Books of the East* ein besser beglaubigtes Religions-Parlament erblicke, als selbst im Parlament von Chicago. In der Versammlung zu Chicago hatte man natürlich einen nicht zu unterschätzenden Vortheil. Man hatte lebendige Zeugen; die Sammlung meiner fünfzig Bände besteht aus stummen Zeugen. Dort machte man die Geschichte der Zukunft, hier haben wir nur die Geschichte der Vergangenheit. Dort war Leben und Begeisterung in den eng gedrängten Räumen. Tausende von Kehlen stimmten in die Orgeltöne der Choräle ein; man hörte, man sah, man bewunderte die eigenthümlichen Trachten der Weisen aus dem Morgenlande, hier die Gewänder von schneeweißem Muslin, dort von gelber und rother Seide oder von purpurfarbigem Brokat-Atlas. Man suchte die Züge der dunkelfarbenen Indier, der braunen Japaner, der gelben Chinesen zu entziffern, man sprach, man drückte sich die Hände, bis die Wogen des Enthusiasmus immer höher und höher schlugen und man ganz bereit war, mit Schiller und Beethoven „Seid umschlungen, Millionen" zu singen. Hier, in der Sammlung der „Sacred Books of the East" ist Alles still und ruhig: nachdenkend liest man die Sprüche der alten Weisheit, vergleicht sie und versucht sie zu verstehen, wenn überhaupt ein Mann des neunzehnten Jahrhunderts sich in die Sprache des fernen Alterthums hineindenken kann. In Chicago machte man Geschichte; hier betrachtet man das Geschehene und sucht es zu begreifen. Es gibt eben zwei Welten, die Welt der That und die Welt des Worts. Beides, die Thaten und den Bericht der Thaten, nennt man mit demselben Worte Geschichte. Aber was bleibt schließlich von allem Geschehenen übrig, worin lebt die Welt der That fort, wenn nicht in der Welt des Worts, in der geschriebenen Geschichte? Hier, in

dieser Reihe von Bänden der „Sacred Books of the East“ liegt das Ergebniß langer Kämpfe, tiefer Forschung, hoher Begeisterung, wie Männer sie durchgekämpft haben, die den Geist der Wahrheit, den Geist Gottes in sich verspürten, denselben Geist, der die Herzen der Männer erfüllte, die im Religions-Parlament von Chicago in den Religionen der Vergangenheit die Religion der Zukunft erkannten mit den zwei einfachen Glaubenssätzen, Liebe zu Gott und Liebe zu den Menschen. Man vergesse nur nicht, was in Chicago geschah. Tausende von Männern und Frauen kamen jeden Morgen zusammen, und Mitglieder aller Religionen stimmten in das Vaterunser ein und sagten sich, was der Prophet Maleachi gesagt (II, 10): „Denn haben wir nicht alle einen Vater? Hat uns nicht ein Gott geschaffen?“ Als sie die sogenannten Heiden und Ungläubigen, die Chinesen, die Indier, die Perser, die Türken und die Juden, zusammen knieen sahen, verstanden sie wohl, was Petrus meinte, wenn er sagte: „Nun erfahre ich in Wahrheit, daß Gott die Person nicht ansiehet, sondern in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm;“ oder was Paulus dachte, wenn er in Athen ausrief: „Gott hat gemacht, daß von einem Blute aller Menschen Geschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen, und hat Ziel gesetzet, zuvor versehen, wie lange und weit sie wohnen sollen, daß sie den Herrn suchen sollten, ob sie doch ihn fühlen und finden möchten; und zwar ist er nicht ferne von einem Jeglichen unter uns.“ Mögen die Theologen Folianten auf Folianten thürmen, voll von sogenannter Gottesgelehrsamkeit; Gottesfurcht und Gottesliebe sind sehr kurz und einfach, und der Kern dieser kurzen und einfachen Religion liegt, glaube ich, in jeder Religion, wenn auch oft in rauher, dicker Schale eingehüllt. Wenn die Versammlung in Chicago nur das Eine gelehrt hätte, daß es über und unter allen Religionen eine alte, ewige, allumfassende Religion gibt, zu der wir uns Alle bekennen können, ohne deshalb die Religion, in der wir und in der die anderen Völker der Erde geboren und erzogen sind, zu verwerfen, so hätte unser Jahrhundert einen Fortschritt in der Geschichte der Menschheit erlebt wie kein anderes Jahrhundert. Es ist leicht zu sagen, daß man nicht zween Herren dienen, daß man nicht an einen wahren und einen falschen Gott glauben kann. Es handelt sich nicht um zwei Herren, sondern um einen und denselben Herren, nicht um einen falschen und einen wahren, sondern um einen und denselben Gott, der nur verschieden aufgefaßt, vielleicht verschieden benannt wurde, aber benannt oder unbenannt, immer ein und derselbe ist und bleibt. Man braucht den Kaiser nicht zu hassen, weil man den König liebt, noch den König zu verachten, weil man dem Kaiser anhängt. Man soll nur lernen, daß Gott *πολλῶν ὀνομάτων μορφὴ μία* ist. Man soll nur lernen, was selbst Krischna, den wir einen falschen Gott nennen, wußte und lehrte, wenn er sagte: „Selbst die, welche Götzen verehren, verehren mich!“ Man soll nur nicht vergessen, daß es eben derselbige unbekannte-unbenannte Gott war, von dem Paulus erklärte, daß er ihn verkündigen wolle, daß er eben der Gott ist, von dem der Dichter sagt, Namen nennen dich nicht. Mehr wissen zu wollen, als wir als Menschen wissen können, ist der schlimmste Unglaube. Daß Theologen, daß Päpste, Cardinäle, Erzbischöfe und Bischöfe, Priester und Mönche deshalb aufhören würden, mehr wissen zu wollen, als der Mensch wissen kann, daß sie

aufhören würden, ihre Anethemas gegen Alle zu schleudern, deren Nichtwissen nicht mit ihrem Nichtwissen übereinstimmt — das ist natürlich nicht zu erwarten.

Aber das Laienthum der Welt hat höhere Pflichten und Rechte als die Klerisei und wird sich den Glauben an die ewige Religion, die Religion der Gottes- und Menschenliebe, in den kommenden Jahrhunderten nicht länger rauben lassen. Die Gottesgelehrten mögen den Kopf schütteln zu einer Religion, die nur aus zwei Sätzen besteht. Die Zeit wird kommen, wo selbst diese zwei Sätze in einen zusammenschmelzen werden; denn, wenn richtig verstanden, sind sie nur einer. Die Gottesgelehrten halten es kaum für anständig, daß eine Religion aus zwei Sätzen bestehen soll. Sie brauchen Folianten und Folianten auf Folianten — die heiligen Bücher, die Väter, die Beschlüsse der Concilien, Commentare, Glaubensartikel und Katechismen. Sie scheinen zu denken: je mehr desto besser; sie vergessen, daß für die Pilgerfahrt durch das Leben ein Trunk frischen Wassers besser ist als die ganze Sandwüste ihrer theologischen Literatur. In den kritischen Augenblicken des Lebens, wo wir wirklich Religion brauchen, da helfen uns keine Folianten, da hilft nur ein Gedanke, ein Wort. Für die Richtung der Seele von Port zu Port, sei es Sonnenschein oder sei es Sturm, reicht eine kleine Nadel aus, die hinweist nach dem unerschütterlichen Pol der Wahrheit. Muß man durchaus zehn Gebote haben, damit Niemand sich seines Nächsten Ochsen oder Esels, gelüsten lasse, so können die einzelnen nationalen Religionen diesem Bedürfniß, je nach ihrem Breite- und Längegrade, sehr leicht abhelfen. Daß es außerdem auch Universalgesetze der Moral gibt, ist damit nicht nicht in Abrede gestellt; die Frage ist nur, ob sie nicht alle, wie das Gesetz und die Propheten, in dem Grundgebote der Menschheit ruhen: „Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst."

Man hat die Frage nach einer universalen Moral im Religions-Parlament durchaus nicht unbeachtet gelassen. Man hat viel gethan in Chicago, aber man hätte leicht noch mehr thun können. Hätte man nur die wenigen Glaubensartikel, welche von allen Religionen anerkannt werden, hätte man die moralischen Grundsätze, zu denen sich in Chicago alle Anwesenden bekannten, sorgsam gesammelt, so hätte man den Samen, ja mehr als den Samen, einer Universalreligion für die ganze Menschheit gehabt. Nun, ein Schritt ist gethan, der erste und der schwerste Schritt. Jetzt gilt es, die Fackel, die in Amerika angezündet worden, weiter zu tragen, von Hand zu Hand, von Land zu Land, bis das neue Licht alle Kirchen, alle Tempel, alle Moscheen, alle Pagoden des Erdkreises erfüllt, und die Menschheit hinter allen Normen und Formen den unbekannten Gott erkennt, von dem schon etliche alte Poeten gesagt haben: „Wir sind seines Geschlechts." Es gibt in jeder Religion etwas Ewiges und etwas Zeitliches. Das Zeitliche ändert sich, das Ewige bleibt. Und wenn man das Ewige aus dem Zeitlichen hervorziehen will, gibt es für den Anfang kein besseres Mittel als das, was man in Chicago versucht hat: zu entdecken, was allen Religionen gemeinschaftlich ist, dies festzuhalten als die wahre und ewige Religion, und alles Uebrige, so weit es geht, zu dulden, wie man die Trachten duldet, in denen die verschiedenen Nationen sich auf den großen Sammelplätzen der Erde begegnen und begrüßen.

Aus Karl Friedrich Reinhard's Leben.

Von

Wilhelm Lang.

Am Hofe König Jerome's[1].

(1808—1813.)

[Nachdruck untersagt.]

I.

Durch Schicksal und Pflicht an Frankreich gefesselt, durch Geburt und Neigung Deutschland angehörig, sah sich Reinhard als Gesandter am westfälischen Königshof auf einen Posten gestellt, der einflußreicher und verantwortungsvoller war als irgend einer, den er in seiner bisherigen Laufbahn bekleidet hatte. Er selbst empfand es, daß diese Stellung ebenso ein unerwartetes Geschenk war, als ein Verhängniß. Für seinen persönlichen und seinen politischen Charakter ist hier die entscheidende Probe. Er hatte bisher sein Gelöbniß durchzuführen versucht, ein treuer Diener Frankreichs zu sein und gleichzeitig ein guter Deutscher zu bleiben: für den Vertreter Frankreichs bei einer der willkürlichen Schöpfungen der fremden Gewaltherrschaft im Herzen Deutschlands, für den Vertrauensmann Napoleon's am Hofe König Jerome's, war dies eine fast übermenschliche Aufgabe. Wird er die scharfe Linie einhalten können, jenseits deren er fürchten mußte, entweder den Beifall seines Auftraggebers oder die Achtung seiner Landsleute zu verlieren?

An nichts, im ganzen Laufe unserer Geschichte, hat sich ein so übles Gedächtniß geheftet, als an das Königreich Westfalen und seine sechsjährige Leidensgeschichte. Wer da die Hand mit im Spiele hatte, an dem scheint auch ein Theil der Verwünschungen zu haften, mit denen diese Schöpfung des Kaisers sich belud. Daß Reinhard im Stande war, dem Unterdrücker Deutschlands gerade an dieser Stelle zu dienen, hat die schärfsten Urtheile über seinen Charakter herausgefordert. Ernst Moritz Arndt nannte in den „Erinnerungen aus dem äußeren Leben" Reinhard den deutschen Apostaten, den willigen Schergen des Mannes, der sein deutsches Vaterland schändete, und heftig ließ

[1] Vergl. Deutsche Rundschau, 1891, Bd. LXIX, S. 271 ff. und S. 328 ff.

er sich darüber aus, daß man diesen Renegaten einen Warner, Helfer und Beschützer der Deutschen, ja einen edlen Deutschen, einen deutschen Mäcenas und Musageten nennen konnte. Doch diese günstigen und lobpreisenden Urtheile, die Arndt's patriotischen Zorn erweckten, rührten von nicht minder deutschgesinnten Männern her, von Zeitgenossen, die Reinhard persönlich kannten und ihm gerade in diesen Jahren nahe standen. Wenn es unzweifelhaft ist, daß er die Zufriedenheit des französischen Kaisers sich erwarb und, einzelne Fälle abgerechnet, in dessen Gunst sich behauptete, so ist nicht minder wahr, daß er auf seinem westfälischen Posten die Achtung und das Vertrauen seiner deutschgesinnten Freunde bewahrt hat. Heute liegt dem Biographen ein reiches urkundliches Material vor, das die Thätigkeit des Gesandten von seinem Amtsantritt bis zum Ausgang des Königreichs Westfalen verfolgen läßt, und über seine Gesinnung, wie über die Grenzen, innerhalb deren er sie bethätigen konnte, hinreichend Licht verbreitet.

An Wichtigkeit stehen voran die amtlichen und vertraulichen Berichte, die Reinhard nach Paris geschrieben hat. Diese Berichte, wie sie in den Denkwürdigkeiten des Königs Jerome und in dem Buch von du Casse über die drei Brüder Napoleon's veröffentlicht sind, geben fast von Tag zu Tag ein wahrheitsgetreues Gemälde der Zustände im Königreich. Ihre Unparteilichkeit ist auch von der Seite anerkannt, die am meisten Ursache hatte, das scharfe Licht zu scheuen, das durch sie auf die Ereignisse an König Jerome's Hof geworfen wurde. „Man wußte wohl," so heißt es in den Denkwürdigkeiten des Königs, „daß Reinhard's Sendung nicht die eines gewöhnlichen Gesandten war, sondern daß sie einen besonderen Zweck hatte, nämlich eine Art Ueberwachung und Controle über das neue Königreich auszuüben, eine Thätigkeit, die kaum vor den Pforten des königlichen Palastes Halt machte. Das war eine heikle Stellung für den französischen Diplomaten, um so mehr, als sich leicht denken ließ, daß der westfälische Hof den Charakter der Sendung Reinhard's errathen und in Folge dessen auf der Hut gegen den Vertreter des Kaisers sein werde." Dem westfälischen Hof hat es nicht angenehm sein können, einer solchen Oberaufsicht sich unterstellt zu wissen. Dennoch ist von Reinhard's Berichten in dieser Publication stets mit Achtung die Rede; sie werden einmal kleinlich bis zum Klatsch, aber in demselben Athem ehrlich und wahrhaftig genannt, sehr im Unterschied von den übelwollenden Berichten des französischen Staatsraths Jollivet, der vor Reinhard und auch neben ihm eine Art Späherdienst für Paris zu besorgen hatte, über den sich Jerome wiederholt in starken Ausdrücken beschwerte.

Diese Berichterstattung, zuweilen zu Denkschriften anschwellend, ist Reinhard's Beruf. Doch neben den Berufsgeschäften ist es ihm Bedürfniß, den vertrauten Verkehr mit Freunden zu pflegen, in diesen Jahren mehr denn je. Häufig sind gerade in der Cassseler Zeit die Briefe an Goethe, an Villers, auch an die Hamburger Verwandten. Sie lassen uns in die andere Welt blicken, in der Reinhard lebte, wenn er das Staatskleid ausgezogen hatte und sich selbst gehörte. Vor Allem ist es Goethe's poetische Production in diesen Jahren, die er mit der Theilnahme eines Kenners und eines persönlichen

Freundes verfolgt. Auch für die Farbenlehre zu wirken findet sich immer wieder Gelegenheit. Und ein neues bedeutsames Verhältniß knüpft sich an, als Reinhard sich zum Mittelsmann für Sulpiz Boisserée macht, der mit seinen altdeutschen Kunstschätzen und Kunstplänen das Ohr des alten Herrn in Weimar und seine Gunst zu gewinnen trachtet. An vertrauten Aeußerungen, die sich auf die öffentlichen Dinge beziehen, sind freilich diese Briefe arm. Vorsicht und Schweigsamkeit empfahlen sich aus triftigen Gründen. Wie das ganze Hof- und Staatswesen unter der Aufsicht Reinhard's stand, so war er selbst wieder Gegenstand des Mißtrauens und heimlicher Aufpasserei. Er war darauf gefaßt, daß Briefe, die er schrieb und die er empfing, von der hohen Polizei gelesen würden. Er nennt es ein Lottospiel, ob seine Briefe in Weimar ankommen. Wo möglich vermeidet er denn auch den Weg der Post und zieht besondere Gelegenheiten für die Beförderung seiner Briefe vor. Doch werden sie darum nicht viel gesprächiger. Die Feder des Diplomaten gewöhnte sich an dieselbe Zurückhaltung, durch die sein Mund schon lange berühmt war.

Wird man daher in den Briefen ein arglosses Sichgehenlassen und vertraute Aussprache wenigstens über die öffentlichen Dinge vermissen, so bieten dafür einigen Ersatz die Mittheilungen von Anderen, die den Reinhard dieser Jahre aus flüchtiger oder näherer Kenntniß geschildert haben. Hier stehen obenan die Erinnerungen eines Freundes, den Reinhard in Cassel gewann, des Hofraths Dr. Richard Maria Harnier, seines Hausarztes[1]). Harnier war von entschieden deutscher Gesinnung, von der er Reinhard gegenüber kein Hehl machte und kein Hehl zu machen brauchte. Seine Erzählung bestätigt das Zeugniß von Steffens, daß Reinhard, innerhalb der Grenzen seines Amtes, als „Beschützer deutschen Wesens, als Anwalt der Menschlichkeit, als Hort der Bedrängten" den Deutschen sich werth gemacht habe. Immer wieder, erzählt er, wurde Reinhard's Vermittlung und Fürsprache angerufen, um einer unerbittlichen Strenge entgegenzuwirken, wenn z. B. hessische Jünglinge, die westfälischen Fahnen hassend, sich gegen die Kriegsartikel vergangen hatten. Dafür lud er den stillen und lauten Haß der zahlreichen Höflinge und Glücksritter auf sich, die er übrigens selbst im Sinne seiner amtlichen Obliegenheiten mit Nachdruck bekämpfen mußte. Sie rächten sich, indem sie ihn als das wahre Haupt der deutschen Partei beim Kaiser anzuschwärzen suchten. Doch was die Späher der hohen Polizei über Reinhard an den König oder nach Paris berichteten, das erfuhr er regelmäßig durch ein ihm ergebenes Mitglied eben dieser Polizei. Und der Kaiser, der die Zuverlässigkeit seines Gesandten zu schätzen wußte und die Triebfedern seiner Gegner kannte, hielt ihn aufrecht, so daß Reinhard, wie Harnier sagt, „sich keinen Augenblick in der großartigen Zuversicht seiner Handlungsweise irren ließ." Reinhard selbst hat viele Jahre später gegen seinen Freund Wessenberg das stolze Wort geäußert, daß selbst jener Gewaltige, der Individualitäten so selten anerkannte, am Ende sein Recht gelten ließ, zu sein wie er war.

[1]) In Bran's „Minerva", Mai 1838.

Als Vertreter des Kaisers hatte Reinhard den Vorrang vor allen Gesandten. Man sagte von ihm, er spiele die Rolle eines Dictators. Doch auch hier blieb er seiner zurückhaltenden Art getreu: nichts war ihm fremder, als überhebend sich vorzudrängen. „Er scheint," so schrieb von ihm der preußische Geschäftsträger Köster, „viel Bescheidenheit mit Kenntnissen und hervorragender Begabung zu vereinigen." Und so bezeugt auch Harnier die Bescheidenheit des würdigen Mannes, der der lauten Berühmtheit aus dem Wege ging und, was ihm an äußeren Auszeichnungen zu Theil wurde, mit gelassener Hingebung als unvermeidliche Zugabe der Amtskleidung ertrug, was freilich nicht ausschloß, daß er zuweilen, wo er es für nöthig fand, von seinem amtlichen Ansehen in einer Weise Gebrauch machte, die ihm als Anmaßung und Selbstüberhebung ausgelegt wurde. Als ein hochgebildeter Mann, in dem der Diplomat durch den Menschen veredelt war, der unausgesetzt seine Kenntnisse zu erweitern suchte, dessen classische Bildung die Quelle der Einheit und Festigkeit seines sittlichen Willens war, der in den Dichtern seine höchste Erquickung fand und in der Freundschaft mit Gleichgesinnten, so erscheint Reinhard in der Schilderung des befreundeten Arztes, und wie Goethe und Steffens, wie Rist und Boisserée, rühmt Harnier sein „beharrlich deutsch gebliebenes Gemüth".

Bis auf einen gewissen Grad kann man auch einen seiner Zeit vielgelesenen Roman als Beitrag zur Charakteristik Reinhard's in dieser Zeit gelten lassen. Heinrich König hat in dem Roman „König Jerome's Carneval" Personen und Zustände der westfälischen Zeit zu einem dichterischen Gemälde ausgestaltet, wobei er wesentlich Mittheilungen eben Harnier's benützte. Dieser hatte „als Arzt und als Mann von Welt und hoher Bildung mit den bedeutendsten Persönlichkeiten der Jeromischen Residenz verkehrt und gab mir Charakter- und Personalschilderungen von solchen Männern und Frauen, auf die ich es für meinen Roman abgesehen hatte." Daß seine Schilderung Reinhard's auf den Mittheilungen eben dieses Freundes beruht, ist ersichtlich genug. König zeichnet den französischen Gesandten als hochgewachsen, mager, bartlos; „das Haar in Taubenflügeln gepudert, in Schuhen und Strümpfen, wie er sich gewöhnlich trug, erinnerte er an einen altfranzösischen Marquis." Was er weiter von ihm berichtet — die schwere Zunge, seinen Goethe-Cultus und seinen weltbürgerlichen Sinn, seine Rechtschaffenheit und schwäbische Gemüthlichkeit, dann seine peinliche Stellung zwischen Franzosen und Deutschen, die Schwierigkeit seiner Aufgabe, den Kaiser über Deutschland zu beschwichtigen und über sich selbst, — das Alles ist unverkennbar nach einer guten Vorlage gezeichnet. Aber es sind schiefe Züge beigemischt, gegen die Reinhard am ersten Verwahrung eingelegt hätte. Der Dichter übertreibt und erweist Reinhard einen schlechten Dienst, wenn er den Anschein erweckt, als sei der französische Gesandte ein duldsamer, ja heimlich einverstandener Mitwisser der gegen die Fremdherrschaft sich vorbereitenden Bewegung gewesen, der seine schützenden Flügel über die Verschworenen hielt und sogar mit Begeisterung dem künftigen Befreiungskampf entgegensah, in den Berichten an den Kaiser aber eine rückhaltende, parteiische Auswahl traf. So war es denn doch nicht. Das heißt

Reinhard eine Zweideutigkeit andichten, die schlecht mit seinem Charakter stimmt. Dem Vertrauen, das der Kaiser in ihn setzte, hätte er übel gelohnt. In dieser Zeit ist aber Reinhard, so wenig Person und Politik des Kaisers nach seinem Sinne waren, wirklich dankbar und anhänglich gewesen, und er hat sich zeitlebens zu dieser Gesinnung bekannt. Seine Treue im Dienst, auch wenn dieser das Opfer seiner Neigung verlangte, war Reinhard's Stolz. „Unter fremdem Gesetze stehend," bezeichnet er sich in einem Brief an Goethe — ohne Weiteres erkennt er die Unverbrüchlichkeit dieses Gesetzes an. Gerade das Bewußtsein der strengsten Pflichterfüllung gab ihm die Sicherheit des Handelns und den Muth, auf eine deutsche Verwaltung des Landes zu dringen, Uebergriffen der Polizei und des französischen Heeres entgegenzutreten und, wo er konnte, für Bedrängte sein schützendes Wort einzulegen. Dennoch ist auch die verzeichnete Figur des Romans belehrend. Der Dichter wollte einen Conflict schildern, der vorhanden war, für den er aber nicht die rechte Formel fand. Die Wahrheit ist: der Reinhard der Cassseler Zeit steht allerdings auf der messerscharfen Schneide, wo die kleinste Abweichung nach der einen oder nach der anderen Seite ihn in Schuld verstricken mußte. Er stellte in seiner Person die Versöhnung zweier Völker dar, zwischen denen kein anderes Verhältniß war, als das von Hammer und Amboß. Er fühlte mit dem Volke, in dem er lebte, dem er selbst angehörte, und seine Amtspflicht machte ihn zum Vollstrecker des Willens, der unerbittlich, mit eiserner Härte auf diesem Volke lastete. War es noch immer die gute Sache, die Sache der Menschheit, der er diente? Den Zwiespalt einer solchen Stellung hatte er schon früher empfunden; ihn zu beschwichtigen war aber immer schwerer geworden. Die Forderungen, die jetzt von beiden Seiten ihn bedrängten, konnten auch das stärkste Selbstvertrauen erschüttern. Daß die Wolke seelischer Verdüsterung nicht selten über ihn kam, ist auch von dieser Cassseler Zeit bezeugt. Harnier rühmt ihm eine starke Seele in mächtigem Körper nach; aber „sie bedurfte ermuthigenden Zuspruchs, wenn, wie gar nicht selten, sein natürlicher Ernst durch den Zwiespalt der Zeit und ihrer Aufgaben sich zu düsterem Unmuth zu steigern drohte." Vom Schweiß, der auf seine trübe Stirne quoll, spricht Reinhard selbst in einem Gedicht, das in den Tagen der Auflösung des Königreichs entstanden ist. Strenge Pflichterfüllung und persönliche Geradheit, hatte er geglaubt, seien hinreichend zur Ausfüllung auch dieses Postens. „In Cassel ging ich, zwischen den feindlichen Brüdern durch, meinen geraden Weg, die Weiber rechts, die Intriken links lassend." Es ist ihm auch gelungen, diesen Posten bis zum Ende der westfälischen Herrlichkeit zu behaupten, „ohne Schädigung der ihm anvertrauten Interessen, ohne Verletzung von Wahrheit und Ehre", aber nicht ohne im eigenen Innern Verwundungen davon zu tragen. Aus den Erfahrungen dieser Cassseler Jahre heraus hat sein Neffe Carl Sieveking das bezeichnende Wort über ihn geäußert: durch sein Leben ziehe sich „der schwarze Faden eines Mißtrauens, das ihn, wie Rousseau und alle, die sich über die Selbstgenügsamkeit ihrer sittlichen Kräfte täuschen, gespensterartig verfolgt". Hier in Cassel, mehr als irgendwo, hat sein Schicksal etwas Tragisches. Der Kaiser schenkt ihm seine Gunst, Jerome kann ihm

die Achtung nicht versagen, die Deutschgesinnten schätzen ihn als mitfühlenden, helfenden Freund; alles ist mit ihm zufrieden — am wenigsten er selber.

II.

Am 3. December 1808 ist Reinhard in Cassel eingetroffen. Besuche und Förmlichkeiten füllten die nächsten Wochen aus. Nach der Stille seines Aufenthalts am Rhein mußte sich Reinhard doch erst wieder an das bewegte bunte Leben gewöhnen, und mit Vorsicht war der neue Boden zu betreten. „Ich habe ein wenig um mich geblickt, ich habe geprüft und mich prüfen lassen." Indessen fand er am Hof eine Aufnahme, mit der er zufrieden war, und die ersten Schritte gewährten Muth und Zuversicht[1]). „Seit wir von den königlichen Personen mit Wohlwollen empfangen worden sind, finden wir auch die Aussicht um uns her freier und vergnüglicher." So schrieb er an Goethe am 13. December. Ein Wiedersehen mit dem Freunde schien bei der räumlichen Nähe leicht zu bewerkstelligen und wurde auch gleich geplant. Goethe hatte schon bei der ersten Nachricht von Reinhard's Ernennung eine Zusammenkunft in Eisenach vorgeschlagen; Reinhard stimmte mit Freuden zu, fand es dann aber doch bedenklich, außer Landes zu gehen, wozu die Erlaubniß des Königs erforderlich war, zu einer Zusammenkunft, der man bei dem allgemeinen Mißtrauen andere Absichten unterschieben konnte. Auch schreibt er schon am 17. Januar an Goethe: „Meine Lage ist hier sehr delikat; was soll ich an dem jungen, leichten, lustigen Hofe! Man supponirt folglich irgend einen anderen Zweck, und es gibt deren, durch die man sich genirt fühlt." Vorläufig muß das Wiedersehen vertagt werden und ebenso das mit Villers, dem er ein Zusammentreffen in Göttingen vorgeschlagen hatte. Im Laufe des Winters dachte sich Reinhard den Plan aus, beide Besuche zu verbinden: im Frühjahr soll seine Frau mit den Kindern einen Besuch bei den Ihrigen in Hamburg ausführen, den ersten seit den Erlebnissen in der Ukräne, er selbst will sie bis Göttingen begleiten, und von hier soll Villers sie nach Hamburg führen, während er auf dem Rückweg mit Goethe in Mühlhausen zusammenzutreffen hofft. Nach Göttingen aber gedenkt er in Begleitung Johannes von Müller's zu reisen, mit dem rasch Freundschaft geschlossen oder vielmehr erneuert worden war.

Er hatte den gelehrten Geschichtsschreiber vor Jahren in Bern kennen gelernt, und schon damals, in den schweizerischen Verfassungswirren, hatten sich die beiden Männer verstanden und angenähert. Müller, der deutsche Patriot, war inzwischen ein Bewunderer Napoleon's geworden, der Kaiser selbst hielt große Stücke auf ihn, und als er eben eine Professur in Tübingen antreten wollte, sah er sich fast gewaltsam dazu gepreßt, seine Kräfte dem neugebildeten Königreich Westfalen zu widmen. Er sollte der Minister-Staatssecretär sein, vertauschte diese Rolle aber schon nach wenigen Tagen mit

[1]) Anders A. Kleinschmidt (Geschichte des Königreichs Westfalen, S. 205), der nach einem Bericht des holländischen Gesandten erzählt, Reinhard habe am Hof eine bis zur Verletzung kalte, geradezu feindselige Aufnahme gefunden; Jerome habe in ihm wie in Jollivet lediglich den Spion des Kaisers gesehen.

der eines Leiters der westfälischen Unterrichtsanstalten. Sein Schmerzenskind wurden die Universitäten, denen, so weit man sie fortbestehen lassen wollte, eine Umgestaltung im französischen Sinne zugedacht war und die, wenn auch das Schlimmste vornehmlich durch eine Schutzschrift von Villers abgewendet wurde, sich die Entziehung der Gerichtsbarkeit und die Beschneidung ihrer Einkünfte gefallen lassen mußten. So traf ihn Reinhard jetzt wieder. Müller, der durch seine Erfahrungen auf diesem Boden bereits stark entmuthigt war, wurde sein häufigster und vertrautester Umgang. „Er schützt seine Universitäten wie die Henne ihre Küchlein, während der Falke, nicht mein unschuldiger Wappenfalke, sondern der gierige Finanzfalke, immer in der Luft schwebt. Er und ich übrigens schwimmen im großen Strom und sehen verwundernd zu, wie jeden Augenblick um uns her sich der Anblick verändert, und das werden wir wohl so lange, bis uns irgend eine Woge gegen irgend einen Felsen schleudert." Es versteht sich, daß auch Müller sich an die Farbenlehre machen muß, und bald kann Reinhard an Goethe berichten, daß Müller, „soweit er sich competent hält," dem Farbenbuch volle Gerechtigkeit widerfahren lasse.

Einen anderen Bekannten traf er in dem Capellmeister Reichard, dem Freund des Sieveking'schen Hauses, wieder. Als König Jerome alle Unterthanen seines Reiches zurückrief, hatte auch der Besitzer von Giebichenstein sich einstellen müssen, und da man den unruhigen, verdächtigen Mann, der für den Mitverfasser der im Jahre 1804 in Hamburg erschienenen Schrift „Frankreich" galt, unter Aufsicht haben wollte, war ihm die Leitung der deutschen Oper in Cassel übertragen worden. Auch hier konnte Reichard seine Zunge nicht im Zaume halten, und da es von Aufpassern wimmelte, wurde in Kurzem seine Stellung bedenklich. Reinhard's pflegten die musikalischen Abende in des Capellmeisters Hause zu besuchen; bald aber fand es der französische Gesandte gerathen, seine Frau nicht mehr dahin zu begleiten. Und zuletzt, da die Warnungen nichts fruchteten, mußten die besorgten Freunde darauf sinnen, den Unverbesserlichen zu entfernen. Unter dem Vorwand, neue Kräfte für seine Oper zu gewinnen, ließ sich Reichard nach Wien schicken. Wie Steffens, sein Schwiegersohn, erzählt, waren es Johannes von Müller, der Finanzminister v. Bülow und Reinhard, die zusammenwirkten, um den Unvorsichtigen von diesem schlüpfrigen Boden zu entfernen und in Sicherheit zu bringen.

Ohne Verzug hatte Reinhard seine amtliche Correspondenz mit dem Minister Champagny, Herzog von Cadore, begonnen, und nachdem er sich hinreichend orientirt glaubte, versuchte er in einer langen Depesche vom 15. Januar 1809 eine vollständige Uebersicht über den Zustand des Königreichs, das jetzt eben ein Jahr alt war. Im Eingang erzählte er, daß er auf der Reise nach Cassel, besonders in Frankfurt, sehr Günstiges über den neuen Staat vernommen habe, der von den Nachbarn sogar beneidet werde. Seine eigenen Wahrnehmungen haben aber das günstige Vorurtheil nicht bestätigt. Er fand Unzufriedenheit mit den neuen ungewohnten Zuständen, Abneigung und Zurückhaltung, wechselseitige Anklagen, die aus dem Gegensatz zwischen der

deutschen und der französischen Nationalität entsprangen; er fand die Einrichtung einer hohen Polizei, die in die Verwaltung eingreift und sich eine Gewalt anmaßt, der sich der Nationalcharakter nur mit großem Widerstreben unterwerfen wird. Der König und seine Umgebung werden geschildert, mit Wohlwollen, mit der Feder eines Hofmanns, doch, wie dies nun in den Cassseler Depeschen ein stehendes Kunstmittel wird, mit geschickt angebrachten kritischen Strichen, durch die das vorausgeschickte Lob eingeschränkt, zuweilen aufgehoben wird. Jerome erscheint als geborener König, aber zugleich wird seine allzu jugendliche Umgebung, seine sorglose Freigebigkeit bemerkt, und vor Allem, daß er es verschmäht, deutsch zu lernen. Die amtliche Sprache des Königreichs soll die deutsche sein; gleichwohl werden in den Ministerien die Geschäfte französisch behandelt, und die Redaction der amtlichen Erlasse ist französisch. „Der König, indem er einen deutschen Minister des Innern ernannte, hat dieser Sprache ein weites Feld eingeräumt, doch indem er nicht daran zu denken scheint, sie sich selbst anzueignen, versagt er ihr noch den schönsten Triumph." Bei Erwähnung der fünf Universitäten bemerkt er, diese Zahl werde wohl vermindert werden, aber er räth, nichts zu überstürzen. Es gebe wichtigere Aenderungen, und man dürfe nicht lediglich nach finanziellen Rücksichten entscheiden. In den Universitäten besitze das Königreich einen moralischen Fonds, durch den es eine Wirkung weit über seine Grenzen hinaus ausüben werde. Seine persönliche Stellung schildert er schon in dieser Denkschrift als eine schwierige; er stößt am Hof auf Mißtrauen, das nicht seiner Person, aber seiner Sendung gilt, auf eine Zurückhaltung, die unter Umständen eine feindliche werden kann. Zum Schlusse kommt er noch einmal darauf zurück, ob Westfalen ein französisches oder ein deutsches Königreich sein solle. Ist es dazu bestimmt, ein Mittelglied zwischen Frankreich und Deutschland zu sein und auf das letztere als Beispiel und Muster zu wirken, so darf es nicht behandelt werden wie die einverleibten Provinzen des linken Rheinufers. Sein Einfluß auf Deutschland und seine moralische Anziehungskraft hängen davon ab, daß es entsprechend dem Geist und den Sitten dieser zahlreichen, unterrichteten und von den Gefühlen der Gerechtigkeit und Treue erfüllten Nation regiert wird. „Wenn die Westfalen sehen, daß man geneigt ist, sie als Deutsche zu achten, so werden alle Herzen gewonnen werden."

Die Denkschrift, die nach dem Zeugniß des Herausgebers von Jerome's Denkwürdigkeiten die unparteiischste und vollständigste Schilderung der Dinge am Ende des ersten Regierungsjahrs des Königs enthält, läßt zugleich erkennen, mit welchen Gesinnungen und Ideen Reinhard sein Amt in Cassel antrat. Er hat die Interessen des Kaisers zu vertreten, gegen seinen Willen gibt es keinen Widerspruch; der Gesandte zweifelt keinen Augenblick, daß die Geschicke Deutschlands besiegelt sind. Doch das Königreich Westfalen dient dem wichtigen Zwecke einer Vermittlung beider Nationen, indem es auf den Trümmern zahlreicher feudaler Staatsgebilde einen nach den Grundsätzen des neuen Rechts eingerichteten Einheitsstaat darstellt. Es soll die Ideen der Revolution nach Deutschland tragen, in Recht und Verwaltung den anderen deutschen Staaten ein Vorbild sein. Diese Aufgabe kann es nur erfüllen,

wenn es als ein deutsches Königreich regiert, wenn die deutsche Nationalität anerkannt und über ihre Zukunft beruhigt wird. Die vorhandenen Uebelstände sind der Neuheit und Unfertigkeit zuzuschreiben und dem Umstande, daß die Deutschen mißtrauisch in die Absichten der französischen Herren sind. Man muß vom Laufe der Zeit die Entwicklung der Keime erwarten, die das Land von Frankreich empfangen hat. Im Ganzen blickt Reinhard, obwohl er bereits schwarze Punkte genug bemerkt, doch mit Vertrauen in die Zukunft. Wir werden sehen, wie dieser Optimismus in kurzer Zeit erschüttert wird durch die aufständischen Bewegungen im Königreich und noch mehr durch die unaufhaltsame Finanzzerrüttung.

Champagny antwortete Reinhard am 26. Januar, der Kaiser habe seinen Bericht mit Vergnügen gelesen. Zugleich wiederholte er dem Gesandten die Weisung, in die größten Einzelheiten über alle Theile der Verwaltung einzugehen und über die Haltung des Königs und seiner Räthe, wie über die Handlungen der Regierung aufs Ausführlichste zu berichten. Wird ihm schon für diese amtlichen Depeschen die größte Geheimhaltung zugesichert, so erhält Reinhard noch außerdem den Auftrag, für den Kaiser persönlich besondere, nicht unterzeichnete Bulletins einzusenden mit Neuigkeiten aus der Gesellschaft, Stadtgesprächen, Gerüchten, wahren und falschen Anekdoten, kurz mit einer Art fortlaufender Hof- und Landeschronik. Auch diesen heikelsten Theil seiner Aufgabe hat Reinhard mit achtungswerthem Takte behandelt. Den diplomatischen Stil beherrscht er mit Meisterschaft. Freimuth und Sarkasmus weiß er mit höfischer Zurückhaltung zu verbinden. „Reinhard", so urtheilt ein neuerer Geschichtschreiber des Königreichs, „hatte viel Beobachtungstalent und eine sehr gewandte Feder. Deutsch und Französisch schrieb er mit Grazie; seine Berichte sind in einem vornehmen, ruhigen Ton gehalten, angenehm belehrend und interessant, niemals frivol, selbst da nicht, wo sie Gebiete berühren, worüber ihm zu berichten zur Pflicht gemacht wurde, auf welchen er sich indessen persönlich nicht heimisch fühlte" [1]). Nur um so stärker freilich regt sich das Bedauern, so viel Beobachtungsgabe und Geist an Gegenstände verschwendet zu sehen, die meist so nichtig und immer so unerquicklich sind. „O wie viel verlorene Zeit! wie viel Fleiß und Mühe für nichts und wieder nichts!" — so rief Reinhard selbst aus, als er aus zufälligem Anlaß im Jahr vor seinem Tode seine Cassseler Berichte wieder durchsah.

Gleich die nächsten Bulletins drehen sich um Ballgeschichten und Palastintriguen, in deren Mittelpunkt die Oberhofmeisterin der Königin, die schöne intriguante Gräfin Truchseß stand, die Anfangs Februar ihre Entlassung erhielt. Während des Carnevals reihte sich ein Ballfest an das andere. Den Beschluß machte am 14. Februar ein großer Maskenball am Hofe, und Reinhard's Feder bemühte sich, einen Begriff von den mannigfaltigen Aufführungen und Ueberraschungen dieses überaus glänzenden Festes zu geben. Wir begnügen uns, anzuführen, was er von seiner eigenen Rolle dabei erzählt:

[1]) Goecke-Ilgen. Das Königreich Westfalen. S. 110.

Der Gesandte Frankreichs wurde von einer Abordnung seiner Collegen eingeladen, sich an die Spitze einer Masterade zu stellen, die einen Bey von Aegypten mit seinem Harem darstellte, und er willigte ein. Der Zug schritt vor dem König und der Königin vorüber: einige Geschenke, einige Verse wurden dargeboten und angenommen; Alles geschah als Pantomime. Der König fand die Ausführung geschmackvoll, und sie schien allgemeines Vergnügen zu machen.

Um ein Uhr war dann Essen in den Gemächern der Königin, zu dem die Gesandten Frankreichs und Hollands als die Familienminister geladen waren, die Frauen der anderen Gesandten aber ohne ihre Männer, — was diese nicht wenig verdroß. Es war dasselbe Ballfest, über das Reinhard auch an Goethe berichtete, mit dem Hinzufügen: „Im Uebrigen geht es uns hier gut genug; der Kaiser ist, der König scheint mit mir zufrieden, und so hoffe ich mich denn durch die Fastenzeit durchzuarbeiten, wie ich mich durch den Carneval durchgearbeitet habe."

Bei dem Suchen nach Mitteln, um aus den finanziellen Nöthen herauszukommen, die dem Königreich schon in die Wiege gelegt worden waren, wurden, wie vorauszusehen war, die Universitäten nicht geschont. Die kleineren wenigstens, Marburg, Rinteln, Helmstedt, sollten fallen. Müller war untröstlich. Jedes der wissenschaftlichen Institute war ihm ans Herz gewachsen, und nun sollte er selbst die Hand zu ihrer Zerstörung bieten. Er wandte sich an Reinhard um Hülfe, und dieser richtete wirklich am 29. März an seinen Minister eine Schutzschrift für die Bedrohten. Beredt sind darin alle Gründe entwickelt, die Müller für das Bestehen der Hochschulen und für jede einzelne von ihnen ins Feld führte, und zum Schluß verstärkt der Gesandte diese Gründe durch das Gewicht der eigenen Meinung. Ersparnisse, Veränderungen, sagt er, sind nothwendig, den Erfordernissen der Zeit müssen auch die geschichtlichen Erinnerungen weichen; aber was Jahrhunderte hindurch unleugbar wohlthätig gewirkt hat, darf nicht den Bedürfnissen des Augenblicks aufgeopfert werden, und jedenfalls jetzt am Vorabend großer Entscheidungen in Deutschland wäre der Zeitpunkt übel gewählt. Die Depesche, in der es nicht an Schmeicheleien für Napoleon fehlte, war ein Muster von diplomatischer Feinheit, sie hat aber wenigstens Rinteln und Helmstedt nicht länger als bis Ende dieses Jahres das Leben zu fristen vermocht. Göttingen, Halle und Marburg wurden gerettet. Das Argument, das Müllern in den Mund gelegt wird: „Die Kosten des Unterhalts aller dieser nützlichen Anstalten übersteigen nicht 600 000 Frank; die Möblirung eines Palastes weniger würde genügen, diese Ausgabe zu decken", ist eine jener scharfen, scheinbar absichtslos eingestreuten Bemerkungen, wie sie Reinhard liebt, und die seinen diplomatischen Stil so pikant machen. In einer Depesche vom 18. Februar schilderte er die Hauptpersönlichkeiten am Hofe, die Minister, die fremden Gesandten, und diese Porträts sind voll von solchen scharf charakterisirenden, sarkastischen Strichen. Vom Finanzminister Bülow, dem Neffen des Fürsten Hardenberg, schrieb er: „Er steht im Rufe, daß er die Franzosen nicht liebe; ist es aus Abneigung oder bloß, weil er Finanzminister ist?" Die Andeutung, daß an der üblen Finanzlage des Staates die Franzosen die Schuld tragen, konnte nicht in feinerer und anscheinend harmloserer Weise nach Paris gebracht werden.

Reinhard kommt dann noch auf den Gegensatz einer deutschen und einer französischen Partei, von dem zu reden man sich gewöhnt hatte, und sagt dann, wieder mit einer unverkennbaren Spitze:

„Die wahre französische Partei wird die sein, die, auf die unerschütterliche Festigkeit der neuen Ordnung bauend, die Zeit abwartet, um Vermögen und Auszeichnungen zu gewinnen, und nicht im ersten Jahre zusammenraffen will, was die Frucht einer langen Laufbahn von Arbeit und Treue sein soll."

Vorsichtig, doch mit zunehmender Freimüthigkeit, sind die Aeußerungen über den König. Der Kaiser war nie zufrieden mit seinem Bruder, und Reinhard hatte die undankbare Aufgabe, je und je das kaiserliche Mißfallen bei dem Getadelten auszurichten. Insbesondere sollte er ihm die Folgen seiner verschwenderischen Freigebigkeit vorhalten. Reinhard berichtet aber, daß ihm selten durch den König Gelegenheit gegeben sei, diese Rathschläge zur Sparsamkeit anzubringen. In die verfahrenen Staatsfinanzen gelang es ihm nur allmälig einzudringen, da auch die deutschen Beamten sich gegen den Vertreter Frankreichs zurückhaltend zeigten. Erst am 29. März ist er im Stande, auf amtliche Angaben gestützt, ein zusammenfassendes Bild von der Finanzlage zu geben. Die Schulden, die Westfalen aus den früheren Staaten übernommen hatte, die an Frankreich zu zahlende Kriegskontribution, die Abtrennung der Hälfte der Domänen für Dotationen an französische Generäle, all' dies hatte von Anfang an dem Königreich eine finanzielle Lage bereitet, deren Schwierigkeiten unter regelmäßigen Verhältnissen vielleicht mit der Zeit überwunden werden konnten, die aber durch die beständig sich steigernden Militärausgaben, durch die Uebergriffe der Civilliste und besonders durch den Unterhalt einer französischen Truppenmacht immer hoffnungsloser sich gestaltete. Reinhard's Urtheile über Bülow sind Anfangs kühl und zeigen selbst ein gewisses Mißtrauen; mit der Zeit werden sie günstiger, und je mehr die französische Partei den Preußen anfeindet, um so entschiedener tritt der französische Gesandte für seine Geschicklichkeit wie seine Rechtlichkeit ein.

III.

Daß im Königreich Westfalen eine allgemeine Mißstimmung herrsche, trotz der Loyalitätskundgebungen, die man dem König bereitete, wird von Reinhard wiederholt nach Paris berichtet. Als besondere Ursachen derselben führt er an den Steuerdruck, die Aushebung, die rückständigen Beamtengehälter. Im März sind Anzeichen geheimer Umtriebe erwähnt, die auf Sendlinge des Kurfürsten zurückgeführt werden, denen der Gesandte aber keine Bedeutung beimißt. Ist in seinen Berichten, so fragt man, nichts zu finden von dem, was in diesem norddeutschen Gebiete damals die Volksseele im Innersten bewegte, von dem Haß gegen die Fremdherrschaft, von den Regungen des Nationalgefühls, die in Kurzem in gewaltsamen Ausbrüchen sich entladen sollten? Hat er von diesen Regungen nichts bemerkt? oder nichts bemerken wollen?

Eine Depesche vom Ende März, unmittelbar vor dem Ausbruch des neuen Krieges mit Oesterreich geschrieben, gibt die Antwort auf diese Fragen, und zwar eine höchst überraschende Antwort. Reinhard unterscheidet die öster-

reichische Partei und „die Anhänger der Unabhängigkeit oder vielmehr, wenn ich mich so ausdrücken darf, der deutschen Nationalität". Jene, sagt er, die Anhänger Oesterreichs und der entthronten Fürsten, wären nur im Falle kriegerischer Erfolge Oesterreichs vorübergehend zu fürchten. Von den anderen aber schreibt er:

„Diese haben sich nach dem Tilsiter Frieden der Nothwendigkeit unterworfen; sie erblicken in der Napoleonischen Dynastie Mittel der Wiederaufrichtung, auf welche zu rechnen die Entartung der meisten ihrer Fürsten ihnen nicht mehr erlaubte. Diejenigen, die sich verpflichtet haben, der neuen Ordnung der Dinge zu dienen, haben ihre Hoffnungen und ihre Treue mitgebracht, und wenn es Ausnahmen gibt, so sind sie nicht zahlreich. Diese Partei, die sich zu Grundsätzen bekennt, denen Oesterreich noch lange fremd bleiben wird, verdient geschont zu werden; sie hat Einfluß, und sie kann sogar dazu dienen, die Absichten und Umtriebe Oesterreichs zu durchkreuzen. Getrennt ist keine der beiden Parteien zu fürchten, aber ihr Zusammenwirken könnte furchtbar werden."

Reinhard's Ansicht, wie sie sich aus diesen etwas künstlich gestellten Sätzen ergibt, ist also die: Die Bildung des Königreichs Westfalen hat, indem es mit zahlreichen feudalen Zwergstaaten aufräumte, und durch seine liberalen Einrichtungen einen Aufschwung des deutschen Nationalgefühls bewirkt und bietet ihm eine Genugthuung, die es vorher entbehrte; dieses Gefühl muß man schonen, seine Entwicklung, begünstigen, es ist der natürliche Feind Oesterreichs, es wird einst den Kitt der neuen Dynastie bilden. Im deutschen Nationalgefühl sieht also Reinhard einen Bundesgenossen gegen die Wiederkehr der alten Ordnung. Die deutsche Partei sieht er als die loyale Partei an, in dieses Licht stellt er sie auch bei seinen Auftraggebern, und so kommt es, daß der Vertrauensmann Napoleon's eben diese Partei zu schonen empfiehlt, hinter der eine andere deutsche Partei steht, die eines Tages zu einer furchtbaren Macht gegen die Fremdherrschaft heranwachsen sollte. So scharf er zu beobachten verstand, in die Tiefe der deutschen Volksseele vermochte er nicht zu blicken. Der Schwabe, der unter Schweizern und Franzosen seine Bildung vollendet, und, seit er in der Fremde war, nur die literarischen Beziehungen zu seinem Vaterlande gepflegt hatte, ahnte nicht, was unter dem Druck der Fremdherrschaft im deutschen Norden in der Stille sich vorbereitete. Es entging vielleicht nicht seiner Beobachtung, aber er glaubte nicht an den Ernst dieser Bewegung. Preußen lag niedergeworfen am Boden. Es findet sich in Reinhard's Berichten da und dort eine übermüthige Bemerkung, die verräth, daß er von dieser Seite keine Gefahr ahnte. Darin hat ihn der Umstand nur bestärken können, daß die Vertreter Preußens in Cassel angewiesen waren, seine Gunst zu gewinnen und sich zu sichern. Seine mächtige Fürsprache pflegten sie anzurufen gegen die westfälische Polizei, die, um üblen Schein auf Preußen zu werfen, die niedrigsten Kunstgriffe anwandte [1]).

Reinhard hat richtig gesehen, daß das deutsche Nationalgefühl und die österreichische Politik unvereinbare Gegensätze seien; aber er war arglos genug, an eine dauernde Unterwerfung der Deutschen unter die Nothwendigkeit zu glauben, an ihre Aussöhnung mit den napoleonischen Ordnungen, und in diesem

[1]) Kleinschmidt a. a. O., S. 469.

Optimismus ließ er sich auch durch die rasch sich folgenden Unternehmungen Katte's, Dörnberg's, Schill's noch nicht erschüttern. In ihrer Vereinzelung und von der Bevölkerung schwach unterstützt, blieben sie ohne Bedeutung, der Gang des Krieges in Oesterreich hat auch den Unruhen im nördlichen Deutschland ein Ende gemacht; für jetzt behielt der Gesandte Recht, der in diesen Bewegungen keine ernstliche Gefahr erblickte.

Die Dörnberg'sche Verschwörung, die nur durch die Entdeckung eines anderen deutschen Officiers noch rechtzeitig vereitelt wurde, hatte im ersten Augenblick doch einen ungemeinen Schrecken verursacht. In einer Reihe von Depeschen schilderte Reinhard ausführlich den Gang des aufregenden Ereignisses, um daran sofort Mahnungen zur Milde zu knüpfen; er warnte, den Argwohn zu übertreiben, und unter den Unterthanen des Königs einen Unterschied der Nationalität zu machen. Dem König selbst stellte er vor, gerade das Gefühl der Unterthanentreue, das die Ursache des Aufstandes sei, werde mit der Zeit ihm selbst zu Statten kommen. Auch Harnier kommt auf diese Stunden der Bestürzung zu reden, da die Franzosen in der Ungewißheit der Dinge insgesammt um ihr Loos besorgt waren. Reinhard war für seine Person entschlossen, an der Seite des Königs zu bleiben, aber er fürchtete für seine Familie; und da er seinen Hausarzt, nach dessen Ansichten und Aeußerungen, für einen Eingeweihten der Verschwörung halten mußte, sprach er für den Fall ernster Bedrohung dessen besondere Sorgfalt und Theilnahme für die Seinigen an. Schon der folgende Tag zerstreute die Besorgnisse oder sah, wie Harnier sich ausdrückt, den Aufstand „zugleich mit mancher jungen Hoffnung erlöschen". „Zu offen und bündig" — fährt er fort — „hatten wir jedoch in jenen ergreifenden Stunden uns gegenseitig über Vieles ausgesprochen, was damals die Brust mit Zorn und Wehmuth erfüllte, um gern und leicht uns wieder in das Verstummen amtlicher Verschlossenheit zurücksinken zu lassen, und ich durfte von nun an naher, oft mitwissender Zeuge des edlen Strebens bleiben, mit welchem Reinhard seine hohe Stellung, soweit deren besondere Pflichten und Vorschriften es erlaubten, in allen Richtungen zum Schutze deutscher Art und Wissenschaft, mitunter auch deutscher Fürstengeschlechter, geltend zu machen suchte gegen die theils berechneten, theils muthwilligen Angriffe der ausländischen Emporkömmlinge."

Eben in diesen Tagen hatten Reinhards mit Johannes von Müller die geplante Reise nach Göttingen ausführen wollen. Villers freilich hatte sein Kommen abgesagt und dafür seine neueste Schrift geschickt, eine fleißige Uebersicht dessen, was in den letzten drei Jahren Deutschland in den Fächern der alten Literatur und deutschen Geschichte geleistet hatte[1]). Auch die Hoffnung auf ein Zusammensein mit Goethe hatte Reinhard zu seinem Schmerz aufgeben müssen. Der Ernst der Zeit drängte alle Reisepläne zurück. Niemand war von ihrem Scheitern schmerzlicher berührt als Frau Christine, die sich darauf gefreut hatte, wieder einmal den Geburtstag der Mutter (14. April) im Elternhaus mitzufeiern, und schwer von dieser Hoffnung sich trennte. Um so willkommener

[1]) Coup d'œil sur l'état actuel de la litterature ancienne et de l'histoire de l'Allemagne. Rapport fait à la troisième classe de l'Institut de France. 1809.

war der erste Besuch, den im März, mit dem Beginn der Osterferien, der Sohn ihrer Schwester, Karl Sieveking, von Göttingen aus im Reinhard'schen Hause machte. Der vielversprechende Student gefiel gut, war aber eben in diesen Tagen für Reinhard die Ursache einer ernsten Verlegenheit. Er hatte in Göttingen die Jugendfreundschaft mit dem später als Kunstforscher berühmt gewordenen Karl von Rumohr erneuert, und da dieser wegen seines excentrischen Benehmens die Aufmerksamkeit der westfälischen Polizei auf sich gezogen hatte, so dehnte sich der Argwohn auch auf seinen Freund aus. Man hatte Rumohr sogar im Verdacht, mißliebige Plakate an den Straßen angeschlagen zu haben, und es lag Reinhard Alles daran, den Neffen von einer so bedenklichen Verbindung loszumachen. Dieser versicherte übrigens bestimmt, daß Rumohr sich nie um Politik bekümmert habe, und daß ihr Umgang lediglich ästhetischen und religiösen Gegenständen gegolten habe. Durch Reinhard's Vermittlung, der dem Oberst der Gensdarmerie Bongars gegenüber nachdrücklich für den Neffen einstand, wurde die Sache glücklich beigelegt. „Uebrigens," schrieb Christine an ihre Schwester, „schadet es nichts, Carl zur Vorsicht zu ermahnen. Ich wünschte, er wäre schon fort aus Göttingen, in Deinem friedlichen Hamburg, unter Deinen mütterlichen Augen."

Hatte Reinhard darauf verzichten müssen, seine Frau in Gesellschaft Müller's bis nach Göttingen zu begleiten, so ging nun Müller am 25. April allein nach der Universitätsstadt, und zwar in verdrießlichen Amtsgeschäften. Das Verbindungswesen war den Franzosen eine unbegreifliche und unbehagliche Sache. Man hatte dem König gesagt, daß es auch unter der Göttinger Studentenschaft gähre, und der Generaldirector des Unterrichtswesens sollte nach der Sache sehen. Zum Glück fand Müller Alles in tiefster Ruhe. Er machte Professorenbesuche und hatte die Freude, „einmal wieder über Bücher und Literatur zu sprechen; die verwünschte Politik vergiftet allen Frohsinn des Lebens." Reinhard schrieb am 3. Mai: „Müller ist von Göttingen zurückgekehrt, wo er Professoren, Studenten und Volk in Ordnung und Schweigen gefunden hat. Es scheint, daß es etwas übertriebene Berichte des Polizeicommissärs waren, die einige Befürchtungen erregt hatten."

Um sich für das Diplom eines Mitglieds der Königl. Societät der Wissenschaften zu bedanken, nahm sich Reinhard von Neuem vor, mit Müller zusammen einen Besuch in Göttingen zu machen. Er ahnte nicht, wie bald er am Grabe des Freundes stehen würde. Müller hatte am 11. Mai eine Audienz bei dem König, am 17. erkältete er sich bei einem Abendspaziergang, und am 29. verschied er, siebenundfünfzig Jahre alt. An Villers schrieb Reinhard am 7. Juni:

„Er starb an einer Gesichtsrose, verursacht durch einen Abendgang, zu dem ich ihn aufgefordert hatte. Tags zuvor hatte er sein Testament gemacht, und bei jenem Spaziergang, den ich nie vergesse, hatte er, von düsteren Gedanken bestürmt, nur von seinem Tode gesprochen. Er starb an einer Gallenkrankheit; er ist an Kummer gestorben! Sie wissen vielleicht die Ursache, Sie wissen aber nicht die letzte. Indessen kommt es nicht mir zu, daß Sie diese von mir erfahren, auch brauchen Sie nicht zu sagen, ich hätte Ihnen geschrieben, daß er an Kummer gestorben ist."

Die wirkliche Ursache der tödtlichen Krankheit hat die Erzählung von Steffens enthüllt, wenn sie auch in den Einzelheiten wohl zu stark aufträgt. Es waren falsche Gerüchte von Volksbewegungen in der Umgegend von Halle verbreitet, an denen auch Studenten betheiligt sein sollten. Jerome, durch den Dörnbergischen Aufstand erregt und erbittert, ließ Müller kommen, machte ihm die gröbsten Vorwürfe und ließ heftige Drohungen gegen die Universitäten fallen. Müller, ohnedem längst entmuthigt, war von der Kränkung hart betroffen und verließ Jerome in trostlosem Zustand.

„Die heftige Gemüthsbewegung" — fährt Steffens fort — „veranlaßte einen Zufall, der einen tödtlichen Charakter annahm: er bekam plötzlich die Rose im Gesicht; seine Freunde ängstigten sich. Reinhard eilte von seinem Krankenbett zum König und machte ihm die heftigsten Vorwürfe. ‚Vergessen Sie nicht,' sagte er, ‚daß Müller von dem Kaiser beschützt wird, daß dieser eine unbedingte Gewalt über Sie ausübt, daß ich hier in seinem Namen bin und Sie für die ungerechte Behandlung und ihre Folgen verantwortlich mache.' Jerome ward unruhig und sandte seinen Leibarzt zu Müller. Er ward abgewiesen. Die Krankheit wurde immer gefährlicher, und nach wenigen Tagen war Müller todt."

Steffens hat, wie gesagt, wohl zu starke Farben aufgetragen; so viel aber wird man seinem Bericht entnehmen dürfen, daß Reinhard sich mit Wärme und Nachdruck Müller's angenommen hat. Von der Scene mit dem König schweigt er in seinen Briefen. Die ganze Wahrheit wagte er auch Goethe nicht zu schreiben. Den Hingang Müllers aber berichtete er gleich nach Weimar, und seinem Schmerz über den Verlust des Freundes, dem er gerade in den letzten Zeiten immer näher gekommen war, ließ er freien Lauf. Und an Villers schrieb er:

„Sein Umgang war die Hauptannehmlichkeit meines Aufenthalts in Cassel. Ach, ich dachte nicht, daß er sterben würde, und habe nicht genug Nutzen von ihm gezogen. Aber was mich noch viel mehr anzog, als sein Wissen und seine Gelehrsamkeit, war seine kindliche Güte, jene Seelenunschuld, die ich nie bei einem Menschen wie er angetroffen habe. Ich konnte mich ganz gehen lassen, mit einem Behagen, das ich selten empfunden hatte; wir plauderten, wir lachten, wir verstanden uns, und oft sagten wir uns nicht Alles, weil wir inmitten des innigen Vertrauens, das wir zu einander hatten, unsere Lage gegenseitig achteten. Oft war er bei uns zum Essen, im engsten Kreise, wie er es liebte. Dann thaute er auf beim Dessertwein oder beim Bischof, alles Feuer seines Geistes sprühte in Funken, seine Heiterkeit wurde beredt, seine Gelehrsamkeit umgab sich mit dem Gürtel der Grazien, oder vielmehr, seine Seele zeigte sich unverhüllt, und er sagte die Wahrheit, wie er sie empfand, wie er sie geschrieben hatte. Er hinterläßt seine Manuscripte, seine Bibliothek und Schulden. Es scheint, daß sein Bruder nicht kommen wird; seine Gegenwart wäre sehr nöthig, denn ich sehe Infamien voraus, die ich verhindern werde, wenn ich kann."

Reinhard fürchtete, daß die hohe Polizei sich an Müller's Nachlaß machen und die Papiere des deutschen Gelehrten durchsuchen werde. Wirklich gab sich Barcagny, der Chef der hohen Polizei, alle Mühe, die Mitwissenschaft Müller's an den aufständischen Bewegungen zu erweisen, natürlich vergebens. Noch im September schrieb Reinhard nach Paris:

Die hohe Polizei behauptet, Anzeichen zu haben, daß Müller Kenntniß von der Dörnberg'schen Verschwörung hatte. Ich wage es, dieser Behauptung im Namen des im Grabe Ruhenden ein förmliches Dementi zu geben, nicht allein auf Grund der Kenntniß, die ich von seinem Charakter hatte, sondern auch nach der ganzen Art, wie er sich in den damaligen Umständen betrug.

Reinhard deutet an, daß es bei diesem Durchwühlen der Asche eines Verstorbenen zugleich darauf abgesehen war, irgend welche Schuldbeweise gegen Lebende, d. h. wohl gegen sich selbst herauszubringen.

IV.

Für die Begegnung mit Goethe, so lange geplant und ersehnt, sollte sich eine unerwartete Gelegenheit bieten. „In wenigen Tagen," schrieb Reinhard am 18. Juni dem Freunde, „werd' ich Ihren Gegenden näher kommen. Uebermorgen geb' ich meiner Frau das Geleite nach Göttingen zu der endlich auszuführenden Reise nach Hamburg; ich wende mich nachher rechts nach dem Hauptquartier unsers Königs, und einmal über die Grenze, ist der erste Schritt gethan, und die andern werden mich nichts mehr kosten." Der Kaiser hatte vor Ausbruch des österreichischen Krieges die Bildung eines zehnten Armeecorps unter König Jerome angeordnet, das als Reservecorps Norddeutschland decken sollte. Als nun der Herzog von Braunschweig aus Böhmen in Sachsen einfiel, erhielt Jerome die Weisung, mit seinem Corps aufzubrechen und Sachsen zu schützen. Das diplomatische Corps wurde aufgefordert, dem Hauptquartier zu folgen; Jerome glaubte das seiner königlichen Würde schuldig zu sein.

Reinhard hielt sich nur einen Tag in Göttingen auf, wo er einige Professoren sah, u. A. Schlözer und Sartorius; dann schloß er sich, am 24. Juni, dem König an, der zwei Tage später in Leipzig, am 1. Juli in Dresden einzog, schon am 4. Juli aber, um sein eigenes Reich besorgt, den Rückzug von dort antrat, zum großen Verdruß des Kaisers, der überhaupt mit der Kriegführung seines Bruders höchst unzufrieden war. Reinhard berichtete aus dem Feld wiederholt an Champagny über die militärischen Operationen. Die Lage der Gesandten, die dem Hauptquartier folgten, war eine üble, zuweilen eine gefährdete. Am 1. Juli schrieb er dem Minister offen, daß ihre Pflicht sie an den König binde, daß sie sich aber nicht an ihrer Stelle fühlen. „Was mich betrifft, so habe ich keinen andern Wunsch, als meine Pflicht und Ihre Befehle kennen zu lernen." Am 4. Juli traf Reinhard mit dem König in Freiberg ein, am 11. in Plauen, am 12. in Schleiz. Hier erhielten die Gesandten endlich vom Minister des Auswärtigen, Grafen von Fürstenstein, die Benachrichtigung, daß es ihnen freistehe, nach Cassel zurückzukehren. Noch in der Nacht reiste Reinhard mit den Gesandten Hollands und Württembergs über Jena nach Weimar, wo er am 13. Nachmittags ankam.

„Ich beabsichtige" — schrieb er dem Minister — „hier ein oder zwei Tage zu bleiben; dann werde ich den Weg nach Cassel fortsetzen. So hat sich für uns diese militärische Reise geendigt, wo, ich gestehe es, wir uns Alle ohne Ausnahme ein wenig deplacirt fühlten, und wo ich persönlich es um so mehr gewesen zu sein fürchte, als ich nicht hoffen kann, im Stande gewesen zu sein, Ihnen über die Kriegsereignisse oder richtiger über die Truppenbewegungen Nachrichten zu übermitteln, die würdig wären, die Aufmerksamkeit Seiner Kaiserlichen Majestät zu fesseln."

Warum er einige Tage in Weimar bleiben wollte, brauchte er seinem Minister nicht zu sagen. Goethe hielt sich in diesem Jahre meist in Jena auf, mit der Geschichte der Farbenlehre und der Vollendung der Wahlverwandtschaften beschäftigt, war aber am 13. Juni wegen der Kriegsereignisse

nach Weimar zurückgekehrt. Während des Feldzugs waren durch den Freiherrn von Ziegesar, der mehrmals zwischen Weimar und Jerome's Hauptquartier hin- und hergeschickt worden war, Nachrichten zwischen beiden Freunden ausgetauscht worden. In Weimar angekommen, hatte der Gesandte zuerst seine amtlichen Depeschen zu erledigen, für den nächsten Tag kündigte er seinen Besuch bei Goethe an: „Ich habe nun, da ich in Ihrer Nähe bin, das Ziel erreicht, das mich für diese excentrische Reise entschädigen soll." Goethe wartete den Besuch nicht ab, sondern eilte am folgenden Morgen (14. Juli) zu Reinhard. Mittags speisten Reinhard und sein College, der württembergische Gesandte Freiherr von Gemmingen im Goethe'schen Hause. Nichts war jetzt unerwünschter als die überraschende Nachricht, daß auch Jerome in Weimar eintreffen werde. Reinhard brachte noch den folgenden Vormittag bei Goethe zu, der als Gegenstände des Gesprächs die politische Lage, Reinhard's persönliche Stellung, Johannes Müller's Ende und dessen Ursachen, den Stand der wissenschaftlichen Anstalten im Königreich Westfalen bezeichnet[1]). Nach dem Essen, an dem auch Gemmingen wieder Theil nahm, reisten die Gesandten schleunig ab. Jerome war um zwölf Uhr wirklich eingetroffen. Der Besuch, der so rasch abgebrochen werden mußte, hatte „die Begierde mehr gereizt als befriedigt". Nach Cassel zurückgekehrt, schrieb Reinhard an Goethe, am 18. August:

„Ich habe die zwei schönen Tage, die ich Ihnen danke, nicht vergessen, aber es ist mir unmöglich gewesen, bis jetzt Ihnen zu schreiben. Ich hatte so viele andere, zum Theil nicht angenehme Geschäfte, daß ich an nichts Freies und Außerdienstliches denken konnte. Wann die Farbenlehre? Wann der Roman? Wann ein Brief von Ihnen? Daß ich Sie tief und innig verehre und liebe, wissen Sie, und es ist fürs Leben."

Im nächsten Briefe, vom 23. August, äußert er gegen Goethe den Wunsch, daß die Weimarische Truppe für einige Zeit in Cassel gastiren möge, wo das deutsche Schauspiel aufgehoben und durch ein französisches Ballet ersetzt worden war. Goethe hat diesen Wunsch nicht erfüllen können. Aber daß der französische Gesandte bemüht war, der deutschen Stadt ein deutsches Schauspiel zu verschaffen und die Früchte von Goethe's und Schiller's dramaturgischen Bestrebungen zuzuwenden, das ist auch eine von jenen merkwürdigen Launen des Schicksals, die sich an Reinhard's Doppelstellung knüpften.

Die unangenehmen Geschäfte, die Reinhard nach seiner Rückkehr in die Hauptstadt erwarteten, bestanden zunächst darin, daß er vom Kaiser beauftragt wurde, dem König oder vielmehr dessen Räthen und Generälen sein höchstes Mißfallen über den kopflosen Feldzug auszudrücken. Auch die Begleitung des diplomatischen Corps „bei einer Armee, wo der Kaiser nur Soldaten haben will", war ausdrücklich getadelt. Reinhard kam seinem Auftrage nach und ging mit dem Grafen von Fürstenstein und dem General Albignac scharf ins Gericht, diese aber verschanzten sich hinter dem König, und Reinhard mußte am 9. August seinem Minister schreiben, helfen werde der Tadel wenig, da zuletzt alles vom Willen des Königs abhänge, „der stark und un-

[1]) Goethe's Tagebücher, Bd. IV, S. 43. In dem Bericht der Annalen wird der württembergische Gesandte irrthümlich Wangenheim genannt.

bedingt ist, ohne fest und beständig zu sein." Und in einem weiteren Bericht vom 8. August bemerkt er:

„Alles erklärt sich aus dem übertriebenen Begriff, den der König von seiner souveränen Macht hat, aus seinem Verlangen, allein zu regieren, aus seiner Jugend und seinen Gewohnheiten. Bei einem jungen Fürsten wie er hat Niemand Einfluß, oder vielmehr alle Welt. Seine Majestät verkennt die Länge des Wegs und die Größe der Anstrengungen, die er braucht, um zur Vollkommenheit zu gelangen. Er sagte mir zweimal während der Reise: ‚Seit ich nicht mehr in Kassel bin, geht Alles dort schlecht; es fehlt der Kopf.' Er sagte das ohne Eigenliebe, er glaubte es wirklich."

Nachdem die wechselnden Aufregungen und Gefahren dieses Sommers glücklich überstanden waren, schrieb Reinhard am 10. August wieder einen umfassenden Bericht über die Lage des Königreichs, worin er unparteiisch und getreu, wie er selbst sagt, Menschen und Dinge darzustellen versuchte. Nach einer Erfahrung von acht Monaten fiel sowohl die Charakteristik der Persönlichkeiten, vom König angefangen, als die Beurtheilung der einzelnen Regierungszweige schärfer und eindringender aus als in jenen ersten Depeschen. Von großem Interesse ist aber namentlich, was er von dem allgemeinen Geiste des Landes zu berichten hatte. Reinhard verschwieg nicht, daß das Volk mit wenigen Ausnahmen den Sieg der österreichischen Waffen gewünscht hatte. Nicht wilde Leidenschaften, die dem Deutschen fremd sind, waren die Ursache, sondern die allgemeine Unzufriedenheit. Aus Ehrgefühl und Rechtlichkeit entsprang die Anhänglichkeit an die alten Herrscher; Ehrgefühl und Rechtlichkeit schrieben ebenso die Treue gegen die neuen Pflichten vor, und aus diesem Widerspruch ergab sich eine Art von passiver Neutralität, die aber sofort aufgehört hätte, wenn das Kriegsglück die Oesterreicher begünstigt hätte. Die Verschmelzung des deutschen und des französischen Geistes ist durch die jüngsten Ereignisse gestört und erschwert worden, Haß und Mißtrauen haben sich gesteigert, doch wird Westfalen dem Gesetz des Siegers sich beugen, wenn dieser nicht das Unmögliche will. Nach dem Friedensschluß mit Oesterreich wird der Augenblick zu einem besonderen Friedensschluß für Westfalen gekommen sein, zu einer gegenseitigen Amnestie: einerseits Befestigung der französischen Organisation, andererseits Achtung der bestehenden und örtlichen Rechte und, wo verschiedene Auslegungen möglich sind, weitestes Entgegenkommen gegen die Deutschen. Dann folgen wieder die schärfsten Anklagen gegen die hohe Polizei, die keine der aufständischen Bewegungen vorhergesehen hat, die durch ihr Verfahren die Trennung zwischen Franzosen und Deutschen unheilbar macht, gegen die der deutsche Charakter einen unausrottbaren Widerwillen hegt und deren Einmischung besonders von den Universitäten fernzuhalten ist. Was aber am König auszusetzen war, das drückte Reinhard am Schluß in einer Anzahl von frommen Wünschen aus, und vorangestellt ist wieder: „Möge der König sich bewußt sein, daß er über ein deutsches Volk regiert."

Im August 1809 beschloß der Kaiser eine Maßregel, die dem Königreich Westfalen eine neue finanzielle Schädigung brachte und die zugleich eine persönliche Kränkung für den König war. Die rücksichtslose Durchführung der Continentalsperre schien dem Kaiser das einzige Mittel, über England Herr

zu werden. Nun glaubte er, daß der Schmuggel mit englischen Waaren in Norddeutschland nicht hinlänglich überwacht werde, und ordnete die Errichtung einer zweiten Zolllinie im Binnenlande an, die quer durch das Königreich Westfalen lief. Ohne daß eine diplomatische Uebereinkunft, ja auch nur eine vorherige Ankündigung geschehen wäre, erschienen bewaffnete Zollbeamte im Lande und machten sich ans Werk. Der König war empört, er wollte sogar die Entwaffnung dieser Eindringlinge befehlen, er bat seinen Bruder wiederholt, die Königswürde niederlegen zu dürfen. Wie gewöhnlich, wurden diese Briefe vom Kaiser gar keiner Antwort gewürdigt, doch erhielt Jerome auf seine Bitte die Erlaubniß, einen Besuch in Paris zu machen. Am 1. November reiste er dahin ab. Reinhard hatte auf der strengen Durchführung des Decrets zu bestehen. Mit welchen Empfindungen er es that, mag man aus den Worten abnehmen, die er viele Jahre später an Goethe schrieb: „Seit der Durchschnittslinie vom Rhein nach Lübeck war mir erwiesen, daß mit Napoleon kein Auskommen wäre. Meine Dienste blieben ihm treu, meine Wünsche nicht."

V.

Nach dem Ausgang des österreichischen Krieges gingen dem Kaiser Gedanken einer durchgreifenden Neuordnung der deutschen Dinge durch den Kopf. Er ließ diese Pläne wieder fallen, dagegen sollte etwas geschehen wegen der deutschen Hansestädte, deren Stellung seit dem Beginn des Krieges mit England die französische Politik beständig beschäftigt hatte. In irgend einer Form sollten sie dem französischen System einverleibt werden, und das Nächstliegende schien ihre Einbeziehung in den Rheinbund. Für die Verhandlungen zu diesem Zweck nahm der Kaiser die Dienste Reinhard's in Anspruch, einmal weil dieser durch seine frühere Thätigkeit in Hamburg besonders vertraut mit den hanseatischen Dingen war, und dann, weil der Kaiser einen in Geldsachen reinen Unterhändler haben wollte, während von Bourienne, dem damaligen Gesandten in Hamburg, das Gegentheil bekannt war. Der Kaiser beauftragte, wie er an Champagny am 26. September 1809 schrieb, Reinhard ausdrücklich deshalb, „parce que je ne veux pas de ces tripotages d'argent qui déshonorent le gouvernement." In diesem Schreiben an Champagny waren die leitenden Gedanken für die künftige Stellung der Städte gegeben, die als kaiserliche Städte fortbestehen, aber in ein Abhängigkeitsverhältniß von Frankreich gebracht werden sollten, dessen nähere Bestimmung nun in einer Conferenz mit Vertrauensmännern der drei Städte festzustellen war.

Diese Verhandlungen[1]) fanden Ende October und Anfang November in Hamburg statt. Unter den Hamburger Notabeln, die an der Conferenz Theil nahmen, befand sich auch Reinhard's Schwiegervater, der alte Professor Reimarus. Ferner hatte Reinhard aus Lübeck Villers herbeigerufen, diesen unermüdlichen Anwalt der Städte und genauen Kenner ihrer Verfassungsver-

[1]) Vergl. die beiden Aufsätze von A. Wohlwill im VII. Bande der „Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte", S. 65 ff. und S. 599 ff., wo die Urkunden über diese diplomatische Verhandlung mitgetheilt sind.

hältnisse. Sein ehemaliger Secretär Georg Kerner, jetzt ein geachteter Arzt in Hamburg, wurde von ihm gleichfalls in Anspruch genommen und, wie in vergangenen Tagen, zu Secretärdiensten und Uebersetzungen verwandt. Ja, Kerner hätte am liebsten die Denkschrift, die am 8. November nach wenigen Sitzungen zu Stande kam, als Courier nach Paris überbracht, wenn ihn nicht ärztliche Verpflichtungen zurückgehalten hätten. In dieser Denkschrift hatte Reinhard die Wünsche der Städte berücksichtigt, so weit es innerhalb der gemessenen Weisungen thunlich war. Der Bremer Senator Smidt gab ihm das Zeugniß, daß er den besten und redlichsten Willen gehabt habe, für die Städte Alles zu thun, was mit seiner Pflicht als Diener des Kaisers nur irgend vereinbar war. „Wir hätten unter diesen Umständen in keine besseren Hände fallen können."

Die rasch geführten Verhandlungen ließen Reinhard in Hamburg wenig Zeit zu anderen Dingen. Frau und Kinder hatten ihn begleitet, und mit der Familie seiner Frau sind die gelockerten Bande damals wieder fester geknüpft worden. Durch Villers wurde seine nähere Bekanntschaft mit dem dänischen Geschäftsträger, dem trefflichen J. G. Rist, vermittelt, und aus dessen Feder haben wir eine interessante Charakteristik Reinhard's wie er damals erschien[1]). Rist nennt ihn einen höchst geistreichen Menschen und merkwürdigen Mann, der dem unbefangenen Beobachter eine Menge von Räthseln darbot.

Was zunächst auffiel, war äußerlich die unbehülfliche und linkische Länge seiner Gestalt, verbunden mit einer anscheinend unüberwindlichen Zurückhaltung und Steifheit, mit der das Gehaltreiche und Abgewogene seiner Aeußerungen, die durchaus den überlegenen Mann bezeichneten, seltsam abstach. Es war zugleich bekannt, daß er in allen wesentlichen Verhältnissen durchaus tadellos und gerecht, in politischen gewandt und umsichtig, doch ohne Verleugnung seiner Selbständigkeit war. Nur ein ausgezeichnetes Talent, das besonders in dem diplomatischen oder vielmehr welthistorischen Blick und in einem musterhaften französischen Geschäftsstil sich äußerte, konnte erklären, wie ein Fremder, dessen Persönlichkeit, dessen Aussprache so nichts für Franzosen Gewinnendes, vielmehr so viel Abstoßendes haben mußte, sich in einer solchen Zeit, auf so vielen ausgezeichneten Posten habe behaupten können. Jetzt diente er, eifrig genug, obwohl wahrscheinlich nicht mit Ueberzeugung, dem Kaiser Napoleon, während er in dem neuen westfälischen Königreiche, als französischer Vormund, deutsche Männer und deutsche Richtungen auf alle Weise begünstigte. Der bittere Widerspruch, in den ihn seine Lage oft unvermeidlich mit seiner besseren, deutschen, ja echt schwäbischen Natur setzen mußte, der leise Vorwurf, im französischen Dienst an Deutschlands Unterdrückung mitarbeiten zu müssen, mochte mitunter an übler Laune und innerer Inconsequenz schuld sein, so wie ein entschiedener Dichtergeist, der sich in den anmuthigsten Erzeugnissen oft kund gethan, auch im Conflict mit seiner Bestimmung und von einer Art von Scham begleitet, der argwöhnischen Reizbarkeit zu Grunde gelegen haben mag, mit der er stets von allen Seiten, wo er nicht unbedingte Verehrung und Hingebung fand, heimliche Nachstellung, Feindseligkeit und absichtliche Kränkung zu erfahren glaubte. Die Hälfte seiner Eigenschaften oder eine günstigere Mischung derselben hätte einen viel brauchbareren und glücklicheren Mann gebildet; aber der Schwabe, der französische Beamte, der Staatsmann, der Philosoph, der Baron und der Dichter wollten sich nicht recht mit einander vertragen, und so hat einer der seltensten Menschen, an wahrem, tiefem Gehalt und sonst auf das Glücklichste begabt, nur ein mittelmäßiges Loos wahren Wohlseins gezogen und auch um sich keine Gemüthlichkeit und kein Glück zu verbreiten gewußt.

---

[1]) J. G. Rist's Lebenserinnerungen, Bd. II, S. 65 f.

Verpflichtungen in Cassel nöthigten Reinhard, sofort nach Erledigung dieses Geschäftes Hamburg zu verlassen, noch vor dem 11. November, dem Geburtstag seines Schwiegervaters, den die Familie noch gerne zusammengefeiert hätte. Er glaubte, in den Hamburger Conferenzen ein Werk gethan zu haben, mit dem alle Welt zufrieden sein werde, sobald die Welt gerecht geworden sei. Auch der Kaiser schien zufrieden; eben in diesen Tagen kam ein Decret aus Paris, das Reinhard zum Baron des Kaiserreichs erhob, womit eine Dotation von jährlich 9000 Francs verbunden war. Allein die ganze Verhandlung blieb ohne praktische Folgen, der Kaiser kam nicht mehr darauf zurück; für jetzt genügte es ihm, die Städte in thatsächlicher Abhängigkeit und folgsam dem Continentalsystem zu wissen. Unter den Zollplackereien, den Erpressungen, der Einquartierung westfälischer Truppen hatte Hamburg schwer zu leiden, und es war für Reinhard peinlich, von dort Klagen vernehmen zu müssen, denen er nicht abhelfen konnte. Seine Verwendung, schreibt er am 20. November seinem Schwiegervater, würde nichts nützen, nur schaden, und sein Rath ist, sich zu resigniren und „das Schicksal der Stadt für jetzt und für die Zukunft ganz in die Hände des Kaisers zu legen". Bei dieser Ansicht konnte er den Denkschriften, die noch weiterhin von hanseatischer Seite ausgingen, keinerlei Wirkung beimessen, er war überzeugt, daß sie nichts Gutes stiften könnten. Damit meinte er namentlich auch eine Schrift seines Schwiegervaters: „Klagen der Völker des Continents von Europa, die Handelssperre betreffend", und er sprach sich über diese unzeitige Einmengung um so abfälliger aus, als sie, von einer ihm nahestehenden Seite ausgehend, für ihn persönlich eine Verlegenheit war. Er selbst schrieb dem Schwiegervater am 15. Februar 1810:

„Hätt' ich von Ihrer Schrift vorher Kenntniß gehabt, so würd' ich Sie allerdings gebeten haben, theils um der Sache selbst, theils um meinetwillen, ihren Druck und ihre Bekanntmachung zu unterlassen. Die Maßregeln, von denen dort die Rede ist, greifen zu tief in die wichtigsten Verhältnisse der gegenwärtigen Politik ein, als daß ein Privatmann ihre Wirkungen von allen Seiten zu überschauen im Stande wäre; und insofern vorauszusehen war, daß der Kaiser weder den Inhalt noch die Form Ihrer Schrift, wenn sie ihm bekannt werden sollte, gut finden würde, hat sie freilich auch in mir keine angenehme Empfindung erregen können. Ich bin überzeugt, daß bei dem Bewußtsein Ihrer redlichen Absichten nur die Rücksicht auf mich Ihnen einige Unruhe macht. Jene Absichten werden Sie, und die Unmöglichkeit, worin ich mich befand, dem Geschehenen zuvorzukommen, wird mich in den Augen des gerechten Monarchen schützen. Ich bitte Sie folglich, in Beziehung auf Sie und auf mich vollkommen ruhig zu sein und zu bleiben. Nicht darin hatten Sie Unrecht, daß Sie, einverstanden mit dem Zweck des Continentalsystems, an der Wirksamkeit der Mittel zweifelten; aber darin, daß Sie daran verzweifelten, weil man an nichts verzweifeln muß, was Napoleon unternimmt."

Der wackere, für seine Vaterstadt unermüdlich thätige Professor ließ sich durch solche Zurechtweisungen nicht abschrecken, auch in der Folge die Klagen Hamburgs zum Ohre seines Schwiegersohns zu bringen. In einem Briefe Reinhard's an ihn vom 9. Juni 1810 lesen wir:

„Leider sind mir die Thatsachen, die Sie in Ihrem Brief anführen, nicht unbekannt, und leider weiß ich weder Nachrichten, noch Rath, noch selbst Vermuthungen darauf zu erwidern. Geduld! Das Wort ist freilich hart, aber es ist das einzige, was sich eben jetzt aussprechen läßt. Es ist ein peinigender Gedanke für mich, daß Ihre ehrwürdigen alten Tage durch den Anblick

so schwerer Widerwärtigkeiten Ihrer Vaterstadt getrübt werden. Wie gerne wollt' ich auch um Ihretwillen etwas zur Linderung beitragen, wenn ich's vermöchte! Aber eben nach Allem, was ich gesagt und gethan habe, legt mir für jetzt die Klugheit und die Besorgniß, zu schaden statt zu nützen, ein gänzliches Stillschweigen auf."

Wie der alte Reimarus, war auch Villers ein unermüdlich klagender Anwalt der Städte. Reinhard hatte zwar gleich nach Schluß der Hamburger Conferenzen Villers herzlich für seine Mitwirkung gedankt: „In diesem Falle wie in so vielen anderen sind Sie der würdige Mittelsmann zwischen Frankreich und Deutschland gewesen." · Aber es machte sich doch jetzt eine Verschiedenheit des Standpunktes beider Männer geltend, von denen der geborene Franzose von der Selbständigkeit der Städte möglichst viel zu retten suchte, der geborene Deutsche den Willen Napoleon's zu vollstrecken, das unerbittliche System zu vertheidigen hatte. Villers übersetzte jene Schrift des Professors Reimarus ins Französische und erfuhr nun gleichfalls den Tadel Reinhard's. „Was Sie gemacht haben, war ein recht unglücklicher Schritt, der nicht in diese Welt paßte. Glauben Sie mir, wenn man sich in Dinge dieser Art mischt, thut man nur Schaden, und die gute Absicht absolvirt nicht immer." Reinhard klagt in den Briefen dieser Zeit nicht selten über den unvorsichtigen Eifer, die Leichtgläubigkeit und die angeborene Weltunkunde des Freundes, dem er gleichwohl von Herzen gut blieb und ein hülfreicher Beschützer, als Villers sich durch den mit eiserner Tyrannei in Norddeutschland schaltenden Marschall Davoust den quälendsten Verfolgungen ausgesetzt sah.

(Schluß des Artikels im nächsten Hefte.)

Der Aufschwung Südafrika's.

Von

Albrecht Wirth.

[Nachdruck untersagt.]

Kein Land der Welt hat seit zehn Jahren so viele Veränderungen erfahren, einen so gewaltigen und weltgeschichtlich bedeutenden Aufschwung erlebt wie Südafrika. Wo vor einem Jahrzehnt noch zahllose Herden von Antilopen und Steinböcken weideten, erhebt sich jetzt die größte und wichtigste Stadt zwischen Cap und Sudan, Johannesburg im Transvaal, und während zur selben Zeit die Macht der Engländer am Oranje aufhörte und nicht so viel Land umfaßte als Italien, dehnt sich jetzt ihr Reich bis über den Sambesi, über ein Gebiet ein Viertel so groß wie Europa, und der Telegraph, der Cairo mit Capstadt verbinden soll, kündet deutlich den Wunsch der Briten, über ganz Afrika zu herrschen.

Die Geschichte Südafrika's hat nach zwei Seiten an Bedeutung gewonnen: zugleich mit dem Fortschritt der Neuzeit hat sich die Kenntniß der Vergangenheit ausgedehnt. Die Ausgrabungen der letzten Jahre stießen auf Spuren der Semiten aus vorchristlicher Zeit im Hinterland der Sofala, und wie im Congostaat, so hat man auch bei Zimbabwe römische Münzen gefunden, die auf eine unendlich weitere Ausdehnung des alten Handels schließen lassen, als früher auch nur geahnt wurde. Die Münzen entstammen dem vierten Jahrhundert n. Chr., einer Zeit, zu welcher der Verkehr des Kaiserreiches mit Indien sehr rege war. Gegenwart und Vergangenheit erschließen und erklären sich so gegenseitig.

I.

Afrika ist wahrscheinlich von Asien aus besiedelt worden. Die Urrasse bildeten die Buschmänner und verwandte Zwergvölker, später kamen die Hottentotten; von nachrückenden fremden Stämmen bedrängt, wurden jene beiden Gruppen nach dem äußersten Süden geschoben, zum Theil auch in unzugängliche Wüsten und Urwälder zersprengt. In ihrem Rücken sitzen die Neger, welche die Mitte des Erdtheils einnehmen; im Norden breiten sich die Hamiten aus, in Berber, Aegypter und Obernilstämme zerfallend. Sprachlich

und körperlich sind Neger[1]) und Hamiten mit den Semiten verwandt, stehen also zu den Südstämmen in schroffem Gegensatz. Die Einwanderung der genannten Rassen ist in der Urzeit erfolgt, Jahrtausende bevor die Pyramiden sich erhoben.

Die bedeutendste Einwirkung von außen hat Afrika durch die Araber erfahren. Schon in vorchristlicher Zeit setzten sich arabische Stämme im Obernilthal und im Osthorn des schwarzen Erdtheils fest, nach und nach drangen Seeleute von Jemen bis zur Sofala und Madagaskar vor, und in einem späteren Zeitalter, nach dem Auflodern des Islams, schlugen die Wogen der arabischen Bewegung bis an die Küsten des Atlantischen Meeres. Von dem Bergbau, den goldsuchende Kaufleute von Jemen in den Ländern zwischen Limpopo und Sambesi trieben, legen vorchristliche Bauten noch Zeugniß ab, die überall in jenen Gegenden zerstreut sind. Das berühmteste Denkmal ist der Tempel bei Zimbabwe, in dem heutigen Maschonaland, verbunden mit einer Festung und Goldbergwerken; der Tempel war, so scheint es, ein Heiligthum der Göttin Almaqah, wie ein solcher mit genau denselben Maßen im Gebiet der Sabäer in Südarabien sich findet. Von der Sofala wurde das Gold nach Jemen, damals dem Mittelpunkt des westlichen und östlichen Handels, das im ganzen Alterthum wegen seiner Schätze sprichwörtlich war, verschifft und ging von da weiter nach Syrien und Aegypten. Nun heißt es in der Bibel, daß die phönicischen Schiffe von Ophir dem König Salomo Gold brachten. In der griechischen Uebersetzung des Alten Testaments, der Septuaginta, deren Handschriften beträchtlich älter sind als die der hebräischen Urschrift, wird das Goldland Sophira genannt; r und l werden in ganz Afrika beständig verwechselt, es könnte demnach Sofala gemeint sein[2]). Der an jener Küste mündende Sabi klingt an die Sabäer an, von denen eine Königin zu Salomo gekommen sein soll; auch zeigt das hebräische Wort für Affe bemerkenswerthe Aehnlichkeit mit dem bei Zimbabwe hierfür üblichen Bantuworte. Was sonst zu Salomo gelangte, als da sind Ebenholz, Elfenbein und Gold, sind alles Erzeugnisse von Maschonaland; die Gewürze, namentlich wohl Weihrauch, werden die Schiffe darnach in Jemen geladen haben. Zimbabwe selbst bedeutet Burg; der Name kommt auch bei anderen Bantuvölkern vor, so im südlichen Angola. Da laut des Berichts der Bibel die Schiffe drei Jahre bis zu ihrer Rückkehr brauchten, müssen sie ganz Afrika umfahren haben.

Der alte Herodot erzählt in der That von einer Umsegelung des Erdtheils, die der Aegypterkönig Necho um 600 v. Chr. durch phönicische Schiffer habe ausführen lassen. Die Schiffer nahmen Getreide an Bord, säeten dies zu gewissen Zeiten an der Küste, die sie nie aus den Augen verloren, und warteten, bis das Korn reif war; so brauchten sie zu ihrer Fahrt drei Jahre. Dabei erblickten sie zu ihrem größten Staunen die Sonne verkehrt aufgehen — für Herodot genug, dem Bericht zu mißtrauen, für uns gerade ein Zeichen, daß die Seefahrer wirklich die Linie überschritten.

---

[1]) Vergl. Schleicher, Afrikanische Petrefakten. 1891.

[2]) Merenski leitet Ophir von dem Stamm der Piri ab, was unwahrscheinlich ist.

Am weitesten drang das Alterthum in der Kenntniß Afrika's auf der Ostküste vor. Die griechische Erdkunde scheint, auf die Nachrichten der arabischen und der indischen Kaufleute gestützt, bis über die Mündungen des Sambesi zu reichen. Die Inder verkehrten bereits in hellenistischer Zeit bis Alexandria; sie setzten sich im Beginn der römischen Kaiserzeit auf der Insel Sokotra fest und dehnten allmälig ihre Fahrten auf die ostafrikanischen Küsten aus.

Einen großen Aufschwung gewann der Handel und die Cultur Ostafrika's seit dem neunten Jahrhundert. Die arabischen Stämme, durch Mohammed zum Bewußtsein ihrer Kraft erweckt, ergossen sich in unaufhaltsamem Strome über ihre alten Grenzen und gründeten in drei Welttheilen neue Reiche. Das erste Sultanat von Sansibar ward von Persern aus Schiras und Maskatarabern gegründet; es erstreckte seine Macht bis nach Madagaskar und den gegenüberliegenden Küsten. Arabische Chronisten und der Venetianer Marco Polo, der Ende des dreizehnten Jahrhunderts nach Sansibar kam, preisen die Blüthe jenes Reiches. Kein abendländisch Schiff hatte sich aber noch bis in jene südlichen Breiten verirrt; der Zwischenhandel von Indien und China nach dem Abendland lag einzig in den Händen der Fatimiden und anderer mohammedanischer Herrscher. Bloß eine ganz vereinzelte Nachricht meldet von Genuesen, den Gebrüdern Vivaldi, daß sie auf der Indienfahrt das Cap umschifften, allein wie die Entdeckung Amerika's durch die Normannen, so gerieth auch diese Fahrt wieder in Vergessenheit.

Da kam ganz Europa in Gährung. Die Türken brachen vom Osten herein, ihr Fanatismus bedrängte die Christen und erschwerte den wichtigen Handel mit dem äußersten Orient: es galt, sich neue Wege nach Indien zu bahnen. In Portugal war seit dem beginnenden fünfzehnten Jahrhundert die Lust zu überseeischen Entdeckungen aufgekommen; sie fingen an, regelmäßig die afrikanische Westküste zu befahren. Dazu kam der religiöse Eifer, der sich gegen den Islam wandte. Befeuert durch die Jahrhunderte langen Kämpfe mit den Mauren, aufgereizt durch die Eroberung von Granada, die ihre letzten Reste in Spanien niederwarf zu der Zeit, als Columbus der neuen Welt zusegelte, wollten die ritterlichen Bewohner der pyrenäischen Halbinsel neue Länder für das Christenthum erstreiten, das im Osten Europa's so große Einbußen erlitten hatte. Diego Canjo, von dem Nürnberger Geographen Behaim begleitet, erreichte 1486 die Walfischbai; ein Jahr darauf umsegelte Bartolomeo Diaz das „Cap aller Stürme" und landete an der Mündung des Oranje, an der des Fischflusses und auf der Insel St. Croix. König Johann II. sah den Weg nach Indien nunmehr geebnet und benannte das entdeckte Vorgebirge deshalb „Cap der guten Hoffnung". Ende 1497 landete Vasco da Gama an der Mosselbai und trat in Verbindung mit den Hottentotten; am Weihnachtstage desselben Jahres stieg er an den Strand von Natal oder zu deutsch der „Weihnachtsküste", fuhr dann weiter nach Mocambique und Sansibar und gelangte glücklich nach Malabar und Kalikut.

Die Unternehmungen der Portugiesen wachsen nach diesen Erfolgen ins Gigantische, bald umspannen sie den Erdkreis, und Lissabon wird der Sitz des Welthandels. In gewaltigen Seeschlachten unterliegen die Mohammedaner

am Rothen Meer, in Ostafrika und in Indien, ein kühner Glaubensbote wagt sich nach Abessynien, die Sundainseln und die Molukken werden unterworfen, Cabral wird auf der Indienfahrt verschlagen und entdeckt Brasilien, um es für Emanuel in Besitz zu nehmen, Cortereal befährt die amerikanische Küste von Florida bis zu dem Lande der Eskimos, Balboa übersteigt die Enge von Panama, Magelhaens bahnt die erste Weltumsegelung an. So gerathen denn auch die afrikanischen Küsten, mit Ausnahme des Nordens, für ein Jahrhundert unter portugiesischen Einfluß, und der gewinnreiche Handel der Araber an der Ostküste geht zum Theil an die europäischen Nebenbuhler über. Ihre Machtstellung nach den großen Siegen über die Araber zu behaupten, errichten die Portugiesen in Aden, an der Sansibarküste, in Mocambique, in Tati am unteren Sambesi starke Festungen.

Man versuchte, auch am Cap eine Niederlassung zu begründen. Francisco de Almeida, Vicekönig von Brasilien, berühmt durch einen glänzenden Sieg über vielfach überlegene Streitkräfte der Araber und Inder, landete in solcher Absicht 1509 am Cap, allein beim Wasserholen brach ein Streit mit den Hottentotten aus, und Almeida erlag mit seinen Leuten den Assegai seiner Feinde. Außerdem zeigte sich keine Spur von Gold, das man in anderen Ländern so reichlich fand, dazu schien das Erdreich wüst und unfruchtbar, so unterließ man weitere Versuche. Jedoch ankerten oft spanische, englische und holländische Schiffe in der Bai, um sich mit frischem Wasser und Schlachtvieh zu versorgen; auch barg man unter Steinpyramiden Briefe, die von heimfahrenden Schiffen mitgenommen wurden, und errichtete so eine Post, wie sie bis vor Kurzem noch in der Magelhaensstraße bestanden hat.

Mehr Glück hatten die Portugiesen bei ihrer Jagd nach Gold an der Sofala. Dort sah der Admiral Pedro Alvarez im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts goldbeladene Schiffe der Araber; auch fand er den arabischen Handel mit Indien sehr entwickelt.

Ende des Jahrhunderts drangen die Portugiesen von ihrer Festung in Tati aus in das Land südlich vom Sambesi; ähnlich wie weiland Heinrich der Heilige die heidnischen Obotriten gegen die Böhmen besoldete, so scheuten auch die Portugiesen trotz ihres Glaubenseifers es nicht, barbarische Kaffernstämme als Hülfskörper anzunehmen, die denn auch entsetzlich überall hausten. Das mächtige Reich von Monomotapa wurde zerstört und die Ruinen von Zimbabwe entdeckt. Camoens besingt die Thaten seiner Landsleute und begrüßt in dem neu gefundenen Goldlande das alte Ophir.

Aufs Neue gewannen die Araber in Sansibar die Oberhand und gründeten dort das zweite Sultanat, eine Zeit lang von den Türken, dann von einem Fürstengeschlecht aus Maskat beherrscht. Die Kraft der Portugiesen erlahmte, ihr Eifer stockte, und andere Seevölker traten an ihre Stelle. In Europa wütheten die Religionskriege; Niederländer und Briten zogen scharenweise über die See, um in fremden Himmelsstrichen frei und unbehelligt ihren Gottesdienst auszuüben. Die Besiedelung Amerika's begann, und nun hatte auch die Stunde für das Cap geschlagen. Die kühnen Abenteurer romanischen Geblütes waren im Grunde Glücksritter, die sich rasch zu Glanz und Reichthum auf-

schwingen wollten; die Früchte ihrer Erfolge fielen der Geistlichkeit und den unternehmenden Kaufleuten der Heimath zu. Ostindien und Brasilien eröffneten diesen ein ganz anderes Feld für Handel und Anbau als das rauhe Nordamerika oder das wüste Cap. Jetzt aber kamen nordische Siedler, die mit Geduld und Selbstverleugnung die wilden Länder rodeten, Ackerbau und Viehzucht einführten und in harter Arbeit eine schwere Culturaufgabe erfüllten. Sie haben Größeres geschaffen und stehen jetzt ungleich gewaltiger da als ihre romanischen Vorläufer. Nach einem ersten Versuch der Holländer im Jahre 1599 begründete die Holländisch-Ostindische Compagnie zwei Menschenalter später die erste dauernde Niederlassung am Cap. Diese Compagnie, eine jener großen Handelsgesellschaften, wie sie zur Vermittlung des Verkehrs mit den Colonien in damaliger Zeit vom Staate mit dem Rechte des Alleinverkaufs und weitgehenden Herrschaftsbefugnissen ausgestattet wurden, bestand seit dem Jahre 1602. Sie besoldete ein eigenes Heer, vor dessen Uebermacht die Portugiesen fast in ganz Indien weichen mußten, und ihre Besitzungen wurden bald so ausgedehnt, daß sie acht Gouverneure einzusetzen sich veranlaßt sah. Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts erlebte die Compagnie ihre größte Blüthe; ihre Aktien stiegen von 3000 auf 18000 Gulden, und unermeßliche Reichthümer strömten nach den Niederlanden. In dem Dienste der Gesellschaft war als Schiffsarzt Jan Antonie van Riebeck, ein eifriger Botaniker. Bei einem kurzen Aufenthalt am Cap war er ausgegangen, um Pflanzen zu suchen, und hatte daheim Bericht erstattet. Die Gesellschaft beschloß, das herrenlose Land zu besiedeln und für ihre Zwecke zu verwerthen. Am 6. April 1652 landete Riebeck mit drei Schiffen und sechsundachtzig Personen in der Tafelbucht und errichtete eine kleine Burg; die Soldaten der Niederlassung, aus welcher Capstadt hervorgegangen ist, waren zum Theil Deutsche. Aus den Soldaten haben sich die ersten Bauern oder holländisch Boern, gesprochen Buren, gebildet.

Viel haben die Siedler von reißenden Thieren und feindseligen Quäquä oder Hottentotten (holländisch; etwa: schmutzige Hanswurste), viel auch vom Hunger zu leiden. Die Gesellschaft sendet Sämereien von Getreide und Früchten aus der Heimath und von Java, später auch Weinreben und versieht die junge Colonie mit allem Nöthigen. Die Siedler bleiben drei Jahre steuerfrei, dann aber müssen sie ein Zehntel des Ertrages von Vieh und Korn an die Gesellschaft abgeben; wie sie alle Bedürfnisse nur von der Gesellschaft beziehen, so dürfen sie auch nur an diese und für einen bestimmten Preis ihre Erzeugnisse verkaufen.

Van Riebeck stand zehn Jahre an der Spitze der neuen Colonie, er führte während dieser Zeit ein sorgfältiges Tagebuch, das uns erhalten ist; später ward er Gouverneur in Malakka. Unter seinen Nachfolgern am Cap ist der hervorragendste Simon van der Stell, nach dem die reizende Stadt Stellenbosch benannt ist. Dieser kühne und geniale Mann unternahm eine große Forschungsreise, die ihn nahezu an den Oranje führte, und entdeckte das Vorkommen von Kupfer südlich des mächtigen Flusses. Er pflanzte 1688 das erste Weingut in Südafrika bei Constantia, unfern der Capstadt. Die Zahl

der Europäer stieg auf sechshundert; bald ward sie weiter beträchtlich vermehrt durch zuströmende Hugenotten, die der Widerruf des Edicts von Nantes aus Frankreich vertrieben hatte. An dreihundert dieser Flüchtlinge folgten einem Rufe der Ostindischen Compagnie nach Südafrika und pflanzten dort ihre Weinberge in den jetzigen Bezirken Stellenbosch und Paarl. Unter dem Druck der holländischen Behörden verlernten sie im zweiten Geschlecht ihre Muttersprache und verschmolzen mit den übrigen Colonisten, obwohl später neuer Zufluß französischen Blutes erfolgte. Nur die Rassenmerkmale haben sich bis jetzt noch behauptet: ovales Gesicht, dunkle Haare, lebhafte Augen, der energische Bug der Nase, eine große Regsamkeit, ja Leidenschaftlichkeit des ganzen Wesens, sowie die Freude am Erzählen und heiterer Unterhaltung. Entschiedene Ansichten, leichte Reizbarkeit, Schwung und Unternehmungsgeist sind weiter auszeichnende Züge der Hugenottenenkel.

Zwischen den Nachfolgern van der Stell's und den Siedlern am Cap fanden fortwährende Reibungen statt. Die Gouverneure hielten mit unerbittlicher Härte an dem eisernen Contracte fest, sie erließen strenge Mode- und Etiquetteordnungen, und wenn ja einer der Colonisten sich auflehnte, so verschickten sie ihn nach Java in die Verbannung. Ueberhaupt war das Regiment der Compagnie selbstsüchtig und rücksichtslos. Die reichen Kaufleute des Nordens (nicht ihre Siedler) standen in dieser Hinsicht nicht höher als die Spanier und Portugiesen, wie denn überhaupt erst in unserem Jahrhundert der Grundsatz, daß Colonien lediglich ein Gegenstand der Ausbeutung für das Mutterland seien, verlassen worden ist.

So ließ die Compagnie auf den Molukken neun Zehntel der Gewürznelkenpflanzungen zerstören, bloß um ein Sinken des Preises auf dem europäischen Markte zu verhindern. Im Cap kam es dahin, daß die gedrückten Siedler lieber in die Wildniß einem entbehrungsreichen Leben entgegenzogen, als sich länger der Tyrannei der Gouverneure zu fügen. Man begann damals Burghers in der Stadt und Buren auf dem platten Lande zu unterscheiden. Die Buren machten ihren ersten „Trek", überstiegen die Schwarzen Berge und gelangten auf das Carroo. Dort schossen sie, um ihre Rinder und Schafe zu schonen, das zahlreiche Wild; allein der Buschmann überfiel die Rinder des Weißen und brachte sie bei Seite. Ein Buschmann kann überhaupt zwischen wilden und gezähmten Thieren nicht unterscheiden, und es scheint, als ob ihm auch der Begriff des Eigenthums ursprünglich durchaus fremd war; dazu sah er sich durch die Fremden seiner Nahrung, des jagdbaren Wildes, beraubt. Die Buren gingen jedoch schonungslos gegen „die Vettern des Pavians" vor; selten kehrte einer von einem Ausfluge heim, ohne vier oder fünf Buschleute erlegt zu haben. Den Hottentotten dagegen, der gefangen wurde, machten die Farmer zu ihrem Sklaven; dazu wurden noch Negersklaven von der Guineaküste eingeführt, die ja auch nach Amerika Tausende ihrer Kinder jährlich schicken mußte. Um die Macht über die ausgewanderten Siedler nicht zu verlieren und ihre Grausamkeit gegen die Sklaven zu beschränken, errichtete die Regierung Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ein Lager zu Swellendam südlich der Schwarzen Berge und ein Menschenalter später eine Landdrostei in Graaf-Reinet an der

nordöstlichen Grenze der erweiterten Colonie. Auch erkannten die Behörden, daß durch die Wanderungen, denen sie sich Anfangs so widersetzt hatten, die Mittel der Colonie vergrößert würden; sie verliehen daher widerrufbare Erlaubnißscheine zu zeitweiligem Anbau.

Die Erschließung des Erdtheils hatte mittlerweile fast gar keine Fortschritte gemacht; nur durch Besiedelung und Krieg und zum mindesten Theil durch Entdeckungsreisen ist die Kenntniß Südafrika's allmälig erweitert worden. Oefters weilten Astronomen am Cap wie Caillard, Herschel und Maclear, und Naturforscher wie Sparrmann. Bis in das neunzehnte Jahrhundert hinein war indeß kein Punkt bekannt, der mehr als 530 Kilometer von der Küste abgelegen hätte. Der Oranje, dessen Mündung schon Diaz gesehen, wurde erst 1760 durch Coetsee wieder entdeckt; vereinzelte Glaubensboten wagten sich dann über den Fluß hinaus bis zu den Betschuanen, deren Hauptstadt Lattako hieß. In Natal hatte die Ostindische Compagnie Land von den Eingeborenen gekauft und eine Handelsstation errichtet, jedoch mit ebenso wenig Erfolg wie ein halbes Jahrhundert später die Oesterreicher, die ebenfalls fünf Jahre dort eine Niederlassung unterhielten. An der Delagoabai hatte schon 1544 Lorenzo Marques eine nach ihm benannte Factorei angelegt, ohne daß erheblicher Gewinn daraus entstanden wäre. Der Hauptstützpunkt der Portugiesen an der Ostküste war nunmehr Moçambique, das mit seinen 60000 Einwohnern auch jetzt noch eine beträchtliche Bedeutung für den Handel bewahrt hat. Die Verwaltung war und ist noch eine erbärmliche. Die Statthalter wurden nicht aus landeserfahrenen Männern, sondern aus Günstlingen des Mutterlandes gewählt und trachteten, genau wie die Statthalter am Cap, lediglich danach, sich zu bereichern. Immerhin ward wenigstens für die Erschließung des Innern Einiges gethan. Das Reich von Monomotapa hatte man allerdings wieder aufgeben müssen, aber die friedlichen Karawanenstraßen führten jetzt viel weiter. Im Anfange unseres Jahrhunderts haben zweimal portugiesische Halbbluthändler (Pombeiros) von Angola an der Westküste bis zur Sambesimündung den Erdtheil durchquert. Die Hauptausfuhr war Elfenbein, Gold und Sklaven; in Angola und noch mehr in der Provinz Moçambique waren Haupthandelsplätze für den amerikanischen Sklavenmarkt.

Im Capland überstieg 1780 die Zahl der Bevölkerung bereits 10000 Seelen; der Große Fischfluß, 800 Kilometer östlich von Capstadt, bildete die Grenze. In dem genannten Jahre suchte England während eines Krieges mit Holland das Capland zu erobern, eine Ueberrumpelung ward jedoch durch französische Hülfe unter Admiral Suffren vereitelt, der bei den Capverdischen Inseln der englischen Flotte bedeutenden Schaden verursachte und rechtzeitig dem Caplande 3000 Soldaten zum Schutze zuführte. In Folge des Krieges blieben die Speciesthaler von Holland aus, es ward Papiergeld in Umlauf gesetzt, das aber von der Compagnie nur zum Theil und so lässig eingelöst wurde, daß die Klagen der Siedler gegen die Gesellschaft immer lauter erschollen. Die Generalstaaten sandten zwei Vertreter, die den Beamten der Gesellschaft als Beirath zur Seite gestellt wurden. Seitdem war es mit der Alleinherrschaft der Ostindischen Compagnie vorbei, nachdem es in der letzten

Zeit auch sonst mit ihr stark abwärts gegangen. Ihre Truppen wurden von den britischen aus Indien vertrieben, die Aktien sanken, und bald war die Gesellschaft von einer ungeheuren Schuldenlast überhäuft. Die Generalstaaten suchten rettend einzugreifen, sie unterstützten in dem Zeitraume 1781—1790 die Gesellschaft mit fast 100 Millionen Mark; aber der Ausbruch der französischen Revolution, deren Gedanken ihre Macht sogar bis zum Capland ausübten, besiegelte den Untergang der Compagnie; die Bewohner der Grenze erhoben sich 1795, vertrieben die Bewohner aus Graaf-Reinet und riefen die Republik aus. Da aber kurz darauf der Einbruch der Engländer erfolgte, verlor sich die Erklärung in den Wogen einer größeren Bewegung.

Holland war dem Ansturm der Revolutionsheere erlegen, der Prinz von Oranien suchte Zuflucht in England, und die englische Regierung sandte eine Flotte unter Admiral Elphinstone und den Generalen Clarke und Craig nach dem Capland, welches diese (September 1795) im Namen Georg's III. in Besitz nahmen. Eine Flotte der Holländer, zum Entsatz gesandt, wurde in der Saldanhabai von dem Admiral gekapert. Die Briten schafften Tortur und Rad ab und suchten eine geregelte Verwaltung einzuführen. Sie verwendeten an 35 Millionen Mark für die neue Colonie, deren Ausfuhr damals wenig über 2300000 Mark betrug. Im Vertrag zu Amiens 1802 ward jedoch das Capland an Holland zurückgegeben und verblieb in seinem Besitz bis 1806. Die Verwaltung war nunmehr durchaus verständig und gerecht. Die heimische Doppelverwaltung sprach sich in der Art aus, daß die batavische Republik durch General Janssen, die Generalstaaten durch de Mist vertreten waren.

III.

Um die Wende des Jahrhunderts herrschten die Engländer in allen Meeren. Sie besaßen das Uebergewicht am Mittelmeer, ihr Besitz in Ostindien war fest gegründet und wurde 1799 durch das fruchtbare Ceylon, das sie der Batavischen Republik entrissen, vermehrt; sie vergrößerten ihre Besitzungen in Westindien und Canada und vermittelten den regen Sklavenhandel zwischen Afrika und Amerika. Sie hatten die Wichtigkeit des Caplandes für ihr indisches Reich zu wohl erkannt, um darauf zu verzichten, und wer konnte ihnen nach der Besiegung der französischen Flotte durch Nelson noch wehren? Der erste Versuch während des nordamerikanischen Freiheitskrieges war fehlgeschlagen; 1785 zeigten sie sich an der Algoabai, erlitten jedoch eine Niederlage durch die Hottentotten und zogen sich wieder zurück; dann hatten sie acht Jahre das Land inne gehabt und wollten es nun nicht mehr missen. Sir David Baird schlug im Januar 1806 die holländischen Truppen und hißte wiederum in Capstadt die englische Flagge. Janßen hatte sich feig benommen, nichtsdestoweniger rückte er zum Generalstatthalter in Batavia vor, wo er durch eine zweite unrühmliche Capitulation neuerdings seinen Namen befleckte. Vier Jahre später zahlte England 50 Millionen Mark Entschädigung an die Niederländer aus; die Summe war reichlich bemessen, zeigt jedoch deutlich, daß die Eroberung des Caps als eine ungerechte empfunden wurde.

Die Bevölkerung betrug damals 27000 Europäer, 29000 Sklaven und 18000 Hottentotten. Während und nach den Napoleonischen Kriegen war die Einwanderung, die längere Zeit geruht hatte, wieder recht lebhaft. Viele französische Familien, zum Theil vornehmen Geschlechtes, flüchteten vor den Stürmen der Revolution nach Südafrika, Skandinavier wanderten ein, deutsche Bauern und Handwerker folgten, namentlich nach dem großen Hungerjahr 1817. Auch diese neuen Elemente sind völlig in der Art der alten Siedler aufgegangen. Deutscher Ursprung verräth sich heute in blühender Gesichtsfarbe, oft gepaart mit röthlichen Haaren, in blauen, leuchtenden Augen, freundlichem und ansprechendem Wesen und in einer gewissen behaglichen Läßlichkeit, die vielleicht nur der Volksgenosse fühlt. Bei Farmern skandinavischer Abkunft ist neben sehr heller Hautfarbe eine große Weichheit in der Aussprache wahrzunehmen.

Die landwirthschaftliche Cultur Südafrika's ist durch die Buren begründet worden, die gewerbliche und industrielle hat man den Engländern zu verdanken. Britisches Capital schuf Häfen und Eisenbahnen, Fabriken und Magazine, britische Habsucht erschloß den Reichthum des Landes an Diamanten und Gold, britischer Weltsinn brachte das so lange abseits des großen Verkehrs belegene Land in Verbindung mit dem Welthandel und europäischer Bildung. Ein tiefer Gegensatz zwischen holländischer und britischer Art ist bis heute lebendig geblieben.

Der erste englische Gouverneur nach der zweiten Besitznahme war Baird, dann kam der Graf Caledon. Dieser errichtete eine reitende Post, wie sie jetzt noch in Bulgarien theilweise üblich ist, desgleichen ein höheres Wandelgericht, das periodisch im Lande herumzieht, um wichtigere Sachen abzuurtheilen. Auch unterdrückte er einen Sklavenaufstand, der den Siedlern viel zu schaffen machte. Sklavenverkauf und -Einfuhr wurden abgeschafft, die Erlaubnißscheine für Ackerbautreibende in feste Besitzscheine umgewandelt.

Die Hottentotten waren überwältigt; nun stießen die Weißen aber auf die Kaffern, die nicht so leicht zu bezwingen waren. Die Kaffern oder Zulu, das ist die Himmlischen, halten sich für die Söhne des Blitzes und gehören den Bantu's an; ihre ältesten festen Sitze scheinen am unteren Sambesi gewesen zu sein, wo sie mit den Portugiesen in Verkehr traten, wie sich denn einzelne portugiesische Worte noch bei den gegenwärtig seit langem von portugiesischen Besitzungen abgeschlossenen Basuto finden. Um die Wende des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts begannen, vielleicht durch die vom Nordosten drängenden Türken geschoben, die Araber sich von Nordafrika nach dem Sudan auszubreiten und rings die Bantustämme aufzuregen. Dem Druck der Araber folgend, setzten sich die Bantu ihrerseits in Bewegung und wanderten aus Mittelafrika weiter nach Süden. Die eine Welle dieser großen Völkerfluth warf die Herero nach dem Südwesten, dieselben erreichten gegen 1800 den Kunene; die andere drückte seitwärts auf die Zulu im Osten, so daß sie theils, wie die Jao und die Mafitti, von denen das deutsche Schutzgebiet so viel zu leiden hat, nach Norden in das Seengebiet einbrachen, theils, wie die Pixi, die Amazulu, die Swasie und andere Horden, nach dem Süden sich

ausdehnten. Ganz Südafrika schien den Bantu anheimzufallen, da ward ihrem siegreichen Vordringen Halt geboten, im Westen von den Hottentotten, im Osten von den Europäern. Es kam zu blutigen Kriegen, die zu einer gründlichen Zurückdrängung der Schwarzen geführt haben. Am ärgsten haben unter dem feindlichen Ansturm Buschleute und Hottentotten zu leiden gehabt, weil sie von vorn und im Rücken bedrängt wurden; die beiden, wesentlich verschiedenen Rassen sind in Folge dieses Doppeldruckes fast ineinander aufgegangen. Außerdem hat sich im Laufe der Zeit noch ein weiteres Volkselement gebildet, das in der späteren Entwickelung nicht unbeträchtlichen Einfluß ausübte, die Bastarde.

Wie in den Sundainseln und in Nordamerika haben die Niederländer an farbigen Frauen Gefallen gefunden. Lobredner der Buren haben es bestreiten wollen, indeß schon die holländischen Namen der südafrikanischen Mischlinge beweisen genug, abgesehen von ähnlichen Beispielen, wie sie die Gegenwart noch bietet. Die Kinder holländischer Väter und farbiger Mütter wurden von den Buren nordwärts in die Verbannung gestoßen und siedelten sich an beiden Ufern des Oranje in dessen ganzer Länge an, überall die holländische Sprache verbreitend. Sie leben in kleinen, wandernden Gemeinwesen, manchmal ohne Führer, meist aber mit einem Häuptling an der Spitze, dem zuweilen ein Rath der Aeltesten zur Seite steht. Sie werden durchgängig zum Christenthum bekehrt und folgen meist ihrem Sendling zugleich als staatlichem Leiter. Im Westen überschreiten sie, von den Buren unerträglich geplagt, den Oranje und erobern Groß-Namaland, 1814 rücken sie unter dem deutschen Missionar in englischen Diensten, Schmelen, nördlich bis Bethanien vor; dann ist ihr Führer Kido Witboi, später die Dynastie der Afrikaner. Sie nennen sich die Ooilam, das bedeutet ein altes, unbrauchbares Mutterschaf, ein Schimpfwort, das ihnen von den Buren angehängt wurde, dessen sie sich aber, ähnlich wie einst in Holland die Geusen, das ist die Lumpen, nunmehr mit Stolz rühmen. An Kraft und Zahl den benachbarten schwarzen Völkerschaften weit nachstehend, schwingen sie sich doch zu deren Herren auf. Sie verbünden sich mit den Nama-Hottentotten gegen deren Feinde vom Bantustamm. Zu jener Zeit hatten nämlich die Herero den Kunene überschritten und waren nach Süden erobernd vorgedrungen. Zuerst waren sie auf eine niedrig stehende Negerrasse, die Bergdamara gestoßen, die, von den Hottentotten vor Alters überwältigt, die Sprache ihrer Herren redeten und sich zwar nie mit ihnen vermischten, aber ihnen seltsamer Weise dennoch zugethan sind, während sie die Herero glühend hassen. Es beginnt ein Vernichtungskampf zwischen den Herero und den Verbündeten: Hottentotten, Mischlingen und Damara, ein Krieg, der auf Jahrzehnte hinaus Südwestafrika erfüllt. Auf der anderen Seite wütheten in Südostafrika Jahrzehnte hindurch die Zulu.

Anfang des Jahrhunderts hatte der furchtbare Caka, der Nero seines Stammes, der einst 50000 Kaffern seiner Mutter als Todtenopfer schlachtete, die Amazulu geeinigt und durch ein unerbittlich militärisches Regiment ihre Macht begründet. Von ihm war Moselikatze abgefallen und hatte sich mit seiner Zuluschar, den Matabele, auf die Bechuana und Basuto gestürzt, ja er

schickte ein Commando gegen die Damara quer durch die Kalahari und vernichtete mehrere Mischlingsscharen, wie die Griqua des Barend. Die Basuto scheinen ursprünglich zwischen mittlerem Sambesi und Vaal gesessen zu haben, durch den Ansturm der Matabele aber wurden sie theils zertrümmert, theils unterjocht, theils flüchteten sie nach den höchsten Spitzen der Drakensberge, wo sie mit zersprengten Bechuana und anderen Stämmen verschmolzen. Bald begannen sie in ihren Gebirgsschlupfwinkeln wieder Muth zu fassen und ihrerseits die weißen Ansiedler zu beunruhigen.

Schon 1799 waren die Engländer an der Algoabai von einem Kaffernstamme besiegt worden und dessen Häuptling Gaika, wie einst Ariovist von dem römischen Consul, als ihr König von dem Capstatthalter anerkannt worden. Aehnlich wie die Sueven weiland war man bestrebt, eine Oedgrenze zwischen die beiderseitigen Gebiete zu legen; lange galt dafür der Strich zwischen dem Sonntags- und dem Großen Fischfluß, indeß die Streitigkeiten ruhten nicht, und im Verlaufe des nie ganz aufhörenden Guerillakrieges besetzten die Gaikas den Grenzstrich und zogen unter ihrem Propheten Makena, „dem Luchs", mit großer Macht gen Grahamstown, wurden aber zurückgeschlagen. Zehn Jahre später führte der Sohn Gaikas, Maquoma, einen langwierigen und verderblichen Krieg mit den Weißen. Diesmal wurde der englische Besitz bis zum Kai ausgedehnt und das Land zwischen dem Fischfluß und dem Kai als Oedgrenze festgesetzt. Am gefährlichsten aber und schlimmsten war ein dritter Krieg 1835, der mit der Erschießung des Oberhäuptlings Hintza endigte.

Nach dem zweiten Krieg ward zur Sicherung der Ostgrenze ein neuer Auswandererstrom nach der Nordostgrenze geleitet. Das Parlament des Mutterlandes bewilligte eine Million Mark für Besiedelungszwecke; so unterstützt, ließen sich 3600 Engländer nördlich der Algoabai nieder und gründeten die Stadt Port Elisabeth. Ferner versuchten 1824 britische Officiere eine Niederlassung in Natal, die indeß erfolglos verlief.

Die Buren ertrugen unterdeß nur sehr unwillig das englische Joch. Anhänglichkeit an ihre alten Einrichtungen und Sitten, dazu eine unüberwindliche Abneigung gegen das englische Wesen, endlich zahllose Ungerechtigkeiten, die sie zu erdulden hatten, machten sie zu den ergrimmtesten Feinden der Engländer, die ihnen doch in Stamm, Sprache und Sitte verwandt und gleich ihnen eifrige Protestanten sind. Von den Maßnahmen der neuen Regierung war eine namentlich ihnen ein Dorn im Auge, die Abschaffung der Sklaverei. Diese war schon Anfang des achtzehnten Jahrhunderts durch die Quäker angeregt worden; Bischof Wilberforce nahm, unterstützt von Pitt und Fox, die Sache auf und setzte 1807 eine Abschaffungsacte durch, in Folge deren der britische Negerhandel aufhörte, oder besser, aufhören sollte. Frankreich schloß sich an, und im Wiener Frieden wurden auch Spanien und Portugal zur Aufgabe des Sklavenhandels nördlich vom Aequator veranlaßt, wofür den beiden Staaten 14 Millionen Mark Entschädigung gezahlt wurden. Südlich vom Aequator dauert jedoch noch heute in den portugiesischen Colonien der Handel, von den Behörden halb unterstützt, weiter fort. Später gab die britische Regierung alle Kronsklaven frei, und beschloß 1833 die Freilassung überhaupt aller

Sklaven in den britischen Colonien, die Besitzer mit 400 Millionen Mark entschädigend. Die Zahl der so befreiten Sklaven betrug 640000 (davon die Hälfte in Jamaika); es kamen also 620 Mark auf den Mann. Im Capland rechnete man etwa 36000 Sklaven, die von ihren Herren, offenbar übertrieben, auf 60 Millionen Mark veranschlagt wurden. Das Unterhaus bewilligte 24 Millionen, entsprechend den sonstigen Entschädigungen, allein die bewilligte Summe kam nur zum kleineren Theil in die Hände der Buren. Die Pflanzer waren ihrer Arbeitskräfte beraubt, auch konnten sie es nicht leicht verschmerzen, daß ihre früheren Leibeigenen ihnen auf einmal gleichberechtigt sein sollten. Ohne nun der Sklaverei das Wort zu reden, kann man sich doch der Bemerkung nicht verschließen, daß die Schwarzen in allen afrikanischen Colonien der Engländer den Weißen durch unverschämte Frechheit lästig fallen, während man die leichte Form der Abhängigkeit, wie sie in den heutigen Burenrepubliken gehandhabt wird, nur dankbar empfinden kann. Hottentotten und Neger völlig freigeben, heißt nichts Anderes, als unmündige Kinder in Allem thun lassen, was ihren kindischen Sinnen eben einfällt. Die Erbitterung der Buren steigerte sich, als nach dem dritten Kaffernkrieg die Regierung ihnen gebot, die eroberten Striche wieder herauszugeben, und ihnen die an der stets gefährdeten Grenze unumgängliche Selbsthülfe auf alle Weise erschwerte. Person und Eigenthum waren in Folge dessen unaufhörlich gefährdet, Recht bei den Behörden schwer zu erlangen, dazu war das englische Gesetzbuch eingeführt worden, das fast Niemand verstand.

Die Buren beschlossen, aus dem Caplande, wo sie sich nicht mehr nach ihrem Willen regen und rühren konnten, auszuwandern und jenseits des Oranje neue Länder aufzusuchen, wo sie frei leben und keiner der verwünschten „Rothröcke" (britisches Militär) ihnen zu folgen vermöchte. Schon nach dem ersten Kaffernkriege waren einzelne, landsuchende Buren über den Fluß gegangen und hatten sich in der Wildniß niedergelassen, oder schweiften unstät mit ihren Herden umher, da verweilend, wo sich ihnen gerade gute Weiden und reichliche Jagd bot. Jetzt in den Jahren 1834—36 setzten an 10000 Buren über den Oranje. Das war der große „Trek", der die wichtigsten Folgen für die Geschichte Südafrika's haben sollte. Nach der Sippenzusammengehörigkeit oder nach Freundschaft und Nachbarschaft bildeten sich die einzelnen Haufen, wählten sich aus eigener Machtvollkommenheit einen umsichtigen, kriegs- und landeserfahrenen Führer und zogen als selbständige, wandernde Gemeinwesen in die unbekannte Ferne, einer neuen Heimath entgegen. Meist ließen sie vorher durch ihre Führer oder durch Freiwillige das unerforschte Land im Norden erkunden und die bestehenden Verhältnisse auskundschaften. So waren schon 1831 unter von Rensburg und Trichard siebenundzwanzig Familien bis über den Vaal gezogen. Letzterer kam bis zur Delagoabai und ward von den Portugiesen wohlwollend aufgenommen, aber er und all seine Begleiter gingen am Fieber zu Grunde; Rensburg gelangte bis fast zur Sofala, jedoch auch seine Schar ward durch Fehden und Krankheit aufgerieben, nur vier Kinder blieben übrig, die unter den Schwarzen aufwuchsen und erst ein Menschenalter später wieder zu Weißen kamen, von deren Sprache sie keine Silbe verstanden.

Alle die großen Eigenschaften, die sie beim Roden des Caplandes an den Tag gelegt, bewiesen die Buren nun in gesteigertem Maße. Mit gleicher Beharrlichkeit trotzten sie im wildfremden Lande Unwettern, reißenden Thieren und dem Ansturm feindlicher Eingeborenen, mit nie verzagendem Muthe erstritten sie unter dem überwältigenden Andrang der Zulustämme die weiten, noch halb wüsten Gebiete Südafrika's. Mit Kind und Kegel, mit Vieh und fahrender Habe zogen sie wie einst die Erzväter oder die germanischen Stämme der Völkerwanderung, auf ihren großen Ochsenwagen langsam und schwerfällig auf ungebahnter Straße einher. Die Wildniß wimmelte noch von reißenden Thieren, die „Voortrekkers" allein sollen zweihundert Löwen erlegt haben.

Zwischen Vaal und Oranje stießen sie auf die Raubscharen der Matabele. Am Fuße des Vechtkopp schlugen die Auswanderer ihre Wagenburg auf, und verstärkten sie durch Riemen und Dornbäume. Von den schwarzen Kriegern war die geräumige Ebene weit und breit überdeckt, schauerlich klang der wilde Schlachtruf der sieggewohnten Assegaischwinger; dennoch hielten die tapferen Helden Stand und schlugen, stark verschanzt, den furchtbaren Angriff dreimal zurück; das kleine Häuflein, sechsundzwanzig an der Zahl, verlor nur einen Mann. Nach dem Treffen kehrten zwei, die, vom Schrecken übermannt, geflohen waren, zurück. Alljährlich wird zum Andenken an den glorreichen Tag noch heute am 17. Dezember ein großes Fest gefeiert, zu dem weit und breit von der ganzen Umgegend das Volk zusammenströmt, um an dem erneuerten Ruhm der „Voortrekkers", ihrer Ahnen, sich zu erquicken. Allein im Grunde war der Sieg ein Verlust für die Buren gewesen, da ihr Vieh, ihr ganzer Reichthum, dem Feinde in die Hände gefallen war. Das Vieh zurückzuerbeuten und den Matabele gründlich die Lust zu weiteren Ueberfällen zu verleiden, machte sich ein reisiger Haufe von vierhundert Mann auf, kam unter der Führung eines Gefangenen auf Schleichwegen unbemerkt in die Nähe Mosiga's, der feindlichen Residenz, überfiel dort mitten in seiner Kriegsmacht den nichtsahnenden Moselikatze, schlug ihn aufs Haupt und verbrannte seinen Kraal. Die Matabele zogen sich über den Limpopo zurück und errichteten dort ein mächtiges Reich, das in ungeschwächter Macht fast sechzig Jahre bestanden hat. Die Buren hingegen, frei der Sorge vor dem schrecklichen Moselikatze, gründeten ihrerseits einen Freistaat am unteren Vaal.

Ein Theil der Auswanderer hatte sich indessen unter Piet Retief nach Natal gewandt, das als Eigenthum Dingaan's betrachtet wurde. Dingaan, der schwächere Sohn des fürchterlichen Çaka, lud die angesehensten der landsuchenden Schar, im Verlauf von Unterhandlungen, die den Kauf Natal's durch die Weißen bezweckten, in seinen Kraal und ließ sie heimtückisch ermorden. Die verschiedenen Lager, die von jenen Plänen keine Ahnung hatten, ließ er zur selben Zeit durch seine wilden Horden angreifen. Eine zweite Niederlage erlitten die Auswanderer bei Weenen („Weinen"). Der Verlust entmuthigte zuerst die Buren, zumal die Engländer ihnen dringend befahlen, wieder in die alten Sitze zurückzukehren. Da legten sie die Sache ihren Frauen vor und diese, als wahre Heldinnen, entschieden, daß man so viel edles Blut von Vätern, Brüdern und Söhnen nicht ungerochen lassen könne. Neue Buren-

häuflein kamen hinzu, vom Vaal schickten die Volksgenossen Hülfe, auch gesellte sich zeitweilig ein Aufgebot englischer Einwanderer, die damals in Natal sich niederließen, zu den Ueberbleibseln der Schar Piet Retief's. Nach längeren Vorbereitungen nahmen die Buren unter Pretorius endlich Rache an ihren grausamen Feinden; sie vertrieben den verrätherischen Dingaan, verbrannten seinen Kraal und erhoben, als jener durch Meuchelmord gefallen, seinen Bruder Panda zum König.

Kaum aber hatten sich die Auswanderer ihrer schwarzen Feinde entledigt, so saßen ihnen alsbald schon wieder die Engländer im Nacken, um die Früchte der errungenen Siege zu ernten. Schon seit 1845 befand sich eine englische Residenz in Bloemfontein, der Hauptstadt der Oranjecolonie, und zwar „um die Buren gegen die Wilden zu schützen". Dann hatte Statthalter Maitland mit Adam Cok, dem Griquahäuptling, einen Vertrag geschlossen, kraft dessen der Statthalter die ihm gar nicht gehörenden, vielmehr von den Buren in Besitz genommenen Lande den Griquas auf vierzig Jahre in Pacht gab. Bald darauf ward Moschesch, der Basutokönig, dazu vermocht, die britische Oberherrschaft anzuerkennen. In Natal wechselten unterdessen kleinere Zusammenstöße und langwierige Unterhandlungen zwischen den Weißen mit einander ab. Die wackeren Buren wollten aus dem Lande nicht weichen, das sie mit ihrem Blute gedüngt, erhielten auch zweimal Unterstützung aus Holland, mußten indeß zuletzt einsehen, daß vor der unerbittlichen Herrschsucht und der überlegenen Macht der Engländer Niemand ihnen helfen werde; die englische Einwanderung war schnell angewachsen und wurde häufig durch Kriegsschiffe unterstützt. Bereits 1843 betrug die Zahl der Europäer in Natal 6000. Mit schwerem Herzen entschlossen sich die Buren zu einem Vertrage mit ihren Drängern; eine allgemeine Amnestie wurde gewährt und das Land zur Colonie geschlagen, bis es 1856 eine eigene Verwaltung erhielt.

Jetzt beanspruchten die Engländer auch, ohne einen Schein des Rechts, das Land zwischen Oranje und Vaal. Vom britischen Parlament war einige Jahre zuvor der Grundsatz aufgestellt worden, daß ein britischer Unterthan ein solcher auch dann bleibe, wenn er in Länder auswandere, die bisher außerhalb des Rahmens der Civilisation gelegen; derartige Länder würden durch die Auswanderung von selbst zu britischen Besitzungen. So wäre denn auf dem Rund der Erde kein Entrinnen mehr vor britischer Willkür gewesen. Man griff zu den Waffen. Pretorius stellte sich bei Boomplaats, aber er war der überlegenen Taktik der Engländer nicht gewachsen; er unterlag dem Oberst Sir Harry Smith, aber er wollte sich nicht beugen. Er ging über den Vaal und gründete mit den schon ansässigen Stammgenossen die Transvaalrepublik. Das geschah 1848; im selben Jahre erklärte Smith die Oberherrschaft der englischen Krone über alle Länder nördlich des Oranje und errichtete zunächst die British-Orange-River-Sovereignity.

Die Transvaalrepublik umfaßte nur einen Theil des neu gewonnenen Landes. Daneben erhielten sich noch einige andere kleinere Gemeinwesen, so die Republik von Lydenburg und die Niederlassung Shoemansdal. Andere Abtheilungen lebten auch wohl ganz in der Wildniß ohne jeden staatlichen

Verband. Die Buren des Nordtransvaal hatten mit den Portugiesen Verbindung angeknüpft, 1845 die Lydenburger mit dem Statthalter der Delagoabai, zur selben Zeit etwa die Shoemansdaler eine Handelsverbindung mit Inhambane.

Während der Streitigkeiten der Weißen unter einander, jedoch ohne näheren Bezug auf sie, dauerten die Kaffernkriege fort. In England war eine anticoloniale Politik zur Herrschaft gelangt, die im „Pereat India!“ der Gladstonianer ihren schroffsten Ausdruck fand. Man wollte die Colonien nicht mehr weiter ausdehnen, namentlich scheute man vor den Kosten ewig sich erneuernder Kriege mit den Eingeborenen zurück und steuerte darauf hin, die Colonien möglichst selbständiger Eigenverwaltung entgegenzuführen. Der Colonialminister bestimmte, daß die Grenze von dem Kai- zum Fischfluß zurückverlegt werde. Die Bestimmung war ein Fehler und führte unmittelbar zum blutigen Kriege von 1846. Die Schwarzen wähnten, eine derartige Maßregel könne nur von der Furcht eingegeben sein, und wurden nun erst recht übermüthig. Der Krieg kostete 60 Millionen Mark. Statt daß die Regierung eine stehende Macht an der Grenze unterhalten hätte, wurden so viel bedeutendere Opfer an Menschen und Geld nothwendig, ohne das Ziel zu erreichen. Das Elend an der Ostgrenze hatte auf Jahrzehnte hinaus kein Ende. Der Krieg entstand durch den Axtdiebstahl eines Kaffern, der sich seiner Bestrafung widersetzte. Die Pondo, die Tembu und die Fingo fochten auf englischer Seite. Die Schwarzen wurden von Sandilli, dem Sohne Gaika's, angeführt, die Congo- und Zlambistämme mitgerissen, und Grahamstown gerieth wieder in die äußerste Gefahr; rings plünderten, brannten und mordeten beutelustige Kaffernhorden. An einzelnen Gehöften tobte der Kampf; Frauen und Kinder nahmen Theil daran. Das Heer des Statthalters war einmal ganz von der Zufuhr abgeschnitten, da die Feinde alles Vieh weggeschleppt hatten. Als der Sieg endlich auf die Seite der Briten sich geneigt, hielt Smith, der Statthalter, eine feierliche Versammlung aller Häuptlinge von Caffraria ab und befriedete das Land. Der Strich zwischen Kai und Kaiskama wurde als Britisch-Caffraria der Colonie zugefügt. Aber 1850 brach Sandilli von Neuem los und führte, diesmal auch von den Hottentotten unterstützt, einen hartnäckigen Guerillakrieg im Gebiet der Amatolas. Statthalter und Regierung waren stets geneigt, den Siedlern alle Schuld dieser unaufhörlichen Streitigkeiten zuzumessen und auch die berechtigtesten Klagen derselben mit Strenge niederzuhalten. Schon 1824, als die erste Zeitung erschien, war es zu Reibereien gekommen. Die Redacteure des „African Commercial Advertiser“ griffen die Eigenmächtigkeit Lord Somerset's an, und die Zeitung ward in Folge dessen mehrere Male mit Beschlag belegt, bis sich die englische Regierung ins Mittel schlug und das Blatt der Willkür der Behörden entzog. Ein Aufsatz sollte nur dann für strafbar gelten, wenn er wegen unmittelbarer Beleidigung, Schmähung oder gemeiner Verbrechen bei Gerichte belangbar wird, nicht aber wenn er nur der Entrüstung gegen ungerechte Maßnahmen der Beamten Ausdruck verleiht. Nun war das Verhältniß immer erbitterter geworden und immer lauter der Ruf nach einer freien Verfassung. Die Span-

nung kam zum Ausbruch, als man von London dreihundert Sträflinge nach dem Caplande sandte, mit der vermeintlichen guten Absicht, dem Mangel an Arbeitskräften dadurch abzuhelfen. Der Widerstand gegen das Landen des Schiffes war so rasch und so allgemein, daß man sich genöthigt sah, es nach Van Diemensland weitergehen zu lassen. Sodann hatten fünfzig Bezirke den Herrn Fairbairn und Sir A. Stockenstrom nach London geschickt, um eine Volksvertretung zu fordern. Am 1. Juli 1854 wurde das Parlament unter Darling eröffnet. Auch gab von nun an die Capregierung 1 Million Mark jährlich zur Erhaltung eines berittenen Polizeicorps an der Ostgrenze; die englische Regierung gewährte ihrerseits 700 000 Mark jährlich für öffentliche Arbeiten des Caplandes.

Da tauchte ein schwarzer Seher auf, Umhlagoza, der den Kaffern gemäß einem Gesicht, so ihm geworden, befahl, ihre Rinder zu tödten und ihr Korn zu vernichten, dann würden die Geister der alten Helden aus ihren Gräbern steigen und den Kaffern zu den Herden der Europäer und der Fingo verhelfen. Bittere Hungersnoth war die Folge, und fünfundzwanzig Tausende starben. Die Macht der südöstlichen Kaffernstämme wurde hierdurch so geschwächt, daß zwanzig Jahre Ruhe im Lande blieb. Die Fingo blühten dagegen auf, sie wurden christianisirt, und ihre Volkszahl mehrte sich. Als Belohnung für ihre treuen Kriegsdienste wurde ihnen ein Strich Landes an der Nordostgrenze in der Gegend von Kingwilliamstown angewiesen, dazu erhielten sie später noch das Land Krelis zwischen Kai und Bashi. Einen Theil des durch die erwähnte Hungersnoth entvölkerten Gebietes besetzte der Statthalter Grey durch die deutsche Legion, die für den Krimkrieg gegen Rußland angeworben, jedoch nicht mehr zur Verwendung gelangt war. Unter Grey begann auch 1857 der erste Bahnbau, und viele neue Ortschaften entstanden damals.

An den Quellen des Oranje erhob sich die Macht der Basuto. Durch die Siege der Buren waren sie von ihren Drängern, den Matabele, befreit worden und von der Herrschaft der Buren durch die Engländer. Moschesch faßte die zerstreut streifenden Horden enger zusammen, legte einen Hauptkraal bei Thaba Bosigo (Hügel der Nacht) an und führte fast alljährlich seine Krieger zu glücklichen Kämpfen. In dem fruchtbaren Alpenlande, in dem der höchste Berg zwischen Cap und Congo sich erhebt, gediehen unter seinem Schutz die Herden, die Weißen hielt er dagegen in fortwährender Aufregung.

Die Engländer glaubten bald zu sehen, daß sie von dem Lande jenseits des Oranje, das von nimmer ruhenden Fehdezügen erfüllt war und ihnen nur Geld kostete, aber keines eintrug, nicht allzuviel sich versprechen durften. Gladstone, der Vertreter der Theilungspolitik, gab daher das Land an die Buren zurück, gegen deren wachsende Zahl die Engländer doch nur mit größter Anstrengung ihre Ansprüche hätten behaupten können, und 1852 wurde ihnen jenseits des Vaal die längst schon thatsächlich bestehende Selbständigkeit nun auch Rechtens durch die Sand-River-Convention verliehen, desgleichen 1854 ein Gemeinwesen der Buren zwischen Vaal und Oranje als Oranjefreistaat anerkannt. In diese Zeit fällt die Einwanderung der Hannoveraner in Natal, wo sie bald ein wichtiges Bruchstück der Bevölkerung

bildeten und durch Fleiß und Betriebsamkeit zum Wohlstand des Landes beitrugen. Auch begann im Westen die rheinische und die englische Mission im Namaland aufzublühen.

Die holländische Maatschapy, später Zuidafrikanische Republik oder Transvaal, ward zunächst lange durch Eifersucht und Parteiungen zwischen den Führern heimgesucht. Mit dem Gemeinwesen von Lydenburg schloß man jedoch einen Einigungsvertrag, kraft dessen beide Republiken zu einer verschmolzen wurden; die Zoutpansberg-Buren im Norden konnten sich vor den mächtigen Stämmen der Eingeborenen nicht halten und mußten ihre Niederlassung wieder aufgeben. So war hierin Einigkeit wieder hergestellt. Allein der Hader zwischen Potgieter und Pretorius dauerte fort. Ein Sohn des letzteren, Martin Wessels Pretorius, ward 1855 der erste Präsident der Republik; nach ihm wurde die damals gegründete Hauptstadt Pretoria benannt. Nun bemühte man sich auch, eine Einigung mit dem Freistaat zu Stande zu bringen, ohne Erfolg. Ja, man zog 1857 von beiden Seiten Aufgebote zusammen, und es wäre fast zur Schlacht gekommen; auf einer Vaalinsel versöhnten sich indeß noch rechtzeitig die Führer und schlossen Frieden. 1858 ward das Grundwet (Grundgesetz) des Transvaals errichtet. Eine seiner Bestimmungen ist die, daß zwischen Farbigen und Weißen weder in Staat noch Kirche Gleichheit stattfinden soll. Im selben Jahre sandten die Transvaaler dem Freistaat ein Hülfscommando gegen die Basuto, die über Freistaat und Colonie sich raubend ergossen.

Die berühmte Erklärung über die Grenzen des Transvaals erfolgte 1858: sie sollten von Delagoabai bis zum Ngamisee reichen. Dem widersetzten sich der englische Statthalter und der portugiesische Consul. Der Letztere erklärte, Delagoabai habe den Portugiesen seit 1546 gehört, was durchaus dem Sachverhalt entspricht. Es kam zu langen Verhandlungen, Zwietracht brach zwischen den protestirenden Mächten aus. Die Frage ward erst 1875 durch den Schiedsspruch Marschall Mac Mahon's zu Gunsten der Portugiesen entschieden. 1868 entbrannte der große Basutokrieg, der Freistaat und Colonie verwüstete. Das Land der Basuto wurde diesen zur Hälfte abgenommen und der Rest unter britischen Schutz gestellt. Gleichwohl war der Sieg in erster Linie den Buren zu danken.

Wie die Sahara den Norden des Erdtheils, so spaltet die Kalahari den Süden in zwei ungleichartige Hälften, deren Entwicklung sich wesentlich verschieden vollzogen hat. Erst durch die Ereignisse der allerletzten Jahre ist die Geschichte Südafrika's nahezu einheitlich geworden. In der Mitte des Jahrhunderts war die Kluft beträchtlich. Im Osten herrschten die Zulu und die Weißen, im Westen behauptete eine Hand voll Mischlinge das Uebergewicht über Bantu und Europäer. Bei den Ooilam erhob sich die Dynastie der Afrikaner. Jonker Afrikaner, dessen Vater Garnhamat Ende des vorigen Jahrhunderts aus Calvinia im Norden der Colonie ausgewandert war, wirft sich zum Obercapitän der Mischlinge auf und schaltet als mächtiger Tyrann unumschränkt in ganz Südwestafrika bis in die Gegend von Windhoek, ja zu Zeiten bis an den Kunene und bis zum Gebiet der Ovampo. Ein wesent-

liches Hülfsmittel für Jonker war die Reiterei, deren Ueberlegenheit sich bei ähnlichen Kämpfen auch im Sudan erwiesen hat; er legte großen Werth auf die Zucht guter Reitpferde, deren eins in dortiger Gegend zehn Ochsen gilt, und unternahm nun seine Raubzüge in größtem Stil. Zahllose Herden trieb er weg, die er den Caphändlern verkaufte; bis 800 Stück wurden gelegentlich auf einmal nach Capstadt gebracht.

Ganze Stämme der Herero wurden durch ihn ausgerottet; die übrigen, ausgeplündert und ihrer Habe beraubt, suchten sich ihrerseits durch Plünderung ihrer Stammesgenossen zu entschädigen. Einige Häuptlinge der Herero traten sogar in ein Bündniß mit Jonker gegen ihre eigenen Stammesgenossen, und die Folge solch' selbstmörderischen Zerwürfnisses war eine Machtzunahme der gemeinsamen Feinde, der Bastards. In den vierziger Jahren war unter Schmelen, Hahn und Kleinschmidt die rheinische Mission bei den Hereros aufgeblüht. Viel Gesindel und arme Leute aus den zertrümmerten Hererostämmen sammelten sich an der Station, deren Schutz bei ihrer Niederlassung zu genießen, und erkannten die Sendlinge willig als ihre Führer an. Jonker, wie alle Bastarde ein Christ, war dennoch bald der Sendlinge müde, da seine Todfeinde, die Herero, Schutz bei ihnen fanden. Er zerstörte 1850 Schmelen's Station, und zwei Jahre darauf plünderte er den Hauptpunkt Otjimbingue. In der Kalahari hatten die Weißen seit den Tagen Campbell's, der gegen Ende vorigen Jahrhunderts nach Lattakoo kam, einige Fortschritte gemacht. In Kuruman wirkte Moffat, dann mit ihm gemeinschaftlich Livingstone, der sein Schwiegersohn ward, eine Verbindung, die ganz gewöhnlich afrikanische Sendlinge unter einander eingehen. Livingstone hat von Kolobeng als erster Europäer 1849 den Ngami erreicht, der schon seit den zwanziger Jahren durch die Berichte der Schwarzen bekannt war; später aus dem Transvaal von den Buren vertrieben, weil er die Eingeborenen gegen sie aufhetzte, begann er seine großartigen Reisen, durchquerte den Erdtheil in der Breite des Sambesibeckens 1852—56 und erforschte das Seeengebiet.

Für das Cap waren die fünfziger und sechziger Jahre eine Zeit ruhiger Entwicklung. Die Ausfuhr stieg von 1859 an in zwanzig Jahren auf das Fünffache (ohne die Diamanten), während Englands Handel in demselben Zeitraume sich kaum verdoppelte; die Einwanderung von Europäern nach Südafrika belebte sich, Dampfschiffe wurden eingestellt, welche die Entfernung drei- bis vierfach geringer erscheinen ließen, das Mutterland bewilligte 100 Millionen Mark für Eisenbahnen, der Ackerbau hob sich, so daß der wichtige englische Handels- und Waffenplatz Mauritius schon ausschließlich vom Cap aus versorgt werden konnte. Nur 1860 drohten Gefahren. Der Osten der Colonie wollte sich vom Westen losreißen, den er wegen seines Uebergewichts in Handel und Wandel haßte, und Grahamstown zu seiner Hauptstadt machen; der Plan fand aber weder im Capparlament noch im Rath der Königin die nöthige Unterstützung.

(Schluß des Artikels im nächsten Hefte.)

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Februar.

Mit tiefer Trauer ist überall, wo die deutsche Zunge klingt, und ebenso auch außerhalb der Grenzen Deutschlands mit inniger Theilnahme die verhängnißvolle Katastrophe vernommen worden, von der das Schiff des „Norddeutschen Lloyd", die „Elbe", betroffen worden ist. Die Hunderte von Menschenleben, die bei diesem beklagenswerthen Unglücksfalle zu Grunde gingen, sind allem Anscheine nach das Opfer fremder Leichtfertigkeit geworden. Wie berechtigt auch die pietätvolle Todtenklage ist, muß doch der ernste Versuch geboten erscheinen, nicht bloß die Verantwortlichkeit für die Katastrophe festzustellen, sondern auch nach Möglichkeit in Zukunft der Wiederkehr ähnlicher Vorgänge vorzubeugen. Von diesen Anregungen ließen sich wohl in der Sitzung des Deutschen Reichstages vom 9. Februar diejenigen Abgeordneten leiten, die eine Interpellation in dem Sinne begründeten, ob die verbündeten Regierungen Maßregeln zu ergreifen beabsichtigten, um den durch den Untergang von Seeschiffen verursachten Verlust von Menschenleben mehr, als dies bisher gelungen ist, zu verhüten. In der Beantwortung dieser Interpellation erklärte der deutsche Reichskanzler, Fürst Hohenlohe, daß die Bemühungen der verbündeten Regierungen sich vorzugsweise nach drei Richtungen hin bewegen, und zwar in Bezug auf die Sicherstellung der Seetüchtigkeit der Schiffe, die Regelung des internationalen Seestraßenrechtes und die verbesserte Ausrüstung der Seeschiffe mit Rettungsapparaten und Booten. In warm dem Herzen entquellenden Worten lieh Fürst Hohenlohe zugleich der aufrichtigsten Theilnahme Ausdruck, die sich der gesammten Nation Angesichts des erschütternden Ereignisses bemächtigt hat. Nicht minder wies der deutsche Reichskanzler in ergreifenden Worten darauf hin, daß die Officiere und Mannschaften der „Elbe" unter Leitung des Capitäns dem Tode in treuem Pflichtgefühle ins Gesicht gesehen und ihre Schuldigkeit bis zum letzten Augenblicke gethan haben. Wie sehr durch solche Unglücksfälle die Menschen einander näher gerückt und von wechselseitiger Theilnahme ergriffen werden, erhellt auch daraus, daß, wie in Frankreich die Presse ihre Gefühle des Mitleids für die Todten und Hinterbliebenen in Folge des Unterganges der „Elbe" kundgab, in Deutschland sogleich sympathische Besorgnisse rege wurden, als das französische Schiff „Gascogne" vermißt wurde. Allgemein war denn auch die Genugthuung, als die „Gascogne" glücklich in den Hafen einlief. Hervorgehoben zu werden verdient in diesem Zusammenhange die Anerkennung, die in der französischen Presse dem menschenfreundlichen Verhalten des Kaisers Wilhelm II. gezollt wurde, der sein aufrichtiges Interesse für das Schicksal der „Gascogne" an den Tag gelegt hatte. Die nationalen Gegensätze müssen eben hinter dieser rein menschlichen Theilnahme weit zurückstehen.

Durfte die Wahl Felix Faure's, des Marineministers im Cabinet Dupuy, zum Präsidenten der französischen Republik als eine Niederlage der Socialisten und der Ultraradicalen angesehen werden, die den Vorsitzenden der Deputirtenkammer,

Brisson, als ihren Candidaten aufgestellt hatten, so konnte es Erstaunen erregen, daß der Nachfolger Casimir-Perier's zunächst den radicalen Deputirten Bourgeois mit der Neubildung des Ministeriums beauftragte. Von Seiten der conservativen Organe wurde darauf hingewiesen, daß Faure von den gemäßigten republikanischen Parteigruppen und der Rechten im Senate und in der Deputirtenkammer gewählt worden sei, so daß es gewissermaßen seinen Ursprung verleugnen hieße, wenn er sich der äußersten Linken zuwenden sollte. Bei dieser Auffassung wurde allerdings übersehen, daß die Präsidentenwahl von beiden zur Nationalversammlung vereinigten parlamentarischen Körperschaften vollzogen wird, während nach parlamentarischem Brauche bei der Neubildung des Cabinets diejenige Partei herangezogen zu werden pflegt, durch die das frühere, im vorliegenden Falle also das Ministerium Dupuy, gestürzt worden ist. Der Präsident der Republik, Faure, entsprach daher lediglich der in Frankreich anerkannten Praxis, wenn er sich an erster Stelle an einen radicalen Parteiführer wendete. Daß aber eine ausschließlich aus radicalen Elementen bestehende Regierung nicht die geringsten Aussichten auf Bestand hätte, konnte sich Bourgeois von Anfang an nicht verhehlen; seine Absicht ging deshalb dahin, ein sogenanntes „Concentrations-Ministerium" zu bilden, in dem die verschiedenen Parteigruppen der Linken „concentrirt" werden sollten, obgleich in früheren Fällen ein solcher Versuch, offene und latente Gegensätze auszugleichen, sich regelmäßig als verfehlt erwiesen hatte. Während die Erledigung des Budgets, die Beseitigung des im Staatshaushalte drohenden Deficits die wichtigste Frage für die neue Regierung ist, zeigte sich sehr bald, daß, noch ehe Bourgeois ein Ministerium zu constituiren vermocht hatte, unter den Candidaten für die verschiedenen Portefeuilles der heftigste Streit über die von Cavaignac an die Spitze seines Programms gestellte progressive Einkommensteuer entbrannte. Poincaré, der Finanzminister im Ministerium Dupuy, der im Interesse der „Concentration" für denselben Posten von Bourgeois in Aussicht genommen worden war, bekämpfte die progressive Einkommensteuer von seinem gemäßigten Standpunkte aus ebenso entschieden, wie sie von Cavaignac, der übrigens als Nachfolger des Generals Mercier das Kriegsportefeuille übernehmen sollte, als conditio sine qua non bezeichnet wurde. Nachdem bereits ein erster Versuch Bourgeois', den ihm vom Präsidenten der Republik ertheilten Auftrag zu erfüllen, mißglückt war, scheiterte auch ein zweiter, so daß der radicale Parteiführer auf seine Mission verzichten mußte.

Nun erst war Felix Faure in der Lage, sich an einen Vertrauensmann der gemäßigten republikanischen Richtung zu wenden, den er dann in Ribot gefunden hat. Dieser hatte unmittelbar, nachdem er im Jahre 1878 in die Deputirtenkammer gewählt worden war, sich dem linken Centrum angeschlossen und stets zu gemäßigten republikanischen Anschauungen bekannt. Als Führer des linken Centrums wurde er auch im März 1890 im Ministerium Freycinet mit dem Portefeuille des Auswärtigen betraut, wie er denn auch später zu wiederholten Malen der Regierung angehörte. In dem von ihm gebildeten Cabinet übernahm er das Ressort der Finanzen, während die Leitung der auswärtigen Politik in den Händen Hanotaux' verblieben ist, der im Ministerium Dupuy durch maßvolles, besonnenes Verhalten sich mannigfache Sympathien erworben hat. Da die progressive Einkommensteuer aus dem Programme des Cabinets Ribot von Anfang an als ausgeschieden gelten mußte, war es von Interesse, festgestellt zu sehen, wie sich die neue Regierung gegenüber der von den Ultraradicalen und Socialisten geforderten allgemeinen Amnestie politischer Verbrechen und Vergehen verhalten würde. Wie in Frankreich das persönliche Element regelmäßig in den Vordergrund gerückt wird, spitzte sich auch die Amnestiefrage dahin zu, ob Henri Rochefort aus der „Verbannung" zurückkehren und der jüngst gewählte socialistisch-revolutionäre Abgeordnete Gérault-Richard aus dem Gefängnisse entlassen werden sollte. Wegen schwerer Beleidigung des früheren Präsidenten der Republik, Casimir-Perier, zu einer längeren Freiheitsstrafe verurtheilt, war Gérault-Richard zu dem Zwecke einer Demonstration gegen den

Chef der Executivgewalt von den Pariser Socialisten auf den Schild gehoben und zum Deputirten gewählt worden. Nachdem das Ministerium Dupuy gegen die Freilassung dieses Volksvertreters erfolgreichen Widerstand geleistet hatte, blieb es dem „gemäßigten" Cabinet Ribot vorbehalten, auf Grund der von der Deputirtenkammer mit überwältigender Stimmenmehrheit beschlossenen allgemeinen Amnestie dem socialistisch-revolutionären Abgeordneten für Paris die Thore von Sainte-Pélagie zu öffnen.

Daß die Rückkehr Henri Rochefort's sich zu einer großen socialistischen Kundgebung gestalten würde, konnte vom ersten Augenblicke an keinem Zweifel unterliegen. Auch hätte sowohl das Ministerium Ribot als auch der besonnenere Theil der Deputirtenkammer und des Senates durch das Verhalten des Leiters des „Intransigeant" nach seiner früheren Begnadigung belehrt werden müssen, wie gefährlich es ist, solchen revolutionären Elementen gegenüber Milde walten zu lassen. Wenn Rochefort nur seiner fanatischen Ueberzeugung folgte, so würde das unparteiische Urtheil über ihn nicht so streng ausfallen. Es braucht jedoch nur auf sein Zusammengehen mit dem General Boulanger hingewiesen zu werden, um zu zeigen, daß er keineswegs überzeugter Republikaner ist, sondern sich lediglich durch persönliche, geschäftliche Interessen leiten läßt, wenn er jede bestehende Staatsordnung rücksichtslos bekämpft. Mit Recht ist denn auch darauf hingewiesen worden, daß General Boulanger, falls er wider alles Erwarten an die Spitze Frankreichs gelangt wäre, in Rochefort einen entschiedenen Widersacher gefunden hätte; nur wäre es dann für die republikanischen Einrichtungen zu spät gewesen. Ob daher die neue Regierung und die gemäßigteren Parteigruppen in beiden Kammern klug gehandelt haben, als sie mit überraschender Bereitwilligkeit der allgemeinen Amnestie zustimmten, muß sehr zweifelhaft erscheinen. Nicht minder bedenklich als die Begnadigung Rochefort's ist für alle Freunde der staatlichen Ordnung die Freilassung des revolutionären Abgeordneten Gérault-Richard, nachdem kurz zuvor die frühere Regierung im Hinblick auf die dem Präsidenten der Republik gebührende Stellung eine Cabinetsfrage daraus gemacht hatte, daß auf schwere Kränkungen, die dem Chef der Executivgewalt zugefügt werden, nicht eine besondere Prämie gesetzt würde.

Jedenfalls konnte es nach diesen Vorgängen nicht überraschen, daß die Socialisten der französischen Deputirtenkammer unter der Führung Millerand's sich beeilten, einen neuen Ansturm zu versuchen. Die Angelegenheit der mit den großen Eisenbahngesellschaften geschlossenen Conventionen sollte den äußeren Anlaß für dieses Vorgehen bilden. War es doch auch am 14. Januar gelungen, das Cabinet zu stürzen, indem derselbe socialistische Abgeordnete die Regierung wegen des den Eisenbahngesellschaften günstigen Beschlusses des Staatsrathes über die Zinsgarantie für die Orléansbahn und die Compagnie du Midi interpellirte. Damals unterlag die Regierung, indem die Priorität für die von ihr angenommene Tagesordnung abgelehnt wurde. Die Thatsache, daß die Kammermehrheit gewissermaßen gegen den Staatsrath Front machte, ohne zu bedenken, daß die legislative Gewalt sich über die richterliche hinwegsetzte, mußte in den Socialisten die Vorstellung bestärken, daß auf solcher Grundlage der Kampf gegen die bestehenden Einrichtungen fortgeführt werden könnte. Der Deputirte Millerand beantragte denn auch die Einsetzung eines parlamentarischen Untersuchungsausschusses, der die Frage der Eisenbahnconventionen einer Prüfung unterziehen sollte. Als dieser Antrag zur Annahme gelangte, triumphirten die Ultraradicalen bereits in der Erwartung, daß trotz der Entscheidung des Staatsrathes die mit den großen Eisenbahngesellschaften geschlossenen Verträge für ungültig erklärt werden könnten. In dieser Hoffnung sahen sich die Socialisten jedoch sehr bald getäuscht, da die Kammer die Prüfung des Untersuchungsausschusses darauf beschränkte, ob der frühere Bautenminister Raynal bei der Verlängerung der Conventionen pflichtgemäß gehandelt habe. Unter den dreiunddreißig Mitgliedern der Commission befanden sich nur drei, welche die Enquête auf die Rechtsgültigkeit der Conventionen selbst ausgedehnt sehen wollten.

In diesem Falle zeigte sich von Neuem, daß auch in der französischen Deputirtenkammer im entscheidenden Augenblicke das Gefühl der Verantwortlichkeit sich geltend macht, sobald wesentliche Einrichtungen der Republik in Frage stehen. Würde es doch dem constitutionellen Gegensatze von der Trennung der Gewalten durchaus widersprechen, falls die Deputirtenkammer in einer Angelegenheit der Rechtsprechung sich die Befugnisse einer höheren Instanz gegenüber dem Staatsrathe anmaßte. Unzweifelhaft haben die entscheidenden Factoren der französischen Republik oftmals große Fehler gemacht — die jüngste allgemeine Amnestie, für die kein zwingender Grund vorlag, gehört wohl zu diesen Fehlern — im psychologischen Momente haben sie jedoch in ihrem dunklen Drange den rechten Weg gefunden. So mußte die Ruhe, mit der sich nach der Ermordung des Präsidenten der Republik Carnot der Uebergang der höchsten Gewalt an Casimir-Perier vollzog, nicht minder Anerkennung finden, als jüngst nach dessen unerwartetem Rücktritte die Uebertragung der Präsidentschaft an Felix Faure. Nicht bloß in Frankreich, sondern auch außerhalb dessen Grenzen, insbesondere in Deutschland ist es mit Genugthuung aufgenommen worden, daß die republikanischen Institutionen sich in der schweren Krisis, die durch die jähe Entschließung Casimir-Perier's hervorgerufen worden war, bewährt haben. Wie Fürst Bismarck seiner Zeit aus seinen Sympathien für eine friedliche französische Republik kein Hehl machte, muß diese Regierungsform des Nachbarstaates nach deutscher Auffassung auch heute noch vor allen anderen den Vorzug verdienen. Ohne jeden machiavellistischen Nebengedanken darf doch betont werden, daß für eine friedliche Entwicklung Frankreichs die republikanischen Institutionen die sicherste Gewähr bieten. Es braucht nur daran erinnert zu werden, daß mit den vom General Boulanger gehegten Staatsstreichgelüsten der Gedanke der Revanche aufs Innigste verknüpft war. Sicherlich würde auch die Wiederherstellung des orléanistischen Königthums oder des bonapartistischen Kaiserthums unverzüglich dieselben eitlen Hoffnungen erwecken. In dieser Beziehung erscheint charakteristisch, daß die orléanistischen Blätter bei jeder Gelegenheit betonen, ihre Monarchie würde Frankreich mit einem Schlage bündnißfähiger machen, als es die Republik je zu sein vermöchte. Als ein günstiges Symptom für die Aufrechterhaltung des europäischen Friedens darf daher bezeichnet werden, daß weder der orléanistische noch der imperialistische Prätendent unter den gegenwärtigen Verhältnissen auch nur einigermaßen ernsthaft in Betracht kommen kann. Der aus Anlaß der jüngsten Präsidentschaftskrisis von dem Herzoge von Orléans unternommene Ausflug nach Dover, wo er Frankreich näher sein wollte und den entscheidenden Tag, an dem die Nationalversammlung in Versailles Sitzung hielt, damit zubrachte, zahlreiche photographische Aufnahmen seiner Persönlichkeit zu veranlassen, die dann zu Tausenden nach Frankreich versandt werden sollten, um der monarchistischen Propaganda zu dienen, konnte den Ernst der Situation nicht erhöhen. Irgend welcher coup de tête, ja selbst ein coup de théâtre, bei dem der orléanistische Prätendent seine Haut zu Markte getragen hätte, würde seiner an und für sich aussichtslosen Sache immerhin bessere Dienste geleistet haben. Was jedoch die Bündnißfähigkeit betrifft, so wird von Seiten der Republikaner gegenüber den orléanistischen Lockungen nach wie vor auf das russische Zukunftsbündniß hingewiesen. Allerdings tauchen in Frankreich selbst begründete Zweifel auf, ob diese Allianz den aus Anlaß der wechselseitigen Flottenbesuche in Kronstadt und Toulon erhofften Charakter haben könnte.

Zugleich bricht sich jenseit der Vogesen allem Anscheine nach immer mehr die Ueberzeugung Bahn, daß es im eigenen Interesse liege, gute Beziehungen zu den übrigen Staaten zu unterhalten. Als die Meldungen auftauchten, der König der Belgier beabsichtige auf seine Souveränetät über den unabhängigen Congostaat zu Gunsten Belgiens zu verzichten, wurde unter dem ersten Eindrucke dieser Nachricht in einzelnen französischen Blättern Einspruch gegen ein solches Vorhaben mit der Begründung erhoben, daß der französischen Republik ein Vorkaufsrecht

in Bezug auf den unabhängigen Congostaat zustehe, das auch Belgien gegenüber geltend gemacht werden könnte. Von belgischer Seite wurde diese Auffassung jedoch erfolgreich widerlegt, zumal festgestellt werden konnte, daß unter Anderem durch die von den belgischen Kammern im Interesse des afrikanischen Gebietes genehmigte Anleihe eine von keiner Seite bestrittene concludente Handlung erfolgt sei. Die französische Regierung hat denn auch das Recht Belgiens, den unabhängigen Congostaat zu übernehmen, nicht bestreiten können. Nach den großen materiellen Opfern, die der König der Belgier, Leopold II., in der uneigennützigsten Weise lediglich im Interesse der Civilisation für das von ihm als Souverän beherrschte afrikanische Gebiet gebracht, mußte es als sein gutes Recht erscheinen, die eigenen Befugnisse auf Belgien zu übertragen. In dem am 9. Januar d. J. zwischen diesem und dem unabhängigen Congostaate abgeschlossenen Vertrage sind die Bedingungen für die Uebernahme des afrikanischen Gebietes festgesetzt. Daß nach den, bei den letzten allgemeinen Wahlen für die Repräsentantenkammer von den Socialisten errungenen Siegen gegen ein solches Abkommen Opposition geltend gemacht werden würde, konnte von Anfang an keinem Zweifel unterliegen. Die Stellung der belgischen Regierung wird aber jedenfalls dadurch erleichtert, daß die von französischer Seite drohenden Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt worden sind. In einer neuen Convention, die zwischen der französischen Regierung und dem belgischen Gesandten in Paris, Baron d'Anethan, jüngst unterzeichnet worden ist, wird das der französischen Republik zustehende Vorkaufsrecht nur für den Fall anerkannt, daß Belgien einmal auf den unabhängigen Congostaat ganz oder zum Theil Verzicht leisten wolle. Da die Bemühungen der Socialisten in der belgischen Repräsentantenkammer, den am 9. Januar abgeschlossenen Vertrag zu verwerfen, sicherlich nicht zum Ziele führen werden, ist die Eventualität der Abtretung des afrikanischen Gebietes an die französische Republik zunächst ausgeschlossen. Andererseits ist diese in der Lage, für alle Zukunft zu verhüten, daß etwa England, gemäß seinen Expansionsplänen, Gebiete des unabhängigen Congostaates erwirbt. Unter Anderem muß das eine Zeitlang von englischer Seite gehegte Project, eine directe Verbindung zwischen der Cap-Colonie und Aegypten herzustellen, nunmehr als beseitigt angesehen werden. Von dem Gesichtspunkte aus, daß die Ursachen zu Conflicten auf dem längst nicht mehr dunklen Continente vermindert werden, wird die Uebernahme des neutralisirten unabhängigen Congostaates durch das gleichfalls neutrale Belgien als eine erfreuliche Thatsache für die Culturentwickelung gelten können.

Wie das Entgegenkommen der französischen Regierung in dieser Angelegenheit Anerkennung verdient, hat der Minister des Auswärtigen, Hanotaux, auch bei der Neubesetzung des italienischen Botschafterpostens in Paris den guten Willen bethätigt, freundnachbarliche Beziehungen mit Italien aufrecht zu erhalten. Zeugte die Abberufung des früheren Botschafters, Reßmann, von einer gewissen Verstimmung, so durfte man mit Interesse der Wahl des Nachfolgers entgegensehen. Da bei diplomatischen Veränderungen dieser Art die Regierung, die eine Ernennung vollziehen will, sich zunächst vergewissert, ob die von ihr in Aussicht genommene Persönlichkeit genehm ist, darf als sicher angenommen werden, daß in Bezug auf den zum italienischen Botschafter in Paris ernannten Grafen Tornielli keine Meinungsverschiedenheit zwischen den beiden Regierungen bestanden hat. Allerdings ist daran erinnert worden, daß Graf Tornielli als Botschafter in London im November 1893 im Hinblick auf den englischen Flottenbesuch in den italienischen Gewässern nicht ohne eine leise Anspielung auf die enthusiastischen „Russenfeste" in Toulon und Paris bei dem Lordmayors-Bankette ausführte, der herzliche Empfang der Engländer in Italien sei allzu selbstverständlich, als daß bei solchem Anlasse das Unterste zu oberst gekehrt würde. Für die diplomatische Wirksamkeit des Grafen Tornielli spricht es jedenfalls, daß mit Ausnahme einiger chauvinistischen französischen Organe und desjenigen Theils der italienischen Presse, der dem Conseil-

präsidenten Crispi systematische Opposition macht, an der Ernennung des neuen italienischen Botschafters in Paris keine abfällige Kritik geübt worden ist.

Mit großem Geschick schonte Crispi die Empfindlichkeit der französischen Regierung, indem er die Abberufung des früheren italienischen Botschafters in Paris, Reßmann, zugleich mit einem größeren „revirement" innerhalb des diplomatischen Corps anordnete. Mußten doch zugleich drei neue Botschafter ernannt werden, da neben den Posten in Paris und London auch derjenige in Petersburg frei geworden war. Wie die Ernennung des Grafen Tornielli zum Nachfolger Reßmann's vom italienischen Standpunkte aus als eine glückliche bezeichnet werden darf, hat Crispi auch für London in der Person des Generals Annibale Ferrero und für Petersburg in derjenigen des früheren Gesandten in Bukarest, Grafen Curtopassi, allem Anscheine nach ausgezeichnete diplomatische Vertreter gefunden. Graf Curtopassi war der Reihe nach als Legationssecretär in Persien, London, Mexiko und Wien thätig, ehe er in Athen und später in Bukarest selbständig eine Gesandtschaft leitete. Er gilt als ein ausgezeichneter Kenner aller den Orient betreffenden Angelegenheiten, so daß er im Stande ist, seinem Lande auf dem Petersburger Posten werthvolle Dienste zu leisten. Nicht bloß in den politischen, sondern auch in wissenschaftlichen Kreisen muß die Ernennung des General Ferrero zum italienischen Botschafter in London großes Interesse erregen. Beschränkte sich doch bisher die politische Wirksamkeit des Nachfolgers des Grafen Tornielli im Wesentlichen darauf, daß er im Jahre 1892 in den Senat berufen worden ist. Im Uebrigen waren die Studien und die hauptsächliche Beschäftigung des Generals seit geraumer Zeit der Wissenschaft, insbesondere der Geodäsie gewidmet, wie er denn auch bei verschiedenen internationalen Congressen den Vorsitz geführt hat. Dem Einwande gegenüber, daß solche Studien und Thätigkeit nicht für eine hervorragende diplomatische Stellung zu befähigen scheinen, erinnert die „Riforma" in ihrem am 7. Februar den Veränderungen im diplomatischen Corps gewidmeten Leitartikel daran, daß General Menabrea, der Lehrer Annibale Ferrero's in den exacten Wissenschaften, sich später gleichfalls als ebenso tüchtiger wie gewandter Diplomat erwiesen hat.

Auf dem Botschafterposten in London wird General Ferrero zunächst keine schwierigen Angelegenheiten zu erledigen finden; die mißliche Situation, in die das Cabinet Rosebery gerathen, ist weniger durch die auswärtigen Beziehungen, als durch Vorgänge im Inneren herbeigeführt. Daß das Ministerium seine ohnehin precäre Mehrheit im Unterhause immer mehr zusammenschmelzen sieht, muß ihm die Erwägung der Auflösung besonders nahelegen. Allerdings pflegt es in England ohnehin nicht zu geschehen, daß das Unterhaus eines natürlichen Todes stirbt; vielmehr wird es regelmäßig vor dem Ablaufe der Legislaturperiode heimgeschickt. Von Erfolgen auf dem Gebiete der auswärtigen Politik konnte in der jüngsten englischen Thronrede gleichfalls nicht die Rede sein. Wenn im Hinblick auf den Krieg zwischen China und Japan betont wird, daß England die erste günstige Gelegenheit benutzen würde, um das Ende der Feindseligkeiten herbeizuführen, so darf doch nicht verhehlt werden, daß vor dem Ausbruche des Krieges die englische Regierung bei einiger Entschlossenheit wohl im Stande gewesen wäre, Unheil zu verhüten. Lord Salisbury wäre jedenfalls mit mehr Energie vorgegangen, während es sich gegenwärtig im Hinblick auf den Siegeszug Japans nur um platonische Versicherungen von Seiten Englands handeln kann, die auch durch die Adreßdebatten im Unter- und Oberhause kein besonderes Gewicht erhalten.

Literarische Rundschau.

Talleyrand.

[Nachdruck untersagt.]

Talleyrand. Eine Studie von Lady Blennerhassett, geb. Gräfin Leyden. Berlin, Gebrüder Paetel. 1894.

Daß ein reicher und vielbewegter Lebenslauf biographisch wenig ausgibt, kommt wohl nur ausnahmsweise vor. In die Zahl solcher Lebensläufe dürfte derjenige Talleyrand's gehören, und das aus Ursachen, die näher liegen, als man auf den ersten Blick annehmen möchte. Die Existenz dieses merkwürdigen Mannes ist — so weit Nachrichten über denselben vorliegen — vollständig in die öffentliche Thätigkeit desselben aufgegangen, diese Thätigkeit aber wegen ihres Zusammenhanges mit den wichtigsten Abschnitten neuerer Geschichte zum Gegenstande einer Literatur geworden, die der Sichtung und Correctur ungleich mehr bedarf als der Bereicherung. Die Figur Talleyrand's ist eine der bekanntesten ihrer Zeit gewesen — von dem Menschen und dessen intimem Leben haben Zeitgenossen wie Nachfahren dagegen gleich wenig zu hören bekommen. Talleyrand selbst ist bei Niederschrift seiner Denkwürdigkeiten an der eigenen Person möglichst rasch vorüber gegangen. Dem Grundsatze, „daß die Welt Denen nicht ins Herz sehen darf, von denen sie regiert wird," hat der berühmte Diplomat (dessen Sache moralische Grundsätze überhaupt nicht waren, und der von seinem Herzen niemals Aufhebens gemacht) wohl nur unbewußt gehuldigt. Gewohnt, sich wesentlich um die Thaten und Fähigkeiten anderer Leute zu kümmern und nach der inneren Beschaffenheit derselben höchstens beiläufig zu fragen, dürfte der alte Herr das gegen seine Mitmenschen geübte Verfahren ohne Weiteres auf sich selbst angewendet haben. Ob er dabei gemeint hat, daß Jeden nur das Leben darüber belehre, „wer er sei", wissen wir nicht. Dafür wissen wir, daß die Zahl der Menschen, die niemals darüber belehrt worden, wer sie eigentlich gewesen, eine außerordentlich große ist, und daß Menschen, die die Beschäftigung mit sich selbst grundsätzlich ablehnen, in der Regel nur danach fragen, wofür sie gelten.

Der Biograph darf sich an der Feststellung der Geltung seines Helden nicht genügen lassen. Das hat Lady Blennerhassett genau genug gewußt, um es bei einem Berichte über Talleyrand's äußerem Lebensgang nicht bewenden zu lassen, sondern ihre Absicht auf ein wirkliches Bild des Mannes zu richten. Wo immer möglich, ist die Verfasserin mit dem feinen Spürsinn der Frau dem Entwicklungsgange dieses echten Sohnes einer Zeit nachgegangen, über welche sie umfassende Studien angestellt hat — Studien, deren Grenzen sich kaum übersehen lassen. Nichtsdestoweniger ist es darauf hinaus gekommen, daß wir über Talleyrand's Zeit und Talleyrand's Einfluß auf dieselbe mehr erfahren, als über ihn selbst. Die

Geschichte des Revolutionszeitalters, der Restaurationsperiode und der zunächst auf dieselbe folgenden Ereignisse wird mit einer Ausführlichkeit und Gründlichkeit erörtert, wie sie uns nur in einem biographischen Werke neuerer Zeit begegnet ist: dem Buche derselben Verfasserin über Frau von Staël. In beiden Arbeiten liegt der Schwerpunkt auf der Fassung des Steins, bei beiden hat man mitunter den Eindruck, daß der Rahmen außer Verhältniß zu dem von ihm eingeschlossenen Bilde steht. Vorliegenden Falls ist die Sache aber kaum anders zu machen gewesen: von dem Reichthume des inneren, aus der Tiefe eines bewegten Herzens geschöpften Lebens, das die Brust der Frau von Staël erfüllte, hat Talleyrand niemals etwas besessen, und demgemäß Diejenigen, die über ihn berichten wollten, in aller Form darauf angewiesen, bei seinen äußeren Geschicken und seinem Antheil an den großen Welthändeln stehen zu bleiben. So bedeutend und anziehend dieser Antheil auch gewesen, und so zahlreiche Beweise dafür vorliegen, daß der vieljährige Leiter der auswärtigen Angelegenheiten Frankreichs nicht nur das größte diplomatische Talent seiner Zeit, sondern eines der größten Talente aller Zeiten gewesen ist — im höheren Sinne des Wortes interessant und bedeutend kann eine Persönlichkeit kaum genannt werden, die sich von einem Punkte aus übersehen läßt, die man kennt, wenn man über die Voraussetzungen ihres Werdens und ihrer Bildung Bescheid erworben hat. Der an Voltaire und Montesquieu gebildete vornehme Herr des achtzehnten Jahrhunderts — damit ist Alles, oder doch so viel gesagt, daß man das Uebrige unschwer erräth, wenn man hinzu genommen hat, daß dieser Herr ein unerschütterlich phlegmatisches Temperament und eine kaum beirrbare Urtheilskraft besessen. Rein menschlich betrachtet, läßt sich kaum etwas Kümmerlicheres denken, als ein auf einundachtzig Jahre gebrachtes Leben, das von wirklichen Gemüthsaffecten kaum zwei- oder dreimal bewegt worden ist.

Von der Schwierigkeit der der Verfasserin zugefallenen Aufgabe braucht nach dem Vorstehenden nicht weiter gehandelt zu werden. Der Biographin Talleyrand's blieb nichts übrig, als alles Gewicht auf eine durchsichtige Darstellung der Thätigkeit des Staatsmannes und Diplomaten zu legen und für die Beurtheilung derselben den gehörigen Standpunkt zu gewinnen. An dem historischen Berichte könnten im Einzelnen Ausstellungen gemacht werden, wenn die Verdienstlichkeit des Ganzen nicht eine überwiegende wäre. Hie und da hätte im Interesse größerer Uebersichtlichkeit am Detail gespart und in Betracht gezogen werden können, daß für historische Excurse biographischer Schriften Grenzen bestehen, deren Ueberschreitung auch da retardirend wirkt, wo die Art der Behandlung von wirklicher Beherrschung des Stoffes zeugt. — Hätten wir nicht mit einer Schriftstellerin zu thun, die ihre Legitimation zum Mitreden über politische und historische Dinge schon früher (in den Beiträgen zu dieser Zeitschrift und dem Buche über Frau von Staël) beigebracht hat, so dürfte hier hervorgehoben werden, daß Lady Blennerhassett über einen selbsterworbenen Bildungsbesitz verfügt, um welchen zünftige Politiker sie beneiden könnten. Unter den zahlreichen Beweisen, welche die Verfasserin für die Sicherheit und Schulung ihrer Urtheilskraft geliefert hat, liegt der bemerkenswertheste in dem Abschnitt über das Concordat vor. Treffender als hier geschehen, kann die Summe der Verhandlungen vom Jahre 1802 nicht wohl gezogen, scharfsinniger nicht nachgewiesen werden, daß Talleyrand und sein Meister ihre Augenblickserfolge mit Preisgebung der höchsten Interessen des Landes und seiner Kirche bezahlt und zu dem Systeme des modernen Ultramontanismus den Grund gelegt haben. — Gleiche Sicherheit des Blicks bekundet Lady Blennerhassett in den Ausführungen über den Punkt, auf welchem Talleyrand und Napoleon auseinander gingen. Der Verfasserin kann nur beigepflichtet werden, wenn sie, trotz der Zweifelhaftigkeit der den Rücktritt Talleyrand's begleitenden Umstände, die letzte Ursache desselben in dem Widerspruch des Staatsmannes gegen die Ungeheuerlichkeiten des Eroberers sieht. Daß Talleyrand's „Grundsatzlosigkeit" eine sehr bestimmte Grenze hatte, und daß der gefügigste aller Minister seiner Zeit sich auf politische Absurditäten auch da nicht einließ, wo

dieselben Aussicht auf momentanen Erfolg und lockenden Vortheil boten, hat Lady Blennerhassett bei dieser wie bei anderen Gelegenheiten so überzeugend nachgewiesen, daß die Discussion darüber als geschlossen bezeichnet werden kann.

Eine Schriftstellerin von dem Range der Lady Blennerhassett hat das Recht, ihren eigenen Stil zu schreiben. Wäre dem anders, so dürfte hervorgehoben werden, daß geistreiche Pointen kleineren Arbeiten besser zu Gesichte stehen als historischen Untersuchungen im großen Stil, und daß es Gefahren mit sich bringt, wenn man mehrere Sprachen so geläufig schreibt, daß man den Eigenthümlichkeiten der einen Schreibweise Einfluß auf die andere gestattet. Der Hauptsache gegenüber kommt das kaum in Betracht, und diese Hauptsache ist, daß die Verfasserin bei der Beurtheilung von Talleyrand's Charakter und Thätigkeit ein seltenes Maß von gesundem, im höchsten Sinne des Wortes moralischem Takt bewiesen hat. Ohne die häßlichen und bedenklichen Seiten des Bildes zu verschleiern, stellt sie dasselbe in das einzige Licht, in welchem eine richtige Betrachtung möglich ist: in die Beleuchtung dessen, was man Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts nennt. Mit der Anerkennung, daß der Mann, der jeder französischen Regierung gedient und jede wieder verlassen hat, in seinem Sinne Patriot gewesen, daß er ein bestimmtes System verfolgt und seine Monarchen immer erst aufgegeben hat, „nachdem diese sich selbst aufgegeben", hat die Verfasserin ein für alle Mal das Richtige getroffen. Dieses Urtheil aber stellt sich als das Ergebniß wirklichen Eindringens in diejenige Moral dar, welche das achtzehnte Jahrhundert den Privilegirten unter seinen Kindern allein mitzugeben vermochte. Daß er keine andere als diese Moral gekannt, soll nicht die Rechtfertigung, sondern die Erklärung Talleyrand's bilden. Und zu erklären ist die letzte und höchste Aufgabe Derer, die ihren Zeitgenossen vergangene Dinge und Menschen vorzuführen unternehmen. Lady Blennerhassett hat das gewußt, wie sie überhaupt gewußt hat, worauf es ankam.

— r —

Ein schwedischer Autor über das moderne England.

[Nachdruck untersagt.]

Aus dem modernen England. Eine Auswahl Bilder und Eindrücke von Gustav F. Steffen. Mit 134 Textillustrationen und 11 Tafeln. Aus dem Schwedischen von Dr. Oskar Reyher. Leipzig, Peter Hobbing. 1895.

Ein guter Beobachter des englischen Lebens schildert es hier fesselnd und farbenreich in einigen seiner interessanten Erscheinungen. Der Leser gewinnt aus dieser Darstellung einen ebenso klaren Eindruck von der praktischen Einrichtung der Londoner Army and Navy Stores, deren Mitglieder sich die besten Waaren zu billigsten Preisen verschaffen und in wenigen Stunden eine ganze Hauseinrichtung kaufen können, wie von dem hastenden Treiben an der Börse oder dem fashionablen Gedränge in den Sälen von Burlington House während der Gemäldeausstellung im Mai. Keineswegs aber bleibt der Verfasser an der Oberfläche haften, er sucht auch die Unterströmungen im englischen Gesellschaftsleben zu sondiren und hat richtig erkannt, wie in dem letzten Jahrzehnt ein merkwürdiger Umschwung betreffs der Motive zur Thätigkeit erfolgt ist: wie sich eine ganze Classe hochgebildeter Engländer mit Feuereifer der socialen Frage zuwendet und in uneigennützigster Weise mit Aufopferung des eigenen Comforts an der Hebung der unteren Volksschichten arbeitet. Darin liegt vor Allem das Geheimniß des Erfolges, welchen der Roman „Robert Elsmere" hatte, und zugleich die Tragik seines Helden, der sich an der bequemen Seelsorgerthätigkeit unter den ländlichen Arbeitern nicht genügen ließ, sondern seine

Pfründe aufgab, um unter den Massen des Eastend von London Licht und Sittlichkeit zu verbreiten. Ein Denkmal solcher Bestrebungen ist der Volkspalast (People's Palace) im Osten von London, eine Art Club fürs Volk, mit Behaglichkeit und Lehrmitteln verschiedener Art ausgestattet, dessen Bau Walter Besant, wie schon früher einmal in dieser Zeitschrift ausführlicher mitgetheilt, durch sein Buch „All Sorts and Conditions of men" angeregt hat.

Der Vergleich der englischen Hauptstadt mit Paris, womit Steffen seine Darstellung eröffnet, muß nach gewissen Seiten hin natürlich sehr zu Ungunsten Londons ausfallen. Die heitere Renaissance von Paris fehlt hier, ebenso wie das lebenslustige Temperament seiner Bewohner; die meisten sehenswerthen Gebäude Londons gehören, wenn man von dem Centralkuppelbau der Pauls-Kathedrale und dem britischen Museum absieht, dem Tudorstil der Spätgothik an und sind vorzugsweise im Inneren durch ihre reiche Täfelung, ihre Fächergewölbe und wundervollen Holzschnitzereien eindrucksvoll. Wie viel näher liegt der Vergleich Londons mit Hamburg, das als Flußmündungshafen ebenso wie in den fast ausschließlichen Handelsinteressen seiner Bewohner, ihrem nüchternen und freien weltmännischen Blick mit der Metropole an der Themse übereinstimmt.

Im Grunde sind die Engländer conservativ. Aber wenn auch bei besonderen feierlichen Gelegenheiten, wie dem Lord-Mayor-Show am 9. November, wo der neuerwählte Oberbürgermeister der City in vergoldeter Staatskarosse nach der Guildhall fährt, alle möglichen ehrwürdigen Raritäten hervorgeholt werden — dem demokratisch nivellirenden Zuge unseres Jahrhunderts haben sich auch die Engländer nicht entziehen können. England unterscheidet sich heute wenig von einer demokratischen Republik, und der Hof bildet eigentlich nur das Centrum des gesellschaftlichen Verkehrs. Die Rolle, welche der Prinz von Wales spielt, beschränkt sich darauf, Führer der Gesellschaft im engeren Sinne zu sein. Wohlthuend berührt den Leser die warme, unbefangene Würdigung der socialen Entwicklung Englands; Steffen, ein Landsmann Ibsen's, theilt dessen Ansicht, daß die wahren „Stützen der Gesellschaft" Wahrheit und Freiheit sind. Die starke Seite des englischen Charakters ist seine Geradheit und Aufrichtigkeit; aber das Bedürfniß des künstlerischen Contrastes hat den Verfasser verleitet, die englische Männerwelt zu sehr als „repoussoir" für die unbestreitbaren Vorzüge der Engländerinnen zu benutzen. Wir theilen vollkommen seine Bewunderung dieser hohen, schlanken Gestalten mit den edelgeformten Gesichtern; ein anmuthigeres Bild gibt es wohl kaum, als eine Schar englischer Mädchen, die in ihren hellen Sommertoiletten Tennis spielen. Aber die männlichen Vertreter dieser Species kommen bei Steffen schlecht weg; er stellt sie durchweg als bornirte Tölpel dar, die sich mit gespreizten Beinen, die Hände tief in den Hosentaschen vergraben, wie sie es vom Cricketfeld her gewöhnt sind, vor eine Dame hinpflanzen, um eine sogenannte Unterhaltung anzufangen. Dies Uebergangsstadium, wo der junge Mann in der Gesellschaft unfreiwillig die Rolle eines unbeholfenen Clowns spielt und als „gawk" gilt, reicht doch bei den Meisten nur bis zum zwanzigsten Jahre; manche dehnen diese Periode allerdings länger aus. Auf eine gewisse Geistesarmuth könnte freilich die Sitte schließen lassen, daß fast bei jeder größeren Gesellschaft Specialitäten oder „professionals" erscheinen, welche für die Unterhaltung sorgen müssen. Der Salon wird so in die Bühne eines Variété-Theaters verwandelt, der Komiker aus der Musikhalle gibt sein neuestes Lied zum Besten, sogar Boxer treten auf, und dieser Faustkampf wird auch von den Damen mit dem eifrigsten Interesse verfolgt. Aber mag die Unterhaltungsgabe der Engländer noch so weit von der durchgeistigten Grazie der französischen Conversation abstehen — das Granitmassiv von „common-sense", auf dem sich der englische Charakter und die englische Bildung aufbauen, hat doch imponirende Formen und Verhältnisse.

In der Politik stellt sich Steffen mit Entschiedenheit auf die Seite der Liberalen. Merkwürdig ist seine unbegrenzte Verehrung für Gladstone, diesen modernen Cicero,

der sein großes staatsmännisches Dasein in dem Rahmen fast des ganzen neunzehnten Jahrhunderts ausgespannt hat, aber dabei beständig unter einer solchen Ueberfülle von Gesichtspunkten und Affecten litt, daß er die Fähigkeit, einfache, klare Ziele zu verfolgen, immer mehr verlor. Die Typen, die uns der Verfasser sonst aus der parlamentarischen Welt vorführt, der Marquis von Salisbury, Lord Rosebery und Andere sind mit Sach- und Personalkenntniß gezeichnet und gewinnen noch an Anschaulichkeit, ebenso wie die übrigen Abschnitte des Buches, durch zuverlässige, englischen Zeitschriften entlehnte Abbildungen. Der philosophische Spott eines Balfour, die joviale Heiterkeit eines O'Connor, die leidenschaftliche Rhetorik von Tim Healy, der energische Ernst des Arbeiterführers John Burns, die überlegene und wohlwollende Ironie des Marquis v. Salisbury: Alle treten mit derselben Deutlichkeit hervor.

Die schöne Literatur charakterisirt der Verfasser, wenn nicht erschöpfend, so doch geschickt nach ihren beiden Hauptgruppen, den dickbändigen Miß-Romanen und den „sixpenny shockers". Beide Arten von Romanen werden ebenso fabrikmäßig hergestellt wie die Baumwollwaaren von Manchester, und auch dieser literarische Productionszweig leidet unter einer chronischen Ueberproduction. Die Miß-Romane werden fast ausschließlich von müßigen, wohlhabenden Leuten, meist Damen, geschrieben, und sind für Leser derselben Vermögensclasse berechnet: sie zeichnen sich, außer durch ihren ansehnlichen Umfang, durch die überraschende Gleichförmigkeit des Inhalts aus. Die „shilling" oder „sixpenny shockers" erregen durch ihren, mit sensationellen Bildern in grellem Buntdruck verzierten Umschlag die Aufmerksamkeit und das Interesse der Ladenjünglinge und Dienstmädchen und verursachen durch ihre zusammengestoppelten Detectivgeschichten eine billige Nervenerschütterung. Aus dieser öden Mittelmäßigkeit erheben sich nur wenige Gipfel von einiger Bedeutung: George Meredith, der auf tiefere psychologische Probleme ausgeht, Rudyard Kipling, der farbenreiche Schilderer Indiens. Als Dichter ist William Watson mit Auszeichnung zu nennen.

Ein genußreiches Capitel ist die Kritik der modernen englischen Maler. Auffallend ist, daß der Verfasser unter den Sternen ersten Ranges den Namen Herkomer's vergißt, der freilich, gleich Alma-Tadema, nur ein naturalisirter Engländer ist, dessen Charakterköpfe aber doch einen verdienten europäischen Ruf erlangt haben.

Das Sehenswertheste, was uns Englands dramatische Kunst zu bieten vermag, sind die von Augustus Harris mit großer Pracht ausgestatteten Weihnachtspantomimen. In der Decoration sind die Engländer originell und freigebig. Selbst der berühmteste englische Schauspieler, Henry Irving, der Regisseur des Lyceumtheaters, beherrschte nur ein sehr kleines Gebiet. In den meisten Rollen, besonders in den Titelrollen der Shakespeare'schen Königsdramen, stolzirt er wie auf Stelzen über die Bühne und spricht affectirt. Die einzige Rolle, in der wir ihn mit echter Kunst spielen sahen, war im „Todten Herzen" (Dead Heart): hier stellt er einen beim Sturm auf die Bastille befreiten Gefangenen dar, der, zum Skelett abgemagert, auf die Bühne wankt.

Diese Andeutungen mögen genügen, um auf den reichen Inhalt des Buches aufmerksam zu machen, das auch dem Kenner von Land und Leuten manche Anregung bietet und angenehme Erinnerungen wachruft.

H. v. Horn.

xy. **Nachbarschaftsgilden.** Ein Werkzeug socialer Reform. Von Stanton Coit, Ph. D. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen. Berlin, Robert Oppenheim (Gustav Schmidt). 1893.

Eine interessante Mittheilung und Anregung aus dem Gebiete der englisch-amerikanischen Gemeinnützigkeit, insbesondere derjenigen Richtung derselben, welche aus der jüngeren Generation der englischen Universitäten hervorgegangen ist und die Ausfüllung der socialen Kluft zum Ziele hat. Der Verfasser sammelte in einem der ärmsten Stadttheile von London eine Schar junger Arbeiter um sich, hielt ihnen Vorträge über Dinge, die ihnen nahe lagen, knüpfte mit ihnen persönliche Beziehungen an, lud sie zu geselligen Unterhaltungen ein, denen sich bald der Familienanhang zugesellte. Dadurch kamen die Familien unter einander in nähere Beziehung für Freud' und Leid. So ist es dem Verfasser gelungen, ohne die Hülfe der wohlhabenden Klassen unter den ärmsten Klassen in London, New-York und anderen großen Städten ein Netz von Gilden zu bilden, deren Mitglieder — örtlich nah bei einander in einem Stadtbezirk — sich im gegenseitigen Wohlfahrtsdienst unterstützen, belehren und emporheben. Im Unterschiede von allen anderen Vereinen betrachtet die Gilde die Familie als den Kern ihrer Gemeinschaft; sie strebt danach, alle Glieder einer Familie zu umfassen, auf alle zusammen und durch alle hindurch auf die Einzelnen zu wirken — während Gewerkvereine, Unterstützungskassen, Arbeitervereine, Arbeiterinnenvereine, christliche Vereine für junge Männer, Mädchenheime, politische Vereine u. s. w. immer Scheidelinien ziehen zwischen Jung und Alt, Mann und Weib, Gewerbe und Gewerbe, Partei und Partei. Vielleicht findet die löbliche Absicht des Uebersetzers Anklang, und Aehnliches wird auch in Deutschland versucht. Die Schrift gibt eine ausführliche und sehr gemeinverständliche Anleitung dazu.

xy. **Das Programm der Handwerker.** Eine gewerbepolitische Studie von Hugo Böttger. Braunschweig, Druck und Verlag von Albert Limbach. 1893.

Die Schrift enthält weit mehr, als der Titel erwarten läßt. Der größere Theil derselben behandelt die Geschichte der Handwerksverfassung seit dem Mittelalter und besonders eingehend die wirthschaftspolitische Bewegung und Gesetzgebung des letzten Menschenalters auf dem Boden der neuen deutschen Verhältnisse. Hierbei stützt sich der Verfasser auf eine sehr gute Auswahl und Kenntniß der wissenschaftlichen Vorarbeiten, von denen am Schlusse des Buches ein längeres Verzeichniß gegeben ist. Volle zwei Drittel der Arbeit sind dieser gründlichen Fundamentirung gewidmet. Erst im letzten Drittel (Seite 181 ff.) geht der Verfasser zur Erörterung der heutigen Forderungen und Reformfragen des Handwerks über. — Durch diese Art der Behandlung erhebt sich die vorliegende Schrift, obwohl sie als eine populäre und praktische sich an den weiteren Kreis des Publikums richtet, doch ansehnlich über das alltägliche Niveau der verwandten gewerbepolitischen Literatur. Dieser Behandlungsart entspricht auch eine den Extremen jeder Richtung objektiv und mäßig gegenüberstehende Haltung. Das Bedürfniß socialer Reformen für das Handwerk verkennt der Verfasser nicht, und gleichwohl spricht er so beherzigenswerthe Worte wie diese: „Sehr viele Menschen sind nun einmal in der Gegenwart geneigt, weniger der eigenen Kraft zu vertrauen, als von der Gesetzgebung und Verwaltung des Staates die unbedingte Hülfe in der Noth zu erwarten; dieser Glaube an die Allmacht der staatlichen Autorität hindert diese Leute freilich nicht, eine sehr scharfe Kritik an den von demselben Staate geschaffenen Gesetzen zu üben" (Seite 96). Sehr zutreffend ist die Erörterung über das Bedenkliche der neuen, auf Interessenvertretung sich aufbauenden wirthschaftlichen Parteien im Deutschen Reiche, zumal im Norden desselben, und die Zurückweisung des Irrthums, die alten politischen Parteien hätten sich deshalb überlebt, weil sie diesen Neubildungen Platz zu machen haben. — Die neuen Reformvorschläge des preußischen Handelsministeriums hat die vorliegende Schrift noch nicht erörtern können, weil sie gedruckt war, bevor jene veröffentlicht wurden.

xy. **Ueber die Alkoholfrage** vom ärztlichen Standpunkte aus. Von Prof. Dr. Adolf von Strümpell, Director der Medicinischen Klinik in Erlangen. Vortrag, gehalten in der II. allgemeinen Sitzung der 65. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Nürnberg am 13. September 1893. Leipzig, Verlag von F. C. W. Vogel. 1893.

Die Rede wendet sich gegen die Indolenz, mit welcher noch immer die Alkoholfrage selbst von ärztlicher Seite her behandelt wird. Sie setzt die schädlichen Folgen in den Erkrankungen der einzelnen Organe des Körpers, auf Grund theilweise neuer Forschungen, auseinander und spricht die Erwartung aus, daß die bessere Kenntniß der zahlreichen Schädigungen durch die Alkohol-Intoxication, die Beseitigung der immer noch herrschenden Vorstellungen von der Unschädlichkeit, ja der Nützlichkeit des Alkohols durch die Aerzte der Masse des Publikums zum Bewußtsein gebracht werden möge. Der Verfasser bekämpft (was für das heutige Deutschland so wichtig ist) namentlich den verbreiteten Irrthum, daß durch den Biergenuß der verderbliche Einfluß des Alkoholismus vermindert werde. „Gerade unter der täuschenden Maske des scheinbar leichten, wohlschmeckenden, nahrhaften Genußmittels hat der Alkohol seinen verderblichen Eingang gefunden in Kreise, welche ihm sonst vielleicht ganz verschlossen geblieben wären." — Diese Mahnung ist keineswegs die erste ihrer Gattung; seit dem umfangreichen Werke des Geh. Sanitätsraths Baer über den Alkoholismus (1878) ist sie manches Mal wiederholt worden, und auch jenes Werk faßte zum Theil nur zusammen, was die Wissenschaft zuvor erarbeitet hatte. Aber gegen so verbreitete Mißbräuche muß der Angriff oft wiederholt werden, ehe ein Erfolg erreicht wird.

β. **Ueber die Zukunft der Philosophie.** Mit apologetisch-kritischer Berücksichtigung der

Inauguralionsrede von Adolf Exner „Ueber politische Bildung" als Rector der Wiener Universität von Franz Brentano. Wien, Alfred Hölder. 1893.

Frisch und geistvoll geschrieben tritt die vorliegende Broschüre allen Zweifeln an der Zukunft der Philosophie gegenüber mit Entschiedenheit und in äußerst gewandter Weise für den Glauben an diese Zukunft ein: Exner hat Unrecht mit seinen entgegengesetzten Behauptungen, es steht wirklich mit der Philosophie nicht so schlimm, wie er meint; die philosophische Production ist nicht im Versiegen begriffen und das philosophische Interesse nur scheinbar erlahmt, in Wahrheit ist es noch äußerst rege, wie zahlreiche Thatsachen zur Genüge beweisen; auch ist nicht zu besorgen, daß es jemals erlischt. Freilich, die Philosophie geht heut' andere Wege, als sie zu Schelling's und Hegel's Zeiten ging. Die Methode, die sie heute schon großentheils befolgt und einzig befolgen sollte, ist die naturwissenschaftliche, die allein zu sicheren Ergebnissen führt. Dies im Wesentlichen der Gedankengang des Brentano'schen Schriftchens, das von Jedem mit Vergnügen gelesen werden wird, der seinen Glauben an die Unzerstörbarkeit des „metaphysischen Bedürfnisses" und seine Ueberzeugung theilt, daß nur auf empirischem Wege eine wissenschaftliche Befriedigung desselben möglich ist.

β. **Commentar zu Kants „Kritik der reinen Vernunft".** Zum hundertjährigen Jubiläum derselben herausgegeben von Dr. H. Vaihinger, a.-o. Professor der Philosophie an der Universität Halle. Stuttgart, Berlin, Leipzig, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. 1892.

Ein solches Werk hat lange gefehlt. Bei dem Umfang der einschlägigen Literatur war es dem Einzelnen kaum noch möglich, einen Ueberblick über das positiv Geleistete zu gewinnen, die Ergebnisse einer hundertjährigen Geistesarbeit sich anzueignen und entsprechend zu benutzen. Der Vaihinger'sche „Commentar" gibt die Möglichkeit dazu. Er berücksichtigt fast Alles, was seit dem Erscheinen der Vernunftkritik über den Gegenstand geschrieben und publicirt worden ist, ganz besonders eingehend die werthvollen Arbeiten aus der ersten Periode der Kant-Literatur, erörtert alle Schwierigkeiten und Dunkelheiten in ebenso klarer als gründlicher und selbständiger Weise und zieht auch die übrigen Werke Kant's, vornehmlich die „Dissertation" und die „Prolegomena", um ihrer hervorragenden entwicklungsgeschichtlichen Bedeutung willen, sowie Alles, was irgend geeignet erscheint, neues Licht auf dunkle Stellen zu werfen, zur besseren Erläuterung des Textes heran. Bei der Bedeutung, die die Vernunftkritik für das philosophische Denken in positiver wie negativer Beziehung besitzt, erscheint ein derartiges Werk in hohem Grade geeignet, die Verständigung über streitige Fragen zu fördern, und dürfte sehr bald zu denen gehören, die dem Fachmann unentbehrlich sind.

γ. **Religion und Religionen.** Fünf Vorträge von Dr. Theobald Ziegler, Professor der Philosophie in Straßburg. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1893.

Ein anregendes, fesselnd geschriebenes Buch, das eine Reihe von geistvollen Untersuchungen und Betrachtungen über das Wesen der Religion, über Glauben und Wissen, über das Verhältniß der Religion zur Sittlichkeit und zur Kunst, über religiösen Individualismus und Mystik, über Polytheismus, Monotheismus und Pantheismus und andere bedeutsame Themata enthält. Ziegler erblickt mit Schleiermacher im Abhängigkeitsgefühl und in der Sehnsucht nach dem Unendlichen, die sich eng mit ihm verbunden zeigt, das Wesentliche der Religion; auch auf Feuerbach's Wunsch-Theorie greift er zurück. Gefühle — und zwar die oben genannten — sind ihm der Urquell aller Dogmen und Glaubenslehren; in ihrem Dienst, von ihnen in Bewegung gesetzt, schafft unbewußt dichtend in den Tiefen der Volksseele die Mythen bildende Phantasie. In der näheren Ausführung dieses Grundgedankens tritt allenthalben in wohlthuender Weise das Feingefühl des Verfassers hervor. Der Geist, den seine Darlegungen athmen, und die Freiheit von aller Engherzigkeit berühren sympathisch, und der Grundgedanke wird sicherlich Vielen einleuchten, auch wenn ihnen, gleich dem Referenten, manche Einzelnheiten anfechtbar oder unhaltbar erscheinen.

γ. **Die Reconstruction der kirchlichen Autorität.** Von Ernst von Bunsen. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1893.

Der durch eine Reihe theologischer Schriften als origineller Denker bekannt gewordene zweite Sohn des Freiherrn Christian Karl Josias von Bunsen unternimmt in diesem Büchlein den Versuch des Nachweises, daß das Christenthum durch den Apostel Paulus nicht etwa folgerichtig weiter geführt, sondern vom Geiste seines Stifters abgelenkt worden sei. Er schuf eine speculative Theologie, welche seither die Entwicklung der christlichen Kirche beherrscht hat, obwohl ihre Grundlagen mit der Lehre Jesu und mit dem Berichte der Apostel selbst im Widerspruch stehen. Der wahre Vertreter der Erbschaft Jesu war Petrus; er hatte die Schlüssel des Himmelreichs empfangen, d. h. das Recht der Zulassung Anderer in den Bund; er hatte die Aufgabe, den Glauben zu predigen, der die höchste Form individueller Ueberzeugung, an kein Dogma gebunden, und die Grundlage zum sittlichen Fortschritt sein sollte; insofern ist der Glaube die Religion des Himmelreichs auf Erden, der Bethätigung der Liebe zu Gott und dem Nächsten. „Niemand schrecke zurück vor der durch das Urchristenthum geforderten und unausbleiblichen Reformation der Kirche. Nur durch Anregung eines lebendigen individuellen Glaubens und durch eine von aller Dogmatik unabhängige, dennoch religiöse Sittlichkeit könnte die christliche Kirche die geistige Vereinigung aller religiösen Genossenschaften und dadurch den Frieden auf Erden herbeiführen." Aus diesem knappen Auszug der Schrift mag man ersehen, wie wenig der Petrus des Ver-

fassers der Petrus der römischen Kirche ist. Die alte Anklage gegen Paulus, daß er das Christenthum Christi verfälscht habe, ist von E. v. Bunsen jedenfalls sehr originell erneuert worden.

γ. **England and Rome:** A history of the relations between the Papacy and the English state and church from the Norman conquest to the revolution of 1688. By P. Dunbar Ingram. LL D. London, Longmans, Green and Co. 1892.

Dieses vorzügliche, an Gedanken und Ergebnissen reiche Werk beruht auf dem Grundgedanken, daß die ältesten Einrichtungen Europa's das Papstthum, die englische Kirche und die englische Monarchie sind, und daß die beiden letzteren sich niemals, zu gar keiner Zeit dem ersteren schlechthin untergeordnet haben. Nichts ist falscher als von dem „kirchlichen Supremat der Tudors" zu sprechen. Keine Thatsache der englischen Geschichte ist vielmehr gesicherter als die, daß von den Anfängen des angelsächsischen Königthums an dieses Königthum eine gewaltige Macht über die englische Kirche besessen hat, daß es alle Befugnisse, welche die Canonisten mit dem Wort der „äußeren Jurisdiction" verbanden, ausübte, daß es also die Vorschriften der Kirche durchführte, die Bischöfe und den Clerus zur Erfüllung ihrer Pflichten anhielt, das kirchliche System vor aller Unbill von außen und innen beschützte und die Reinheit des Glaubens aufrecht hielt. Edgar der Friedfertige (959—975) erklärt, daß er das Schwert Constantin's in seiner Hand halte, daß er in seinem Reich der Statthalter des Herrn, der Hirt der Hirten und der Stellvertreter Christi auf Erden sei. Die normännischen Könige hielten alle diese Rechte eifersüchtig aufrecht und wehrten alle fremden Eingriffe von ihrer Kirche ab: kein Bischof oder Abt durfte ohne königliche Erlaubniß nach Rom reisen, keine päpstliche Bulle ohne vorherige Kenntnißnahme des Souveräns verkündigt werden. Erst von der zweiten Hälfte der Regierung Johann's an bis zur Thronbesteigung Eduard's I. bestand eine enge Verbindung zwischen dem Papstthum und der englischen Monarchie; eben dadurch wurde aber auch eine Reaction herbeigeführt: es begann der lange Kampf der englischen Könige mit dem Papstthum, während dessen durch mehrere „Statuten", namentlich das Statut praemunire, die alte kirchliche Oberhoheit der Monarchie hergestellt wurde. Heinrich VIII. hat nach den zutreffenden Worten des Erzbischofs Bramhall in England nur solche päpstliche Ansprüche beseitigt, die mit den alten Gesetzen des Landes in unlöslichem Widerspruch standen; wenn schließlich auch die geistliche Oberhoheit der Päpste über England hinfällig wurde, so trägt die Schuld Paul III., der durch den Bannfluch, den er gegen den König und seine Anhänger schleuderte, erst den völligen Bruch herbeiführte. Wie festgewurzelt die königliche Macht über die Kirche war, das lehrt nichts besser als der Umstand, daß selbst Maria, die den Frieden mit dem Papste herstellte, doch genau dieselben Rechte in Anspruch nahm und ausübte wie ihr Vater. Indem dann die Päpste einen dreißigjährigen Krieg gegen Elisabeth führten, und zwar mit jedem Mittel führten, haben sie die Engländer mit Gewalt protestantisch gemacht und in ihnen den Glauben hervorgerufen, daß die römisch-katholische Religion mit dem Bestand Englands unvereinbar sei; die Folge war, daß die Katholiken erst seit 1778, wo sie erstmals ihre Loyalität bekannten, emancipirt worden sind.

βλ. **Le système judiciaire de la Grande Bretagne.** Par le Cte. de Franqueville. Vol. I—II. Paris. Rothschild. 1893.

Ein gelehrter französischer Jurist, der ehemalige Advocat Graf Franqueville, hat es unternommen, für die Franzosen zu thun, was Professor Gneist für uns Deutsche gethan hat, und die Geschichte der politischen Institutionen des britischen Reiches zu schreiben. Das vorliegende Werk über die englische Gerichtsbarkeit ist bereits das zehnte in der Reihenfolge, in welcher der Verfasser seit 1861 dieser ungeheuren Aufgabe gerecht zu werden sucht. Er bezeichnet es als die nothwendige Ergänzung seiner 1887 vollendeten, drei starke Bände umfassenden Geschichte der britischen Regierung und des britischen Parlamentes. Die Vorarbeiten dazu haben ihn dreißig Jahre lang beschäftigt und einen nicht unerheblichen Theil dieser Zeit hat er dazu verwendet, in englischen Gerichtshöfen, im Parlament und im Gefolge des Lord Chief Justice und der Richter der Queen's bench die Handhabung der englischen Justiz auf praktischem Wege kennen zu lernen. Er hat die beredtsamsten Anwälte sprechen gehört und in London und in der Provinz bei den Sollicitors gearbeitet. Minister und Lords-Kanzler haben mit bereitwilligem Entgegenkommen seine Forschungen gefördert und ihm Eintritt in die verschiedenen Abtheilungen der Polizeiverwaltung und die Strafanstalten gewährt. Im Verkehr mit dem Richterpersonal, den Geschworenen, den Angeklagten, den Anwälten hat er Erfahrungen gesammelt und Kenntnisse sich angeeignet, die in Büchern nicht zu finden sind. Er kennt England, seine Institutionen und seine Rechtspflege wie ein geborener Engländer, und vermag wie Gneist, den er fleißig studirt hat und fortwährend anführt, dieses eigenthümliche, auf Herkommen und Tradition nicht weniger als auf geschriebenen Gesetzesvorschriften beruhende Rechtssystem mit den Institutionen des eigenen Landes zu vergleichen und verständlicher zu machen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 19. Februar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Annual Report of the Board of Directors of the Los Angeles Public Library and Report of Librarian. 1893-1894.

Boltz. — Vasantasena und die Hetären im indischen Drama. Das Vedavolk in seinen Gesammtverhältnissen. Zwei Vorträge von August Boltz. Darmstadt, L. Brill. 1894.

Boltz. — Der Apollomythus. Die Engel und ihre Verehrer. Zwei mythologisch-linguistische Studien von August Boltz. Darmstadt, L. Brill. 1894.

Braune. — Reinheit. Einacter von Rudolf Braune. Mölln (Harz), R. Braune. 1895.

Brine. — Travels amongst American Indians, their ancient earthworks and temples; including a journey in Guatemala, Mexico and Yucatan, and a visit to the ruins of Patinamit, Utalan, Palenque and Uxmal. By Vice-Admiral Lindeshay Brine. London, Sampson Low, Marston & Co. 1894.

Bulletin of the United States Geological Survey. Nr. 97—106; 108—117. Washington, Government Printing office. 1892—1894.

Bütow. — Die Weltordnung. Von Otto Bütow. I. Band. Geburt und Jugend der Menschheit. Lfg. 3. 4. Braunschweig, Druck und Verlag von Albert Limbach. 1894.

Crépieux-Jamin. — L'écriture et le caractère par J. Crépieux-Jamin. Troisième édition et augmentée. Avec 223 figures dans le texte. Paris, Félix Alcan, Editeur. 1895.

Ego. — Liebe. Vier Novellen von Ego. Berlin, Verlag des Bibliographischen Bureaus. 1895.

Ehrhardt. — Die Kunst der Malerei. Eine Anleitung zur Ausbildung für die Kunst. Nebst einem Anhang zur Nachhülfe bei dem Studium der Perspective, Anatomie und der Proportionen. Von Ad. Ehrhardt. Mit 53 Tafeln und Text-Illustrationen in Holzschnitt. Zweite Auflage. Braunschweig, C. A. Schwetschke & Sohn. 1895.

Eichner. — „Der Sang an Aegir" oder: Nach Unterwäsche durchgefallen. Eine Schul-Humoreske von Walter Eichner. Leipzig, Commissions-Verlag von Max Sängewald.

Elster. — Die Aufgaben der Literaturgeschichte. Akademische Antrittsrede von Dr. Ernst Elster. Halle a. S., Max Niemeyer. 1894.

Erzherzog Carl. — Ausgewählte Schriften weiland Seiner Kaiserlichen Hoheit des Erzherzog Carl von Oesterreich. Sechster Band und Kartenband. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1894.

Eschelbach. — Wildwuchs. Gedichte von Hans Eschelbach. Zweite, vermehrte Auflage. Köln a. Rh., Paul Neubauer.

Gannett. — A manual of topographic methods. By Henry Gannet. Washington, Government printing office. 1893.

Good Reading about many books mostly by their authors. London, T. Fisher Unwin. 1894—1895.

Grünberg. — Das Verbrechen: Liebe. Aus den Tagebüchern des Fräuleins v. Z. Herausgegeben von Victor Grünberg. Brunn, Karafiat u. Sohn.

Gsell Fels. — Italien in sechzig Tagen von Dr. Th. Gsell Fels. Fünfte Auflage. Zwei Theile in einem Bande. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut. 1895.

Haushofer. — Die Ehefrage im Deutschen Reich. Von Professor Dr. Max Haushofer. Drittes Tausend. Berlin, Richard Taendler. 1895.

Heller. — Der Weg zum Frieden. Roman von O. Heller. Berlin, Verlag des Bibliographischen Bureaus. 1895.

Hise-Irving. — The Penokee Iron-Bearing Series of Michigan and Wisconsin. By Roland Duer Irving and Charles Richard van Hise. Washington, Government printing office. 1892.

Joseph. — Die Paläste des homerischen Epos. Mit Rücksicht auf die Ausgrabungen Heinrich Schliemann's von Dr. phil. D. Joseph. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin, Georg Siemens. 1895.

Kegel. — Verlorenes Leben. Modernes lyrisches Epos von Hugo Kegel. Dresden, Leipzig und Wien. E. Pierson's Verlag. 1895.

Kretzer. — Friedrich Nietzsche. Nach persönlichen Erinnerungen und aus seinen Schriften. Von Lic. Dr. Eugen Kretzer. Leipzig und Frankfurt, Kesselring'sche Hofbuchhandlung. 1895.

Kürschner. — Deutscher Literatur-Kalender auf das Jahr 1895. Herausgegeben von Joseph Kürschner. Siebzehnter Jahrgang. Mit zwei Abbildungen. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

Larivière. — Catherine II. et la révolution française par Ch. de Lariviere. Avec préface de Alfred Rambaud. Paris, Librairie H. le Soudier. 1895.

Lecker. — Eine Fahrt an die Adria. Von Bernhard Lecker. Stuttgart, Süddeutsche Verlagsbuchhandlung (Dan. Ochs). 1895.

Lothar. — Das hohe Lied. Ein dramatisches Gedicht von Rudolph Lothar. Mit Heliogravüren nach Originalcompositionen von Max Lewis. Wien, Druck und Verlag von M. Engel u. Söhne. 1895.

Loewenberg. — Neue Gedichte von J. Loewenberg. Hamburg, M. Glogau jun. 1895.

Mariano. — Il Ritorno delle Chiese Christiane all' unità cattolica. Memoria letta all' Accademia di Scienze Morali e Politiche della Società Reale di Napoli. Dal Socio Raffaele Mariano. Napoli, Tipografia della Regia Università. 1895.

Meltz. — Wohl bekomm's! Grobheiten, Bosheiten und Liebenswürdigkeiten von August Meltz. Hamburg, M. Glogau jun. 1895.

Mémoires du chevalier de Mautort. Publiés par son petit-neveu Le Bon Tillette de Clermont-Tonnerre. Paris, Librairie Plon. 1895.

Milhaud. — Madagascar par Albert Milhaud. Avec une carte de Madagascar. Paris, Felix Alcan Éditeur.

Mineral Ressources of the United States. Calendar Year 1892 and 1893 (2 Vols). Washington, Government printing office. 1893 u. 1894.

Pädagogik, Encyclopädisches Handbuch der, herausgegeben von W. Rein. Erster Band, sechste Lieferung. Langensalza, Verlag von Hermann Beyer u. Söhne. 1894.

Paul. — Das A-B-C unires Glaubens. Dem evangelischen Volke dargeboten von Hans Paul. Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn. 1895.

Proceß. Der Proceß Czynski. Thatbestand desselben und Gutachten über Willensbeschränkung durch hypnotisch-suggestiven Einfluß, abgegeben vor dem oberbayrisch Schwurgericht zu München von Prof. Dr. Grashey, Prof. Dr. Hirt, Dr. Freiherrn v. Schrenck-Notzing, Prof. Dr. Preyer. Stuttgart, Ferd. Enke. 1895.

Putlitz. — Gustav zu Putlitz. Ein Lebensbild. Aus Briefen zusammengestellt und ergänzt von Elisabeth zu Putlitz, geb. Gräfin Königsmarck. Drei Bände. Mit zwei Porträts und vier Ansichten. Berlin, Alexander Duncker. 1894. 1895.

Ranzoni. — Moderne Malerei. Eine Studie von Carl Ranzoni. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben's Verlag. 1895.

Report. Twelfth annual report of the United States Geological Survey to the Secretary of the Interior 1890—1891. By J. W. Powell. Part. I. Geology. Part. II. Irrigation. Washington, Government printing office. 1891.

Report. Thirteenth annual report of the United States Geological Survey to the Secretary of the Interior. 1891—1892. By J. W. Powell. In three parts: Part I. Report of the director. Part II. Geology. Part III. Irrigation. Washington, Government printing office. 1892—1893.

Schudder. — Tertiary Rhynchophorous Coleoptera of the United States. By Samuel Hubbard Schudder. Washington, Government printing office. 1893.

Schultz. — Allgemeine Geschichte der bildenden Künste. Von Dr. Alwin Schultz. Liefg. 2. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1895.

Tischner. — Le Phénomène fondamental du système solaire. Par August Tischner. Avec 13 figures. Leipzig, Gustav Fock. 1895.

Tobien. — Aus dem Tagebuch der Aebtissin. Eine Novelle aus Westfalen von Wilhelm Tobien. Leipzig, G. Strube's Verlag.

Türk. — Ludwig Nebert. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Karl Türk. Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson's Verlag. 1895.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.

Für die Redaction verantwortlich: Dr. **Walter Pactow** in Berlin.

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

BINDING DEPT. JUN 15 1962

AP
30
D4
Bd.82

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY